This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

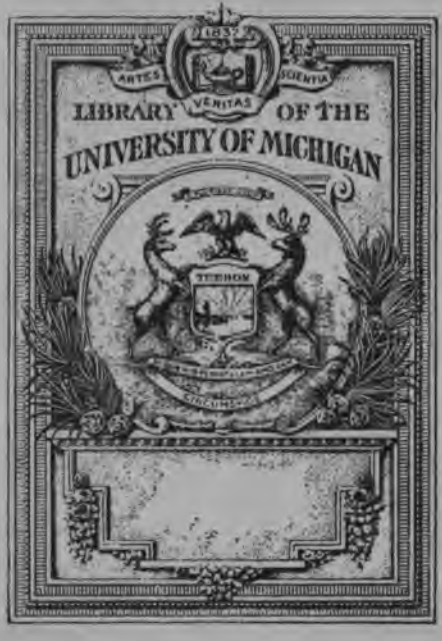
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

CT
1054
.H587

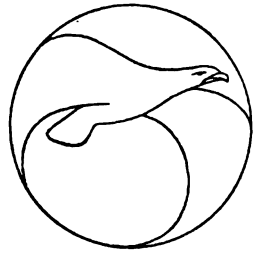
Deutsche Männer

Deutsche Männer

Fünfzig Charakterbilder

von

Robert Hessen



Stuttgart
Verlag Julius Hoffmann

Copyright 1912 by Julius Hoffmann
Stuttgart

German
Wahn
9-17-23

Vorwort

Der kritiſche Leſer wird zu der Frage neigen: „Wozu gerade fünfzig? War der Kreis der beſten Deutſchen gar ſo leicht zu ziehen?“ Dieſe Frage iſt berechtigt. Aber würde ſie, falls ich ſiebenundfünfzig oder hundertſiebenundfünfzig Helden genannt hätte, vermieden worden ſein? Die Notwendigkeit einer gewiſſen Abrundung hat mich bei der bequemen Zahl fünfzig Halt machen laſſen, aber ein Blick in das Buch ſelbſt muß jeden bald überzeugen, daß die Beſchränkung auf einen Zirkel von Bevorzugten nur ſcheinbar iſt. Es werden die Namen von hunderten anklingen, die für die Entwickelung unſers Volkstumes von Bedeutung geweſen ſind. Für das Verweilen bei einer beſtimmten Ausleſe aus ihnen haben natürlich in jedem Einzelfall noch ſtarke Gründe geſprochen.

Wendet ſich doch mein Verſuch, Vorbilder aufzuſtellen, nicht zum wenigſten an die deutſche Jugend, die zum Lebenskampf antreten ſoll. Es mußten alſo zur biographiſchen Darſtellung Männer gewählt werden, die durch die großen Eigenſchaften ihrer Begabung und ihres Charakters am eheſten zur Nacheiferung anſpornen können. Muſter von Tatkraft, Erfindungsgabe, Großmut im Erfolg, Heiterkeit im Unglück, Männer, die zugleich als Repräſentanten ihrer Epoche den Fortſchritt der deutſchen Geſamtentwicklung anſchaulich machen. In den Hintergrund aber mußten ſolche treten, die durch eine verhängnisvolle Miſchung in Wandel, Streben und Schickſal kein reines Bild aus dem Spiegel der Betrachtung zurückwerfen oder trotz gewaltigen Verdienſten doch die ungeſchützte Seele des Jünglings, der mit ihnen bekannt wurde, gar zu früh in den Strudel des Zweifels und voreiliger Auflehnung hätten hineinreißen können. Immer noch früh genug wird der Aufgeweckte auch die unheimlichen Schatten gewahr werden, die der Dämon auf den Lebensweg von einzelnen meiner Heroen warf. Denn der Wunſch, etwas *nur* Helles, *nur* Erhebendes liefern zu wollen, konnte leicht dazu führen, die konfliktloſe Mittelmäßigkeit

auszuwählen und jenem „Optimismus“ Vorschub zu leisten, der mit Seichtheit nahe verwandt ist, indem er sich einredet, daß es in dieser Welt keine Niederlagen gibt. Umgekehrt bildet auch das Niederdrückende für den Starken einen Sporn: entweder sich selbst besser zu wehren, oder ein höheres Maß von Gerechtigkeit für andre durchzusetzen.

Möchte dieses Buch dazu beitragen, den Glauben an die ungeheure Kraftentwickelung, deren die deutsche Natur in ihren stolzesten Vertretern fähig ist, zu wecken und zu stählen, damit wir dieses Erbteil positiver Leistung eindringend würdigen, auf große Ziele gerichtet es vermehren und kernigen Enkeln einst zu fröhlichem Wiederanfang überliefern können.

Wilmersdorf, März 1912. Robert Hessen

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	V
Armin der Befreier	1
Theoderich der Große	11
Karl der Große	21
Kaiser Konrad II.	33
Kaiser Heinrich IV.	41
Kaiser Friedrich Barbaroſſa	55
Hermann von Salza	65
Reuchlin	71
Dürer	79
Luther	87
Friedrich der Weiſe	95
Kepler	103
Friedrich Wilhelm I. von Preußen	113
Friedrich II. von Preußen	121
Leſſing	127
Goethe	135
Schiller	149
Mozart	157
Kant	161
Stein	173
Scharnhorſt	185
Blücher	193
Nettelbeck	201
Fichte	209
Thaer	215
Kleiſt	225
Jahn	231

Seite

Schinkel 245
Jakob Grimm 251
Karl Maria von Weber 257
Friedrich List 263
Kaiser Wilhelm I. 283
Bismarck 291
Moltke 313
Kaiser Friedrich III. 321
H. H. Meier 329
Fritz Reuter 333
Simson 339
Robert Mayer 345
Wagner 355
Werner Siemens 363
Freytag 373
Fontane 379
Bennigsen 389
Kapp 397
Gräfe 405
Nachtigal 411
Stephan 415
Lenbach 421
Friedrich von Bodelschwingh 433
Schlußwort 441

Armin der Befreier

18 v. Chr.–19 n. Chr.

Wenn zur Zeit von Christi Geburt ein Adler aus Germaniens rechtsrheinischen Gauen sich in die Lüfte hob, schwebte sein Flug in Frühling und Sommer wie über einem endlosen grünen, von Silberfäden durchzogenen Teppich, im Winter über einem schneeweißen, mit bräunlichen oder dunkelgrünen Flecken im Forst. Wie selten, wie winzig traten je nach der Jahreszeit schwarze Krume von Ackerland oder das Gold eines Ährenfeldes hervor. Denn noch erschienen fast alle Flußläufe der Ebene meilenweit mit Sümpfen und Moor umsäumt. Ein paar uralte Rennsteige auf den Höhen des deutschen Mittelgebirgsstockes waren, ehe die Römer kamen, die einzig kenntlichen Wege, auf denen ab und zu ein Händler mit seinem Saumtier oder ein Häuptling mit seinen Getreuen sich blicken ließ. Ungerodet barg der weitaus größte Teil des Urwaldes tausende von Schlupfwinkeln für Bär, Wolf und Auerochs, die Winter waren so hart, daß Rhein sowohl wie Donau fast regelmäßig zufroren und das Rentier in Süddeutschland gedieh. Mächtige Nebel wallten auf und nieder, selbst die Sonne der Hundstage vermochten so viel Feuchtigkeit oft nicht aufzutrocknen; die spärlichen Saaten, die sie heranreifte, lagen meist auf sandigen Hügeln. Dörfer mit festen Hütten gab es nur das Rheinufer entlang, auch in der Nordwestecke zwischen Rhein und Ems. Das ganze Land aber wies im Verhältnis zu heute vielleicht den zwanzigsten Teil der Bewohner auf, den dreißigsten Teil der heutigen Anbaufläche, kaum den vierzigsten ostwärts von Weser und Elbe.

Wenige Jahre vor oder nach Christi Geburt muß es gewesen sein, spätestens Anno 6, daß auf jener Heerstraße, die sich die Römer am linken Rheinufer angelegt hatten, wahrscheinlich von Birten (Castra vetera) beim heutigen Xanten oder von Neuß (Novaesium) aufwärts, dann über Köln, Bonn, Mainz, Straßburg, Basel ein germanischer Häuptlingssohn, der mit dem üblichen kleinen Gefolge von Stammverwandten in römischen Kriegsdienst übergetreten war, Italien zuzog, sei es direkt nach Rom oder zum Heerlager des damaligen Oberbefehlshabers an Italiens Nordostgrenze. Dieser junge Mann trug die Bestimmung, in den Geschicken unsrer Heimat eine entscheidende Rolle zu spielen, eine Richtung zu weisen, in der wir

Heutigen noch fortwirken, und kam aus der Völkerschaft Cheruſca, wo er, wenn man des Tacitus Angaben für unſre Chronologie verwendet, im Jahr 18 v. Chr. geboren war.

Die Römer hatten während ſeiner Knabenzeit mit zähen Anſtrengungen und geführt von genialen Männern, die ſoldatiſches Können mit ſtaatsmänniſcher Einſicht paarten, zumal unter dem älteren Druſus, der im Jahre 9 v. Chr. umkam, und ſeinem Bruder Tiberius, zwiſchen Rhein und Elbe große Fortſchritte gemacht, Magazinplätze angelegt, Märkte eingerichtet, kleine Kaſtelle erbaut und im ganzen mehr als Vermittler überlegener Kultur, denn als Eroberer im Lande geſchaltet. Es war ihnen tatſächlich gelungen, einen Teil der an ſich höchſt kulturfähigen Germanen zu gewinnen und ſich überall eine Partei zu ſchaffen. Aber obwohl Tiberius einmal bereits gewagt hatte, ſein Heer in Germanien überwintern zu laſſen (er ſelbſt war nach Italien geeilt), wollten den Römern all dieſe Fortſchritte nicht genügen, weil ſüdlich und ſüdöſtlich ihres Aktionsfeldes ein neues Hindernis aufgetaucht war: die Herrſchaft des ſueviſchen Großkönigs Marbod. Er hatte ſich viele andere deutſche Stämme angegliedert, war, in römiſchen Dienſten geſchult, mit ſeiner wohlorganiſierten Macht kein unverächtlicher Gegner und verlegte wie durch einen Querriegel jenen verwöhnten Eroberern den direkten Zugang von Süden her zu ihrem Waffenplatz an der Elbmündung, im Lande der befreundeten Chauker.

Da rüſtete ſich Kaiſer Auguſtus für den üblichen konzentriſchen Angriff, um jenen ſtörenden Riegel zu brechen. Ganze zwölf Legionen wurden aufgeboten, ſechs vom Rheine, ſechs von der Donau her; ſie ſollten zangenartig den Feind umklammern. Jede Legion war begleitet von einem Reitertrupp (ala), bei dem die Bundesgenoſſen untergebracht waren, zumeiſt germaniſcher Herkunft, ſeit Cäſar gelernt hatte, die unvergleichliche Wucht unſerer Vorfahren zum Einhauen vom Roß herab zu benützen, und ſeinen Sieg bei Pharſalus mit bataviſchen Reitern entſchieden hatte. So dürfen wir auch unſern jungen Cheruſkerprinzen, deſſen Volk aus Gründen, die wir nicht zu durchſchauen vermögen, Anno 6 n. Chr. mit Rom gegen Marbod verbündet war, in jenen Jahren bei der römiſchen Kavallerie vermuten, und zwar bei dem Heerteil, der an der Donau ſtand. Hier iſt er von dem römiſchen Hiſtoriker und Zeitgenoſſen Vellejus Paterculus beobachtet worden. „Es befand ſich damals unter den Germanen," ſagt er, „ein junger Mann von edelm Geſchlecht, tapferer Hand, geſchwinder Auf-

faſſung und einer Klugheit, wie man ſie keinem Barbaren zutraut; Arminius mit Namen, Sohn des Sigimer, eines Häuptlings in jenem Volk. Sein feuriger Geiſt leuchtete ihm aus Antlitz und Blick." Es wäre von höchſtem Reiz für uns, zu wiſſen, wann und wo ſich unſer Held bei jenen Kämpfen ausgezeichnet hatte. Doch hören wir von Vellejus nur, daß er zum Lohn für ſeine Dienſte „mit römiſchem Bürgerrecht und Ritterrang" bekleidet worden ſei. Denn im entſcheidenden Augenblick, vielleicht von Marbod ſelber angeſtiftet, hatten ſich die wilden Stämme Pannoniens (am Knie der Donau, im heutigen Weſtungarn) empört. Die tapfern Illyrier machten mit ihnen gemeinſame Sache, bedrohten die römiſche Rückzugslinie, die ganze Aktion gegen Marbod kam ins Stocken, und es koſtete drei volle Jahre, jenen gefährlichen pannoniſchen Aufſtand niederzuzwingen. Armin muß jedoch das Hauptquartier lange vor Schluß des Feldzuges verlaſſen haben, denn fünf Tage, nachdem Tiberius den pannoniſchen und illyriſchen Krieg beendet hatte, traf bereits bei den Römern die Nachricht jenes weltgeſchichtlichen Ereigniſſes ein, das mit Armins Namen für immer verknüpft iſt. Erinnert man ſich, was Tacitus (Annalen II, 88) ausdrücklich angibt, daß Armin es bis auf ſiebenunddreißig Lebensjahre, bis auf zwölf Jahre in der Macht gebracht habe, ſo ergibt ſich zwanglos das Jahr 7 als das der Heimkehr. Zwei Jahre vorher hatte Quinctilius Varus die Verwaltung am Niederrhein übernommen.

Ein Dichter mag ſich ausmalen, welcher Art die Eindrücke geweſen ſein können, die der germaniſche Nationalheld aus ſeinen Berührungen mit der römiſchen Kulturwelt davongetragen hatte. In ſie eingetreten als Jüngling und Bundesgenoſſe, anpaſſungsfähig und empfänglich, muß er doch bald mehr Bewunderung bei andern erregt, als bei ſich ſelber empfunden haben, denn ſein hervorſtechendſter Charakterzug iſt, daß ihm die Römer *nicht* imponierten. Es dürfte verhältnismäßig früh ſchon ſein prüfender Blick die Grenzen römiſcher Veranlagung, trotz gewiſſen beſtechenden Fertigkeiten, die eine Überlegenheit vortäuſchten, erkannt haben. Es mag ihm auch, während er auf die Pannonier einhieb und — erhaltene Bildwerke laſſen darauf ſchließen — an ihnen doch den gleichen Wuchs, die gleiche Sinnesart bemerkte, die Frage gekommen ſein: „Wozu denn eigentlich? Für wen brechen wir uns gegenſeitig die Hälſe? Sind dieſe kalten Römer wirklich unſre Freunde? Was haben die Cheruſker auf die Dauer von ihnen zu erwarten? Iſt es fromm, iſt es ſtolz, iſt es überhaupt ein Fort-

schritt, seine heimische Art wegzuwerfen, in eine fremde Haut zu schlüpfen und etwas ganz andres zu werden, als die Natur beabsichtigt hatte?" Wie groß, daß dieser Eigene gerad in dem Augenblick, da seine Verdienste ihm die herrlichste Laufbahn innerhalb des höchststehenden Weltreiches zu öffnen scheinen, alle Beförderung, allen Glanz verschmäht und zurück zu seinen düstern Wäldern, zu seinen Stammgenossen kehrt! Dies ist es, was Armin unter allen Germanen von besonderer Begabung, die im Lauf der nächsten Jahrhunderte hervortreten, bis zu Alarich dem Westgoten hin, auszeichnet.

Gleich nach dem Heimritt muß er damit begonnen haben, seine noch Anno 6 mit Rom verbündeten Cheruster umzustimmen und eine Partei zu sammeln, die der vorhandenen römischen die Wage hielt. Das Haupt der Römlinge scheint jener selbe Segestes gewesen zu sein, der unserm Helden bald auch in einem tragischen Familienkonflikt bitterfeindlich entgegentreten sollte. Segestes, ein frühes Muster rheinbündischer Gesinnung, war so römerfreundlich, so ganz ohne Gefühl für die Forderungen, die sonst gemeinsames Blut selbst in halbtierischen Wilden zu erheben pflegt, daß er dem Statthalter Varus, der, wie schon erwähnt, seit dem Jahre 5 in Germanien befehligte, die patriotische, von Armin gesammelte Partei denunzierte, ja vorschlug, ihn selbst gleich Armin und seinen Freunden in Ketten zu legen, bis der Verlauf der Dinge die Wahrheit seines Wortes an den Tag gebracht habe.

Varus, wie Tacitus (Ann. I, 58) in Übereinstimmung mit Vellejus berichtet, blieb verstockt und wollte von keiner Gefahr hören. Wir erleben hier ein Beispiel von Armins Genialität. Er muß es verstanden haben, den gebietenden Römer zu bezaubern und in Sicherheit zu wiegen. So brach denn die Katastrophe über den Verblendeten herein.

Vellejus, der Zeitgenosse, kündigt ihre Beschreibung an, bringt sie aber nicht, oder sie ist verloren gegangen; Tacitus, hundert Jahre später, kommt nur rückblickend auf sie zu reden; bei Dio Cassius, nach zwei Jahrhunderten, finden wir in griechischer Sprache die hochinteressanten Einzelheiten. Es war im Herbst des Jahres 9. Die Römer standen im Begriff, ihr befestigtes Sommerlager an der Weser zu verlassen und auf ihrer Etappenstraße nach Aliso an der Lippe, dann zum Rhein abzuziehen. Da spiegeln die Germanen den Aufruhr einer gerade noch erreichbaren Völkerschaft vor, die schnell bestraft werden müsse, locken die Römer abseits in die

Sümpfe, und ein furchtbares Unwetter hilft den Plan vollenden. Wie aus dem Boden gewachsen stürzen sie sich von allen Seiten auf die hintersten Rotten der lang ausgezogenen Legionskolonnen. Ein gräßliches Morden beginnt. Der deutsche Wald mit seiner Nässe bewährt sich als den treuesten Bundesgenossen unsrer Landsleute; die Römer, ohne Weg und Steg, wanken zusammenschmelzend weiter. Noch einmal versuchen sie ein Lager zu schlagen, die Disziplin aufrecht zu erhalten, doch schon ist die Reiterei ausgebrochen. Auch sie scheint nicht vom Glück begünstigt worden zu sein; ihr Legat, Vala Numanius, wird abgefangen und endet schmählich. Am zweiten oder dritten Tag stürzt sich der wunde Varus verzweifelnd in sein Schwert, spätestens am vierten ist alles beendet. Drei Legionen, dazu die Kohorten der Bundesgenossen und ein großer Troß von Zivilpersonen, an vierzigtausend Mann imganzen, sollen umgekommen sein.

Zwei Beweise wurden durch diese Schlacht geliefert: erstens daß die Römer trotz all ihrer Organisation und Kunst auch von Naturkriegern besiegbar seien; zweitens daß die Germanen in ihren rechtsrheinischen Wäldern für Roms Eroberungslust nicht länger als ein dankbares und vernünftiges Angriffsobjekt gelten könnten. Kaiser Augustus stöhnte mit Recht wegen der gänzlich verloren gegangenen drei Legionsstämme, da doch schon die spärliche Rekrutierung für die vorhandenen im entvölkerten und verweichlichten Italien schwerfiel. Prinzipiell ward fortan auf eine Angriffspolitik gegen Germanien von Rom verzichtet. Nur anstandshalber zeigte sich Tiberius am Rhein und ging auch, nicht allzuweit, auf sein rechtes Ufer hinüber.

Der Gewinn für uns Deutsche war unermeßlich. Das Schicksal der Gallier, die sich gar zu innig der römischen Kultur angeschmiegt hatten, schnell von ihr durchseucht und gebrochen worden waren, blieb den Germanen durch die Teutoburger Schlacht erspart. Fast achthundert Jahre noch hausten unsre Vorfahren rechts des Rheines gleich einem unberührten Kraftborn bei ihrer heimischen Art, um erst von den fränkischen Merowingern an eine neue Halfter, von Karl dem Großen in den Zwang einer nenen Verwaltung genommen und für städtisches Leben allmählich reif zu werden.

Armin hatte des Varus abgetrenntes Haupt an Marbod geschickt, eine packende Aufforderung, dem cheruskischen Beispiel zu folgen. Doch der Sueve teilte die intuitive Begabung, teilte den Seelenschwung unseres

ersten national denkenden Führers nicht, wenn er ihn überhaupt begriff. Er hielt zu Rom und gab den Kopf des Varus dorthin weiter.

Wenig ist leider bekannt über Armins Erlebnisse während der folgenden sechs Jahre. Die römische Partei scheint schnell wieder, gespornt von Eifersucht auf des Siegers Ruhm und Stellung im Volk, erstarkt zu sein. Blutiger Hader unter den Cheruskern brach aus, und wir können auf ihn aus des Segestes Worten (Ann. I, 58) schließen, daß er einmal Armin in Ketten geworfen, dann von dessen Anhang das gleiche Schicksal erduldet habe. Mag hieraus gerade für den Feuerkopf ein Anreiz entsprungen, mag er einer längst vorhandenen Neigung gefolgt sein: er entführte des Segestes Tochter Thusnelda, obwohl sie, wie wir vom Vater wissen, einem andern Mann — vielleicht nur um Armin zu beleidigen — verlobt gewesen war. Ein Schlaglicht fällt auf diese Familienwirren, sobald sich Tacitus im ersten Buch seiner Annalen den germanischen Dingen zuwendet. Der Sohn jenes erwähnten Drusus, des nunmehrigen Kaisers Tiberius Neffe Germanicus, kommt im Jahre 15 über den Rhein, und fast sein erster Eingriff gilt dem Entsatz einer Feste, die Armin mit den Seinen belagert, weil sie den Anhang des Segest samt der auf irgend eine Weise dem jungen Gatten wieder geraubten Thusnelda birgt. Die erste deutsche Frau wird uns als historische Persönlichkeit in ihrem herzbeschwerenden Verhängnis von jenem großen Schilderer (I, 57) mit Zügen vorgeführt, die sich unauslöschlich einprägen. Die Römer gaben sie nicht mehr heraus; zwei Jahre später hat sie bei des Germanicus Triumph dem Pöbel der Hauptstadt als Schaustück dienen müssen, dann, weder des Gatten noch des Erstgebornen froh, in Ravenna ihre Tage vertrauert. Den um sein Lebensglück Beschnellten aber trieb die Sehnsucht nach Rache „gleich einem Rasenden umher, und so durchflog er der Cherusker Gaue, Waffen gegen Segestes, Waffen gegen den Kaiser aufbietend.“ Zwei Feldzüge verliefen unentschieden. Zweifelvoll blickte Tiberius auf diese, dem Prinzip Roms widersprechenden jugendlichen Anstrengungen, die trotz etlichen Augenblickserfolgen doch die römische Macht mehr als einmal ernstlich gefährdeten und schlechterdings kein greifbares Resultat ergaben, bis er den Neffen (im Winter 16 auf 17) zurückrief. Armin war die Seele des Widerstandes geblieben. Wir schauen ihn, wie Tacitus ihn darstellt, in all seiner überragenden Energie, Tapferkeit und Findigkeit, des zündenden Wortes wie des vernichtenden Schwertes gleich sehr mächtig. Seine Kunst,

mit Hinterhalt und Reserven zu wirken, verleugnet die römische Schule nicht, allein auf Schritt und Tritt wird er von der ungehorsamen, ihrer Beutegier keinen Zügel anlegenden, des Führers Scharfsinn mißachtenden Wildheit seiner Massen gehemmt. Sie waren todesmutig, aber sie betrogen sich selbst und ihren Herzog um die Frucht wohlvorbereiteten Sieges. Einmal, im Jahre 16 bei dem großen Kampf an der Weser, bestrich der durch eine Verwundung in Nachteil Geratene sein Gesicht mit dem eigenen Blut, um sich unkenntlich zu machen, doch will Tacitus andeuten, daß chaukische Hilfstruppen, auf die er bei den Römern stieß, ihn gleichwohl erkannt und durchgelassen hätten.

Bei ihnen müßte dann jene Stimme gesprochen haben, die bei des Arminius Bruder, den die Römer Flavus hießen, schwieg. Der Weserstrom hatte Römer und Cherusker getrennt; von Ufer zu Ufer war vor der Schlacht zwischen den Brüdern die Wechselrede gegangen, die uns Tacitus (Ann. II, 9 und 10) aufgezeichnet hat. Ein Lützower aus dem Jahre 1813 würde gegen einen napoleonischen Söldner deutscher Abkunft kaum andre Worte gebraucht haben. Flavus, der im Dienst ein Auge verloren hat, zählt seine Solderhöhung, goldene Kette und sonstigen Ehren auf, pocht auf die Größe Roms, auf des Kaisers Macht, auf dessen Strafe, dessen Gnade; Armin mahnt ihn an des Vaterlandes heiliges Recht, die angestammte Freiheit, „und wie mit ihm auch die Mutter bitte, daß er doch nicht lieber seine Angehörigen und Verwandten, ja sein Volk verlassen und verraten, als bei ihnen gebieten wolle.“ Flavus, in der Wut seiner Beschämung, ruft nach Pferd und Waffen, und nur des Stertinius Dazwischenkunft verhindert den drohenden Brudermord.

Kaum war Germanicus aus den rechtsrheinischen Gauen verschwunden, als auch Armin und Marbod schon auf einander stießen. Eine große zweitägige Schlacht im Jahre 17 brachte zwar keinem der Gegner den Sieg, doch zerfiel des Marbod Macht nach diesem Anprall, er wandte sich zu den Römern und ist als kaiserlicher Pensionär in demselben Ravenna gestorben, wo seines großen Gegners Gattin schmachtete.

Hatte nun in Germanien wenigstens ein löbliches und fruchtbares Prinzip gesiegt? Nur flüchtig, naiv und unbegriffen. In der Germanenbrust lagen zwei sich widersprechende Instinkte dicht nebeneinander: Sinn für Heldentum und Gefolgstreue, für die Verdienste der Führerschaft; andrerseits Gleichberechtigung jedes Einzelnen in Ding (Versammlung), Heer und Hufe,

das was unſre Vorfahren „Gemeinfreiheit“ nannten. Sie iſt zur Grundlage deſſen geworden, was heut als Selbſtachtung und Selbſthilfe, als politiſche Berechtigung und Geltung des Individuums beſonders die Kultur der anglo-amerikaniſchen Welt jedem ſtolzdenkenden Menſchen teuer macht. Der andre Inſtinkt hat, zum Sinn für Autorität und Ordnung erweitert, beſonders in der preußiſchen Disziplin ſeine Triumphe gefeiert, mußte jedoch zunächſt in jeder ſtärkeren Perſönlichkeit, die zur Betätigung ihrer Kräfte nach Spielraum verlangte, zur Deſpotie hindrängen. Tacitus hat, an den Untergang der römiſchen Republik und die Selbſtherrlichkeit des römiſchen Kaiſertums gewöhnt, jene beiden Richtungen kopfſchüttelnd als eine Miſchung von imperium und libertas aus der Germanenbruſt abgeleſen. Auch iſt ihre völlige Verſöhnung auf eigentlich germaniſchem Boden im Lauf der Jahrhunderte ſo wenig gelungen, daß noch Mommſen bedauern mußte, wie in unſerm heutigen Staatsleben germaniſche Bürgerfreiheit mit einem Hang zur orientaliſchen Deſpotie im Streit läge. Den ſtürmiſchen Anfängen ſolches Konfliktes iſt allem Anſcheine nach Armin zum Opfer gefallen. Wir wiſſen keine Einzelheiten, dürfen nur aus des Tacitus Worten, daß er „nach der Königsherrſchaft geſtrebt“ habe, den Sachverhalt erraten. Denn die moderne Behauptung, daß die Germanen „monarchiſch bis in die Knochen“ geweſen ſeien, iſt eben nichts weiter als eine verzeihliche Illuſion. Die weſtlichen Stämme kannten zunächſt überhaupt kein Königtum, ſondern wählten ſich, wie die Sachſen noch im achten Jahrhundert, nach Bedarf einen oder zwei Herzöge, deren Amt mit dem Kriegsfall erloſch. Armin, mit den Jahren wohl ſtarrer und kürzer angebunden, ungeduldiger, die hundert Behinderungen durch Kurzſichtigkeit und Laune länger zu ertragen, abgeneigt ſich noch länger durch ſie um den Lohn all ſeiner Geſchicklichkeit und Vorſorge bringen, ſeinen Erfolg durch ſie knicken zu laſſen, mag Unluſt bewieſen haben, die Macht für immer aus der Hand zu geben. Vielleicht ein paar Vorkehrungen, wie ſtärkeres perſönliches Gefolge auch im Frieden, mögen außer der heimlich fortſchwälenden römiſchen Geſinnung ſeine Landsleute gegen ihn aufgebracht haben. Tiberius war zu vornehm, den Antrag des Chattenhäuptlings Adgandeſtrius, der den Feind Roms mit Gift aus dem Wege räumen wollte, anzunehmen; unſer Held fiel „durch Hinterliſt ſeiner Verwandten“.

Tacitus bezeugt, daß Armin von den Völkern der Barbaren beſungen worden ſei. Tröſtlich das; und es bedeutet nur die Wiederkehr geſunder

Vernunft, wenn in den Tagen frischauflebenden Nationalbewußtseins vor etwa hundertfünfzig Jahren unsre Dichter sich ihn aufs neue zum Gegenstand ihrer Lieder auserkoren. Denn so lag die Sache ja nicht, daß durch einen grausamen Scherz die Natur es den Germanen versagt hätte, mit den gigantischen Kräften ihrer Rasse durch Zusammenschluß etwas Vorteilhaftes für sich selber anzufangen. Ein Bruchteil unsrer Ahnen muß von Anbeginn diese Witterung gehabt haben, sonst würde ein Armin eben überhaupt niemals unter ihnen entstanden sein. Freilich war stets die andre Hälfte, und zuweilen mehr als die, geneigt, den Worten Segests zu folgen, die so verständig klingen und im Grunde so unpraktisch sind: „Nicht der erste Tag ist dies, der meine Treue und Beständigkeit dem römischen Volke bezeugt. Seit ich von dem verewigten Augustus mit dem Bürgerrechte beschenkt bin, habe ich Freunde und Feinde nach euerm Vorteil mir erwählt und nicht aus Haß gegen mein Vaterland, ... nein, weil ich das Gleiche Römern und Germanen vorteilhaft, Frieden aber für besser als Krieg erachte."

So mußten erst unsre Gelehrten nach den furchtbaren Demütigungen und Verlusten des Dreißigjährigen Mordens nachdenklich berichten: bei gewissen Fremdvölkern sei ein merkwürdiges Ding zu beobachten, das Patriotismus genannt würde und sich nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich für die Weltstellung der betreffenden Nationen als höchst vorteilhaft zu erweisen scheine. Ob sich diese Seltsamkeit nicht vielleicht nachahmen ließe? Seither ist nationale Gesinnung, gewissermaßen auf deduktivem Wege, langsam in Deutschland eingeführt worden, und wir freuen uns nachgerade auf hundert Gebieten der durch sie erzielten Gewinne. Das aber ist Armins Wert und unvergängliches Verdienst, daß er in seiner bezaubernden Persönlichkeit, in seiner genialen Zielstrebigkeit und Selbstbehauptung, der Nachwelt dartat, was dem Germanen erreichbar ist, sobald er sich entschließt, auf die Stimme seiner besseren Natur zu hören.

Theoderich der Große
454-526

Nach dem ersten Überblick über das grause Morden in Etzels Königssaal ist es Herr Dietrich von Bern, der die noch Lebenden zu retten sucht. Er läßt seine Stimm erschallen „gleich eines Wiesents Horn“ und führt, nachdem er sich Gehör erzwungen hat, an dem einen Arm die gefährdete Kriemhild, am andern den König Etzel hinweg, dazu sechshundert Kühne aus dem eignen Bann. Der seinerseits gelobte Waffenstillstand wird freilich durch Hildebrand gebrochen, Dietrichs alten Waffenmeister, der über den Tod seines Neffen empört auf Hagen eindringt, aber den Kürzeren zieht. Sein Schüler Dietrich ist es, der schließlich Hagen gefangen nimmt, indem er mitten im Zweikampf plötzlich seinen Schild sinken läßt, auf den Gegner einspringt und ihn mit seinen Armen umklammert.

Das deutsche Volksgemüt hat in diesen Liedern bekanntlich den Eindruck gewisser großer Ereignisse der Völkerwanderung widergespiegelt: die Niederlage, die der Burgunderkönig Gundekar 437 durch die Hunnen erlitt; und ein gräßliches Gastmahl, bei dem es ebenfalls blutig herging, aus den Tagen Theoderichs des Großen. Daß er, Herr Dietrich von Bern, auch in der Sage für den stärksten von allen gilt, wie ihm denn im Zorn „Feuer aus dem Munde sprühte“, das läßt auf die Kraft seiner zugleich heldischen und herzgewinnenden Persönlichkeit schließen. Wie konnte diese, noch dazu getragen von einem gewaltigen Volkstum, im zersplitterten Germanien erwachsen?

In der Tat muß Armin doch Schule gemacht und fortwirkende Ideen hinterlassen haben; sonst würde eine seltsame Erscheinung gegen Ende des zweiten Jahrhunderts niemals haben platzgreifen können: die germanischen Völkerschaften ballen sich zusammen, einigen sich. Es entstehen, um vorerst nur die drei wichtigsten im Westen zu nennen: die Alemannen an Oberrhein und Oberdonau, die Franken am Niederrhein, die Sachsen in deren Rücken zwischen Weser und Elbe. Längst für vernichtet gehaltene Volksstämme tauchen bei diesen Gründungen wieder auf, die, mag man sie nehmen von welcher Seite man will, nicht rein tierischem Instinkt entsprungen sein können, sondern auf Rechnung zunehmender politischer Vernunft gesetzt werden müssen. Leider sind die treibenden Persönlichkeiten gänzlich ver-

borgen. Die wenigen Häuptlinge und Herzöge, die seither überhaupt hervortreten, tragen die Züge wilder und plumper Zerstörer, wie um die Mitte des dritten Jahrhunderts der in Gallien einbrechende Alemanne Krok. Unter den römischen Kaisern jener Zeit ist Maximinus Thrax (235—238) von gotisch-alanischer Abstammung als der erste Purpurträger deutschen Ursprungs nachweisbar; er verdient sich den schmückenden Beinamen Germanicus durch sehr vorurteilsfreie Verheerungen im Gebiete der Chatten. Viele seiner besten und tapfersten Nachfolger, aus dem Lager emporgediehen und von dunkler Herkunft, zeigen germanische Züge gleich Aurelian (270—275), dem Bezwinger der Alemannen wie der Zenobia, dem „Wiederhersteller des Erdkreises", und Konstantin dem Großen († 337), dessen Mutter Helena als Schenkwirtin über die Donau ins Reich gekommen war. Er hatte hauptsächlich gegen die Goten zu ringen, die damals den Nordrand des Schwarzen Meeres besetzt hielten und stark nach der Donau hindrängten. Durch den Druck seiner Angriffe wie den seiner Nachfolger schlossen sich die dortigen schon vielgespaltenen Völker einmal noch unter Ermanarich (etwa 350—376) zu einem großen Gotenreich zusammen. Aber alles, was wir von diesem Fürsten wissen, besteht eigentlich auch nur darin, daß die Einheit nicht vorhielt, daß noch bei seinen Lebzeiten das mongolische oder finno-tatarische Nomadenvolk der Hunnen sich mit furchtbarer Gewalt auf die Ostgoten warf, sie besiegte und dann gegen die Westgoten mit fortriß, — eine unnatürliche Feindschaft, die leider noch hundert Jahre vorhalten sollte.

Die Goten, in den russischen Steppen verwildert und abgeneigt, für den Hunger ihres Nachwuchses durch Übergang zu intensiverem Ackerbau zu sorgen, hatten so nun mit den Hunnen zugleich ihren Eintritt in das imperium und seine besser angebauten, ertragreicheren Fluren erzwungen — gefährliche Gäste für die alte Gesittung, ob sie als Feinde anrückten oder sich als Bundesgenossen, ohne ihre Volksverbände aufzugeben, durch regelmäßige Getreidespenden gewinnen ließen. Die hauptsächlichsten Gegenwirkungen, durch die sie aufgehalten wurden, waren wiederum von rein germanischen Händen und Hirnen organisiert. Es ist der Wandale Stilicho, der als Vertreter Westroms des öfteren die ungebändigten Westgoten schlägt, die vielleicht nur der inzwischen entstandenen Rivalität zwischen West- und Ostrom ihre Rettung zu verdanken hatten. Doch den ganzen Germanenwirrwarr überragt die Gestalt Alarichs, des ersten Deutschen, der nach

Armin hiſtoriſch beglaubigt eine Politik treibt, die wenigſtens charaktervoll und ſelbſtändig genannt werden darf. Indem er die Titel und Ehren, die das Kaiſerreich ihm als einem fœderatus, patricius oder magister utriusque militiae hätte ſpenden können, verſchmäht, will Alarich innerhalb des längſt in allen Fugen krachenden imperium ein rein germaniſches Königreich errichten. Dadurch hat er Epoche gemacht, freilich, — weil er die vorhandenen Schwierigkeiten in dem ſchlechthin unverſöhnlichen Widerſpruch zwiſchen intenſiver, angefaulter Kultur und wilder, waldfriſcher Germanenart nicht ſchon durchſchaute und auch durch keine übeln Erfahrungen ausreichend gewitzigt wurde, — auf einer Linie, die ein deutſches Wandervolk nach dem andern früher oder ſpäter ins Verderben führen ſollte.

Es folgt als prägnanter Ausdruck jener vernunftlos bewegten Zeit die große Hunnenſchlacht auf den Katalauniſchen Feldern im Jahr 451. Aëtius, ein Spätling, der noch einmal echtrömiſche Züge trägt, ohne daß wir ſeine genaue Abkunft wiſſen, ſtellt bei dem heutigen Châlons-sur-Marne den in Gallien eingebrochenen Attila. Er kommandiert für ſeinen Kaiſer Valentinian III. das nur dem Namen nach römiſche, in Wahrheit aus germaniſchen Söldnern und Bundesgenoſſen beſtehende Heer. Ihm zur Seite ſtehen die Weſtgoten unter ihrem toloſaniſchen König Theoderich I., aufſeiten Attilas die Oſtgoten unter König Walamir. Auf beiden Seiten zugleich fechten Franken, auf beiden Seiten zugleich Burgunder, Brüder gegen Brüder. Drei Jahre nach dieſem politiſchen Widerſinn wird (454) der Oſtgote Theoderich geboren, dem die Geſchichte den Beinamen des Großen verliehen hat.

Aus dem Geſchlecht der Amaler achtjährig nach Byzanz als Geiſel geſtellt, muß das feine Knäblein (puerulus elegans) hier durch auffällig hohe Begabung im Verein mit hinreißender Kraft und Friſche den gleichen Eindruck hervorgerufen, die gleiche Schule genoſſen haben, wie der Cheruſker Armin zu ſeiner Zeit in Weſtrom. Achtzehnjährig zu den Seinigen heimgekehrt, führt er ſogleich während ſeines Vaters Abweſenheit einen Streich auf eigene Fauſt, ſammelt (472) ein Gefolge von angeblich ſechstauſend Speeren, überfällt, ſchlägt und tötet einen dem Gotentum feindlichen ſarmatiſchen Chan mit Namen Babai, kehrt mit Schätzen beladen heim, gibt aber die bei dieſer Gelegenheit eroberte Stadt Sigidunum (Belgrad) dem Kaiſer Leo nicht mehr heraus, und Byzanz wagt nicht, Gewalt anzuwenden, weil es lavieren muß.

Theoderich nimmt nun an den Kämpfen seines Vaters Theodemir ehrenvollen Anteil, bis er selber 475 Ostgotenkönig wird. Es gelingt ihm, gegen einen Anmaßer Basiliskus und einen gotischen Nebenbuhler mit Namen Theoderich Strabo (der Schieler) den byzantinischen Kaiser Zeno auf den Thron zurückzuführen. Fortan steht er in diesem wilden und treulosen Getriebe, bis Zeno, der ihn in Augenblicken des Einverständnisses mit Ehren und Schätzen überhäuft, ihn zum Patricius macht, ja als „Waffensohn" adoptiert, ihm zuletzt auch den schon 478 in Theoderichs Plänen angedeuteten Auftrag erteilt, das verloren gegangene, durch Odovakar usurpierte Italien wiederzugewinnen.

Die Byzantiner dachten so zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, den allzu tapfern, allzu klugen Bundesgenossen aus der gefährlichen Nachbarschaft im heutigen Serbien, Bosnien und Westungarn abzuschieben und zugleich den erfolgreichen Eindringling Odovakar in Italien zu beseitigen. Die eine Hälfte des Planes, den germanischen Einfluß in Byzanz abzuschütteln, ging auch in Erfüllung. Inbezug auf Italien aber kam es wesentlich anders infolge Theoderichs politischer sowohl wie militärischer Geschicklichkeit. Noch im Winter 488 brach er mit den Seinen, die nach Zurücklassung der Unfreien vielleicht alles in allem noch nicht hunderttausend Köpfe gemustert haben mögen, über die Ostalpen nach Italien auf und gelangte am 28. August 489 bis zum Isonzo, dem Grenzfluß. Hier trat ihm Odovakar entgegen, der ein buntes Gewimmel von Rugiern, Herulern, Skiren, Turkilingern und Alanen kommandierte. Theoderich schlug ihn wiederholt, darunter einmal bei Verona — woher eben sein Beiname Dietrich von Bern —; allein die Entscheidung verzögerte sich durch Verräterei, ja im Frühjahr 490 wurden die Ostgoten mit Weib und Kind bei Pavia eingeschlossen und nur durch das Anrücken eines westgotischen Entsatzheeres unter Widimer aus ihrer schwierigen Lage befreit. Nach einer Niederlage an der Adda (11. August 490) ward Odovakar dann seinerseits in Ravenna belagert. Indessen wehrte er sich tapfer, und bei einem Ausfall sah sich Theoderich mit den flüchtenden Seinigen fortgerissen bis zum Königszelt, aus dem ihm die Mutter, eine echte germanische Matrone, mit den Stachelworten entgegentrat: „Du kannst nicht zurückfliehen in den Schoß, der dich trug." Die Ostgoten ermannten sich; doch erst 493 war Odovakars Widerstand gebrochen, und er mußte sich ergeben.

Nun folgt etwas Furchtbares, das modernen Ethikern die ganze Licht-

gestalt jenes Helden verleiden könnte, doch aus dem Geist jener Tage verstanden sein will. Wie oft war es bei den germanischen Völkern vorgekommen, daß irgend ein vergeiselter Knabe, zum Jüngling herangewachsen, dem Fürstenhause, das ihn bei sich behalten hatte, teuer, zugleich aber den spärlichen Resten einer heimischen Partei zum letzten Hoffnungsanker, zum Führer der Zukunft wurde. Sippenfeindschaften vererbten sich unter den Germanen mit der Unerbittlichkeit von Naturgesetzen; zwei Augen reichten hin, sie neu zu beleben, endlose Zwistigkeiten und Kämpfe hervorzurufen, alle Näherstehenden selbst zur Partei zu machen und hineinzuziehen. Da hat sich manchem gewissenhaften Fürsten der schwere Entschluß entrungen, daß lieber ein Einzelner sterben möge, als daß ganze Völker dahinwelkten. Er rief den vom Schicksal gezeichneten, ahnungslosen Jüngling vors Tor und stach ihn kurzerhand nieder. Dem strengsten Moralisten, wenn er gezwungen wird, Verantwortung zu tragen, mag Ähnliches widerfahren, sofern er einer harten Notwendigkeit überhaupt gewachsen ist. Den schwarzen Schatten, der auf Männer, die Macht in Händen haben und handeln sollen, so häufig fällt, vermag der Trost nur wenig aufzuhellen, daß die Mittelmäßigkeit ihn leicht vermeiden kann und vermeiden soll.

In ähnlichem Dilemma stand im Jahre 493 Theoderich der Große. Odovakar war ein alter Waffenbruder von ihm, doch für zweie gleichen Schlages in Italien kein Raum. Der Sieger sah wohl, daß es nicht genügte, das Feld zu behaupten, weil Odovakar, ohnehin im Lauf des Kampfes hinterhaltig geworden, niemals aufhören konnte, bedrohlich zu bleiben, solang er lebte. Durch weitere Selbstzerfleischung aber würden lediglich byzantinische, nicht ostgotische Geschäfte besorgt worden sein. So lud er den Unversöhnbaren zum Gastmahl in den Palast Lauretum und brachte den Trunkenen dann eigenhändig um.

Eine böse Tat, aber aus vernünftigen Beweggründen, mit wohltätigen Folgen und vom Volksgewissen, wie es damals empfand, verziehen. In den Anstrengungen weiterer dreiunddreißig Jahre hat der Ostgote bewiesen, wie sehr er großzügiger Auffassungen fähig und zu der Wahl von starken Mitteln in ihrem Interesse berechtigt gewesen war. Indem er mit vollendeter Diplomatie sich den byzantinischen Kaiser warmhielt, in leeren Redensarten seine Oberhoheit anerkannte und Münzen mit seinem Bildnis prägen ließ, wirkte er unbelästigt als Heerkönig von Italien; ja 498 sandte ihm Anastasius von Byzanz die Abzeichen des abendländischen Kaisertums

zu. Bevor wir das von Theoderich kulturell und verwaltungsmäßig Geleistete betrachten, müssen wir jedoch mit schnellem Blick die Situation prüfen, in die sein Volkstum in Italien geraten war.

Das Muster für die Lösung des Problems hatten in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Burgunder aufgestellt, die aus ihren Sitzen bei Worms am Rhein zum Knie des Rhonestromes aufgebrochen und, wie man sagt, von den Grundbesitzern jener Gegend herbeigerufen waren, die sich dem unerträglich gewordenen römischen Steuerdruck zu entziehen wünschten. Sie nahmen das Rhoneland ein und unter ihren Schutz, konnten es aber bei ihrer geringen Zahl nicht füllen, sondern suchten sich nach Art einer Garnison zu behaupten, durch ein Mittelding von Einquartierung (hospitalitas) und Enteignung, so daß im Städtchen Maxula z. B. alle Eigentümer den dritten Teil ihrer Sklaven und den siebenten ihres Viehes an sie abtraten, während die ländlichen Großgrundbesitzer Haus und Hof mit einem vornehmen Burgunder teilen, von ihrem Acker jedoch zwei Drittel hergeben mußten, damit er seine Getreuen auf den Parzellen ansetzen konnte.

Diese Methode war von den germanischen Wandervölkern am Rande des Mittelmeeres auf die verschiedenste Weise nachgeahmt worden, und auch in Norditalien hatten bereits die durch Odovakar ausgeteilten heruliſchen Landlose bestanden, in welche die Ostgoten nach dem Siege nur einzurücken brauchten. Da auf italischem Boden die Latifundien besonders groß waren, begnügte sich die gotische Ansiedlungskommission mit einem Drittel. So wurden auch hier, im nördlichen Teil dichter, im südlichen spärlicher, die Germanen als militärische Besatzung angepflanzt und nichts von Theoderich unterlassen, um ihnen diesen Charakter zu wahren, sodaß Gotenknaben nicht einmal Schulen besuchen durften, weil sie sonst durch Furcht vor dem Lehrer verweichlicht, durch erhaltene Schläge in ihrem freien Stolz hätten geknickt werden können.

Was half es alles? Den Wandernden war nun einmal nach dem schroffen Übergang aus der heimischen Art in üppige Fremdkultur nirgends eine solide Dauer beschieden. Der Gedanke, mit dem wir Deutschen uns früher schmeichelten: daß Spanien sowohl wie Italien durch eine Flut strotzenden germanischen Volkstumes überschwemmt und neues Leben aus den dortigen Ruinen hervorgezaubert worden sei, bedarf der Korrektur. Auf beiden Halbinseln saß vielmehr, unter einer dünnen Oberschicht „senatorialer" großgrundbesitzender Geschlechter und gleichfalls aristokratischer

„Kurialfamilien“ in den Städten, ein immer noch drei bis vier Millionen zählendes halbfreies oder ganz unfreies, ländliches und städtisches Proletariat. Diese Bevölkerung, innerhalb deren sie numerisch vollständig verschwanden, zu „verjüngen“, waren die Ostgoten in Italien schon aus dem Grunde gänzlich außerstande, weil Mischheiraten verboten wurden. Die Ostgoten haben unter diesen an Zahl dreißig- bis vierzigfach Stärkeren als ein fremder Bestandteil gesessen. Italien aber blieb nach ihrem politischen Schiffbruch zurück, fast als ob es niemals Goten gegeben hätte.

Hierin zeigte sich Theoderich dem Cheruskter Arminius ungleich, daß dieser mit dem untrüglichen Instinkt eines verwundeten Bären die einzig rettende Parole „Zurück in die Wälder!“ ausgab und Rom verachtete, während der Ostgote augenscheinlich an die Möglichkeit einer Mischkultur geglaubt hat. Er mußte freilich bald klagen: „Ein armer Römer spielt den Goten, ein reicher Gote den Römer.“ Seine duces (Herzöge) in den Provinzen, seine comites (Grafen) in den Städten gliederten sich den senatorialen Geschlechtern an, während der gotische Volkskern verkam, ohne daß der große König sich um Natur und Bedürfnisse der „Gemeinfreien“ viel gesorgt hätte. Diese Elemente haben sich erst, als die Amaler nach Theoderichs Tod schnell abgewirtschaftet hatten, wieder zu Volksversammlungen eingefunden und ihrem Stamm durch solche Selbstbesinnung mit Protest und Neuwahl wenigstens einen ehrenvollen Untergang ermöglicht.

Wenden wir uns von diesem schwächsten Punkt in der Politik Theoderichs zu dem vielen Gewaltigen, das dem genialen Mann die Bewunderung seiner Zeitgenossen wie der Nachwelt eingetragen hat. Denn er für sich allein schien jeder Lage gewachsen. Mit wunderbarem Verständnis hat er sich der verlotterten Reste antiker Leistungen fürs Gemeinwohl, insonderheit der öffentlichen Bauten und Wasserleitungen, angenommen, hat eine Austrocknung der Pontinischen Sümpfe versucht, hat durch sein wohlwollendes Gebieten und Maßhalten ein Wiedererstarken italischen Gewerbefleißes, durch seine Pflege der Wissenschaften eine Nachblüte römischer Literatur und Geschichtschreibung bewirkt, die ihm in Cassiodorus Senator einen tüchtigen Kanzler, einen unersetzbaren ostgotischen Historiographen lieferte, hat endlich in seinen Edikten eine Anpassung des römischen Rechts an Italiens neue politische Lage durchgeführt und gelegentlich auf dessen Forum seine Römer lateinisch angeredet. Fast allein durch diplomatische Voraussicht und Gewandtheit beschwichtigte Theoderich Byzanz, aber zögerte nötigen-

falls durchaus nicht, seine Ostgrenze mit Waffengewalt zu verteidigen, wie er denn auch dem siegreichen Merowinger Chlodovech entgegentrat und ihm Schranken zog. Dem Eingreifen Theoderichs hauptsächlich verdankte das durchs ganze Mittelalter hin hochberühmte Herzogtum Schwaben seine damalige Rettung vor der Frankenhand, seine Weiterexistenz. Durch zweckmäßiges Anknüpfen von Familienbanden wie durch die Fernwirkung seiner mächtigen Persönlichkeit gruppierte Theoderich zuletzt gleich Trabanten das Wandalenreich in Afrika, das Westgotenreich in Spanien und Südfrankreich, das Reich der Burgunder um seine italische Zentrale und hielt die Franken andauernd im Zaum.

Allein so beliebt und geachtet weit und breit sein durch verständige Milde, durch produktive Förderung sich auszeichnendes Regiment auch war, eines schleichenden Zwiespaltes ganz besonderer Art ist auch er zuletzt nicht Meister geworden. Die Goten waren zu all ihrer übrigen Volksfremdheit auch noch Arianer gleich den andern germanischen Wandervölkern, und welcher klugen Duldung von ihrer Seite sich auch immer die katholische Kirche in Italien zu erfreuen gehabt hatte, befriedigt war sie nicht, solange sie nicht herrschte. Gegen das Ende von Theoderichs Regierung brach nun (524) ein peinlicher Streit aus, und wider seinen Willen sah der große König sich zu scharfen Maßregeln gegen die römisch-katholische Aristokratie gezwungen.

Die Untersuchung dehnte sich auf den Papst Johann, den Philosophen Boëtius und dessen Schwiegersohn Symmachos aus, der Papst starb im Gefängnis, die beiden andern wurden hingerichtet. Die Kirche rächte sich auf ihre Weise durch Verbreitung der Legende, daß Theoderich durch einen großen Fischkopf, der vor ihm aufgetragen wurde, an das im Tod verzerrte Antlitz des Symmachos mit seiner in die Zähne gebissenen Unterlippe gemahnt, plötzlich von Fieberfrost ergriffen in sein Schlafzimmer geeilt und im tiefstem Schmerz um den begangenen Frevel gestorben sei. Wieviel darauf zu geben war, lehrt am besten die weitere Nachricht, daß ein Priester in gottgesandtem Traum auch die „Seele" Theoderichs habe brennen sehn, in der Hölle unter den Liparischen Inseln.

Halten wir lieber das Bild jenes Strahlenden aus seinen glücklichen Tagen fest. Er war, obwohl des Schreibens unkundig, — für Dokumente benutzte er eine Schablone mit vier Initialen, — doch ein gewiegter Geschäftsmann von schnellstem Überblick und raschem Entschluß, der ins

Schwarze traf. Äußerſt verhaßt blieben ihm leere Worte. War ein Beamter weitſchweifig und unklar in ſeinem Vortrag, ſo ſtieg Theoderich zu Pferd und ließ dem Schwachkopf Zeit, ſeinen Stoff zu ordnen. Von ſeiner Seelengröße, ſeiner Weitherzigkeit legt ſein langes Andenken im Herzen auch der italiſchen Bevölkerung, legt gerade ſein Zwiſt mit der unduldſamen Orthodoxie ehrenvolles Zeugnis ab. Sehr anſchaulich iſt ſein Auftreten in einer bekannten Dichtung von Felix Dahn geſchildert worden. Doch haben Theoderich überlebt auch zwei herrliche durch ihn geſchaffene Bauwerke: das berühmte Grabmal und ein Baptiſterium in Ravenna. Sein Reiterſtandbild ließ Karl der Große von dort nach Aachen führen, wo es noch ſteht. Außerdem birgt in der Hofkirche zu Innsbruck die unter Maximilian I. begonnene marmorne Ahnengalerie neben König Artur von einem leider unbekannten Künſtler gemeißelt auch eine Bildſäule Theoderichs, die, ganz unhiſtoriſch im Koſtüm, gleichwohl den Beſchauer die poetiſche Grazie dieſes wunderbaren Helden ahnen läßt.

Karl der Große
742–814

Wer entſinnt ſich nicht aus Uhlands Ballade jener Meeresfahrt im Sturm, wo der Dichter jedem der zwölf Paladine ſein mehr oder minder ſelbſtſüchtiges Geheimnis aus der Bruſt abliest, während allein er, der felſige Karl, das Ganze bedenkt und unbeirrt ſeines Amtes waltet?

„Der König Karl am Steuer ſaß,
Der hat kein Wort geſprochen,
Er lenkt das Schiff mit feſtem Maß,
Bis ſich der Sturm gebrochen."

Noch heute ſind Erſcheinung und Weſen dieſes Mannes im Volksgemüt unvergeſſen; etwas Überwältigendes, Ehrfurcht Gebietendes drückt ſich noch immer in der Nennung ſeines Namens aus. Denn Karl war auch äußerlich von impoſantem Wuchs; Einhard gab ihm ſieben Schuh, und die gewaltigen Oberſchenkelknochen in ſeinem Sarge haben dieſe Angabe beſtätigt. Auf ſeinem Stiernacken trug er einen Schädel von mächtiger Wölbung an Ober- und Hinterkopf, ſein helles Auge ſchien im Zorn Funken zu ſchießen, doch war ihm weder die Träne der Rührung, noch der gütige Sonnenblick der Freundſchaft, noch die Schelmerei des Humores fremd. Seine Stimme ſoll klar und hoch, eine rechte Kommandoſtimme geweſen ſein. Den vornehmſten zugleich und tiefſten Zug ſeines Weſens aber bildete jene ſchlichte Wahrhaftigkeit, die jedem Schein, jeder Selbſttäuſchung abhold, furchtlos und ruhig mit der Objektivität eines Spiegels die Dinge in ſich aufnahm. Mit ihr vereinte ſein Genius nicht bloß eine faſt untrügliche Schärfe der Kritik, um Tadelnswertes zu rügen, ſondern auch die Erfindungsgabe, um es zu ändern, und die geſchickte Hand, wie den eiſernen Willen, ſolche Änderungen durchzuſetzen.

Die wichtigſten Daten ſeines Aufſtieges zur Höhe ſeien vorweg hier mitgeteilt. Im April 742 geboren und 768 im nördlichen Teil des Frankenreiches zur Regierung gekommen, ſchien auch er zunächſt ſeine Kräfte in nutzloſem Familienhader verzetteln zu ſollen, als ihm 771 der Tod ſeines Bruders und Mitregenten Karlmann die Bahn freimachte. Sofort zeigt er der Welt, wer er ſei, ſetzt ſich blitzſchnell in den Beſitz des Erbes und beginnt 772 ſeine Sachſenkriege, die ihn volle zweiunddreißig Jahre be-

schäftigen sollten. 773 führt er den ersten Stoß gegen das Langobardenreich in Italien, 778 ist er in Spanien und hebt gleich darauf das Herzogtum Bayern auf; 791 wendet er sich gegen die Awaren, deren Hauptring 796 durch seinen tapfern Sohn Pippin und den Markgrafen Erich von Friaul erstürmt wird. Vier Jahre, wohl die glücklichsten seines Lebens, gönnt er sich nun Rast in seiner Lieblingspfalz zu Aachen, dann zieht er im Jahr 800 nach Rom zur Kaiserkrönung.

Doch nicht die pragmatische Schilderung dieser bewegten Zeit kann uns hier beschäftigen, sie findet sich in hunderten von Büchern. Uns interessiert weit mehr das Besondere, durch das Karl der Große sich heraushob. Denn warum war der erste Universalmonarch nach den römischen Imperatoren gerad ein Franke?

Schmerzlich berührt es uns da, wenn wir das Schicksal der germanischen Wandervölker anschauen. Die Mehrzahl von ihnen ist nicht sowohl untergegangen als verlottert, und es wirkt noch abstoßender, daß immer ein Stamm dem andern den Garaus zu machen suchte. Die Wandalen in Afrika sind hauptsächlich unter den Streichen der Heruler gefallen, die Belisar 534 gegen sie heranführte, worauf die Heruler bald selbst aus der Geschichte verschwinden und nur spärliche Reste von ihnen als Bayern wieder auftauchen. Totila sinkt bei Taginae (552) unter dem Schwert des Gepiden Asbad; aber auch von den Gepiden hört man nichts mehr nach einer entscheidenden Niederlage durch die Langobarden. Rugier haben sich hauptsächlich in Venezien erhalten, und die herrlichen blonden Schönheiten, die Tizian malte, sind germanischen Blutes. Die Langobarden, scheinbar etwas besser ausgereift, anpassungsfähiger zugleich und von härterer Faser als die Ostgoten, haben in Italien gleichwohl nur am Südhang der Alpen ein dauerndes Volkstum hinterlassen. Die Westgoten erlagen mit längst geschmälertem Ruf 711 den Arabern, nicht ohne Beihilfe heimischen Verrates; doch machten sich tapfere Reste von ihnen in Asturien und Aragon, in Aquitanien (um Toulouse und Bordeaux) und in Septimanien (um Narbonne am Mittelmeer) noch Jahrhunderte lang bemerkbar.

Nur einem deutschen Stamm, der freilich nicht sowohl wanderte, als vielmehr sich langsam aus den heimischen Grenzen vorschob, war fester Bestand und eine große Zukunft beschieden: den Franken. Sie verdrängten vom Salgau an der Isala (Yssel) her erst die römisch gesinnten Bataver aus der Betuwe an der Rheinmündung, dann die Römer selbst aus Toxan-

drien am Unterlauf der Maas, bis allmählich das ganze Niederrheingebiet ihnen gehörte, ihre südliche Volksgrenze an der Canche (einem kleinen Küstenflüßchen, das etwas nördlich von der Somme sich in den Ärmelkanal ergießt), dann an der Lys, einem Nebenfluß der Schelde, und von der Schelde Mittellauf südöstlich quer über Maas und Mosel zum Rhein hinlief. Innerhalb dieses westlichen Gebietes schalteten die Salfranken als Herren. Am Rhein selbst aber, in der Gegend von Köln, dann ostwärts bis zu den Quellen der Ems, rheinaufwärts und westlich bis zum Ardennerwalde hausten die Ripuarier, die Uferfranken, der eigentliche Rückhalt des ganzen Frankentumes.

Da die Franken sich bald vor allen andern Stämmen durch drei Dinge auszeichneten: kriegerische Kraft, politisches Geschick und stolze Eigenart, der eine Nacheiferung oder gar Nachäffung römischen Wesens verächtlich fernlag, so erkennen wir unschwer in ihnen die echten geistigen Sprossen arminischen Sinnes. Als Enkel Karl Martells, der 732 zwischen Tours und Poitiers die lästigen Araber zurückschlug, und Sohn des genialen Pippin des Kurzen kam Karl der Große zur Welt.

In jeder Beziehung wurden die Kräfte dieses gern und weit Ausgreifenden leider beschränkt durch den übermächtigen Einfluß des von ihm vorgefundenen, von der Naturalwirtschaft untrennbaren Feudalsystemes, das wir kennen müssen, wenn wir Karl begreifen wollen. Es hatte rein ökonomische Ursachen und entsprang der Unmöglichkeit, in jenen Tagen mangelnder Straßen und Verkehrsmittel fernabliegenden Besitz genügend auszunutzen oder auch nur zu überwachen. So wurden solche vom Hauptgut weiter abliegende Hufen und Höfe an einen Vassen (Vasallen) ausgetan, der aus der persönlichen Bewirtschaftung des betreffenden Grundstückes natürlich je nach seinen Kräften und Mühen Vorteil ziehen konnte, doch zugleich gewisse Abgaben und Leistungen übernahm und in jedem Fall, wenn er vorher vollkommen frei gewesen war, einen Teil seiner Freiheit hierdurch verlor. Er legte die gefalteten Hände in die des Verleihers und empfahl (kommendierte) sich ihm als seinem senior (woher seigneur) zum Treueverhältnis. Der Sprachgebrauch machte hieraus allmählich den Lehnseid, aus dem Senior den Feudal- oder Lehnsherrn, während der Belehnte sich wiederum an andern schadlos hielt, in älteren Zeiten aber wohl stets die Verpflichtung zur Heeresfolge samt den eigenen, kleineren Hintersassen einging. Wie die Lehnsherren dann bald auch nach freiem Land Ausschau hielten und einstige

Freisassen in ein Lehnsverhältnis preßten, indem sie diesen die lästige Verpflichtung zum Kriegsdienst abnahmen und Reisige dafür ins Feld stellten; wie sich auf diese Weise der Fronhof* mit seinen Fronbauern, Fronhandwerkern und seinen hunderterlei Lieferungen entwickelte, davon wird noch an andrer Stelle die Rede sein. Genug, daß manche Senioren zuweilen ein größeres Aufgebot als der König selbst ins Feld zu führen vermochten.

Blieb das schon eine große, dem Vasallenstaat mit seinem Feudalwesen innewohnende Gefahr, so wurde diese Gefahr gerade dadurch erhöht, daß in den Anfängen die Kommendation meistens noch ernst genommen wurde und treue Vasallen lieferte. So tauchte der Plan auf, auch königliche Beamte, die ja nach der Sitte der des Geldes fast entbehrenden Zeit meist nur in Naturallieferungen oder direkt mit einem Landstück aus dem Krongut besoldet wurden, dadurch treuer und brauchbarer zu machen, daß man sie gleichfalls den Lehns- (Vasallen-) Eid leisten ließ. Der Erfolg war schließlich umgekehrt zur Absicht. Es wurde bei den größeren Lehnsträgern die Versuchuug geschaffen, sich aus Beamten ihres Herrn zu Herren ihres Amtes aufzuwerfen, bis dann Erblichkeit der Lehen sich zu einem großen politischen Problem auswuchs. Daß diese innere Untauglichkeit des Systemes mit seiner Verführung zum Pflichtverrat von den deutschen Herrschern des frühen Mittelalters trotz hundertfachem Eidbruch nicht hinreichend durchschaut wurde, ist einer der Gründe für die Ergebnislosigkeit der Kaiserpolitik gewesen. Wir werden aber sogleich bemerken, wie sich auch Karl der Große, gerade weil er wegen seiner starken Persönlichkeit über Mangel an Autorität bei seinen Vasallen und Beamten nicht zu klagen hatte, doch an einem entscheidenden Punkt zu einem verhängnisvollen Entschluß durch seine vorgefaßte, viel zu günstige Meinung von der Güte des Feudalsystemes verleiten ließ.

Dies führt uns zu seiner Kirchenpolitik, die mit der Langobardenpolitik begann. Karls erste Gemahlin war nämlich eine langobardische Prinzessin, die Tochter des Königs Desiderius, gewesen, hatte jedoch dem Sinn des echten Mannes, der echte Weiblichkeit wie kein andrer zu schätzen verstand, so wenig behagt, daß er sie verstieß. Er vermählte sich dann mit Hildegard, einer schönen und gütigen Grafentochter aus der Landschaft Bar, die sich, zwischen Schwarzwald und der Rauhen Alp an den Quellen

* frô = Herr, daher Fronleichnam, Fronhof.

der Donau gelegen, bis in die Neuzeit durch einen besonders liebenswürdigen Frauenschlag ausgezeichnet hat. Nach Italien aber ward er geladen durch die Hilferufe des Papstes, der von der Langobardenfaust hart angefaßt und in seinen Besitzungen bedrängt wurde. Karl hätte ihn in dieser Drangsal belassen können. Warum er es nicht tat, sondern für den Papst gegen die Langobarden Partei nahm, ist so interessant, daß wir das verschiedene Verhalten von Großvater, Vater und Sohn bei dieser Gelegenheit vergleichen wollen.

Schon 738, als der Langobardenkönig Liutprand zum zweiten Mal vor Rom gezogen war, hatte der Papst, damals Gregor III., nach den Franken ausgeschaut und die Schlüssel des Grabes Petri, d. h. die Schutzherrschaft über Rom, Karl Martell angetragen, dieser aber, was für seinen weiten Blick und scharfen politischen Instinkt aufs Ehrenvollste zeugt, die Bitte abgeschlagen. Sie war wiederholt worden durch Papst Stephan III., der sich im Jahr 752 in Villa Pontico (Ponthion-sur-Marne) mit seinem klerikalen Gefolge in härenem Gewand und Asche auf dem Haupte vor Pippin dem Kurzen zur Erde niederwarf und ihn bat: Papst, Volk und Stadt Rom zu retten. So wurde König Pippin „Patricius" von Rom, und für alle Zeit sollte diese väterliche Schirmherrschaft dem Inhaber des fränkischen Königtumes erblich zugehören. Aber zugleich hatte Stephan vom Frankenkönig Ravenna und die Pentapolis (Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia und Ancona) als Geschenk erhalten, eine unheilschwangere Gabe, weil sie das Papsttum nur noch angreifbarer machte, als es vorher schon gewesen war. Karl der Große jedoch entschied sich dafür, es in diesem seinem Besitz energisch zu schützen, weil er vermeinte, auch seine Nachfolger würden die Inhaber dieses Kirchenstaates gleich andern kleinen Territorialfürsten in fränkischer Vasallität festhalten können, was leider je länger desto mehr sich als einen schmählichen Irrtum herausstellte. So hatte dieser große König, indem er Desiderius in Pavia durch sein fränkisches Heer belagern ließ und selber nach Rom ging, um die Dinge dort in seinem Sinn zu ordnen, dem deutschen Kaisertum die Saat für die Mühen und Schrecken des Investiturkampfes ausgestreut. — —

Für den Beginn der Sachsenkriege war viel Grund vorhanden, da dieses bei den Sitten der Urväter verbliebene Kernvolk Jahrhunderte lang durch seine frechen Seeräuber die fränkischen Küsten geplagt und geschädigt hatte, doch auch im Innern durch fortwährend schwälende Grenzunruhen lästig

fiel. Es kam hinzu, daß eifrige Glaubensboten am fränkischen Hof durch die Tatsache gereizt wurden, daß die Sachsen den Anschluß an die Kirche hartnäckig verweigerten. Denn daß Wynfreth Bonifatius Apostel der Sachsen gewesen sei, ist ein Irrtum; seine Hauptmissionsgebiete waren Thüringen und Hessen gewesen.

Im ersten Anlauf wurde von Karl die Eresburg (a. d. Diemel) erobert und das in der Nähe belegene sächsische Nationalheiligtum, die Irminsul, zerstört. Solche Säulen waren von Völkern, die im Sonnenlicht ganz vernünftig eine zeugende und belebende Schöpferkraft verehrten, häufig als Sinnbilder hoher Bergspitzen errichtet worden, weil diese bekanntlich zuerst in der ganzen Gegend im Frührot erglühen. Außerdem scheinen die christlichen Priester besonders durch die Leichenverbrennung der Sachsen geärgert worden zu sein, einen Brauch also, zu dem Wissenschaft und Aufklärung neuerdings wieder zurückgekehrt sind. Im Jahr 775 zu Kiersy faßte Karl, durch eine Empörung aufgebracht, den furchtbaren Beschluß, die Sachsen entweder zu bekehren oder zu vernichten, und die Zähigkeit, mit der er diesen Plan durchführte, gibt uns von seiner Willenskraft einen hohen Begriff, wennschon auch die Verbitterung der Gemaßregelten in der zweiten Periode des Krieges (782—792) aufs Äußerste stieg. Einmal, zum Heereszuge gegen die Sorben gerufen, vernichten die Sachsen, durch Zehntendruck und harte Strafen zur Verzweiflung getrieben, am Süntelgebirge einen fränkischen Trupp, worauf Karl herbeieilt und 4500 Aufständische zu Verden Mann für Mann hinrichten läßt. 785 empfingen in Attigny die beiden Führer Widukind und Abbio die Taufe; doch jenseits der Elbe fand sächsische Freiheit an den Dänen einen Halt.

Seine Feldzüge bestritt Karl hauptsächlich mit einer auserlesenen, bei Hofe gehaltenen, vorzüglich eingeübten und berittenen Schar von Berufskriegern, der scara frankisca, dann aber auch mit den großen Vasallen, die ihm ihr Gefolge zuführten, und einem Aufgebot fränkischer Freibauern, deren es immer noch einige Zehntausende gab. Sein erstes Unternehmen gegen Spanien endete freilich infolge falscher Kundschaft mit einem Mißerfolg, da laut einer Grabschrift am 15. August 778 seine Nachhut in Roncesvalles (Tal von Ronce) durch Basken überfallen und niedergemacht wurde. Mit ihr fiel der bretonische Markgraf Hruodland, von der Sage dann verherrlicht und als Roland auch von deutschen Balladendichtern besungen. Desto vollständiger glückte 791 der Zug Karls gegen

die Awaren, die als Vorläufer der spätern Ungarn anfangs in gutem Einvernehmen mit ihm standen, dann aber, durch fortgesetzte Grenzbelästigungen unerträglich, 796 in ihrem Widerstand gebrochen und bis 799 vollständig vernichtet wurden. In ihrem Hauptring zwischen Donau und Theiß ward eine große Menge des Goldes gefunden, welches die Völker der Wanderzeit den Römern geraubt und sich dann untereinander abgejagt hatten. Es war ein stolzer Tag, als der siegreiche Sohn Pippin in des Vaters Pfalz zu Aachen mit diesem Awarenhort einritt. Das gibt uns Gelegenheit, den großen Mann auf der Höhe seiner Macht auch in seinen Regierungsgewohnheiten näher zu betrachten.

So wie er dastand, war er freilich das Ideal eines Despoten. Die Hemmungen, die der Kluge seinem Eigenwillen setzte, blieben durchaus freiwillig. Er berief zwar aus hohen Weltlichen und Geistlichen gemischte Konzilien, aber niemand konnte ihn zwingen, sich ihre Beschlüsse anzueignen. Sie dürften meistens nur seine Pläne sanktioniert haben, und er ging so weit, Regierungserlasse, z. B. in Sachen der von ihm verworfenen Bilderverehrung (794), dem Papst Hadrian, seinem Freunde, zur Nachachtung mitzuteilen. Kurz, er war Herr in seinem Staat, Herr in seiner Kirche, Herr über alles Kirchengut und Herr über seine Beamten, wie er zeitlebens Herr in seinem Hause war, unbeirrt selbst gegenüber den Schmeichelreden einer schönen, innig von ihm verehrten Gattin.

Jene Macht, die einst beim Heerbann gelegen hatte, solange das Heer nichts als ein Aufgebot gemeinfreier, d. h. schwert-, hufen- und beuteberechtigter Volksgenossen, nichts als eine Volksversammlung in Waffen gewesen war, hatte also unter Karl zu existieren aufgehört, weil die fränkischen Bauern bei vorgeschrittenem Ackerbau mit seinen dringenden Pflichten einen Ruf zur Fahne wegen des drohenden Ruines ihrer Wirtschaft eher fürchten gelernt hatten als herbeisehnten. Sie sanken tief an Freiheit wie an Bedeutung, und alles, was man sagen kann, ist, daß Karl nach Art eines sorglichen Hausvaters nichts unterließ, um diesen gleitenden Bauernstand zu halten, den er für nützlich hielt, ohne wohl recht zu ahnen, wie sich gerade in ihm die wichtigsten unauslöschlichen politischen Instinkte der Germanennatur verkörperten. Gelungen ist sein Vorhaben nicht; mit Recht hat man den unaufhaltsamen Niedergang des fränkischen Freibauern auf die vielen Feldzüge zurückgeführt und ihn eine späte Rache der Sachsen genannt. Auf den Trümmern dieses Standes hat sich der Fronhof erst

recht eingeniſtet und ſich allmählich über das ganze deutſche Land, einſchließlich der ſächſiſchen Nordweſtecke, ausgebreitet.

Nun reſidierte der Gewaltige im Jahre 796 im damaligen Herzen von Deutſchland, in ſeiner Lieblingspfalz, wo der Segen des Awarengoldes ein Ausharren durch vier friedliche Jahre ermöglichte. Waren es auch wirklich nicht mehr als hundert Zentner Gold, nach heutigem Satz und Gewicht etwa 9½ Millionen Mark, — dieſer Schatz bedeutete nach damaligem Geldwert 200 oder gar 250 Millionen, und man will auf ſein plötzliches Einſtrömen in den Verkehr ein Sinken der edelmetalliſchen Kaufkraft, ein Anziehen aller Preiſe, d. h. eine unerwartet eintretende Teuerung zurückführen. Karl kam jedoch in die Lage, nicht nur eine Menge fremder Baumeiſter und Arbeiter Jahre hindurch zu beſchäftigen und zu beſolden, ſondern auch von ſeiner bisherigen Intendantur unabhängiger zu werden, die ihm beſonders in den erſten Jahrzehnten ein Herumreiſen von Ort zu Ort zur Pflicht gemacht hatte.

Denn nicht aus Reiſeluſt allein war dieſer mächtige Hof ſo beweglich geweſen, er mußte dorthin, wo aufgeſpeicherte Lebensmittel ihm den Unterhalt boten. Die Kaiſerpfalzen zu Nymwegen, Aachen, Ingelheim waren zugleich ebenſoviele Sammelbecken für die Naturaleinkünfte des Krongutes (Fiſkus) wie des karlingiſchen Hauseigentumes; Maſſengüter zu „kaufen“ gab es in jener Zeit unentwickelter Märkte gar ſelten, ſelbſt wenn das dazu nötige Bargeld vorhanden geweſen wäre, und das damalige Publikum war des Geldes ſo entwöhnt, daß ein eigenes Geſetz den Zwang ausüben mußte, vollwichtige Denare in Zahlung zu nehmen, wenn jemand ſie, weil er Naturalartikel als Zahlung vorzog, zurückweiſen wollte. So ſah man denn aus allen Teilen des Reiches, wo die Hufen und Höfe des Fiſkus oder der karlingiſchen Hausabtei Prüm verſtreut lagen, lange Wagen- oder Schlittenzüge unterwegs mit dem Notwendigſten, um den nach vielen hunderten, ja tauſenden von Köpfen zählenden königlichen Haushalt zu ſättigen und zu kleiden.

In Aachen aber war in jenen vier Jahren der Zudrang ausnahmsweiſe groß, da nicht nur fortwährend Geſandtſchaften aus allen Teilen der Chriſten- wie der Heidenheit kamen und gingen, ſondern Karl, deſſen empfänglichem Sinn zu Rom die Vorzüge klaſſiſcher Bildung eingeleuchtet hatten, die größten Gelehrten der Zeit gleich Alkuin, einem geborenen Angelſachſen, und Paulus Diaconus, dem Geſchichtſchreiber der Langobarden, aus Italien

herbeigezogen hatte. Da war ferner der riesige Ostgote Theodulf, der über die höfischen Pygmäen spöttisch hinwegsah, ein scharfer Epigrammatiker; der feine Angilbert, der heimliche Galan von Karls Lieblingstochter Berta; da war Einhard, Karls wertvoller, wenn auch nicht ganz zuverlässiger Biograph. Um diesen Kreis gruppierte sich allmählich, was den pompösen Ausdruck „Akademie" wohl nicht ganz verdient und etwa mit dem bescheidenern Namen „Kränzchen" gedeckt wird. Die Herren gaben sich untereinander biblische oder gelehrte Beinamen (Karl hieß David), vergnügten sich lange Abende hindurch mit Rätselfragen oder dem Vortrag eigener und fremder lateinischer Gedichte, — hatte doch das Kränzchen gar viele korrespondierende Mitglieder, — und so lernbegierig der hohe Schüler war, so lehrhaft ward er zuweilen in der Freude seiner Fortschritte.

Ein Stücklein vor vielen andern aber macht uns den praktischen, nie sein Ziel verfehlenden Lehrmeister sympathisch. Da war nämlich einmal ein Bischof herzugereist gekommen, der, da er weder das Wesen jenes Hoflagers noch auch die Natur Karls erfaßt hatte, sich herausnahm, seinen hohen Wirt zu tadeln, weil er in den Fasten bei Tage Fleisch gegessen habe. Nun ging den ganzen Tag das Gedecke gruppenweise, je nach den Abstufungen des Ranges, und jener Unglückliche wurde, damit er den Betrieb kennen lerne, dazu verurteilt, nach den letzten Dienern zu speisen. Darüber kam dem bei knurrendem Magen Wartenden die Mitternacht heran, und andern Morgens frug ihn der Gewaltige: „Weißt du jetzt, weshalb ich als der erste schon bei Tage mit meiner Mahlzeit beginnen muß?"

Doch das Idyll von Aachen sollte nicht allzulange währen. 799 bei einem Zwischenaufenthalt in Paderborn kam wieder einmal ein Papst schutzflehend an: Leo III., von den Verwandten seines Vorgängers mißhandelt, vertrieben und schwer verklagt. Leo III. hatte die Schlüssel St. Peters und die Fahnen der Stadt Rom drei Jahre vorher zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit eingesendet; Karl nahm ihn dafür in seine Hut und zog im folgenden Jahre nach Rom, um Ordnung zu schaffen. Denn Ordnung mußte nicht nur deshalb walten, weil der Kirchenstaat ein fränkisches Lehen war. Seitdem die nachweisbar im vierten Jahrhundert aufgetauchte Legende, daß Christus dem Apostel Petrus die Schlüssel zur Himmelstür übergeben habe und der jedesmalige römische Bischof des Petrus Nachfolger sei, einen Glaubenssatz der katholischen Kirche bildete, hatten die Päpste durch die ganze Christenheit hin erhöhte Wichtigkeit als Vorgesetzte der Priesterschaft und Oberhirten

gewonnen. Diese Macht über das Gemüt der Gläubigen wiederum, die fest überzeugt blieben, daß der Priester an ihrem Sterbebett vom Papst mit der Kraft ausgerüstet sei, sie direkt ins Fegefeuer oder in den Himmel sprechen zu können, mußte die weltlichen Herrscher natürlich bald auf den Gedanken bringen, sich ihrer zur Befestigung der eignen Stellung zu bedienen. Die Kirchenstrafen waren Regierungsmittel geworden, die Könige brauchten den Bischof zum Schwören des Treueides ihrer Untertanen, aber auch zur Niederhaltung von Rebellion, zur Verfluchung (Exkommunizierung) von Feinden oder Unbotmäßigen. Daher die Auseinandersetzungen zwischen imperium und sacerdotium durch beinahe das ganze Mittelalter.

In den letzten Jahren vor 800 nun hatten die Weltverhältnisse, zumal gegenüber Byzanz, mehr und mehr zur Kaiserkrönung hingedrängt, sicher war sie zwischen Karl und Leo geplant und verabredet worden; allein die Ausführung kam überraschend. Der schlaue Papst überlistete den bei der Weihnachtsfeier knieenden König, indem er plötzlich eine riesige Kaiserkrone hervorzog und Karl aufs Haupt stülpte. Daß die Zeremonie wesentlich weltlicher ausgefallen sein würde, sobald sie ordnungsmäßig inszeniert worden wäre, dafür spricht mehr als alle innern Gründe die eine Tatsache, daß Karl seinen Sohn Ludwig, als er ihn (813) zum Kaiser ausrief, sich selbst mit eignen Händen die Krone vom Altar nehmen hieß. Leider war zu Rom im Jahre 800 ein Präzedenzfall geschaffen worden, der aussah, als ob das Papsttum sich aus eigener Machtvollkommenheit seine Kaiser erschüfe. —

Die letzten Regierungsjahre des Gewaltigen muten uns weniger an als sein Aufstieg zur Höhe, allein schon wegen seiner Kolonialpolitik. Eigenwilliger und wohl auch müde geworden, verband sich Karl mit den Slawen. Um den letzten Stamm der Sachsen, die Nordalbingier im heutigen Holstein, niederzuringen, hetzte er die slawischen Abodriten (im heutigen Lauenburg und Mecklenburg) auf und überantwortete ihnen Wagrien (Ostholstein). Die Deutschen haben später Jahrhunderte zu kämpfen und zu bluten gehabt, um dieses urdeutsche Land wieder deutsch zu machen. Der hohe Herr, der sich mehr und mehr für ein Werkzeug Gottes hielt, meinte nach Belieben Völker ausrotten und ansäen zu dürfen. Der Himmel, an den er so fest glaubte, hat es ihm nicht gesegnet und noch kurz vor dem Sinken des Vorhanges seine beiden ältesten Söhne, zuerst den Liebling Pippin (810), dann den für das Kaisertum bestimmten kriegstüchtigen Karlmann (811) hinweggenommen. Nur der fromme Ludwig blieb übrig, um in einer Reaktion,

die insonderheit alle weltlichen Richtlinien des Vaters aufgab, das Frankenreich zu einer von Rom her verwalteten Filiale herabzuwirtschaften.

Suchen wir nach einem zusammenfassenden Kennwort für des großen Kaisers Persönlichkeit, so müssen wir sagen: er war in allen seinen wichtigsten und kräftigsten Instinkten ein deutscher Bauer auf dem Thron, wie er denn selbst in Italien inmitten seiner geputzten Höflinge gern im schlichten Bauernpelz, das weiße Leder nach außen, zur Jagd ritt. Ignorante, der historischen Auffassung entbehrende Philosophen gleich dem Engländer Ruskin haben die Geschmacklosigkeit begangen, Karl den Großen einen Franzosen zu nennen. Rein garnichts Französisches existierte damals schon auf Erden, sondern in Galliens (auch Neustrien genannt) nördlichem Teil ein fränkisches, im südlichen ein gallo-romanisches Volkselement. Dieses zweite war gänzlich unfähig, ein Naturell wie das Karls des Großen überhaupt hervorzubringen. Gesprochen wurde von den Franken eine kerndeutsche Mundart, im literarisch-diplomatischen Verkehr das damals übliche Kirchenlatein, das auch der Kaiser beherrschte, vom nichtfränkischen Volk ein romanischer Dialekt, die lingua latina rustica, die erst unter Ludwig dem Frommen allmählich auch bei Hof eindrang und sich im Süden später zur langue d'oc entwickelte. Das Reich hieß Frankia, daher im Orient Frankistan, und nur die mißbräuchliche Lautierung des lateinischen Francia hat jenen Irrtum entstehen lassen, als ob die Franken schon „Franzen" gewesen wären. Erst um das Jahr 1000 tauchte an der Seine die Form francois (spr. frankoah) auf, die Cedille ist zum c im Laufe der nächsten Jahrhunderte hinzugekommen, die Form „französisch" gehört rein dem Neuhochdeutschen an.

Was mit Karl zu Grabe ging, waren — außer der fränkischen Gemeinfreiheit, von der sich spärliche Reste nur im Heerbann erhielten und in den Kämpfen seiner Nachfolger bemerkbar machten, — die Anfänge einer sorgsam gehegten Geldwirtschaft, ferner die Pflege laienhaften Schriftwesens, die man nicht mit Unrecht unsre erste Renaissance genannt hat, wie denn der alte Herr sich mit rührendem Fleiß noch abgemüht hatte, den schwertgewohnten Fingern die schwarze Kunst beizubringen. Die Kodifizierung fränkischen Rechtes ist uns erhalten geblieben; die Sammlung eines deutschen Liederschatzes dagegen wahrscheinlich den Pfaffen des frommen Ludwig zum Opfer gefallen.

Was Karl von sovielen seiner besten Nachfolger unterschied, war die Verbindung hohen Seelenschwunges mit bäurischer Nüchternheit, sodaß ihm seine Löwentapferkeit niemals ein romantischer Selbstzweck wurde, sondern stets nur ein Mittel, wenn andre Mittel versagt hatten. Darum blieb er auch ungeblendet vom römischen Glanz und suchte ganz bewußt den Schwerpunkt seiner Macht in Germaniens Wälder zurückzuverlegen, die ihm eine geliebte Heimat vorstellten.

Er hat gleich andern Herrschern auch seine menschlichen Schwächen gehabt, wie er denn mit vielen ihm folgenden Kaisern und auch mit Friedrich dem Großen den Mangel des Blickes für die Notwendigkeit einer Flotte geteilt hat. Die dreisten, blutigen Plünderungen und Sklavenjagden an sämtlichen fränkischen Flußmündungen durch bald friesische, bald sächsische, bald normännische Piraten forderten eine Flotte gebieterisch; solche altberühmten Häfen wie Massilia und Ravenna ermöglichten sie, nicht minder die Küsten des Ärmelkanals; die Tradition der weströmischen Universalmonarchie, deren Erben die Franken doch sein wollten, wies vollends auf dieses Werkzeug hin, das Karl gegen Byzanz wie gegen den Islam eine ganz andre Stellung im Mittelmeer verschafft haben würde. Doch entweder verzweifelte der sorgsame Hausvater daran, von den Erträgnissen der Naturalwirtschaft außer der „scara frankisca“ auch eine Flotte noch unterhalten zu können, oder der Sprößling des Ardennerwaldes war in allen seinen Instinkten tatsächlich zusehr Landmann, und Karls maritime Begabung bestand nur in Uhlands Phantasie.

Allein was will jener Mangel bedeuten, verglichen mit den höchst positiven Geschenken, die uns dieser Ahn durch sein Vorbild gemacht hat? Wie schwächlich und verworren erscheint die ganze asketische Selbstquälerei des Mittelalters verglichen mit der lebensfrischen, muskulösen Diesseitigkeit und Weltbejahung Karls! Ein Strom von Kraft und Gesundheit scheint von ihm auszugehen, von seiner Herzenswärme, seinem besonnenen Pflichtgefühl, seiner Beharrlichkeit im Vorsatz, seiner Mäßigung im Glück, seiner Natürlichkeit in allem.

Kaiser Konrad II.
990–1039

In der heute bayrischen Rheinpfalz, am Fuß des schönen Hardtgebirges und wenig oberhalb der berühmten Rebenhügel von Dürkheim, liegen die Ruinen einer durch Kaiser Konrad II. gegründeten Benediktinerabtei. Dort hatte vorher schon die Limburg gestanden als Zentrale für die Hausgüter eines der beiden im Herzogtum Franken führenden Geschlechter: der Konradiner, die zum Unterschied von den Babenbergern kurzweg die Franken oder Salier genannt werden. Sie haben uns vier Kaiser geschenkt, durchweg starke, lebensvolle, leiblich wie geistig weit über das Mittelmaß hinausragende Persönlichkeiten, freilich sehr verschieden untereinander in Zielen und Schicksalen.

Warum ich gerade jenen Otto übergehe, den die Geschichtsbücher heute noch gleich Theoderich und Karl durch den Beinamen des Großen ehren? Das liegt an dem sogenannten ottonischen Verwaltungssystem, das, indem es kirchliche Prälaten gewissermaßen als Oberpräsidenten über weltliche Provinzen setzte, die Deutschen auf die Dauer politisch verdorben hat und sich von demjenigen Karls des Großen, der grundsätzlich Grafen, also Laien, als Verwalter in seinen Gauen installierte, scharf unterschied. Es war unter dem ersten Kronenträger des ludolfischen oder sächsischen Geschlechtes, König Heinrich dem Finkler, noch nicht so deutlich hervorgetreten, der, ein kluger und erfolgreicher Hausvater, nur siebzehn Jahre im Besitz der Macht, genug zu tun hatte, um den gänzlich verfahrenen Reichswagen wieder flott zu machen und auf ebenen Weg zu bringen. Es ist aber höchst bezeichnend, wie auch er, der unter Zurückweisung der kirchlichen Weihen, d. h. Beiseiteschiebung eines allzu gefährlichen Faktors, dem er nichts verdanken wollte, in sein hohes Amt eingetreten war, sich doch eben auf seine letzten Tage mit dem Plan eines Romzuges trug, in einer Gesinnung, die der Kurie nicht günstiger hätte sein können.

Daß es ihm wie seinem großen Sohn an einer geordneten Finanzierung, vor allem an einer zuverlässigen Beamtenschaft gebrach, hing eng zusammen mit dem (S. 23/24) bereits von mir geschilderten, auf der Naturalwirtschaft beruhenden Lehn- und Feudalsystem. Aber während sich trotz ihm Karl der Große treue Diener und eine musterhafte Verwaltung, mit dieser

wiederum die Mittel zur Beſtreitung einer erfolgreichen Politik erſchuf, glaubte Otto der kirchlichen Krücken zum Regieren und Verwalten ſchlechterdings nicht entbehren zu können. Das Kalkül der ſächſiſchen Kaiſer hätte lauten ſollen: „Warum haben wir keine ſichern und flüſſigen Einkünfte? Weil wir keine geſchulten Adminiſtratoren für das (fiſkaliſche) Krongut haben. Hätten wir unſer ſchönes (privates) Hausgut nicht, könnten wir verhungern. Wir brauchen alſo geordnete Reichsfinanzen und von uns, den Königen, allein abhängige Krondiener (Miniſterialen), nicht Vaſallen, die durch Belehnung mit Land unbeweglich und aufrühreriſch gemacht werden. Zwar können wir dieſe Beamten nicht auf Geld ſtellen, ſolange faſt nur Naturalien einkommen. Darum müſſen wir Geld ins Land ziehen, müſſen Handel und Verkehr pflegen und entwickeln. Wir müſſen Straßen bauen, zumal von Süd nach Nord über den mitteldeutſchen Gebirgsſtock, um die beiden Reichshälften mehr in Berührung, Mittelmeer und Nordſee auch von der Elbe her in Verbindung zu bringen. Wir müſſen ganz beſonders alle königlichen Gefälle (Regalien), alle Zölle, Markt- und Münzeinkünfte feſthalten, ordnen, ausbauen, um dem Reich ſtetige und ſteigende Finanzquellen zu ſichern.“ Otto der Große jedoch rechnete umgekehrt: „Die Kirche hat ihre biſchöflichen Miniſterialen; das iſt ja ſehr bequem, da brauchen wir keine königlichen Miniſterialen mühſam heranzubilden. Bedienen wir uns doch der wohlgeölten biſchöflichen Verwaltungsmaſchine mit ihren Kanzleien. Was brauchen deutſche Krieger ſchreiben lernen? Die Pfaffen ſchreiben ja. Es kommt nur darauf an, ſie bei guter Laune zu halten. Da ſind die königlichen Zölle, Markt- und Münzgefälle vorzüglich angebracht. Die Kirche flott mit Krongut belehnt! Wozu Straßen bauen, wo gar kein Verkehr iſt?“

Wenn Otto der Große noch nicht wußte, daß der Verkehr den Straßen folgt, alſo Straßen den Handel erzeugen, den Gewerbefleiß anregen, ſo iſt das vielleicht noch kein ſo ſchwerer Vorwurf, obwohl wirklich große Herrſcher den Inſtinkt für ſolche Dinge mit auf die Welt bringen. Man darf aber einen ſolchen geſünderen, mehr ökonomiſchen Inſtinkt unbeſchadet aller gebotenen hiſtoriſchen Rückſicht auch von Otto fordern, da ihn andre Zeitgenoſſen doch beſaßen und er ſelbſt ihn, wenn auch nur halb und verſtümmelt, im Notfall bewies. Es war der ſpaniſche Kalif Abderrahmann III., der einem Abgeſandten Ottos, dem Mönche Johann von Gorze, auf den Kopf zuſagte: ſein König beweiſe ſich in einem Punkt nicht um-

ſichtig, da er die Autorität ſeiner Macht nicht für ſich ſelbſt behalte, ſondern ſie andern überlaſſe, die er dadurch zur Ehrerbietung und Dankbarkeit zu verpflichten meine, während er ſie im Gegenteil zu Übermut und Empörung aufreize.

Das traf ins Schwarze. Doch ſogar das Herbeiziehen der Ungarn, das jener von außen hereinſehende Araber gleichfalls vorhergeſagt hatte, durch reichbelehnte und trotzdem gegen Otto aufſäſſige Vaſallen vermochte den Befangenen nicht zum völligen Verlaſſen eines falſchen Syſtemes, ſondern nur zu einem Ausbiegen zu bewegen. Nachdem ihn die Vergabung der weltlichen Herzogtümer auch an ganz nahe Verwandte betrogen und ſelbſt ſein Sohn Ludolf die Belehnung mit Schwaben nur dazu benutzt hatte, die Reichspolitik deſto wirkſamer zu kreuzen, hat Otto 955 bei dem Verſuch einer Schwenkung die Fußtapfen Karls gleichwohl wiederum verfehlt, indem er ſich fortan allein auf die hohen Kirchenämter ſtützte und ſie mit naheſtehenden Sinnesverwandten beſetzte. Nur die von ihm herſtammenden Pfalzgrafen, finanzielle Überwacher der Herzogsgewalt zugunſten kaiſerlicher Einnahmen, zeigen den Entwicklungskeim, der in gewiſſen andern weſteuropäiſchen Staaten, in Aragon, Frankreich und England, früh ſchon zur Ausbildung einer Kronbeamtenſchaft und hiermit wieder zu den Anſätzen einer nationalen Handelspolitik führte. In Deutſchland iſt jener Keim vom ins Kraut ſchießenden Feudalweſen erſtickt worden.

Und leider iſt das nicht die einzige Fehlerquelle, die uns dieſer Kaiſer hinterließ; er war auch der unſelige Bahnbrecher deſſen, was wir mit einem aus England hergenommenen Ausdruck Abſentismus nennen, des Fernbleibens vom eigenen Betrieb. Von ihm rührt das ewige: „Fort! Nur fort! Fort nach dem intereſſanteren Süden!“ das ſich wie ein roter Faden durch die deutſche Kaiſergeſchichte zieht. Die Heimat wurde durch ihn zum Stiefkind gemacht. Von ſeinen letzten zwölf Regierungsjahren hat er wenig mehr als eines noch in Deutſchland zugebracht.

Eben deshalb ſteht ihm jener Konrad weit voran, der grundſätzlich die Spuren der ottoniſchen Politik verließ, den aber ein grauſames Geſchick unſrer Nation nur kurze fünfzehn Jahre vergönnte. Wir würden ſonſt von ſeinem Wirken, das nach jeder Richtung hin vortrefflich angelegt war, viel nachhaltigere Folgen zu verzeichnen haben. Mit ihm, der von allen deutſchen Königen und Kaiſern Karl dem Großen am ähnlichſten erſcheint, gelangten die Salier auf den Thron.

Konrad II. war geboren um 990 in der Rheinpfalz und stammte in direkter Linie von Otto dem Großen, durch dessen Tochter Liutgard. Er verlor seine Eltern früh und ward durch den ausgezeichneten Bischof Burchard von Worms erzogen, der in einem durch Bußübungen erschöpften Körper eine reine, selbstlose Seele barg. Dieser Mann, der sein Bistum trefflich verwaltete und in der Ordnung der Hörigen-Verhältnisse der Stadt Worms etwas durchblicken ließ, was man fast schon Sozialpolitik nennen könnte, scheint auf die Denkart des jungen, geistig aufgeweckten und selbständigen Saliers, den er zärtlich liebte, nachhaltigen Einfluß ausgeübt zu haben. Er unterstützte ihn bei der Königswahl im Jahre 1024; doch daß Konrad eine Partei vorfand, mit der er durchdrang, war noch einem andern, sehr bezeichnenden Umstande zu danken.

Es regierte nämlich im Herzogtum Schwaben seit dem Jahre 1015 eine der schönsten, klügsten und liebenswürdigsten Frauen von Deutschland, Gisela mit Namen, die, selbst eine schwäbische Herzogstochter, ihren ersten Gatten, den sächsischen Grafen Bruno, schon 1006, ihren zweiten, Herzog Ernst I. aus dem Hause Babenberg, im obengenannten Jahr verloren hatte. Für ein Söhnchen aus dieser Ehe, den jungen Ernst von Schwaben, führte Gisela die Regentschaft.

Nun hat man Konrad II. oft einen harten Praktiker genannt; aber daß er gleich dem großen Karl auch ein heißblütiger Gemütsmensch zu sein vermochte, bewies die Tatsache, daß er die Holde schon ein Jahr nach dem Antritt ihrer Regentschaft (1016) entführte und heiratete. Gisela stieg damit, ihrem Herzen folgend, von einer hohen Stellung herab; Konrad verfeindete sich mit Kaiser Heinrich II., der jenen Bund mißbilligte, wie mit der römischen Bischofspartei, die ihn gern gesprengt haben würde, um eine Machtprobe zu liefern. Der junge Löwe behielt sein Weibchen aber bei sich, und die Ehe erwies sich als so erfolgreich, wie es keine Vernunftheirat hätten werden können. Denn gerade vor der Königswahl machte sich eine starke Opposition unter den deutschen Bischöfen gegen Rom bemerkbar, und bei dieser mächtigen Gruppe war Konrad beliebt, weil er dem Papst nicht gehorcht hatte. Nach Gewinnung des Mitbewerbers, eines jüngeren Konrad aus dem salischen Hause, zum Verzicht, ward der ältere in Kamba gewählt und vom Erzbischof Aribo in Mainz zum König gesalbt.

Schon hier zeigte sich dieser König (er wurde drei Jahre später dann in Rom zum Kaiser gekrönt) als einen echten Schüler seines Lehrers Burchard:

er ließ zu Mainz den Krönungszug warten, um des Pompes nicht achtend vor allem die Bittſteller zu hören, die ſich ihm genaht hatten. Durch ſeine ganze, leider ſo kurze Regierung hat er alle Haupttugenden eines wirklichen Herrſchers bewieſen: Umſicht, Gegenwart, Sparſamkeit, gerechtes Richten. Er ſchied ſcharf zwiſchen Erwünſchtem und Erreichbarem, ward nirgends ein Opfer ſeiner Phantaſie. Unermüdlich durchfuhr er ſeine Lande, nicht um Feſte zu feiern, ſondern um nach dem Rechten zu ſehen. Seine ſchöne Kaiſerin ward zum guten Genius des Reiches, durch klugen Ratſchlag und einen Edelſinn, der nach Wipos hübſchem Wort Ruhm höher ſchätzte als Lob. Sie brachte dem Gatten wichtige, bald realiſierbare Anſprüche auf Burgund hinzu; doch vermochte leider auch ſie nicht den keimenden Zwieſpalt zwiſchen Konrad und ſeinem nunmehrigen Stiefſohn Ernſt zu verhindern, der unbeſonnen bei jenen Anſprüchen auf Burgund als Mitbewerber auftrat. Die deutſche Sage hat ſeine perſönlich ſympathiſche Figur mit der von Ottos des Großen rebelliſchem Sohn Ludolf dann verſchmolzen und in ihm jene romantiſche Tapferkeit verherrlicht, von der der Franke Karl mit Recht ſo wenig hielt. Ernſt iſt 1030 im Kampf gefallen, wie gleich ihm auch alle Feinde Konrads, einer nach dem andern, verdarben.

Überſchauen wir die Hauptergebniſſe von dieſes machtvollen Herrſchers Tätigkeit, ſo will uns eines nicht ganz gefallen: die Abtretung der Mark Schleswig an Knud (Kanut) den Großen von Dänemark. Sie mag im Augenblick durch Befriedung der Nordgrenze Vorteile gebracht haben; ihre Folgen waren, gleich der ſchon beklagten Abtretung Oſtholſteins durch Karl, auf die Dauer höchſt ungünſtig. Weit wichtiger und nachhaltiger, in einer geſunden Richtung, war 1031 Konrads Zug gegen die Polen, die ſich unter Mieſko II. außerordentlich läſtig gemacht hatten, und der Wiedererwerb der verloren gegangenen Lauſitzen. Vorbildlich im höchſten Sinn aber iſt Konrad infolge von zwei andern Tendenzen geworden: erſtens ſtand er zeitlebens dem Papſttum in Rom kühl gegenüber; und zweitens nahm er in einem Dilemma, das dem Königtum an ſich bis in die Neuzeit hinein anhaften ſollte, ſcharf und bewußt Stellung auffeiten der Schwachen gegen die Starken.

Von jener Sorge, durch die ſoviele deutſche Kaiſer geplagt wurden: nur ja recht ernſte und tatkräftige Männer auf dem Stuhl Petri zu ſehen, d. h. ſich ſelbſt und dem Imperium immer wirkſamere Feinde zu erwecken, zeigte ſich Konrad völlig frei. Er war ein frommer Chriſt, ohne ſich durch

dieſe Privatangelegenheit in ſeiner Politik beeinfluſſen und gängeln zu laſſen. Stets blieb er Herr über alles, von der Krone doch nur verliehene, Kirchengut und ſchwächte gelegentlich die Biſchofsmacht durch paſſende Beſetzung mit unbedeutenden Kreaturen oder Wegnahme von Verwaltungsfunktionen. Vor allem jedoch ſuchte ſich Konrad unabhängig von ihr zu machen durch Ausbildung eines Standes königlicher Miniſterialen neben den kirchlichen. Den Papſt hat er bei der Einladung zum Konzil nach Rom 1027 mit den übrigen Biſchöfen einfach gleichgeſtellt, ohne daß auch nur ein Proteſt gewagt worden wäre. Ebenſo iſt er der einzige Kaiſer, der über ſeine italiſchen Beſitzungen ſo vollſtändig Herr war, daß er es wagen konnte, ein lombardiſches Kontingent über die Alpen nach Deutſchland hinein aufzubieten. Für das, was damals innerhalb der kirchlichen Kreiſe Reform hieß, intereſſierte er ſich nicht. Es iſt, als ob er zu ſeiner Gattin geſprochen hätte: „Halte Du Fühlung mit dieſen Leuten; ich ſelbſt will im Hintergrund bleiben, weil ich ihnen mißtraue.“ Wäre dieſe geſunde Politik ſtets innegehalten worden, welch eine herrliche Entwicklung hätte Deutſchland nehmen können!

Die Schäden des Feudalweſens würde jetzt auch dieſer gewaltige Mann freilich nicht mehr ganz haben gutmachen können. Aber er hat wenigſtens dahin gewirkt, ſie auszugleichen. Die Vererbung der großen Lehen in den vorhandenen Grafengeſchlechtern konnte nicht mehr rückgängig werden. So hat Konrad mit ſcharfem Blick und Griff das Ausſterben verſchiedener Herzogsfamilien dazu benutzt, um außer Burgund auch Schwaben, Franken, Bayern in ſeiner und ſeines Sohnes Heinrich Hand zu vereinigen, ſo daß nur Lothringen, Sachſen und Kärnten außenſtändig erſchienen. Dann hat er, an der Spitze einer unaufhaltſamen Bewegung, die Partei der kleinen Lehnsträger genommen, ſich auf ſie geſtützt und ſie gegen ſeine natürlich ſtets frondierenden Großen ausgeſpielt. Früchte trug ihm dieſe vorſchauende, faſt modern anmutende Politik ſofort im Kampf gegen ſeinen Stiefſohn Ernſt, den er bei deſſen Popularität niemals würde haben bewältigen können, wenn die ganze deutſche Ritterſchaft nicht treu zum Kaiſer gehalten hätte. Früchte trug ſie ihm in Italien, wo Konrad ſich und dem Kaiſertum in den kleinen Lehnsträgern, die er gegen Übervorteilung und Beraubung vonſeiten der ſtärkeren Hand in ſeinem edictum de beneficiis (1037) ſchützte, eine treue Anhängerſchaft zum Standhalten gegen das übergreifende Papſttum sacerdotium begründete.

Leider ſchon am 4. Juni 1039 ſind uns dieſer klare Kopf, dieſer feſte Wille, dieſer raſtloſe Fleiß durch einen frühen Tod, wohl infolge von übermäßigen Strapazen, entriſſen worden, zu Utrecht, das damals noch mit ſeinem Bistum eng zu Deutſchland gehörte. Nur vier Jahre überlebte ihn ſeine verehrte Gemahlin. Beider Gebeine ruhen dicht beieinander in der Kaiſergruft zu Speyer.

An äußerlicher Aktion und an Siegen ſtehen Konrad II. ſcheinbar andre Kaiſer voran; aber was helfen Erfolge, die keine dauernden Errungenſchaften genannt werden können? Konrad war es, der den immer noch in der Chriſtenheit ſchwunghaften Menſchenhandel als eine „verabſcheuenswerte Gewohnheit“ verwarf und verbot. Wer heute von „ſozialem Königtum“ redet und in der Verbindung der Krone mit den breiten Volksſchichten der Niederungen nicht nur eine ſchwere Pflicht, ſondern ein Gebot der Weisheit erblickt, kann nicht aufhören, jenen ſtarken Kaiſer als einen Bahnbrecher zu bewundern, als einen Wohltäter zu verehren.

Kaiſer Heinrich IV.
1050-1106

Wann mag die Sage vom Ritter Tanhuſer, der über die Alpen in Schnee und Eis zum unbarmherzigen Papſt nach Rom pilgert, entſtanden ſein? Ein teurer deutſcher König hat jene Leidensbahn durchmeſſen und tief auf das empfängliche Volksgemüt durch ſolche Pilgerſchaft gewirkt. An ſeinem Schickſal, das wegen des jähen Wechſels von Sonnenſchein und Hagelſchauern einem Apriltage verglichen worden iſt, wird jenes Sprichwort zur Wahrheit: das wirkliche Leben ſei ſeltſamer und reicher an Abenteuern, als die Phantaſie jemals auszudenken vermöchte.

Sein Vater Heinrich III. hatte (1039) von Kaiſer Konrad II. einen wohlgefeſtigten Staat mit ertragreichem Krongut, gehorſamen Kirchen- und Laienfürſten, prächtigen Anſätzen für ein kaiſerliches Beamtentum, dazu eine ergebene breite volkstümliche Partei in Deutſchland ſowohl wie in Italien übernommen. Alles, alles hat Heinrich III. verwirtſchaftet. Vor jener unheimlichen Macht, die ſein Vater Konrad mit kritiſchem Blick geprüft, zu leicht befunden und mißachtet hatte, beugte ſich Heinrich III. in Zerknirſchung; weniger wie ein deutſcher Kaiſer denn wie ein päpſtlicher Legat hat er ſein hohes Amt verwaltet. Die Bildung ſeiner Zeit ſchien dieſer Purpurträger ſich nur angeeignet zu haben, um erſt recht befangen zu werden; römiſchen Superſtitionen und Anſprüchen hat er ſich an entſcheidenden Stellen urteilslos mit der Leichtgläubigkeit eines Knaben hingegeben. Und da er leidenſchaftlich, von hochgeſpannter Tatkraft war, hat er mit großer Energie ſeinen verkehrten Tendenzen zum Siege verholfen, ſeinem Sohn wie dem deutſchen Volk zum Unheil.

Heinrich III. war eben mehr noch als Otto der Große beherrſcht von der auguſtiniſchen Idee des „Gottesſtaates auf Erden"; daß es möglich ſein müßte, unſer irdiſches Daſein ganz nach den Geboten der Lebensverneinung und Weltflucht zu geſtalten. Darum wurden die Aufgaben, die tatſächlich lösbar waren, vernachläſſigt, alle vorhandenen Kräfte aber in den Dienſt einer Chimäre geſtellt, da doch nur Engel — nach dem Evangelium Matthäi geſchlechtsloſe Weſen —, nicht aber Menſchen mit Mägen und Begierden ſich für einen „Gottesſtaat" eignen. Das Deutſche Reich ſelbſt, weil auf der Zeitlichkeit ruhend, galt für etwas Minderwertiges

gegenüber dem durch eine Anzahl machtlüſterner Prieſter vertretenen „Jenſeits“. Die drei Hauptſchlagworte jenes Ideenſtreites: Reform, Simonie, Zölibat, wollen hier kurz erläutert ſein.

Der Begriff Reform entſtammte dem Kloſterleben. Die Mönche hatten die ſtrenge Regel des heiligen Benedikt verlernt, waren feiſt und weltlich geworden. Hier ſchien eine Umkehr zu beſſeren Sitten angebracht. Aber mit ihr miſchte ſich bald die Forderung unbedingten Gehorſams gegen den Papſt. Es waren die Kluniazenſer, die recht eigentlichen Vorgänger der Jeſuiten, die dieſe Forderung erhoben. Da Papſt mit Gott gleichbedeutend war und man Gott mehr gehorchen ſollte als den Menſchen, ſo mußten die Biſchöfe dem Papſt gehorſamer als dem Kaiſer ſein. Nun waren aber die deutſchen Biſchöfe infolge des eingewurzelten ottoniſchen Syſtemes zugleich kaiſerliche Verwaltungsbeamte, die dem Kaiſer Treue ſchuldeten, und an den Kaiſer auch durch den Lehnseid gebunden, den ſie bei der Begabung mit Krongut (Inveſtitur) zu ſchwören hatten. So kamen viele von ihnen in Gewiſſensnot, und in Deutſchland lagen tatſächlich durch das ganze Mittelalter die Verhältniſſe ſo, daß immer ein Teil der Biſchöfe dem Kaiſer gehorſamer als dem Papſt, ein andrer und meiſtens der größere dem Papſt gehorſamer als dem Kaiſer war.

Die beiden Möglichkeiten der Löſung würden darin beſtanden haben, entweder Staat und Kirche zu trennen, wie das heute in Frankreich und den Vereinigten Staaten geſchieht, oder eine von Rom unabhängige Landeskirche einzurichten mit dem Staatsoberhaupt als summus episcopus, wie das in England ſeit Heinrich VIII. und heute noch in Preußen der Fall iſt. Aber dieſe Möglichkeiten zu finden, war die Zeit nicht reif, und da die Franken einmal damit begonnen hatten, Papſt und Kaiſer für gegenſeitig unentbehrlich zu halten, war die Todfeindſchaft zwiſchen dieſen beiden Mächten gegeben, ſobald von der Linie Karls des Großen abgewichen wurde. Konrad II., Herr über das Papſttum, hatte dieſe Linie eingehalten, die Heinrich III. dann wieder aufgab.

Um nämlich die deutſchen Biſchöfe dem Gehorſam gegen den Kaiſer zu entfremden, ſchien es den Reformern am ſicherſten und einfachſten, die biſchöflichen Domänen in den dauernden und unabhängigen Beſitz der biſchöflichen Ämter überzuführen. Bis dahin war das zum Sprengel gehörende Land ſtets nach dem Tode des betreffenden Biſchofs dorthin zurückgefallen, woher es gekommen war: an den kaiſerlichen Fiſkus. Dieſes

Krongut friſch zu verleihen mit Entgegennahme des Lehnseides, ſollte künftig als ſchwere Sünde gelten. Schon um den Kaiſern dieſe Sünde zu ſparen, ſollte die Inveſtitur durch ſie am beſten garnicht mehr ſtattfinden.

Es handelte ſich alſo, wie man ſieht, um nicht mehr und nicht weniger als um die Plünderung des kaiſerlichen Schatzes. Etwa zweitauſend Quadratmeilen des beſtangebauten, ertragreichſten und meiſtbevölkerten Bodens, bis dahin Krongut, ſollten Kirchengut werden und nur noch der Kontrolle des Papſtes unterſtehen. Konrad II. würde die Zumutung, die in jener Eigentumsberaubung lag, gewittert und mit Verachtung abgewieſen haben. Er hatte aus der Inveſtitur, aus den Sporteln, die der Biſchofskandidat nach erlangtem Sitz zu zahlen ſich verpflichten mußte, regelmäßige, höchſt nützliche Einnahmen gezogen, die ſich etwa mit unſerer Stempelſteuer vergleichen laſſen. Heinrich III. dagegen verzichtete auf dieſe wichtigen Einnahmen, ohne Erſatz für ſie zu haben. Er beging aus Popularitätshaſcherei die in der Weltgeſchichte nicht ſeltene finanzielle Übereilung, vorhandene Steuern abzuſchaffen, ohne daß neue Deckungen beſchloſſen worden wären. Ohne den ſtaatsfeindlichen Zweck der Reformer zu durchſchauen, ſtellte er ſeine mächtige Perſönlichkeit in den Dienſt jener hochkirchlichen, antimonarchiſchen Partei, ganz gewonnen durch das zweite große Schlagwort, das ſie für ihre Abſichten erfunden hatte.

Dieſes zweite Schlagwort lautete Simonie. Simon hatte, wie die Apoſtelgeſchichte berichtet, heiligen Geiſt von Petrus für bare Münze kaufen wollen und war vom Apoſtel dafür hart geſcholten worden. Jene Sporteln bei der biſchöflichen Inveſtitur ſollten Simonie ſein und Simonie die ſchlimmſte Form von Ketzerei. Es machte wenig aus, daß die Reformer in Rom ſelbſt mit dem Heiligen Stuhl einen widerlichen Schacher trieben. Da ſolche Päpſte, die durch öffentlichen Kauf ihr Amt errafft hatten, ſich freilich nicht zugleich als leidenſchaftliche Feinde der Simonie gebärden konnten, wandten ſich die Römer ſolange an Heinrich III., als ſie ſicher ſein durften, richtige Reformpäpſte durch ſeine Unterſtützung zu erlangen. Daher der täuſchende Anſchein, als ob gerade dieſer Kaiſer mit dem Papſttum nach Belieben umgeſprungen ſei, da er ſoundſo viele Päpſte „abgeſetzt" habe. Er beſeitigte lediglich Männer, die der ſtaats- und kaiſerfeindlichen Partei nicht genehm genug waren, und beſorgte dafür andere (wie Leo IX.), die das Kaiſertum in ſeinen Lebensintereſſen deſto beſſer bekämpfen konnten. Er hat auch dem Todfeind ſeines Amtes wie ſeines Sohnes,

dem Mönch Hildebrand, von dem wir ſogleich hören werden, in den Sattel geholfen.

Und was endlich bedeutete Zölibat? Die weltlichen Lehen waren überall erblich geworden; es drohte die ſchwere Gefahr, daß auch die kirchlichen Lehen das werden könnten, ſobald Abt und Biſchof heiraten durften. Die Kirche wollte jedoch mit gutem Grund nicht darauf verzichten, ſich die brauchbarſten Diener zu wählen. Das würde aufgehört haben, ſobald ein Biſchofſohn ohne weiteres, d. h. auch im Fall der Untüchtigkeit, lediglich durch das Geburtsrecht, ſeines Vaters Nachfolger hätte werden können. Ein geldwirtſchaftliches Zeitalter würde dieſes Dilemma nicht gekannt haben; ſolang indeſſen alle Beſoldung und Ausſtattung für ein Amt lehnsrechtlich und naturalwirtſchaftlich durch Verleihung von Land erfolgte, lag jene Gefahr in der Tat außerordentlich nahe. Unter dem höheren Klerus war das Heiraten zwar nicht ſchon üblich, doch lebten die meiſten im Widerſpruch mit der Satzung und hatten Nachwuchs. Die Kirche wollte einen Riegel vorſchieben, damit ſolcher Nachwuchs niemals legitimiert werden und in vollen Erbanſpruch eintreten könnte. Auch ſollte vermieden werden, daß ein verheirateter Laie jemals zu ſeinen übrigen Beſitzungen ſich noch ein Bistum aneignete, über ſeinen Fürſtenhut ſich die Biſchofsmütze ſtülpte, oder gar ein Kaiſer Papſt würde. Darum ſollten Laien heiraten, aber zugleich hierdurch allein ſchon von der Belehnung mit Kirchengütern ausgeſchloſſen ſein, der Klerus andrerſeits für gleiche Zwecke ehelos leben. So gelangte man aus rein verwaltungstechniſchen Rückſichten, die mit Reinheit garnichts zu ſchaffen hatten, vielmehr der prinzipiellen Unſittlichkeit weit näher ſtanden, zu der Forderung des Zölibats, des Verbots der Prieſterehe, entgegen den ausdrücklichen Worten des Apoſtels Paulus (im erſten Brief an Timotheus, Kap. III): „Es ſoll aber ein Biſchof unſträflich ſein, Eines Weibes Mann, .. der gehorſame Kinder habe mit aller Ehrbarkeit.“ Allein wer wußte damals etwas von der Heiligen Schrift? Sie war nicht verbreitet, wurde den Laien gefliſſentlich vorenthalten, und der hohe Klerus machte mit ihrem Wortlaut ziemlich, was er wollte.

Ein perſönliches Ernennungsrecht der Biſchöfe hatte Heinrich III. zwar behauptet, aber dieſes Recht kam nun an die Reihe, von Rom beſtritten zu werden. Und noch eine ganz beſonders gefährliche Schar von Feinden hatte jener Kaiſer dem Sohne großgezogen: die deutſchen Landesfürſten. Hervorgegangen aus den Großgrundherrſchaften, den Beleihungen der gräf-

lichen Familien mit Kronland, und ſeit Erblichkeit aller Lehen im Eigenbeſitz erſtarkt waren ſie aus den alten Herzogtümern allmählich herausgefallen, hätten aber irgendwie, als Reichsrat vereinigt, wenn nicht zur Mitregierung doch zur Mitberatung herangezogen werden müſſen. Sie wurden von Heinrich III., der zwiſchen kaiſerlicher und biſchöflicher Gewalt keinen Einſchub dulden wollte, nicht nur grundſätzlich ferngehalten, ſondern auch finanziell ausgeblutet, da er mit harter Fauſt den Ausfall an biſchöflichen Sporteln durch hohe Abgaben beim Übergang von weltlichen Lehen zu decken ſuchte. Indem er ſomit eine Unklugheit durch eine Ungerechtigkeit wettmachen wollte, verfeindete er ſich und ſeinem Hauſe einen wichtigen, aufſtrebenden Faktor. Wir erblicken hier eine der Quellen von dem, was man heute noch Partikularismus nennt.

Als dieſer unſelige Kaiſer, erſt neununddreißig alt, am 5. Okt. 1056 ſtarb, ſcholl in ſein Krankenzimmer hinein der Waffenlärm eines furchtbaren Wendenaufſtandes, dem ein ſächſiſches Heer bereits erlegen war und durch den noch viele deutſche Kulturarbeit vernichtet werden ſollte. Sein kleiner Sohn hatte eine der übelſten Erbſchaften anzutreten, die jemals hinterlaſſen worden ſind.

Heinrich IV. war am 11. Nov. 1050 geboren, kaum dreijährig zum König gewählt, vierjährig in Aachen gekrönt, fünfjährig mit Agnes, einer kleinen ſavoyiſchen Prinzeſſin, verlobt worden und ſtand im ſechſten Jahr, als er zum Thron gelangte. Seine Mutter Agnes führte die Regentſchaft, eine bigotte Dame, die ſchon den Vater ungünſtig beeinflußt hatte, und deren kümmerliche Mißgriffe verdarben, was an der Reichspolitik in fünf Jahren noch zu verderben war. Dann zog ſie nach Rom, um dort als Frömmlerin ihre Tage zu beſchließen.

Eine böſe Fügung wollte, daß zu jener Zeit auf dem Stuhl von Köln ein harter klerikaler Streber, Anno mit Namen, als Erzbiſchof ſaß. Jeder deutſch-nationalen Fiber entbehrend, aber ein energiſcher Profitmacher auf Koſten des Reiches für die eigene Diözöſe und ſeine zu bepfründenden Angehörigen, ſtellte dieſer Mann ſich durchaus in den Dienſt der römiſchen Politik. Da er ſchlau genug war, in der Perſon des jungen Königs ein wertvolles Verhandlungsobjekt zu erblicken, entführte er ihn 1062 bei Kaiſerswerth zu Schiff ſtromabwärts nach Köln.

Der ganze Charakter des alſo heimtückiſch Verſchleppten offenbarte ſich bei jener Gelegenheit. Denn kaum daß er merkte, was gemeint ſei, ſtürzte

er sich stolz und freiheitliebend über Bord in den strudelnden Rhein. Mit Mühe ward er durch den mitverschworenen Markgrafen Ekbert von Braunschweig, der ihm nachsprang, lebend geborgen. Anno benutzte den gelungenen Streich, um in dem entbrannten Kampf die Interessen der deutschen Verfassungskirche, die das überlieferte Verhältnis zwischen Kaisertum und Bistum weiterzuführen wünschte, an die hochkirchliche Partei in Rom bei jeder Gelegenheit zu verraten, um irgendwelche persönlichen Vorteile dafür einzuheimsen. Er war mehrfach in Italien anwesend, wo ein schrecklicher Bürgerkrieg tobte und eine volkstümliche Opposition in Gestalt der lombardischen „Patarener" die Reformpartei verstärkte. Doch während solcher Abwesenheit von Deutschland erwuchs Anno ein Gegenspieler in der Person des berühmten Metropoliten Adalbert von Bremen. Dieser staatsmännische Kopf erlangt schon ein Jahr nach jenem Handstreich Einfluß auf die Regierungsgeschäfte, weiß den jungen König durch glänzende persönliche Eigenschaften zu gewinnen und führt, solange dessen Minderjährigkeit anhält, im Reich die Zügel, während sich Anno bereits 1064 vom Hof zurückzieht.

Ein Jahr darauf wird dem fünfzehnjährigen König ein Schwert umgehängt und er damit zum regierungsfähigen Mann erklärt. Naturgemäß folgt er dem Einfluß des von ihm angebeteten Meisters, und Adalbert richtet die Gedanken des Jünglings auf ein absolutes, unbeschränktes Regiment, um durch die Person des Schülers fortan desto sicherer zu herrschen. Zweckmäßig wird, ganz in der Richtung Konrads II., versucht, die Verwaltung durch königliche, nur von der Krone abhängige Beamte (Ministerialen) zu führen. Aber es ist leider zu spät. Die zurückgesetzten Bischöfe wie die neu aufgekommenen Laienfürsten sehen scheel auf diese bürokratische Umgebung Heinrichs. Dazu sind Adalberts finanzielle Ratschläge zweideutig und führen lediglich zur Verschleuderung von Reichsabteien, der bisher zuverlässigsten, ergiebigsten Quelle für Reichsheer und Reichsfinanzen, während zugleich die Versuche, im Sächsischen die Kroneinkünfte zu ordnen und altes Krongut wieder heranzuziehen, dort allgemeine Mißstimmung erregen. Auf einem Tage zu Tribur (1066) wird Heinrich durch die versammelten Kirchen- und Laienfürsten gezwungen, sich von Adalbert zu trennen und zugleich seine frühe Braut, die inzwischen Erbtochter von Savoyen geworden ist, gegen seine Neigung zu ehelichen.

Schon wer den kurzen Lebenslauf des nun Sechzehnjährigen überblickt,

wird ihn ungewöhnlich reich an schweren Prüfungen finden. Diese, noch durch vierzig weitere Jahre sich fortsetzende Peinigung sollte jedoch nicht nur gewisse äußere Härten zeitigen, sondern auch den edeln, ja bewundernswerten Kern des Mannes ans Licht bringen. Außer einem tiefen, inniger Liebe wie zähen Hasses gleichsehr fähigen Gemüt, außer Tapferkeit, Pflichtgefühl und Beharrlichkeit bemerken wir: Heinrich IV. war der erste große Diplomat auf dem deutschen Thron. Groß nicht nur, weil die Widerstände, gegen die er zu ringen hatte, von gewaltiger Kraft erscheinen und er trotzdem an entscheidenden Punkten über sie Herr wurde, sondern weil er sich, vor ganz unerhörte Situationen gestellt, in einer Weise wandlungs- und anpassungsfähig erwies, die nur dem Genius eigentümlich ist.

Der Raum reicht nicht aus, um diesem Kämpfer in alle Sachsenaufstände, in alle Feldzüge gegen seine Feinde im Reich und in Italien zu folgen. Nur einige der menschlich zugleich und historisch interessantesten Episoden seines Lebens dürfen hier wiedergegeben werden.

Im Jahre 1073 nach einer tumultuarischen Wahl hatte jener schon genannte Hildebrand, der seit 1047 unter im ganzen fünf Reformpäpsten Leiter der hochkirchlichen Politik gewesen war, als Gregor VII. den Heiligen Stuhl bestiegen. Durch diesen starken Willen wurde der Investiturstreit sofort dahin zugespitzt, daß Laien (und alle deutschen Kaiser waren Laien) überhaupt nichts mehr mit Ernennung und Belehnung von Bischöfen zu tun haben sollten. Schon die ganze Zeit über waren ununterbrochen deutsche Prälaten vor römische Synoden geladen worden, um sich wegen Simonie zu verantworten. Der junge König hatte diese Dinge teils nicht sogleich überschaut, teils nicht wahrnehmen können, ja sogar gegen die Sachsen päpstlichen Beistand (März 1074) nachgesucht und erhalten. Er war nun höchst peinlich berührt, als auf der Fastensynode zu Rom im Frühjahr 1075 nicht nur fünf seiner Geheimräte gebannt, sondern von Gregor die Laien-Investitur für unkanonisch erklärt wurde.

Heinrich IV. hatte längst wieder aus der Belehnung neuer Bischöfe nützliche Sporteln gezogen; er war ganz im Sinne seines vortrefflichen Großvaters fest entschlossen, sich diese finanzielle Lebensader nicht unterbinden zu lassen. Leider unterschätzten beide Gegner einander. Der Papst hatte noch im September 1075 wegen des glücklich niedergeschlagenen Sachsenaufruhrs einen Glückwunsch gesendet, war dann aber bald mit herrischen Anforderungen der „Bekehrung“ (in Sachsen der Simonie) hervor-

getreten. Und Heinrich wieder, ſtatt ſein Reichsheer nach Italien zu führen, begnügte ſich, ihn am 24. Januar 1076 auf einer Synode zu Worms, auf der ſechsundzwanzig deutſche Biſchöfe (von etwa vierzig) anweſend waren, abſetzen zu laſſen und einen mehr als deutlichen Brief an ihn zu richten, den lombardiſche Prälaten den Mut hatten, nach Rom zu bringen. Dieſen Brief beantwortet Gregor durch den bereits im Jahr vorher angedrohten Kirchenbann über den deutſchen König, der in Utrecht die Neuigkeit erfährt.

Die ganze Chriſtenheit ſteht ſtarr. Der zu Worms noch überkühne deutſche Epiſkopat ſinkt großenteils charakterlos zuſammen, der König ſieht ſich verlaſſen, auf einem einberufenen wormſer Fürſtentag erſcheint faſt niemand. Die beiden Führer der Oppoſition, Otto von Nordheim, ein begabter doch falſcher Mann, einſt Bayernherzog, ſeither ein unabläſſiger Wühler in Sachſen, ſowie Rudolf, des Königs Schwager, der von der Kaiſerin Agnes die Hand ihrer Tochter Mathilde mit dem Herzogtum Schwaben erhalten hatte, ſie benutzen den Bann als Hilfsmittel für ihre dürftigen partikularen Pläne. Beide wollen König werden; lediglich ihre Rivalität verhindert das Schlimmſte. Heinrich wird aufgetragen, an den Papſt einen demütigen Brief zu ſchreiben. Er ſoll ſich binnen Jahresfriſt vom Banne löſen, und der Papſt das entſcheidende Wort hierüber haben. Ja der Papſt ſoll nach Deutſchland als Schiedsrichter herüberkommen.

Aus dieſer furchtbaren Zwangslage findet der König einen unerhörten Ausweg, der ihn auf dem politiſchen Schachbrett als Meiſter zeigt. Er beſchließt, dem Papſt ſeine Waffe, den Bannſtrahl aus der Hand zu winden, damit zugleich der deutſchen Oppoſition den Boden unter den Füßen wegzuziehen und ſeines Feindes Schiedsrichteramt auf dem geplanten Reichstag zu Augsburg ins Waſſer fallen zu laſſen. Er war im Oktober ſechsundzwanzig geworden und ſtand in der Blüte ſeiner Kraft. Noch im ſelbigen Winter (1076) macht er ſich auf. Die Alpenpäſſe werden ihm von den ſüddeutſchen Fürſten verlegt — denn dieſe vermuten, er wolle kriegeriſch in Italien einrücken, und ahnen ſeine Feinheit garnicht; — ſo geht er, begleitet von ſeiner Gattin Berta, deren Wert er inzwiſchen ſchätzen gelernt hat, über Beſançon, wo er die Weihnacht feiert, über Genf und den Mont-Cenis, dann über Turin und Vercelli nach Pavia. Der Papſt iſt wenige Meilen ſtromabwärts im Begriff, den Po gleichfalls, nur in umgekehrter Richtung auf Mantua zu überſchreiten, und wartet auf die deutſchen Fürſten, die ſein Roß über die Alpen am Zügel führen ſollen. Er hat ſich mit

Weltherrschaftsplänen getragen und flieht nun entsetzt, in der größten Verlegenheit seines Lebens, da es feststeht, daß Heinrich nicht als Streiter, sondern als Büßer kommt. Großgräfin Mathilde von Tuskien öffnet dem Fliehenden ihre zwischen Reggio und Lucca belegene Burg Canossa. Doch was tun? Den frommen Büßer muß der Papst laut kanonischer Satzung absolvieren. Damit würde aber seine ganze Politik zusammenbrechen und Heinrich in Deutschland freie Hand erhalten.

Gregor, hartnäckig, weist zunächst alle Vorschläge zurück. Da folgt ihm der König nach Canossa. Die Burg war umgeben von drei Mauern; zwischen der ersten und zweiten, vom Burghof aus gerechnet, standen Wirtschaftsgebäude. Dort hat König Heinrich in Begleitung einiger treuer Bischöfe drei Tage und drei Nächte zugebracht und ist auch zeitweise im Büßergewand mit nackten Füßen bei Frostwetter am Tor der innersten Mauer zu sehen gewesen. Als er am vierten Tag (28. Januar 1077) Miene macht abzuziehen, gibt Gregor das Spiel verloren, das Tor fliegt auf, Heinrich tut seinen Fußfall, und eine formelle Versöhnung erfolgt, die dem harten Papste teuer zu stehen kommt. Sein Weltherrschaftstraum zerrinnt, sein Antagonist kehrt heim zu freier Aktion. Gregors Briefe an vertraute Zeitgenossen drücken keine Siegesstimmung aus.

Schon die damalige Welt hat auf Canossa mit wesentlich andern Augen gesehen, als wir uns im „Kulturkampf" angewöhnt hatten zu tun. Ihr war des Kaisers Buße nicht sowohl eine Demütigung, als eine höchst lobenswerte fromme Handlung. Wenn schon die Identifizierung einer für unser Gefühl recht menschlichen Institution mit Gott selbst peinlich wirkt, hatte sie doch das Gute, daß eine Demütigung vor Gott den Einzelnen nur ehren konnte. Unser größter Staatsmann hat freilich eines Tages das bejauchzte Wort geprägt: „Nach Canossa gehn wir nicht"; und in der Tat: angenehm ist ein solcher Gang ja nie. Doch daß ihn Heinrich IV. zu gehen verstand, ist eine der herrlichsten Taten der ganzen Weltgeschichte. Möchten uns im Notfall niemals Charaktere fehlen, die gleich ihm die Wanderung über den Berg des Verdrusses und der Selbstentäußerung so vollenden, daß sie als Sieger anlangen, der Gegner beschämt ins Hintertreffen kommt! *

* Diese von der Legende abweichende Auffassung der Canossa-Buße wurde von Emil Lehmann 1869 begründet, Ranke in seiner Weltgeschichte hat sie sich zu eigen gemacht, Hans Delbrück sie in einem seiner historischen Aufsätze scharf und geistvoll entwickelt, die modernen Historiographen des salischen Hauses, Meyer von Knonau und Harry Breßlau, bekennen sich

Die deutschen Partikularfürsten, von höherer Warte betrachtet kurzsichtige, leidenschaftsbefangene, dünkelgeblähte Toren ohne rechte Vaterlandsliebe, ohne Ahnung von den wirklichen Bedürfnissen ihres Volkes, stellen wütend jetzt Rudolf den Schwabenherzog als Gegenkönig auf. Der Falsche verliert 1080 auf dem Schlachtfeld an der Grune (bei Pegau, südlich von Leipzig) zunächst seine Schwurhand, bald auch sein Leben. Der Zeitpunkt naht, da Heinrich, in Deutschland siegreich, seine Blicke nach Italien wenden und gegen einen Übermütigen die Nemesis heranführen kann.

Im März 1081 überschreitet er mit einem Heer und einem Gegenpapst (Wibert, als Clemens III.) die Alpen, erobert Juni 1083 die Leostadt, zieht März 1084 in Rom ein, hält auf der Engelsburg den ohnmächtigen Gregor umzingelt und wird noch im selben Monat von Clemens zum Kaiser gekrönt. Zwar bringen die Normannen vorübergehende Rettung, Gregor flieht mit ihnen aus der Stadt. Allein er, der geprahlt hatte, „Kronen zu nehmen und zu verleihen lediglich nach kirchlicher Schuld und kurialen Verdiensten," stirbt, nachdem er sich noch eine dritte Bannung des Kaisers geleistet hat, schon im Jahr darauf ziemlich unbeachtet zu Salerno.

Der noch im Sommer 1084 nach Deutschland heimgekehrte Kaiser vollzieht jetzt einen in der Stille längst vorbereiteten Umschwung seiner Tendenz. Mit klugem Verzicht auf die absolutistischen Neigungen seiner jüngeren Jahre stützt er sich zum Regieren auf den anfangs von ihm vernachlässigten, verfassungsmäßigen Faktor: den Episkopat, und benutzt das Friedensbedürfnis der deutschen Bischöfe wie der breiten Schichten der Nation zu einer ausgesprochen bürgerfreundlichen Politik. Es mag sub specie aeterni bedauerlich scheinen, daß auch er die fernere Durchbildung eines ausschließlichen Laienregimentes aufgab; doch die entscheidenden Fehler waren eben von Otto dem Großen, dann von Heinrichs Vater begangen worden; Heinrich IV. war diesmal nur der Realist, der mit Vorhandenem rechnet und einen Widerstand aufgibt, der höchstens noch den Namen Eigensinn verdient, also lediglich zu Kraftvergeudungen geführt haben würde. Man muß dem deutschen Episkopat nachrühmen, daß er in jenen Tagen Elemente

zu ihr. So sagt auch Gebhardt in seinem Handbuch, wo für Geschichtsbeflissene alle heute im Schwange gehenden wissenschaftlichen „Kontroversen" beleuchtet sind: „Rein taktisch war Canossa ein diplomatisches Meisterstück ersten Ranges: der König hatte den scheinbar lückenlosen Ring, den die Gegner um ihn gezogen, doch zu sprengen gewußt. Aber darüber hinaus bedeutet Canossa, wie mehr und mehr von berufenen Forschern zugegeben wird, auch einen sehr bedeutenden staatsmännischen Erfolg."

barg wie den kölner Erzbiſchof Siegwin, den lüttiſcher Biſchof und den mainzer Erzbiſchof, die alle drei ſolcher Politik entgegenkamen und menſchlich zugunſten des kleinen Mannes den Straßenfrieden gegen fehdeluſtige adlige Räuber und Mordbrenner zu ſchützen ſuchten.

Den größten Vorteil aus dieſem Zuſammenhang zogen die deutſchen Städte. In Worms hatte ſich ſchon 1073 die Bürgerſchaft geregt und ihren böſen Biſchof aus der Stadt getrieben; das Gleiche beinah war 1077 dem Gegenkönig Rudolf in Mainz unmittelbar nach der Krönung widerfahren. Den ganzen Niederrhein entlang zuckte eine ſtarke populäre Bewegung gegen ſolche Biſchöfe auf, die als „Stadtherren" nur die Aneignung aller gräflichen Gewalt erſtrebten und einen zukunftsreichen Stand niederzuhalten ſuchten, während beſſere und klügere Biſchöfe nachgaben. Freilich war ſolche Politik nicht nach dem Sinn der vom Inveſtiturſtreit zehrenden deutſchen Partikularfürſten. Eine neue Koalition gegen Heinrich IV. kam zuſtande, ein neuer Gegenkönig (Hermann von Luxemburg) ward aufgeſtellt. Den Kaiſer unterſtützt das Glück gegen ſie freilich nur durch den frühen Tod ihrer Häupter, immerhin wird er zuletzt ihrer ſoweit Herr, um 1090 wieder freie Bahn zu haben.

Hätte er jetzt jene Richtung entdeckt, die Otto der Große nicht fand: ſich am innern Ausbau Germaniens und an deſſen wirtſchaftlicher Förderung genügen zu laſſen, welch ein Segen würde haben entſtehen können! Doch das alte Geduldſpiel mit Italien begann von neuem. Es rächte ſich furchtbar. Nach anfänglichen Erfolgen fallen die verbündeten oberitaliſchen Städte vom Kaiſer ab; und 1093 erhält er einen Hieb ins Herz, da ſein älteſter Sohn Konrad zur hochkirchlichen Partei übergeht und ſich noch im ſelben Jahr zu Monza als König von Italien krönen läßt.

Heinrichs zweite Gattin Praxedis, eine Sarmatin aus Kiew, ſcheint jenes Bubenſtück angezettelt zu haben. In tiefſter ſeeliſcher Not zog ſich der Kaiſer von allen Geſchäften zurück und verbrachte die nächſten Jahre, während er nur mühſam ſeiner Verſtörung Herr wurde, in einem ſtillen Tal der Etſch.

Hier aber erreichte ihn einmal noch ein unerhörter Umſchwung der Weltpolitik. Im Jahr 1089 hatte der geſchmeidige Papſt Urban II. (1088—99) einen feinen Streich zu führen geglaubt, indem er zwiſchen dem ſiebzehnjährigen Welf, dem Sohn des Herzogs Welf IV., und der nun vierzig-

jährigen Großgräfin Mathilde von Tuskien, der Herrin von Canossa, der Gönnerin Gregors, eine Ehe zustandebrachte. Sie hielt nicht vor. Im selben Jahr 1095, da auf den Kreuzzugssynoden zu Piacenza und Clermont der immer noch auf der Engelsburg sitzende Gegenpapst Wibert samt seinem Anhang (also natürlich auch Heinrich IV.) aufs neue gebannt wird, verläßt Welf V. seine eigenmächtige Gattin, die Kombination Bayern-Tuskien zerfällt, der alte Welf sucht den Kaiser auf und wird fortan sein treuer Freund. Im Jahr 1096, während aus Frankreich und Oberitalien der Strom der Kreuzfahrer an Heinrich vorüberbraust und einen großen Teil jener Kräfte, jenes Interesses, die früher für den Investiturstreit flüssig waren, ablenkt, arbeitet Vater Welf in Deutschland, wo ein päpstlicher Legat, der Bischof Gebhard von Konstanz, allzu selbstständig geschaltet hatte, für eine Wiederkehr des Kaisers. Der steigt 1097 über die nun für ihn frei gewordenen Alpen nach Deutschland hinab und gelangt jetzt erst auf den Gipfel seiner Macht. Er stützt sich auf Bayern und auf den deutschen Nordwesten mit seinem herrlich emporblühenden Städtewesen, wird ein Schirmer der Ordnuug, ein Beschützer des kleinen Mannes. Obwohl immer noch exkommuniziert — denn Wibert war, ohne durchgedrungen zu sein, 1100 gestorben — ruft er auf einem Reichstage zu Mainz im Jahr 1103 den ersten Landfrieden aus und erwirbt sich dadurch eine unermeßliche Beliebtheit.

Sein letzter Konflikt mit seinem Sohn Heinrich, obschon an sich schlimm genug, entbehrt doch jener Tragik, die dem Verrat Konrads beigewohnt hatte, der inzwischen (1101) ebenfalls gestorben war. Heinrich der jüngere, ein ungemein scharfblickender Politiker, erkannte Eines deutlich: daß es ohne Verständigung zwischen Kaiser und Papst, imperium und sacerdotium auf die Dauer nicht mehr ginge. Er unternahm (Weihnachten 1103) seinen Abfall durchaus nur im Interesse der Erbfolge des salischen Hauses, für einen Gedanken also, dem auch der Vater leidenschaftlich anhing. Sollte durchaus ein Gegenkönig sein, so am besten ein legitimer Salier, schien der junge Prinz zu kalkuliern. Und Vater Heinrich verstand ihn so völlig, daß ungeachtet blutiger Kämpfe der geistig ungebrochene Alte in der Sterbestunde dem Sohn als dem einzig berechtigten Nachfolger Ring und Schwert übersenden ließ.

Heinrich IV. verschied am 1. August 1106 zu Lüttich. Die deutsche Sage hält die rührende Gestalt eines Mönches fest, der das eigene Seelenheil

verſcherzte, indem er bei dem Toten treue Wache hielt. Zweimal hat, zu Lüttich und zu Speyer, der unverſöhnliche Papſt die Gebeine des Friedloſen aus der Erde reißen laſſen, bis der ſiegreiche Sohn die Beiſetzung zuletzt erzwang.

Wem fielen beim Blick auf dieſes gewaltige Leben die fauſtiſchen Worte nicht ein, daß Menſch ſein ſoviel bedeutet wie Kämpfer ſein? Und Heinrich IV. war mehr als ein Kämpfer, er war ein Sieger geweſen, 1075 über die Sachſen, 1080 über den Gegenkönig Rudolf, 1084 über Papſt Gregor, 1090 über das zweite Gegenkönigtum im Reich. Wie wunderbar, daß dieſer Mann, der ſo Ungeheures durchſtritten und durchlitten hatte, ſich 1104 noch einmal gleich einem Jüngling zum Kampfe ſtellt, bis ihm der Allbezwinger Tod erſt ſein Schwert aus der Hand windet!

Heinrich IV. iſt viel gehaßt und verleumdet worden, wie ſpäter Bismarck gehaßt und verleumdet wurde. An Zähigkeit gegenüber einer Welt von Feinden, an Spannung der Energie bis zum letzten Atemzug, an ſtählerner Tapferkeit im Angeſicht ſich türmender Widerſtände, an Seelengröße mit einem Wort, ſind ihm von allen Nachfahren vielleicht nur Friedrich Rotbart und Friedrich der Große, Stein und jener eiſerne Kanzler vergleichbar.

Kaiſer Friedrich Barbaroſſa
1124–1190

Der Kampf zwiſchen Kaiſer und Papſt hatte bekanntlich durch Heinrich V. im Jahre 1122 mit dem „Wormſer Konkordat“ eine mehr diplomatiſche, äußerliche Erledigung gefunden, das Kaiſertum ſein Ernennungs- und Belehnungsrecht von Biſchöfen, wie das kirchliche Reichsgut im weſentlichen behauptet. Allein wer ſich vom Heiligen Stuhl eine zutreffende Vorſtellung gebildet hat, wird nicht erſtaunt ſein, daß die Kurie jene Löſung nur für ein Zwiſchenſpiel hielt. Denn Rom gibt keinen Anſpruch auf. Es kann warten, weil ſeiner hierarchiſchen Dynaſtie niemals die Kronprinzen ausgehen und hierdurch unſterbliche Dauer geſichert iſt.

Im Jahre 1152 aber wurde zu Aachen ein junger König gekrönt, der, unter einem italiäniſchen Beinamen bald im Abend- und Morgenland populär, heute noch vom deutſchen Volksgemüt unvergeſſen und mit ſchönen Sagen umwoben, zwar eines Tages in Rom ſeinen Meiſter finden ſollte, doch durch die Machtfülle, die er in ſeiner Hand zu vereinigen wußte, wie durch den Zauber ſeiner Perſönlichkeit uns ſtets ein leuchtendes Vorbild bleiben muß. Denn die Fehler, die ihm zuzuſchreiben ſind, waren die Fehler ſeiner ganze Epoche, das hiſtoriſche Erbteil hoher Ahnen und kaum noch vermeidbar; nicht umſonſt rechnet Rankes Überblick auch Barbaroſſas Regierung zum „hierarchiſchen Zeitalter“. Seine Tugenden jedoch waren ſichtbarlich die Folgen trefflicher Muſter im Elternhaus, eiſerner Selbſtzucht und vornehmer Denkart. Freilich, was er am heftigſten anſtrebte, hat er nicht erreicht; was ihn von ſeiner Arbeit überlebte und noch heute günſtig nachwirkt, das hat er nebenbei betrieben, ohne großen Wert darauf zu legen.

Friedrich der Rotbart war um das Jahr 1123 geboren als Sohn Friedrichs des Einäugigen von Schwaben und Judiths, einer Schweſter Heinrichs des Stolzen von Bayern und Sachſen. So war eine Verwandtſchaft zuſtande gekommen, die wenigſtens vorübergehend einen böſen deutſchen Streit beſchwichtigen ſollte; war doch Heinrichs des Stolzen Sohn und Judiths Neffe Heinrich der Löwe. Er und Friedrich Rotbart als rechte Vettern ſcheinen ſich, obwohl an Jahren nicht ganz gleich, doch in ihrer Jugend bereits, wohl durch die herzliche Kameradſchaft und vornehme Ritterlichkeit des ſchneller herangereiften Friedrich, in aufrichtiger Zuneigung nahegetreten

zu ſein, was nicht ohne Segen blieb. Das Welfenhaus, dem Heinrich der Löwe entſtammte, hatte, wie wir vorhin ſahen, ſchon im Inveſtiturſtreit unter Kaiſer Heinrich IV. eine große Rolle geſpielt; es war dem ſtaufiſchen Hauſe der Schwabenherzöge an Beſitzungen und Macht mindeſtens ebenbürtig, wenn nicht überlegen; und dieſe Rivalität hatte leider unter dem fahrigen Stauferkönig Konrad III. (einem jüngeren Bruder Friedrichs des Einäugigen) Deutſchland zu zerfleiſchen gedroht. In dem Treffen bei Weinsberg im Jahre 1140 ſollen zum erſten Mal die Worte „Hie Welf!“ und „Hie Waiblingen!“ als Schlachtruf zu hören geweſen ſein, woraus dann in Italien die Parteinamen der Guelfen und Ghibellinen wurden. In jenem Treffen bereits tat ſich Prinz Friedrich Rotbart hervor; er begleitete ſpäter ſeinen Onkel Konrad auf den unglückſeligen Kreuzzug von 1147 und war eigentlich der Einzige, der durch wirkliche Leiſtungen die Ehre des deutſchen Namens rettete. 1149 nach Deutſchland vorausgeeilt ſtellte er hier die Ruhe durch ſeine Kriegserfahrenheit wie das Anſehen ſeiner gewinnenden Perſönlichkeit ſchnell wieder her, hielt ſich auch bei den ſofort folgenden Kämpfen Konrads gegen Heinrich den Löwen abſeits.

Deshalb und weil Friedrich zwei Jahre nach ſeiner Königskrönung das umſtrittene Herzogtum Bayern (1154) an Heinrich zurückgab, blieb dieſer ihm vorerſt ein treuer Freund, unterſtützte allerwegen die Reichspolitik, war 1154 auf Rotbarts erſtem Römerzug an ſeiner Seite, half ihn zum Kaiſer krönen und ward 1156, nachdem die Auseinanderſetzung mit dem Hauſe Babenberg, das die Mark Öſterreich abgetrennt für ſich erhielt, gelungen war, tatſächlich in Bayern eingeſetzt.

Dies ſchöne Verhältnis hielt auch auf dem zweiten, 1158 unternommenen Italienzuge noch vor, den Heinrich bis zum Jahre 1161 perſönlich mitmachte. Dann riefen ihn koloniale und andere Sorgen nach Sachſen zurück und feſſelten ihn dort, übrigens in einer für das Deutſchtum höchſt förderlichen Tätigkeit.

Was für Aufgaben aber ſtellte ſich der Kaiſer? Er ſah mit ſeinem klaren Blick, daß er, wie die Verhältniſſe nun einmal in Deutſchland lagen, nicht hoffen durfte, ohne die Biſchöfe zu regieren. So ſuchte er Freunde unter ihnen zu gewinnen, was ihm gelang. Rainald von Köln, bekannter unter dem Familiennamen Rainald von Daſſel, und Chriſtian von Mainz glichen als Erzbiſchöfe dem Erzengel Michael mit dem Schwert in der Hand, kaiſertreu, gewaltige Kriegsherren und Heerführer.

Friedrich ſelbſt war kein Spötter, ſondern ein frommer Katholik, beanſpruchte jedoch nach der Weiſe Karls des Großen eine Stellung über dem Papſttum und ſuchte dieſes, ohne der Dogmatik irgendwie vorzugreifen, als ein Inſtrument kaiſerlicher Politik zu benützen. Das ging an, ſolange ſchwächere Päpſte auf dem Heiligen Stuhl ſaßen. Aber ſeit 1159 bildete ſich das übliche Schisma, und nun trat etwas zutage, was die Hohenſtaufen leider bis ans Ende begleiten ſollte: ſie hatten an entſcheidenden Punkten kein Glück, oder doch zu wenig. Gerade der Papſt, der als Alexander III. auf der Gegenpartei den gregorianiſchen Grundſatz: „Über dem Apoſtolikus keinen Richter!“ verfocht, bewies auch eine gregorianiſche Zähigkeit und erreichte das unter Päpſten ungemein ſeltene Alter von zweiundzwanzig Regierungsjahren.

Äußerſt ſtörend empfand Friedrich bei ſeinen Plänen den Anbruch einer geldwirtſchaftlichen Epoche und ſuchte gewaltſam Rat zu ſchaffen. Im Orient, woher ſeit Römerzeiten Spezereien, Seide, Südfrüchte gekommen waren, verſchwand nicht länger das europäiſche Edelmetall auf Nimmerwiederſehen, ſondern, ſeit gewiſſe morgenländiſche Märkte zu Abnehmern europäiſcher Erzeugniſſe geworden waren, begann ſich im gewerbefleißigen, handelstüchtigen Oberitalien flüſſiges Geld anzuſammeln und auch in die wirtſchaftlichen Kanäle Oberdeutſchlands nach Baſel, Konſtanz, Augsburg überzuſtrömen. Geld wurde nötig zum Beſtreiten gewiſſer Luxusbedürfniſſe, das Leben teurer, doch die Naturalien ſanken im Wert. Da nun im Bereich der privaten Fronhöfe wie des Fiſkus entweder alles noch auf Naturalleiſtungen geſtellt oder dieſe Leiſtungen früher einmal in geringe Geldbeträge umgewandelt und durch das Meierhofrecht feſtgemacht waren, atmeten überall die Hinterſaſſen (Grundholden) erleichtert auf, die Biſchöfe und der Kaiſer ſelbſt gerieten in Verlegenheit.

Jetzt rächte ſich bitter die einſtige Verſchleuderung der königlichen Gefälle. Auf den rettenden Gedanken: mit etwas Geduld in Deutſchland ſelbſt Marktweſen, Straßen und Handel zu entwickeln, kam auch Barbaroſſa nicht. Begehrlichen Auges blickte er auf die reichen oberitaliſchen Kommunen und gedachte entweder ſie zu rupfen gleich der Henne, die die goldenen Eier legt, oder gar ſie, durch Rückentwicklung, der deutſchen Naturalwirtſchaft wieder anzuſchließen. Alle Regalien wurden „aufgerufen“. Aber Mailand, Como, Piacenza uſw. kamen ſich vor wie eine Gemeinde, der man plötzlich einen Wald nehmen will, den ſie ſeit Generationen als ihr

Eigentum benutzt hatte. In Genua mußten die kaiſerlichen Kommiſſare die ſchnöde und leider völlig zutreffende Antwort einſtecken: die See, nicht das Feſtland, nähre die Bürgerſchaft; das Reich aber habe keine Flotte, den genueſiſchen Handel zu ſchützen. In Mailand gingen ſie ſo hochmütig bürokratiſch vor, daß ein wütender Aufſtand ſie ſchleunigſt aus der Stadt hinausjagte.

Es iſt nun peinlich, einen hochbegabten und mächtigen Mann durch achtzehn volle Jahre ſeine und ſeines Landes reiche Kräfte an dieſe durchaus nicht unberechtigten Widerſtände vergeuden zu ſehn. 1160 wurde Crema, 1162 auch Mailand nach harter Belagerung dem Erdboden gleich gemacht. Was half es? Staunend glaubt man das Wüten eines Berſerkers zu erleben, dem kein Erfolg beſchieden iſt. Wenden wir unſere Blicke lieber nach einer andern Stelle, an der Barbaroſſa mit ſeiner unvergleichlichen Gewandtheit und Energie dauernd Gutes wirkte.

Im Jahr 1157 bei wohlgeſichertem Landfrieden, zwiſchen der erſten und zweiten Italienfahrt, fand der Kaiſer Muße, ſich um die kolonialen Angelegenheiten des Reiches im Oſten zu bekümmern. Der Polenherzog Jacze von Köpenick hatte ſich verräteriſcherweiſe Brandenburgs bemächtigt und ward nun im Juni jenes Jahres von Barbaroſſa verſcheucht. Dann drang dieſer an der Oder aufwärts bis Breslau und von da nach Poſen vor, wo der Polenkönig Boleslav ſich unterwarf und Geiſeln ſtellte. Durch dieſen Zug erſt legte der Kaiſer für immer Schleſiens deutſche Zukunft feſt, ſchaffte dem wackeren Askanier Luft in der Mark, jagte den Polen wie dem Slawentum im allgemeinen einen heilſamen Schreck ein. Was hätte ſich auf dieſer Linie nicht alles erringen laſſen, wenn Barbaroſſa ſeinem Freund und Vetter an der Unterelbe die Hand gereicht, das Meer gewonnen, eine Reichsflotte begründet hätte! Statt deſſen zog er ſoviel niederdeutſche Kräfte wie möglich nach Italien, um ſie dort leidenſchaftlich und erfolglos zu vertun.

Wir, die wir es in einer höchſt mühſäligen, aufgehaltenen Entwicklung leider gelernt hatten, auch am widerſinnigſten Zuſtand noch etwas zu entdecken, um deſſentwillen es ſich mit ihm auskommen ließ, müſſen uns ganz beſonders hüten, gewiſſe Verkehrtheiten nur deshalb für berechtigt anzuſehen, weil ſie hiſtoriſch ſind. Es gibt in der Geſchichte unendlich vieles, was ganz unvernünftig iſt; und andres, was vor vierhundert Jahren zweckmäßig erſchien wie das Lehnſyſtem, iſt gerade dadurch unvernünftig ge-

worden, daß man es verewigen wollte. Weil unſre Kaiſer, als die Zeit reif dazu war, ſowenig Verſtand für Handel und Wandel betätigten, iſt längſt noch kein logiſcher Beweis dafür gelungen, daß nur die Piraten des Mittelalters das Anrecht auf eine Flotte und die Pflicht, ſie zu bauen, gehabt hätten. Daß die Kräfte Deutſchlands mißbraucht und vergeudet wurden, erlaubt einen ganz andern Schluß, als daß unſere Heimat kein beſſeres Schickſal verdient habe.

Nicht einmal die Behauptung iſt ſtichhaltig, daß die Kaiſer an Po und Rhone ſtets nur den Rhein verteidigt, der deutſchen Herrſchaft in Italien und Burgund bedurft hätten, um nur einigermaßen die Weſtfranken daran zu hindern, jene vordringliche Rolle zu ſpielen, die ſie ſpäter als Franzoſen tatſächlich geſpielt haben. Denn niemals in jener ganzen Epoche haben ſich die Neuſtrier uns, den Auſtraſiern, im Feld irgendwo gewachſen gezeigt; wir ſind es geweſen, die unſre Waffen bereits unter Otto II. bis an den Montmartre trugen, jene blieben froh, von uns in Ruhe gelaſſen zu werden. Recht eigentlich die Hohenſtaufenpolitik erſt hat ſie nach Italien gelockt und läſtig werden laſſen*.

Wohl hatte an äußerer Machtfülle gerade im Anſchluß an jenen Polenzug das deutſche Kaiſertum im Herbſt 1157 ein glänzendes Bild geboten. Auf dem Reichstage zu Würzburg (im September) ſuchten Geſandte von England, Dänemark, Böhmen, Ungarn, Italien und Konſtantinopel Barbaroſſas Gegenwart; auf dem Reichstage zu Beſançon (im Oktober) huldigten alle burgundiſchen Großen. Doch hier war es auch, wo ein päpſtlicher Legat das Reichsoberhaupt wie einen beſchenkten Lehnsmann anzureden wagte, ja die unverſchämte Frage aufwarf, von wem der Kaiſer das Reich denn habe, wenn nicht vom Papſt? Da fuhr Otto von Wittelsbach mit gezücktem Schwert auf den Legaten los. Gerade dieſer aber, der Not entronnen, trug als Alexander III. ſeit 1159 die päpſtliche Tiara. Und gerade die Lombardei, die bisher ſtets, von der Epiſode der Patarener abgeſehen, eine ſtarke Hinneigung zu kirchlicher Oppoſition bewieſen hatte, wurde, nachdem ſie von Barbaroſſa ſo falſch angefaßt war, die ſtärkſte Stütze des Papſttumes.

* Vgl. Eccardus, Geſchichte des niedern Volkes in Deutſchland, S. 348. Der dort erwähnte alte Streit zwiſchen v. Sybel, dem Vertreter modern-wirtſchaftlicher Anſchauung, und Ficker, dem Verherrlicher der ſüdlichen Kultur, dürfte heute nicht mehr, wie vor fünfzig Jahren, von der Wiſſenſchaft zu Ungunſten Sybels entſchieden werden.

Am 29. Mai 1176 erfolgte nemesisartig die Katastrophe bei Legnano. Der Kaiser, der in Oberitalien den Winter verbracht hatte, besaß nicht Mannschaften genug, den Feldzug nachdrücklich zu führen, und der mächtigste Reichsfürst, zugleich der Hauptförderer von Barbarossas bisheriger Politik, versagte sich ihm. Die hohen Vettern hielten, wahrscheinlich im Frühjahr, zu Chiavenna oder zu Partenkirchen eine Zusammenkunft, bei der es freilich weit prosaischer hergegangen sein dürfte, als die ausschmückende Legende meldet; von einem Fußfall Friedrichs kurz vor der Schlacht kann gar keine Rede sein. Es waren wichtige, reale Interessen, die nüchtern abgewogen wurden. Heinrich hatte an der Ostsee viel auf dem Spiele stehen. Seine Truppen waren dort wohl angebracht, weil er eine höchst nützliche nationale Siedelungspolitik trieb, die ihr Ziel fast schon bis zur Weichselmündung vorgeschoben hatte. Dagegen ähnelt, was den Kaiser in der Lombardei beschäftigte, einigermaßen der „Jagd zu Pferde auf wilde Gänse". Nur das formale Recht war aufseiten des Reichsoberhauptes; aber Heinrich konnte andrerseits auch nicht gezwungen werden, und alles hing von den Kompensationen ab, die er forderte.

Man kann nicht behaupten, daß er hierin anmaßend gewesen sei. Es drehte sich anscheinend um Goslar mit seinem allerdings wichtigen Bergbau. Dieses Goslar, ursprünglich eine kaiserliche Stadt und Lieblingsaufenthalt der Salier, war irgendwie an die Welfen gekommen, aber ein Zankapfel geblieben. Als 1166 der Kaiser sich wieder einmal in Italien aufhielt, hatten Albrecht der Bär von Brandenburg, Erzbischof Wichmann von Magdeburg, Landgraf Ludwig von Thüringen die Gelegenheit benutzt, über Heinrich den Löwen herzufallen, und ihn arg ins Gedränge gebracht, zumal Rainald von Köln diesen Gegnern zuletzt noch beitrat (er starb gleich darauf). Barbarossa, heimgekehrt, griff ein, gebot beiden Parteien Waffenruhe, rettete Heinrich aus der Bedrängnis, nahm aber Goslar als den Preis dieser Vermittlung (1168) an sich. Im Frühjahr 1176 forderte der Welfe somit etwas, das er schon besessen hatte — und Friedrich gab es nicht her.

Der Erfolg sprach gegen diese Kargheit, und die Billigkeit eigentlich auch. Denn das überreiche welfische Hauserbe in Schwaben und Italien, das Rotbart gerade damals (von Welf VI., Heinrichs Onkel) geerbt hatte, wollte Heinrich ihm ungeschmälert gönnen, nur eben um den Preis von Goslar. Nachdem die hohen Herren sich uneins getrennt hatten, begann

der Kaiſer, ohne die übrigen aus Deutſchland herzuſtrömenden Kontingente vollends abzuwarten, voreilig bei Legnano eine Schlacht, die er verlor. Verwundet und mit Lebensgefahr entkam er nach Pavia.

Man hat jene Niederlage nicht entſcheidend genannt; etwas hat ſie gleichwohl entſchieden: des Kaiſers Politik. Er drehte ſich, wieder zu Atem gekommen, wie auf dem Abſatz um, ließ ab vom heftigen Kampf, ſuchte die Gegner diplomatiſch zu trennen, näherte ſich dem Papſt, ging in bildlichem Sinne nach Canoſſa und kehrte zum großen Unterſchied von Heinrich IV. nicht ſiegreich, ſondern, wenn auch in Frieden mit Rom, unter Behauptung mancher Vorteile, doch ſchwer gedemütigt von dieſem Gange heim. Auf dem Reichstage zu Würzburg (Mai 1165) hatte er mit ſeinen Getreuen jegliche Anerkennung Alexanders III. für alle Zukunft abgeſchworen; dieſen Eid mußte er nun zu Venedig hinunterwürgen, wo er ſich 1177 mit dem Papſt nach langen, zähen Verhandlungen endgültig ausſöhnte.

Doch ehe noch (1183) der Friede von Konſtanz ihn auch mit den Lombarden in ein friedliches Verhältnis brachte, galt es, den Löwen niederzuwerfen, was vollſtändig gelang. Bei dieſer Gelegenheit ward es doch klar, welch eine gewaltige Kraft das Reich an dieſem Oberhaupt beſaß, dem niemals die Mehrheit zu fehlen ſchien. Denn ſo beliebt Barbaroſſa durch ſein gewinnendes Weſen, man möchte faſt ſagen: auch bei ſeinen politiſchen Gegnern war, ſo verhaßt war der hochmütig und hart gewordene Welf ſelbſt bei ſeinen politiſchen Anhängern. Dem 1179 auf einem Tage zu Kayna Geächteten nahm Friedrich zunächſt Bayern, trennte Steiermark und Tirol (dieſes unter dem Namen Meran) als ſelbſtändige Herzogtümer ab und gab den Reſt an den treuen Otto von Wittelsbach, deſſen Nachkommen heute noch in München regieren. Heinrich ging über die Elbe, Barbaroſſa folgte, nahm Ratzeburg und zwang den Löwen zur Flucht, bis er ſich im November 1181 auf einem Fürſtentage zu Erfurt unterwarf. Den Fußfälligen hob der Kaiſer zwar unter Tränen auf, bannte ihn jedoch und ließ, während Heinrich nach England ſegelte, in den Händen ſeines Geſchlechtes nur die braunſchweigiſch-lüneburgiſchen Erblande.

Es iſt noch heute ſchmerzvoll, den Ausgang einer ſo langjährigen, ſo tiefbegründeten und fruchtbaren Freundſchaft zu betrachten. Die Reſultate waren höchſt ungünſtig und von Dauer. Indem Barbaroſſa Bayern ſowohl wie Sachſen zerſtückelte, zerſtieß er zugleich die beiden wichtigen Kriſtalli-

sationskerne, die das Deutschtum im Norden und Süden zur Einheit angesetzt hatte.

Freilich läßt sich der Plan des Kaisers durch manche Verstimmung erklären und begreifen. Schon auf dem ersten Römerzuge war ihm seine Politik von den großen Lehnsträgern unlieb gekreuzt worden und er im Sommer 1155, statt unter den günstigsten Bedingungen nach Unteritalien zu gehen, einfach gezwungen gewesen, das Heer aufzulösen und auf gefährdeten Straßen nach Deutschland heimzukehren. Er mochte nun wohl die Voraussetzungen für derartige Widerstände beseitigen wollen. Aber die Geschichte hat ihm Unrecht gegeben: genau dort, wo er zerstörend wirkte, hat die schaffende Urkraft der Nation ihr Werk mühsam und langsam aufs neue begonnen. Preußen ward zum geistigen Erben des Herzogtums Sachsen; Österreich zum geistigen Erben des Herzogtums Bayern. Diese beiden östlichen Kolonialstaaten sind es, durch die unsere Rasse im Herzen Europas erhalten worden ist, während das eigentliche Germanien in politische Ohnmacht versiel. Österreich wurde zum Bollwerk gegen die Türken; unter Preußens Führung haben wir uns die lästigen Franzosen vom Halse geschafft. Aber welch eine furchtbare Epoche von Schmach und Verwüstung liegt zwischen der Zertrümmerung des welfischen Kolonialstaates und dem Freiheitskrieg von 1813!

So ist es: der glänzende Gebieter Barbarossa hat uns die Kleinstaaterei zwar nicht erfunden, aber sie dauernd festgelegt. Noch unter Heinrich IV. hatte sich 1098 von dem großen Stammesherzogtum Schwaben das junge Zähringen in der Westschweiz als erstes partikulares Herzogtum abgelöst. Diese „Territorien" mehrten sich nun wie Pilze. Aus dem alten Bayern waren, nachdem schon Kaiser Otto II. Kärnten und Friaul abgezweigt hatte, das neue Bayern, Österreich, Steiermark und Meran entstanden; aus dem zerspellten Sachsen gruppierten sich um Braunschweig-Lüneburg fortan als selbständige Staaten ein Westfalen, das an den Erzbischof von Köln fiel, die reichsunmittelbaren Grafschaften Oldenburg und Holstein, ein kleines Herzogtum Sachsen-Lauenburg, das Bernhard von Anhalt bekam; dazu wurden Mecklenburg und Pommern an unbeträchtliche Fürsten vergabt und gingen beide bald an die Dänen verloren. Dies und ein verhängnisvoller, aus Barbarossas Ritterbildung allein kaum erklärbarer Zug von befangener Bürgerfeindlichkeit fallen als Schatten auf jenen sonst so leuchtenden Charakter. Die Staufer begriffen eben das ihnen entgegen-

blühende Städteweſen nicht, dem die beiden großen Salier-Kaiſer Konrad II. und Heinrich IV. doch zu ihrem höchſten Vorteil ſoviel Wohlwollen geſchenkt hatten. Statt deſſen gewährte Friedrich dem Unweſen der Partikularkriege in merkwürdiger Inkonſequenz ein ſogenanntes Fehderecht und kodifizierte damit eine Neigung, die, zum Fauſtrecht entartet, unſrer Geſittung noch tiefe Wunden ſchlagen ſollte.

Es iſt bekannt, wie Barbaroſſa, dem im gedeihenden und, ſolang er perſönlich anweſend war, auch befriedeten Reich ein patriarchaliſches Greiſenalter beſchieden zu ſein ſchien, beunruhigt von der Eroberung Jeruſalems durch Saladin, am 27. März 1188 zu Mainz einen „Hoftag Jeſu Chriſti" hielt, auf dem ein Kreuzzug beſchloſſen wurde; wie er nach umſichtigen Vorbereitungen dieſen Zug 1189 erfolgreich antrat, aber ſchon ein Jahr darauf, ſei es beim eiligen Durchreiten, ſei es beim Baden im Salef (Kalykadnos) ertrank.

Das deutſche Volk mochte lange nicht glauben, daß ſein Liebling dahingegangen ſei. Denn wie er ſeine Regierung mit einem Umritt durch das Reich begonnen, wie überall, wo er Klagende geladen, Unſchuld ihr Recht, Unrecht ihre Sühne gefunden hatte, ſo vermißte nun beſonders der kleine Mann ſeinen Schützer, ſeinen leutſeligen Herrn. Vielleicht nie hat ein bei ſo mächtigen Gaben, bei ſolcher Fülle von Gewalt ſo liebenswerter und beſcheidener Mann den Purpur getragen. Er war kein Hüne von Geſtalt, eher zierlich und nur mittelgroß, da längſt ſchon die früh getragenen Panzer auf den deutſchen Ritterwuchs zu drücken begonnen hatten, aber dabei von zäheſter Faſer und unermüdlicher Beginnkraft, durch keine Strapaze zu brechen. Sein Antlitz, von rotblondem, wellig-lockigem Haar und Bart umrahmt, verließ nur ſelten ein freundliches Lächeln. Noch als Greis vermochte er zu erröten wie ein Mädchen, ſpannte der Friſche ſich auf der Jagd ſeinen Bogen eigenhändig. Das treue Schwabenvolk erwartete, daß er eines Tages aus den Vogeſen hervorbräche, um wieder wie einſt machtvoll in Deutſchland zu walten. Eine noch ſchönere, noch innigere Sage bannte den Rotbart an den Marmortiſch im Kyffhäuſer,

aus dem er uns tatſächlich im Jahr des Heils 1871
als Wilhelm Barbablanca wieder-
gekehrt zu ſein ſchien.

Hermann von Salza
1170–1239

Welch einen großartigen Begriff erhalten wir von der selbstlosen Sachlichkeit eines Mannes, wenn wir bemerken, daß er im deutschen Leben die tiefsten und segensreichsten Spuren hinterließ, über seine Person aber trotzdem so gut wie garnichts bekannt ist! Bei Hermann von Salza steht weder seine Abkunft, noch das Jahr seiner Geburt genau fest. Vermutlich um 1170 hat er das Licht der Welt erblickt; allein ob als legitimer Sproß jener Freiherren, die beim heutigen Langensalza in Thüringen ihren Stammsitz hatten? Vielleicht ist auch er nur einer von den unfreien Dienstmannen, von jenen „Ministerialen" gewesen, die wir des öftern schon zu erwähnen hatten und die sich so häufig nach einer Burg ihrer Gebieter nannten. Doch durch den Nebel der Jahrhunderte glauben wir seine Gestalt zu schauen, halb Ritter, halb Mönch, bärtigen Gesichtes, mit einem freundlich-ernsten Ausdruck, zuweilen sorgenschwer, doch auch mit dem Feuer des Entschlusses in den ehrfurchtgebietenden Augen. Was alles hat er tragen und durchkämpfen müssen an der Seite seines innig von ihm verehrten Freundes und Herrn, des Hohenstaufen Friedrich II., den er gleich einem treuen Eckart zu leiten und zu mäßigen verstand! Sein unvergänglicher Ruhm aber knüpft sich an den Namen des Deutschordenslandes. Er ist nach Albrecht dem Bären von Askanien der zweite Hauptbegründer dessen, was wir heute Preußen nennen. Allein, woher stammte der Deutschorden selbst?

Es war noch im Sterbejahr Barbarossas gewesen, als das deutsche Kreuzheer unter Führung seines zweiten Sohnes, des wackern Schwabenherzogs Friedrich, (1190) Akkon berannte. Dort hielt bei schrecklichen Lagerkrankheiten der Tod so reiche Ernte, daß ein Augenzeuge, der Spruchdichter Freidank, nachher spottete: um einen verendeten Esel sei anderwärts mehr geklagt worden als vor Akkon um hunderttausend Krieger. Damals hatten bremer und lübecker Kreuzfahrer eines ihrer Lastschiffe an Land gezogen und ein Spital in ihm eingerichtet. Krankenpflege und Ausbreitung des Christentumes hießen anfänglich die zwei großen leitenden Prinzipien der Brüder, und eine der letzten Handlungen des zu Anfang 1191 ebenfalls dahingerafften Herzogs Friedrich hatte den „Deutschrittern von Sankt Marien" ein schützendes päpstliches Privilegium ausgewirkt. Jene Anfänge

waren äußerst bescheiden; entfernt nicht konnte dieser neue Orden mit den bereits vorhandenen, reich beschenkten Tempelherren und Johannitern (den späteren Maltesern) rivalisieren. Dafür verband er mit seiner Armut vorerst eine viel reinere Pflichtauffassung und barg außerdem, wie sich bald herausstellte, in seinen Reihen einen echten, zumal als Unterhändler seither nicht übertroffenen Staatsmann.

Bezeichnend, wie das Erste, was wir überhaupt von jenem Hermann hören, die Tatsache ist, daß er (im Oktober 1210) Deutschordensmeister geworden sei, magister generalis, wie es fortan hieß. Dessen politische Neigung bekundete sich sogleich, denn schon im Jahr darauf entdecken wir die Deutschritter im südöstlichen Siebenbürgen. Dort haben sie in ihren weißen Mänteln mit schwarzem Kreuz, den späteren Preußenfarben, Grenzwacht gegen die Räubereien der heidnischen Kumanen gehalten. Der Hochmeister mit einem andern Teil der an Zahl noch sehr geringen Ordensbrüder lag zwischendurch mit einem neuen Kreuzheer vor Damiette, wo (1218—20) die furchtbare Geißel des Skorbuts infolge mangelhaften Proviantes die armen Kreuzfahrer aufrieb.

Indessen hatten sich im Norden Deutschlands ein paar außerordentlich wichtige Ereignisse teils vollzogen teils vorbereitet. Das herrliche Ostholstein, von Karl dem Großen einst an die Slawen verschenkt, aber seit 1139 wiederum deutsch besiedelt, war neuerdings durch böse Parteiungen zwischen Landesfürsten, Adel und Reichsoberhaupt an die Dänen verloren gegangen. Ja Kaiser Friedrich II., gerade heraus: ein Süditaliäner, der achtlos und herzlos mit den Lebensinteressen des Deutschtumes umzuspringen liebte, hatte in Aachen im Jahre 1215 dem Dänenkönig Waldemar alle seine Eroberungen rechts der Elbe bestätigt, sodaß außer Holstein auch Mecklenburg und Pommern dänische Lehen wurden.

Böse Zeiten für die dortigen Deutschen brachen an. Da fing Graf Heinrich von Schwerin 1223 mit kühnem Handstreich Waldemar samt seinem Sohn bei der Insel Fünen und verbrachte sie auf eine Festung. Zwar der Kaiser war nicht zur Stelle, sein Geschäftsträger, der Erzbischof von Köln, ein Verräter. Da führte Hermann von Salza die Verhandlungen zum glücklichen Ende, nur daß der Papst, gerade damals mit Friedrich II. arg verfeindet, König Waldemar seines Eides entband, sodaß er vertragsbrüchig zu den Waffen greifen konnte. Die Waffen, zum Glück, entschieden gegen ihn; der glorreiche Sieg, den die endlich einmal

geeinten Ostholsteiner mit den hinzutretenden westholsteinischen freien Bauern aus den Ditmarsen bei Bornhöved am 22. Juli 1227 über Waldemar davontrugen, machte der Dänenherrschaft vorerst ein Ende.

Seit Hermann von Salza 1224 den in Italien weilenden Kaiser auf dem Reichstage zu Frankfurt vertreten hatte, galt er vor ganz Europa als dessen intimster Ratgeber und blieb es auch. Wir finden ihn als Friedrichs Vertrauensmann bei den Heiratsabschlüssen in Jerusalem wie in England. Unablässig ist der Getreue im Reichsdienst unterwegs von einem Ende der Christenheit zum andern. Unter seinen Händen glätten sich die Schwierigkeiten; seiner zähen Geduld, seinem klaren Blick, seinem freundlichen Rate, seiner Selbstlosigkeit vor allem gelingt vieles, was andern unerreichbar geblieben sein würde. So schafft er auch bedächtig und allmählich, doch mit durchschlagendem Erfolg, dem Deutschorden seine neue Stätte.

Der hatte von Siebenbürgen aus auch nach Rumänien übergegriffen, dadurch die Eifersucht des Ungarnkönigs Andreas II. geweckt und war 1225 seiner Stellung im Burzenland verlustig gegangen. Da erreichte die Deutschritter in guter Stunde jener merkwürdige Kreuzruf zur Weichsel, ausgestoßen vom Bischof Christian, dem Heidenmissionar unter den alten Preußen, und dem Herzog Konrad von Masovien, einem polnischen Lehnsmann, der herzlich gern das Kulmerland auf dem rechten Weichselufer gehabt hätte, vorausgesetzt, daß es andre für ihn eroberten.

Da die Polen auf jenen Ruf schlechterdings nicht antworteten, erwarben sie sich ihr erstes und einziges Verdienst um Norddeutschland, indem sie den Orden jene Arbeit verrichten ließen, dessen Frucht er nachher auch pflückte. So zwar, wie es gelegentlich auf großen Bildern dargestellt wird, als ob Kaiser Friedrich II. plötzlich eines Tages den Deutschrittern den Auftrag gegeben hätte, das Preußenland zu erobern, und sieben bewaffnete Brüder stracks in ihren weißen Mänteln mit eingelegten Lanzen zur Weichsel aufgebrochen seien, so kam die Sache ganz und gar nicht zustande. In sorgsamster diplomatischer Vorarbeit mußte Hermann von Salza dem Orden zunächst den Boden bereiten, indem er jene Mission nur unter dem Beding völliger Unabhängigkeit von der Krone wie von der Kirche Polens antrat, sodann ihm gegen Bischof Christian, gegen den Herzog von Masovien wie gegen den von Pomerellen (auf dem linken Weichselufer) freie Hand schaffte, ihm 1226 vom Kaiser das Privileg auswirkte, daß das zu erobernde Kulmerland ein freies Fürstentum des Reiches ohne anderweitigen Lehnsherrn

werden sollte; endlich aber auch beim Papst die unerläßliche Rückendeckung und die Zusicherung erneuten Kreuzrufes auswirkte.

So sind denn 1226 zunächst zwei Deutschbrüder mit ein paar Knappen bis zum linken Weichselufer, dem späteren Thorn gegenüber, vorgedrungen und haben sich hier eine kleine Holzburg angelegt, die sie Vogelsang nannten. Hier haben sie Jahre hindurch gesessen, während Hermann von Salza 1228—29 mit dem (gebannten) Kaiser auf dem sogenannten fünften Kreuzzuge war. Erst als nach unsäglichen Mühen alle nötigen Urkunden beschafft, alle Einsprüche geschlichtet worden waren, betraute der Hochmeister seinen Komtur Hermann Balk, den ersten preußischen Landmeister, mit der militärischen Aufgabe. In demselben Jahr 1230, da Hermann von Salza als der einzige persönlich anwesende Vermittler, will sagen als der Vertrauensmann beider Parteien, zwischen Papst und Kaiser den wichtigen Frieden von San Germano zustande brachte, kam Balk mit noch vier Brüdern bis zur Weichsel, wo jene zwei genannten schon waren. Doch erst 1231 wurde der Strom überschifft, wurde durch Anlegung der Burg von Thorn am andern Ufer die erste Offensivhandlung begangen.

Es ist hier nicht der Ort, die Eroberung Preußens zu schildern, in welchem das damalige Abendland ganz besonders ein Bollwerk gegen die heraufziehende furchtbare Mongolengefahr erblickte und schätzte. Der Kreuzruf zur Weichsel wurde ganz außerordentlich populär; er führte dem Orden Kämpfer und Siedler in Menge zu; denn Germanien war damals im Verhältnis zu andern ein äußerst volkreiches und (mit vielleicht fünfzehn Millionen) bei der wenig intensiven Bodenkultur vielfach bereits übervölkertes Land. Es bleibt bedauerlich, daß ein so prächtiger Kernstamm wie die alten Prussen, die wahrscheinlich viel gotisches oder gepidisches Blut in sich hatten, zugunsten dieser Kolonisation bei der oft und nachhaltig emporlodernden Gegenwehr fast völlig aufgerieben wurde. Auch hat die zunächst sich bewährende mönchische Organisation des Deutschordens ihn leider auf die Dauer vor Entartung nicht schützen können. Desto erfreulicher ist sein Aufstieg, als er mit Einsatz aller frischen Kraft den schwierigsten Teil seines historischen Mandates bewältigte.

Sehr wahrscheinlich hat Hermann von Salza jenen Boden, dem seine lebhaftesten Sorgen und Mühen galten, niemals mit eigenen Augen geschaut. Seit Friedrich II. den größten Teil des reichen Besitzes, den er den beiden andern, ihm feindlichen Ordensgesellschaften abnahm, dem Deutschorden zu

übertragen begann, liefen gar viele Fäden in Hermanns Hand zusammen, und es war ein wichtiger Tag, wenn „Gulde und Schulde" auch des preußischen Betriebes in der Ordenskanzlei verrechnet wurden. Im selben Jahr 1237, da die Burg Elbing entstand, vollzog Hermanns diplomatisches Geschick auch die Vereinigung des Deutschordens mit dem 1202 gegründeten Schwertbrüderorden und dessen Besitzungen in Litauen, Kurland und Livland. Allein die wertvollsten Güter der Deutschritter lagen verstreut in den verschiedenen Randländern des Mittelmeers. Palästina blieb die Zentrale; dort hielt auch der Hochmeister sich auf, solange nicht dringende Geschäfte ihn an die Person des Kaisers fesselten. Im Jahr 1238 noch reiste Hermann von Salza ins Reich, in kaiserlichen Kriegsangelegenheiten. Aber er kehrte im Juli des Jahres kränkelnd nach Italien zurück und ist am 19. März 1239 zu Barletta in Apulien, nach anderer Lesart in Salerno, gestorben.

Sofort ward es bemerkbar, was er für Deutschland und für die kaiserliche Politik bedeutet hatte. Das Papsttum erhob kecker sein Haupt, der Kaiser, dem nun der Zügel fehlte, wurde leidenschaftlicher und schroffer. Vieles von dem Furchtbaren, was die nächsten erbitterten Kämpfe zwischen imperium und sacerdotium zeitigten, dürfte vermieden worden sein, wenn der alte Deutschmeister noch auf Erden gewandelt wäre. Wir aber sehen bewundernd und erhoben, was Ein Mann, wenn er von rechter Art ist, für das Ganze zu leisten und zu sein vermag.

Johannes Reuchlin
1455–1522

Dem Verblühen des letzten großen Kaisergeschlechtes folgt in Deutschland eine wüste Epoche der Unfruchtbarkeit. Nichts Großes mehr setzt sich durch. Unsre Heimat ist volkreich und begütert, an strotzenden Kräften allen umwohnenden Nationen überlegen, aber diese Kräfte sind durch Desorganisation wie gelähmt; auch entwicklungsfähige Persönlichkeiten können sich nicht mehr recht ausleben, ihre Eigenart erstickt oder verkommt. Das einzig Originelle, was entsteht, ist das Faustrecht. Es hat in Justus Möser einen unkritischen Lobredner gefunden. In Wirklichkeit glich, bei schwindender Geldwirtschaft, Deutschland um 1300 einer Piratengaleere, gerudert von angefesselten, schweißtriefenden Bauern, während bis an die Zähne bewaffnete Herren auf dem Verdeck becherten und sich's wohl sein ließen.

Auf den Höhen der Nation bemerken wir in jenen Jahrhunderten allenfalls ein paar wilde Abenteurer oder bedächtige Geschäftsleute, die für ihre „Hausmacht" sorgen wie König Rudolf von Habsburg, — denn Kaiser ist er nie gewesen, am wenigsten in Norddeutschland, wo er sich überhaupt niemals blicken ließ, — oder Karl IV. von Luxemburg, der sich zwar Kaiser nannte, doch in Wirklichkeit eine seltsame Mischung aus Kaufmann und bigottem Kleriker vorstellte.

In Niederdeutschland gewinnt die nach der Ostsee hin gravitierende Hansa einen täuschenden Anschein von Stärke nur durch die Zurückgebliebenheit der drei menschen- und kapitalarmen skandinavischen Königreiche, die mit harten Monopolen und zuweilen mit Waffengewalt in ihrer industriellen Entwicklung gehemmt werden, — solang es geht. Der niedersächsische Volksgeist spricht inzwischen aus den Schelmenstreichen Till Eulenspiegels, des großen Erziehers der kleinen Leute zum richtigen Gebrauch ihrer Sprache, des Bestrafers der Leichtgläubigkeit, nicht ohne Auflehnung gegen die feudale Oberklasse, die zuweilen mit derbem Spott gehechelt wird. Eulenspiegel stirbt an der Pest, die von 1347—1350 Deutschland verheert und „steht begraben" zu Mölln im Lauenburgischen. Während im äußersten Osten der Deutschorden schnell von seiner Höhe sinkt, geben eigentlich nur Schweizer und Ditmarser vereinzelte Kunde von der alten, urwüchsigen germanischen Natur.

Da praſſelt in Konſtanz ein Scheiterhaufen, gleich einer Brandfackel, einem Fanal. Aber Oſtdeutſchland, mit ſchmählich geſunkener Wehrkraft, wird Jahrzehnte hindurch von den Huſſiten verheert und gebrandſchatzt; auch ein Reichsheer unter dem erſten brandenburgiſchen Hohenzollern hält ihnen nicht Stand. Das ganze Germanien mit ſeinen wortprunkenden, nichtigen Reichstagen, um deren Beſchlüſſe und „Landfrieden" ſich niemand kümmert, ungeordnet und ohnmächtig, exiſtierte eben nur aus dem Grunde, weil es noch nicht ernſtlich angegriffen worden war. Nach dem Scheitern der drei großen Reform-Konzile hält eine ſtarr ariſtokratiſche Kirche alles geiſtige Wachstum erſt recht unter ihrem dogmatiſchen Druck. Schwer fällt es, in dieſer beengten Kleinlichkeit und Stagnation die Anſätze künftiger Entwickelung zu bemerken, bis endlich, endlich doch der große Kampf der Geiſter ausbricht.

Reuchlin iſt einer von ſeinen frühen Herolden. Die Scholaſtik, will ſagen die katholiſche Theologie jener Zeit, und das Wiedererwachen der antiken Bildung, das wir Deutſche mit einem fremden Ausdruck Renaiſſance zu nennen gewohnt ſind, ließen ihre Banner wehen. Es ward Reuchlins Ruhm und Verhängnis, daß er in dieſem Streit energiſch Partei nahm gegen die Scholaſtik, für Wiſſenſchaft, Duldung und Aufklärung.

Wir haben die erſten rührenden Verſuche, zu den Quellen der Antike zu gelangen, bei Karl dem Großen angedeutet. Aber das deutſche Weſen hatte ſie abgelehnt. Ludwig der Fromme wurde von klerikalen Zeitgenoſſen geprieſen, weil er die von ſeinem geiſtesklaren Vater geſammelten volkstümlichen Geſänge, die natürlich auch die altdeutſchen Götternamen Wotan, Donar, Freya, Baldur enthielten, ſorgſam vernichten ließ; ebenſo willig erinnerte ſich ſein Hof der Einſchärfung Gregors des Großen, daß der Mund eines Chriſten durch ſolche Worte wie Zeus oder Venus unheilbar befleckt werde. Die lateiniſchen Klaſſiker gerieten daher wieder in Vergeſſenheit, mit ihnen das Bedürfnis nach den Künſten des Leſens und Schreibens. So waren die beiden erſten Sachſenkaiſer Heinrich der Finkler und Otto der Große Analphabeten, deshalb an Kodifikation von Geſetz und Recht unter ihnen gar nicht zu denken geweſen. Erſt unter dem fahrigen, undeutſchen Otto III. hatte von den reichen Klöſtern wie St. Gallen her eine neue Renaiſſance langſam zu blühen begonnen.

Aber das Eigentümliche von ihr war, daß ſie ſich auf Latein beſchränkte und von den Griechen kaum aus Überſetzungen etwas kannte. Durch das

ganze Mittelalter hin erſchien Homer wie vergeſſen; Virgil war der Modedichter, Äneas zehnmal ſo berühmt wie Achill oder Odyſſeus, von den Schätzen der griechiſchen Bühne zu ſchweigen.

Dies ward anders nach einem unſcheinbaren Ereignis, als nämlich 1393, um den Gefahren der Belagerung Konſtantinopels durch die Türken zu entgehen, zwei griechiſche Gelehrte, Demetrios Kydonios und Manuel Chryſoloras, nach Venedig flohen, wo junge Florentiner die Gelegenheit wahrnahmen, ſich von ihnen unterrichten zu laſſen. Das Griechiſche fand bald auch in Rom und Pavia kräftige Pflanzſtätten, jetzt erſt wurden Polybios, Plutarch, Strabon ins Lateiniſche übertragen. Vor allem hatte man endlich einen Wertmeſſer für dieſe bis dahin weit überſchätzte, alleinherrſchende Sprache gewonnen. Und nun kam auch noch der Buchdruck als entſcheidende Förderung hinzu.

Es wirkt wie ein geſtelltes Horoſkop: in demſelben Jahr 1455, da Johannes Reuchlin zu Pforzheim das Licht der Welt erblickte, erſchien auch die erſte vollſtändige (lateiniſche), von Johann Gutenberg mit verſtellbaren Lettern gedruckte Bibel. Reuchlins Vater Georg war Verwalter des dortigen reichen Dominikanerſtiftes. Der Knabe muß früh ungewöhnliche Fähigkeiten bewieſen haben; man ſchickte den fünfzehnjährigen nach der ſeit kurzem erſt beſtehenden Univerſität Freiburg. Nachdem er gelernt hatte, was es dort für ihn zu lernen gab, brachte den Heimgekehrten ſeine ſchöne Stimme in Verbindung mit dem Hof des Markgrafen von Baden-Durlach, dem auch Pforzheim gehörte. Er ward zum Reiſebegleiter für des Landesherrn dritten Sohn gewählt und machte ſich 1473 freudig mit ihm auf nach Paris, wo er in die Schule des berühmten Humaniſten Johannes a Lapide kam, dem er dann 1474 nach Baſel folgte.

Nachdem er hier bei dem byzantiniſchen Exulanten Andronikos Kontoblakos als einer der erſten Deutſchen das Griechiſche ſoweit erlernt hatte, um ſelber darin unterrichten zu können; nach Erlangung der üblichen Würden eines Baccalaureus und Magiſter; nach erneuten griechiſchen Studien in Paris bei Hermonymos von Sparta, dem Studium des römiſchen Rechts endlich auf den berühmten Schulen zu Orleans und Poitiers kam Reuchlin 1481 heim und wandte ſich mit einem für ſeine Zeit in Deutſchland überragenden Wiſſen nach Tübingen. Hier ſcheint er von den Herren Kollegen, wie man ſo ſagt, „fortgelobt“ worden zu ſein. Graf Eberhard von Württemberg wurde aufmerkſam auf ihn und zog

den erſt ſiebenundzwanzigjährigen als Geheimſchreiber und Orator in ſeinen Dienſt.

Kein Zweifel, daß Reuchlins Weltgewandtheit und ſtattliche Perſon von wohltuendem innerem Gleichgewicht bei ſelbſtbewußter und doch ſtets höflicher Haltung ihn ganz hervorragend für ſolchen Dienſt befähigten. Auch konnte er fortan verſchiedentlich unter äußerſt günſtigen Vorausſetzungen ſeinem Wiſſensdurſt genügen. Dennoch iſt es nicht ohne Grund betrauert worden, daß er, der ſo ganz für einen Lehrer der Nation geſchaffen zu ſein ſchien, einen ſo großen Teil ſeiner Kraft für höfiſchen Dienſt verbrauchen mußte.

Freilich war Graf Eberhard im Bart (nicht zu verwechſeln mit dem von Uhland beſungenen „Greiner, dem alten Rauſchebart", der hundert Jahre früher gelebt und gewirkt hatte) einer der edelſten Fürſten ſeiner Zeit. Nach einer ziemlich wilden Jugend umgewandelt, wie es ſchien, durch die Eindrücke einer Pilgerfahrt zum Heiligen Grabe (1468) ſuchte Eberhard in ſpäteren Jahren gutzumachen und nachzuholen, was er in früheren geſündigt und verſäumt hatte. Von ihm rührte (1477) die Stiftung der Univerſität Tübingen, von ihm auch die weiſe Selbſtbeſchränkung, ſich und ſeinem Regiment eine Kontrolle zu ſetzen in den drei Ständen der Prälaten, der Ritterſchaft und Landſchaft. In der Landſchaft wiederum waren, ein Unikum im fürſtlichen Deutſchland, auch die Bauernſchaften vertreten, und jeder württembergiſche Bauer durfte ein Schwert an der Seite tragen zum Beweiſe ſeiner Landſtändigkeit und politiſchen Mitberechtigung. So erlebte Württemberg eine kurze Zeit vertrauensvollen Gedeihens, und noch ein ſpäter Sänger durfte rühmen:

„Graf im Bart, Ihr ſeid der reichſte,
Euer Land trägt Edelſtein."

Mit Eberhard ging Reuchlin 1481 nach Rom, mit il zu
in Frankfurt a. M. (1486) und zweimal zu den kaiſerl en. f
Linz, wo der alte Schattenkaiſer Friedrich III. ihn (1492) t l
eines kaiſerlichen Pfalzgrafen ſchmückte. Reuchlin l es
guten Geſchmack, dieſen Titel niemals anzuwenden, ebenſ
humaniſtiſchen Beinamen Kapnion (wohl von Kapnos =
lein), den er von einer zweiten, im Jahr 1490 mit
unternommenen Romfahrt aus den dorti

Eberhard, nachdem er ein Jahr vor
für Württemberg erlangt hatte, ſtarb 1 5

Ihm folgte ſein wüſter Neffe Eberhard der Jüngere, mit dem Reuchlin ſchon früher als Kronanwalt allerlei böſe Händel auszutragen gehabt hatte. Nun wich er ihm aus, verließ Stuttgart und zog, auf eine Einladung des Biſchofs Johann von Dalberg, nach Heidelberg.

Hier trat er in einen anregenden Gelehrtenkreis, in die ſonnigſte Periode ſeines bewegten Lebens. Eine dritte Romfahrt im Intereſſe des Kurfürſten Philipp von der Pfalz gab ihm dann (1498) Gelegenheit, bei einem klaſſiſch gebildeten Juden mit Namen Obadja Sforno, der Arzt und Philoſoph zugleich war, das Hebräiſche zu erlernen. Der 1499 unter einem neuen Landesregiment nach Stuttgart Zurückgekehrte war nun mit Studien und Unterricht beſchäftigt, bis ihn der (1488 gegründete) „Schwäbiſche Bund" zu ſeinem oberſten Bundesrichter ernannte, was er von 1502—1513 blieb, in welchem Jahr ihn der vom Zaun gebrochene Zwiſt Ulrichs, des bekannten „Henkers und Herzogs von Württemberg", mit ſeinen Landſtänden veranlaßte, jenes Amt niederzulegen, jedenfalls weil er für ihn nicht Partei nehmen konnte, ſie gegen ihn nicht nehmen wollte.

Doch inzwiſchen hatte bereits ein weit gefährlicherer, giftigerer Streit von allgemeinſtem Intereſſe ſeine Schatten auf Reuchlins Pfad geworfen. Um dieſen Streit und die leidenſchaftliche, durch ihn wachgerufene Erregung zu begreifen, müſſen wir die Geißel der damaligen Deutſchen, die Scholaſtik, näher in Betracht ziehen. Sie hatte ihre blutige Macht allmählich gewonnen, ſeit unter Kaiſer Friedrich II. die erſten Ketzergeſetze erlaſſen, durch die Greuel der Religionskriege gegen Albigenſer und Waldenſer, ſowie die ſonſtigen Ketzerverfolgungen die Inſtinkte grauſamer Unduldſamkeit aufgeſtachelt worden waren. Der Dominikanerorden, deſſen Stift in Pforzheim Reuchlins Vater bewirtſchaftet hatte und deſſen Anwalt er ſelbſt neunundzwanzig Jahre ſeines Lebens war, genoß das Privilegium der Inquiſition, des Ketzerſpähens und Ketzerrichtens. Aber die Scholaſtik, eine trockene, vom Leben abgekehrte, über alles Maß autoritätsgläubige, geiſtesarme Stubengelehrſamkeit, hatte treulich geholfen, die Fänge dieſes Ungetüms zu ſchärfen, und zwar durch Aufſtellung der Lehre von der Hexenzunft, der gefährlichſten und ausrottungswürdigſten Sekte von allen, weil ſie angeblich ſtets auf Anſpeien des Kreuzes, Verleugnung Gottes und rituelle Unzucht mit dem Teufel abzielte.

Obwohl es im Lauf der Jahrhunderte niemals gelang, eine Hexe bei handhafter Tat abzufaſſen, ließ die Scholaſtik ausnahmsweiſe auch die

Phantaſie ſpielen, um ihr Syſtem zu ſtützen. Da nicht alle Hexen dem Blocksberg nahewohnen konnten, wurde der Hexenritt erfunden und die Hexenſalbe, um auf dieſem Ritt unſichtbar zu machen. Das römiſche Recht hatte ausdrücklich verboten, Angeklagte mehr als einmal zu foltern; die Scholaſtik ſetzte ſich darüber hinweg. Sie folterte ſo lange, bis jedes beliebige Geſtändnis erpreßt war und beſonders die Wahl der Nacht von Donnerstag zu Freitag für den Hexenritt zum Hexenſabbat als unumſtößlich bewieſen galt. Da konnte ein Ehemann ernſtlich beteuern: „Geſtern abend ſaß meine Frau an meiner Seite und hat ſich nicht fortgerührt.“ Der Dominikanermönch, der ſcholaſtiſch gebildete Richter ſchrieen: „Der Teufel hat einen Scheinleib hingeſetzt. Die Frau iſt auf dem Beſen zum Blocksberg geritten, der Mann wahrſcheinlich im Bunde. Foltert ihn.“

Es gab in der Chriſtenheit keinen Ort, wo die Streckfolter nicht knarrte, nicht von Zeit zu Zeit ein Dominikaner ſich auf die Kanzel ſtellte, unter Verſpruch beſonderer Gottesgnaden, unter Androhung furchtbarer Höllenſtrafen zur Denunziation aufforderte, und die Menſchen waren ſo töricht, ſo ſchadenfroh, ſo verblendet, um ſich mit Luſt gegenſeitig ins Verderben zu ſtürzen. Da in manchen Städten, wie z. B. Como, durchſchnittlich im Jahre hundert Hexen verbrannt wurden, ſo kann man ſagen: zu den übrigen Seuchen, die damals ihre Opfer heiſchten, ging auch die Scholaſtik um gleich einem wilden Tier, riß ſich vom Marktplatz, von der Hausſchwelle weg Frauen, Mädchen, ſelbſt kleine Kinder und verſchlang ſie. Die Menge war ſo ſtumpf, aber auch durch den Anblick ausgeklügelter Foltern und raffinierter Todesarten in ihrem Geſchmack ſo verdorben, daß man ſich verwundert fragt, wo denn überhaupt in jenen Jahren noch Sicherheit, Behagen und Würde des Daſeins zu finden waren.

Natürlich konnte jener gräßliche Unfug nur andauern, ſolange der Zugang zu den Quellen verſperrt und keine öffentliche Kritik möglich war. Das Verlangen eines Laien, die Heilige Schrift mit eigenen Augen zu leſen, hatte ſchon zur Waldenſerzeit für ein todwürdiges Verbrechen gegolten. Jetzt ſtanden Intoleranz und Haß gegen Aufklärung erſt recht verſchwiſtert, und es war kein Wunder, wenn ein Mann wie Reuchlin, der in ſo hoher, weithin ſichtbarer Stellung die Partei der Wiſſensbereicherung gegen den Obſkurantismus nahm, ja ſich keinen Augenblick ſcheute, zu den Quellen ſelber vorzudringen, der Scholaſtik und ihren Ketzerrichtern eines Tages verdächtig wurde.

Den Anlaß bot ein Renegat mit Namen Pfefferkorn, urſprünglich Jude,

dann Katholik und Judenhasser. Um seine ehemaligen Glaubensgenossen verfolgen zu können, forderte er in seinen Broschüren Fürsten und Völker auf, den Juden ihre Bücher wegzunehmen, da sie voller Gotteslästerung seien. Er wandte sich auch an König Maximilian, der, wohl in Hoffnung auf eine gründliche Schröpfung der Geldmänner, Pfefferkorn mit einem Vernichtungsmandat ausrüstete und, als dessen Behaben doch zu Unklarheiten führte, dem Erzbischof Uriel von Mainz die Angelegenheit übertrug. Der forderte Gutachten ein, von den Universitäten sowohl wie von einzelnen Gelehrten. Auch Reuchlin sollte sich äußern und tat es in seinem „Ratschlag, ob man den Juden alle ihre Bücher nehmen, abtun und verbrennen soll", wie zu erwarten stand, in vornehmer, leidenschaftloser Manier. Wenn Unverständige sich an Judenbüchern ärgerten, läge die Schuld wohl mehr am Unverstand als an den Büchern, die längst noch nicht widerlegt sein würden, sobald man sie verbrannt hätte. Er riet zu Studium und Aussprache und schickte dieses Gutachten im August 1510 nach Mainz.

Pfefferkorn schnob Wut und verfaßte eine plumpe Schmähschrift, den „Handspiegel", in welchem er Johannes Reuchlin verleumdete, er sei von den Juden bestochen, verstehe gar kein Hebräisch usw. Reuchlin antwortete durch seinen 1511 in Pforzheim erscheinenden „Augenspiegel" und zwar charakteristischerweise nicht in der üblichen Gelehrtensprache, sondern deutsch, womit er sich an die breiten Schichten der Nation wendete — ein wichtiger Vorklang zu Luthers berühmten Reformationsschriften neun Jahre später. Leider hatte Pfefferkorn die Vorflut gehabt und benutzt; die Universitäten von Paris, Löwen, Erfurt und Mainz traten für ihn auf den Plan. Besonders rührig waren die Dominikaner von Köln, an ihrer Spitze der bigotte Scholastiker Jakob van Hoogstraten. Nichts half es Reuchlin, daß er die Geschäfte dieses Ordens Jahrzehnte hindurch uneigennützig wahrgenommen hatte; ihm ward der Inquisitionsprozeß gemacht, und zu Mainz in der ersten Instanz erzielte Reuchlin mit Mühe nur eine Vertagung des Urteilsspruches. Es hatte nicht viel gefehlt, so wäre der große Philologe verbrannt worden.

Da schien es nun doch, als ob allen deutschen Humanisten ein Zorn in die Glieder führe. Während zu Speyer in zweiter Instanz Hogstraten abgewiesen und, weil er seine Anschuldigung der Ketzerei ungerecht erhoben habe, in die Kosten verurteilt wird, geht durch die ganze gebildete Laienwelt ein großes, befreiendes Gelächter über die „Epistolae obscurorum virorum", in denen (wahrscheinlich von dem Thüringer Crotus Rubeanus

1515) nicht mit wissenschaftlichen Waffen gefochten, sondern die Scholastiker in ihrer täppischen Geilheit, Gefräßigkeit und Stupidität lächerlich gemacht werden. So hatte jener Inquisitionsprozeß zunächst immerhin eine von der Absicht sehr verschiedene Wirkung geübt, der Obskurantismus eine schwere, fast möchte man sagen entscheidende Niederlage erlitten.

Den aus Rom, wo seine Sache noch hing, heimgekehrten Gelehrten fing zwar der gewalttätige Herzog Ulrich und setzte ihn fest; er erhielt aber durch den Herzog Wilhelm von Bayern seine Freiheit wieder und ward 1519 zum Professor in Ingolstadt ernannt. Zwei Jahre vorher hatte Luther seinen Kampf gegen Rom begonnen und das deutsche Gewissen aufgestürmt. Es ist schwer zu sagen, wie der nun vierundsechzigjährige Reuchlin sich zu diesem Unterfangen stellte; wahrscheinlich sympathisierte er mit Luther von ganzem Herzen, war aber durch die Wechselfälle der letzten Jahre zermürbt und kampfesmüde. Deshalb nahm er auch 1519 den Ruf nach Wittenberg nicht an, sondern schickte den jungen Philipp Schwarzerd (Melanchthon), der mit seinen unter Reuchlins Anleitung erworbenen Kenntnissen des Griechischen und Hebräischen für den großen Reformator eine unersetzbare Stütze bilden sollte. 1521 wurde zu Rom Reuchlins Prozeß endgültig zu seinen Ungunsten, wohl unter dem Druck der Reformationsereignisse, entschieden. Aber aus denselben Gründen, weil alles in Fluß geraten schien, wagte man in Deutschland nicht, Hand an ihn zu legen. Er war zuletzt Professor in Tübingen und starb 1522 in dem dicht beim Kloster Hirsau im herrlichen Tal der Nagold südlich von Pforzheim gelegenen Bade Liebenzell.

Das deutsche Leben hat Reuchlin viel tiefer und inniger befruchtet als der elegante, doch laue, um nicht zu sagen kaltherzige, Erasmus von Rotterdam. Unser ganzes Schulwesen fußt in Ansehung der klassischen Sprachen auf jenem ebenso hellsichtigen, wie gründlichen Forscher. Ein lateinisches Handlexikon, das er noch als Student verfaßt hatte, erlebte fünfundzwanzig Auflagen; geradezu bahnbrechend war er in Deutschland fürs Hebräische.

Mindestens ebenso groß aber sind seine Verdienste durch das Beispiel, das sein aufrechter Mannesmut im Streit mit Fanatismus und Borniertheit gab. Auf diesem Gebiet wirkt er so durchaus modern, daß Lessings Vorliebe für ihn begreiflich ist. Das vortreffliche Gymnasium seiner Vaterstadt Pforzheim trägt heute in Ehren seinen Namen; ebenso die dortige Freimaurerloge mit den Tendenzen der Duldung, Aufklärung und Nächstenliebe.

Albrecht Dürer
1471-1528

„Denn der alleredelst Sinn des Menschen ist Sehen." Dürer (nach Pacioli).

Das deutsche Mittelalter litt für jede Art von Genialität unter der Hemmung, daß es falsch sah.

Es ist wahrscheinlich, daß die Menschen, die damals geboren wurden, ganz vorzügliche Anlagen auf die Welt brachten. Aber wie können verbildete, falsch sehende Menschen in höherem Sinne klug werden?

Daher die enormen Kraftaufwände in verkehrten, nutzlosen Richtungen, diese Vergewaltigungen der Natur, diese geringen oder ganz fehlenden Leistungen hinsichtlich fruchtbarer Aufgaben. Daher auch diese unfreie, verängstigte Lebensauffassung im allgemeinen.

Das paulinische Christentum, — man vergleiche nur die scharfe Absage an alle vornehme Gesundheit 1. Kor. 1, 27 ff., — hatte eine schwächliche, womöglich angekränkelte Menschlichkeit als Ideal aufgestellt. Dazu erklärte die Kirche den Glauben als höchstes Prinzip, d. h. den festen Vorsatz: die Dinge nicht so zu nehmen, wie sie sind. Natur war gleichbedeutend mit Sinnlosigkeit; es fehlte jede Ehrfurcht vor ihr.

Deshalb erinnert die deutsche Malerei des vierzehnten Jahrhunderts so sehr an die kindische und verzerrte Geschichtschreibung nach Karl dem Großen. Diese Mönche kümmerten sich meistens gar nicht um die Tatsachen; sondern sie prüften jedes Ereignis daraufhin, ob wohl etwas für den heiligen Glauben oder die römische Hierarchie herauszuschlagen sei. War das nur durch Entstellung möglich, dann wurde entstellt. Darum die gehässige Schilderung Kaiser Heinrichs IV. durch Lambert.

Wie dieser fromme Kleriker Geschichte schrieb, so malten deutsche Maler noch um das Jahr 1400 den Frauenleib.

Es ist ganz unmöglich, daß die besten Frauen der damals noch blühenden deutschen Rasse so reizlos und schlecht entwickelt gewesen seien, wie Kirchengemälde sie zeigen. Aber die Frauen selbst bildeten sich ein, es sei das Wahre, diesen Figuren zu gleichen. Mit nassen Binden schnürten sie sich den Brustkorb ein, um ihre Reize zum Schwinden zu bringen und sich ein „heiliges" Aussehn zu geben.

Man frage ſich, ob in Hellas mit ſeiner Vorliebe für die Breitenlinie, für volle, runde Kontur jemals ein ſo abſcheuliches Ideal wie weibliche Dürre unter den Malern gegolten habe, und man wird zugleich die andre Frage, die in Wirklichkeit keine iſt, beantwortet haben: wer klüger, wer genialer geweſen ſei, die Hellenen des ſiebenten bis vierten Jahrhunderts oder die mittelalterlichen Deutſchen des elften bis vierzehnten. Die Hellenen konnten eben ſehen; und die Deutſchen hatten das verlernt.

In Italien hatte man ſeit der Hohenſtaufenzeit langſam wieder zu ſehen begonnen. Man entdeckte, wovon die Kirche nichts hielt, die „ratio naturae", entdeckte mit der Vernunft auch die Schönheit in der Natur. Raffaels und Tizians Werke kamen als Frucht eines langen, allmählichen Heranreifens.

In Deutſchland aber waren auch die ſtärkſten Talente zwiſchen 1450 und 1490 noch weit zurück. Man vergleiche nur einmal Martin Schongauers (aus Kolmar) gezierten St. Sebaſtian mit der zwar harten, doch derben, urſprünglichen Anſchauung der Wirklichkeit in Mantegnas faſt gleichzeitigen Stichen (Kreuzabnahme, Grablegung, Bacchanal), und man wird den gewaltigen Unterſchied bemerken. Auch dem Kolmarer iſt mancher entſchloſſene Griff in das Gewoge charakteriſtiſcher Alltagserſcheinungen geglückt; völlig durchgerungen hat er ſich nicht.

Da wuchs im Reich ein Knabe auf, der beſſer ſehen konnte als alle andern Deutſchen; und bald auch beſſer als die Italiäner. Es war Dürers Miſſion: die Wirklichkeit unter uns in Mode zu bringen. Eine ungewöhnliche Feinfühligkeit aller plaſtiſchen Form gegenüber verband ſich in ihm mit dem Göttergeſchenk einer angeborenen und, nach den erſten Berührungen mit italiſcher Kunſt, ſofort felſenfeſten Überzeugung von der Darſtellungswürdigkeit wie der Darſtellungsfähigkeit der Natur ſelbſt.

Inſofern gehört auch Dürer zu den Hauptveranlaſſern und -ſchürern jener Bewegung, die aus den Tiefen deutſchen Gemütes, deutſchen Gewiſſens, deutſcher Begabung für forſchende Kritik die „Reformation" ins Leben rief.

Was ihn aber für uns Heutige einzig macht, iſt nicht nur, daß er alle Mitſtrebenden, ſo tüchtig manche von ihnen ſind, ſchon im Urteil der Zeitgenoſſen um Haupteslänge überragte, ſondern gerade ihn glauben wir in ſeinen reifſten Leiſtungen auf den erſten Blick zu verſtehen. Das heißt: ſeine beſten Werke tragen den Ewigkeitsſtempel. Es werden durch ſie Luſtgefühle in uns ausgelöſt, etwa wie von der Bühne her der „König Ödipus", ein Werk, das vor mehr als zweitauſend Jahren entſtand, ohne jede Er-

läuterung auf uns wirkt und uns erschüttert. Es werden auch nach abertausend Jahren Europäer dieses Stück genießen, und Kinder unsers Volkes, wenn es dann noch besteht, ohne weiteres Dürers Bilder bewundern.

Unter dem Eindruck des Geschauten glaubt man, was uns Dürers Biographen sagen und was uns seine Briefe, seine Familienchronik, sein Tagebuch bestätigen: Dürer war Zeit seines Lebens ein Wachsender. Seine Entwicklung zu studieren, ist eine der reizvollsten Beschäftigungen. Nie konnte sich dieser Mann, dessen Können von seiner Bescheidenheit fast noch übertroffen wurde, genügen. Von Aufgabe zu Aufgabe schritt er mit nagendem Hunger nach mehr und immer mehr Können und Verstehen, von der Zeichnung zur Farbe, von der Farbe zum Kupferstich und Holzschnitt, von biblischen Darstellungen zur Wirklichkeit, von der Wirklichkeit zur Schönheit, von der Schönheit zu ihrer Theorie, vom theoretischen Kanon zu neuen praktischen Versuchen. Man möchte sagen, daß nur die körperliche, räumliche und zeitliche Beschränkung durch den Tod dieser rastlos aufsteigenden Entwickelung ein Halt zu gebieten vermocht hat.

Geboren wurde Dürer am 21. Mai 1471 in jenem Nürnberg, das im ausgehenden Mittelalter durch den hohen Kunstfleiß seiner Bürger in vielen Beziehungen an der Spitze der deutschen Kultur stand. „Nürnberger Artikel" waren Luxuswaren; nur in Sammet und Spiegeln ward es von Venedig übertroffen. Aber in seiner Metalltechnik, in aller Art Schmiederei und Gießerei, war es unübertroffen, daher auch der erste Platz für Geschützwesen und Pulverfabrikation, während reiche Patriziergeschlechter, die Tucher, Imhof, Pirkheimer u. a. im Italienhandel, dann in Antwerpen gleich den Fuggern von Augsburg ihre Rolle spielten.

Dürers Vater, ein Goldschmied, der von deutschen Kolonisten in Ungarn stammte, war von dorther nach Nürnberg zurückgewandert. Er unterrichtete seinen Buben Albrecht im eignen Handwerk. Der aber gab mit dreizehn Jahren schon durch ein vor dem Spiegel keck hingeworfenes Selbstporträt eine derartige Probe von dem, was in ihm steckte, daß der Alte, obwohl „die verlorene Zeit ihn reute", nicht umhin konnte, dem Drängen des Heranwachsenden nachzugeben, und ihn (fünfzehnjährig) zu Meister Wolgemut in die Schule tat.

Sie war ein etwas verknöchertes Überbleibsel der vor anderthalb Jahrhunderten zu Nürnberg aufgeblühten Malerei, doch die augsburgische, vertreten durch Männer wie Hans Holbein den Älteren (1460—1524) in-

folge viel innigerer Berührung mit italiſcher Gemäldekunſt, um jene Zeit der nürnbergiſchen weit voran. Dürer lernte bei Wolgemut ſozuſagen das Handwerk, nahm aber bei ſeiner großen Eindrucksfähigkeit auch einige üble Gewohnheiten an, die er ſich mühſam wieder abzuſchaffen hatte. Dann ging er nach vierjähriger Lehrzeit gleich auf die Wanderſchaft, die ihn von 1490—94 über das Elſaß und Baſel nach Venedig, von dort über Südtirol nach Franken zurückführte. Martin Schongauer war leider ſchon vor dieſem Beſuch in Kolmar 1488 (nach Wölfflin 1491) verſtorben. Um ſo ſtärker wirkte Mantegna.

Den Heimgekehrten verheiratete der Vater anſcheinend noch im ſelben Jahr mit einer Patriziertochter, Agnes Frey. 1497 machte der junge Meiſter ſich ſelbſtändig und ſchon im Jahr darauf berühmt durch ſeine fünfzehn Zeichnungen zur Offenbarung Johannis. Wenn unſerem realiſtiſchen Empfinden gerade dieſes Stoffgebiet auch ferner liegt als irgend ein anderes und wir heimlich wünſchen, daß die phänomenale Maſſenbeherrſchung, dieſes Überzeugende der Einzelausführung einem andern Gegenſtande zugute gekommen wären, ſo blieb doch der Eindruck auf die deutſchen Zeitgenoſſen gewaltig. Von jenem Blatt her, auf dem der Untergang des babyloniſchen Weibes geſchildert wird und (links oben) der gepanzerte Greis „Treu und Wahrhaftig“ auf weißbekleidetem Zelter aus dem Wolkentor hervorreitet, um eine beſſere Zeit heranzuführen, ſchreibt ſich die bereits angedeutete, doch erſt ſeit Dürer landläufige Auffaſſung Barbaroſſas, den die Sehnſucht des Volkes aus dem Kyffhäuſer erwartete, jene Sehnſucht, die durch die Kaiſerkrönung zu Verſailles im Januar 1871 geſtillt wurde.

Überhaupt ſollen wir wegen der bibliſchen Stoffe wohl mit den Pfaffen, doch nicht mit den Malern jener Tage rechten. Das bibliſche Gebiet war lange Zeit das einzige, durch das die Phantaſie der Zeitgenoſſen überhaupt getroffen und erregt wurde. Für die Schönheit des Menſchenleibes, für die Fähigkeit, den Anblick dieſer Schönheit zu ertragen, mußte das Publikum in Jahrhunderten unter heftigſtem Widerſtand des Klerus erſt erzogen werden, ſodaß lange noch religiöſe Aufträge für Kirchen, öffentliche und Privathäuſer neun Zehntel aller Aufträge ſchlechthin bildeten.

Sichtbarlich kämpften auch Dürers Erziehung und ſein künſtleriſcher Inſtinkt mit einander. Es kam zu einer Ausſöhnung, die ſich in drei Richtungen fruchtbar zeigte. Die eine ging auf nackte Schönheit hinaus; ihre erſten köſtlichen Früchte waren eine Nemeſis und jenes Adam und

Eva darstellende Gemälde, das heute im Prado zu Madrid hängt. Die zweite Richtung suchte das Leidensgesicht Christi und schuf auf dem Schweißtuch der Veronika das Bildnis mit der Dornenkrone, das für die protestantische wie die katholische Welt seither klassisch ist. Die dritte ging auf treue Darstellung der Alltagsnatur und gab ihr Bestes einmal in dem wundervollen, so populär gewordenen Kupferstich von Ritter, Tod und Teufel, dann in den herrlichen Bildnissen („Konterfeten") von Freund Pirkheimer und andern, aber auch in Szenen aus dem Volksleben und -weben. Diese Richtung empfahl der Meister selbst einmal in einem Epigramm, das etwa bedeutet: die Madonna von einem geringen Maler sei künstlerisch weniger wert als eine Kuh von einem Könner („ein ander eines mindern Verstandes in einem schönen Werk nit das tut, das der ander im schlechten tut").

Von den Ölgemälden, durch welche Dürer soviel Ruhm genoß, ist leider gar wenig auf uns gekommen. Auch hier war er mit kraftvollen Schritten und offenen Augen schnell zur Vollendung gelangt. Als er von Ende 1515 bis Anfang 1517 zum zweiten oder gar dritten Mal in Venedig weilte, ließen die dortigen Meister, unter denen sich hohe Namen wie Tizian und Giorgione befanden, zwar seine Stechkunst gelten, stritten ihm aber das Kolorit gänzlich ab. Da malte er im Auftrage der Oberdeutschen, die in dem noch heute stehenden Fondaco, dem „Kaufhause" am Rialto, ihr Absteigequartier hatten, Maria mit Kind und Engel, dazu den heiligen Dominikus, den Stifter des Rosenkranzes, woher jenes Bild auch „das Rosenkranzfest" hieß. Da standen die Italiäner nun stumm und leider auch wohl neidisch davor. Stimmen drangen nach Nürnberg, daß man ein plastischeres, lebenswahreres und farbengesättigteres Gemälde noch nie gesehen habe. Allein Dürer wurde gewarnt, die Einladung der venezianischen Maler, die mit ihm zu speisen wünschten, anzunehmen. Jenes Werk existiert noch, nur schlecht erhalten und zu zwei Dritteln plump übermalt, in Prag. Und leider verbrannte des Meisters vielleicht schönstes Bild, die Himmelfahrt Mariä, zu Frankfurt 1674.

Venedig hatte dieses Genie vergebens durch das Angebot eines Jahrgehaltes von zweihundert Goldgulden sowie reichliche Aufträge zu halten gesucht. Doch Dürer mochte im Welschland nicht dauernd leben, er war bodenständig wie Armin der Befreier. Sein Ruhm freilich drang schnell und weit über seine Heimat hinaus. Raffael in Rom († 1517) war stolz

darauf, mit dem deutschen Rival Gruß und Skizzen auszutauschen. Und als unser Held 1520 samt seiner Frau nach den Niederlanden kam, wo er 1521 in Antwerpen den berühmten Einzug König Karls V. mitansah, wurden ihm dort sowohl wie in andern Städten die größten Auszeichnungen zuteil. In Gent kam ihm der Vorsteher (Dechant) der Malerzunft entgegen, sie empfingen ihn „gar herrlich", luden ihn zum Nachtmahl und huldigten ihm in einer Weise, daß der bescheidene Mann in sein Tagebuch eintrug: „Die wunderbarlich Stadt, darin ich gleich vor groß angesehen ward."

Im Frühling des gleichen Jahres hatte Luther in Worms vor den deutschen Fürsten gestanden und war dann den Blicken der Menge entschwunden; man hielt ihn für gewaltsam beseitigt. Da schrieb Dürer in das gleiche Tagebuch: „O Gott, ist Luther tot, wer wird uns hinfürt das heilig Evangelium also klar fürtragen!" Ein Aufschrei des unter Fremden verschlossenen Mannes, der sich hier als einen treuen Anhänger der Reformation bekennt, deren bitterer, zäher Todfeind der junge deutsche König war. Für dessen Großvater Maximilian hatte der Meister 1515 noch ein Gebetbuch auszieren helfen. Die Gönnerschaft des alten Herrn, der mit all' seiner vielgerühmten Ritterlichkeit unser armes Deutschland so schwer geschädigt hat, war freilich nichts wert. Er ließ dem Künstler hundert Gulden jährlich aus der nürnberger Stadtsteuer reichen und nahm dafür Dürers Dienste in geradezu erschöpfender Weise in Anspruch. Schon 1509, als er für den Frankfurter Heller um den Preis von zweihundert Gulden die Himmelfahrt Mariä malte, hatte er gelobt, nie wieder einen ähnlichen Auftrag anzunehmen, da er selbst bei doppeltem Preis darüber zum Bettler werden müßte, und blieb diesem Gelübde treu. Wenn er auf dem Gebiete des Holzschnitts anders verfuhr, mag seine übergroße Loyalität schuld gewesen sein.

Wenden wir uns von der „Ehrenpforte" und dem „Triumphbogen", die sich Maximilian mit so geringem Fug anfertigen ließ, zu Dürers Meisterwerken, die 1526, zwei Jahre vor seinem Tod, entstanden: dem farbig ausgeführten Porträt des Nürnbergers Hieronymus Holzschuher, eines echten kraushaarigen Germanen, in dessen Haupt jene von Tacitus beschriebenen „truces caerulei oculi" glimmen, und den zwei Ölgemälden mit den je zwei Aposteln Johannes und Petrus, Markus und Paulus. Statt eines Versuches, den Ernst und die Kraft, die uns aus des Paulus

Augen anblicken, zu schildern, sei hier das Schlußwort eines feinen Kenners und Verehrers* mitgeteilt: „Ob Dürers Kunst schön ist, weiß ich nicht; aber sie hat von allem, was gemalt worden ist, den meisten Charakter. Wenn die deutsche Kultur einmal zugrunde gehen sollte und man dürfte einen Wunsch tun, daß ein Stück aus ihr erhalten bliebe, so würde ich Dürers Apostel nennen."

Dies ist der Punkt, in welchem jeder auf seine Weise auch als Nichtmaler jenem Eigenartigen nachstreben darf: in dem Ringen nach persönlichem Stil. Dieses Ringen führte bei Dürer zum herrlichsten Siege, und das ist es, was im besten Sinne deutsch genannt werden muß. Geblendet hatte dieser so begeisterungsfähige Jüngling wohl eine Zeitlang vor dem Ruhmesglanz der italiänischen Malerei gestanden, doch schließlich seine Art behauptet wie einst Armin vor den römischen Waffen.

Etwas unsagbar Gewinnendes muß der seltene Mann an sich gehabt haben, schlicht, heiter, gefaßt, so naiv, daß er seine wahre Größe gar nicht zu kennen schien und sich verwunderte, wenn andere sie entdeckten. Seines Herzens Geheimnis sprechen jene Worte aus: „Ich tu, soviel ich mag, aber mir selbst nit genug."

Er starb 1528 zu Nürnberg über der Drucklegung seiner „vier Bücher von menschlicher Proportion". Denn so hervorragend als Künstler, so tief und originell war er als Denker, selbst auf scheinbar entfernten Gebieten. Im Festungsbau hat erst die Neuzeit seine Gedanken erfaßt und befolgt.

Von der Einfalt seines klaren, innigen Gemütes aber künden jene erschütternden Zeilen beim Tode der Mutter, da der Sohn dem Künstler die Feder führte: „Und sie forcht den Tod hart, aber sie saget, für Gott zu kummen fürchtet sie sich nit. Sie ist auch hart gestorben, und ich merkt, daß sie etwas Grausams sach. Dann sie fordret das Weichwasser, und hätt doch vor lang nit geredt. Also brachen ihr die Augen. Ich sach auch, wie ihr der Tod zween groß Stöß ans Herz gab, und wie sie Mund und Augen zutät und verschied mit Schmerzen. Ich betet ihr vor. Doran hab ich solchen Schmerzen gehabt, daß ich's nit aussprechen kann. Gott sei ihr genädig."

Auf dem nürnberger Milchmarkt, an welchem Dürers Haus und Werkstatt lagen und er selber verschied, ragt heute, von Rauch in Erz ge-

* R. Wustmann, in der Sammlung „Aus Natur und Kunst".

trieben, ſein herrliches Denkmal. Die vier Apoſtel aber bilden das Hauptſtück der Alten Münchener Pinakothek.

Die von den Romantikern genährte Vorſtellung, als ob Dürer deshalb der deutſcheſte geweſen ſei, weil er zu Nürnberg bieder nach der Väter Weiſe vor ſich hingemalt und innige Wahrheit hoch über die Schönheit geſtellt habe, war irrig und verkehrt. Aber wenn in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts den Deutſchen der Sinn für Einfachheit und Stärke tatſächlich abhanden gekommen zu ſein ſchien, ſo hat — nach des Meiſters hübſchem Wort — unſere „Wiedererwachſung“ allerdings mit der Kunſt Albrecht Dürers begonnen. Seiner Hand entſank tragiſcher Weiſe das Werkzeug, juſt als er „im natürlichen Gewächs“ die geſetzmäßigen Verhältniſſe der Schönheit aufgeſpürt zu haben glaubte. Er ſelbſt, ſagt Wölfflin, „hat ſich bei der Meinung beſchieden, der Bahnbrecher einer neuen Kunſt zu ſein, nicht der Vollender.“ Doch

ſoll der Maler, der ihn übertrifft,
erſt noch kommen.

Martin Luther
1483–1546

Die Stimmung des deutschen Volkes zur Zeit von Luthers Geburt hat viel Ähnlichkeit mit jener, von der Jesus einst die Menschheit zu erlösen wünschte. Die frommen Juden quälten sich mit einem überstrengen Zeremonialgesetz, dessen zum Teil ganz unsinnige Vorschriften unausgesetzt beachtet sein wollten, da es an Aufpassern nicht fehlte und eine Übertretung leicht den Kopf kosten konnte. Das Volk hatte sein inneres Gleichgewicht verloren, das Alltagsleben war eine große Last geworden; in Sündenangst wand man sich herum und hoffte inbrünstig auf einen Messias.

Ganz besonders aber die Deutschen hatten von der Natur die Veranlagung mitbekommen, sich im innersten Gewissen abzuquälen. Und für den kleinen Mann waren um das Jahr 1500 die Aussichten auf Seelenfrieden so gut wie verschwunden. Eine aristokratische Kirche hatte sich in den Besitz der Gnadenmittel gesetzt und gab sie am liebsten nur gegen Barzahlung her; die ewige Seligkeit, wie der Humanist Bebel spottete, lag unter einem vollen Sack begraben. Christus war gar nicht mehr erreichbar. Breit pflanzte sich der Pfaff zwischen ihn und den Suchenden; er erst mußte für ein gutes Stück Geld so und so viele Messen lesen, damit eine Seele aus dem Fegefeuer etwas vorwärts rücke; er hatte aufs neue darüber zu befinden, wer vom Sterbebett aus in den Himmel, wer in die Hölle kommen sollte; der Erlöser, der die Sünden der ganzen Menschheit auf sich genommen hatte, war umsonst gestorben. Ein endloser Lippendienst machte die Herzen nicht freier. Doch da reichliche Spenden an den Klerus dem lieben Gott als innere Buße und Läuterung vorgerechnet wurden, wollte der Deutsche es wenigstens hieran nicht fehlen lassen, und auch arme Leute gaben ihr Letztes her, befangen in dem Wahn, sich „im Himmel" dadurch zu nützen.

Romanische Nationen haben den Ablaß als Landplage nie gekannt. Als er in Spanien auftauchen wollte, hatte sich der päpstlichste aller Papisten, Kardinal Ximenez, dieses Geschäft 1513 sehr energisch verbeten. Noch weniger fühlten die lauen Italiäner ein so kostspieliges Bedürfnis nach Sündenvergebung. Lachend bauten sie schöne Kirchen und Paläste mit dem Gelde, das die dummen Deutschen zahlten.

Die Tat Luthers für sein Volk und die Völker germanischer Herkunft im allgemeinen, diese großartig kühne Wohltat, bestand nun darin, daß er, ein Einzelner, sich der gewaltigsten und straffest organisierten geistigen Macht jener Zeit entgegenzustemmen wagte und vielen Millionen dadurch ein größeres Ausmaß innerer Freiheit wieder verschaffte. Nicht nur, indem er ganz in den Fußtapfen Jesu Christi den verirrten Blick auf den innern Wert zurückwandte und eine tiefere, befriedigendere Frömmigkeit lehrte, sondern auch indem er einer grausamen Tyrannin die Zähne wies, ihr unter dem Zujauchzen der Unterdrückten eine furchtbare Niederlage beibrachte und allen aufrechten Intellektuellen den Mut in der Brust zum Widerstand gegen finstere Gewalten stählte.

Die Daten aus Luthers Entwicklung sind jedem Kenner der Reformationsgeschichte so geläufig, daß wir sie hier nicht zu wiederholen brauchen, obschon seine Immatrikulation an der Hochschule zu Erfurt (1501) und sein Eintritt ins dortige Augustinerkloster (1505) wichtigere europäische Ereignisse sind als die resultatlosen Reichstage, die König Maximilian in jenen Jahren mit den deutschen Fürsten und Ständen hielt. Luthers charakteristischer Anfang bestand aber darin, daß er allem Brauch zuwider sich in seinen geistigen Nöten die Heilige Schrift als Führerin erkor. Vergebens warnte der Scholastiker Arnoldi: „Ei, Bruder Martine, was ist die Bibel? Man soll die alten Lehrer lesen, die haben den Saft der Wahrheit aus ihr gezogen." Aber gerade die genügten Luther nicht; er wollte aus der Quelle selbst schöpfen, sich mit dem Urtext „herumwürgen". Und es machte den tiefsten, den entscheidenden Eindruck auf ihn, als er eines Tages an Stelle des viel mißbrauchten Wortes Buße (poenitentia) im Neuen Testament nur lind und löslich „Sinnesänderung" (metanoia) vorfand.

In Kursachsen hatten allein in den Jahren 1479—1500 fünf Ablaßexpeditionen gebrandschatzt. Der neue Papst Leo X. (1513—1521) brauchte zum Bau der Peterskirche, zur Ausstattung von Verwandten und für sein eigenes verschwenderisches Wohlleben viel Geld. Ein besonders wirksamer Jubelablaß bekanntlich sollte ihm das verschaffen, und Erzbischof Albrecht von Mainz, der selbst in großer Geldklemme war, übernahm die Emission für Deutschland, etwa wie wenn heut ein Bankhaus beim Publikum Lotterielose abzusetzen sucht. Luther, seit 1515 sehr gegen seinen Wunsch Seelsorger und Kanzelredner zu Wittenberg, hatte 1516 vergebens wider den Ablaß ge-

predigt. Als er im Jahr darauf Tetzel mit dem klingenden Kasten anrücken sah, schlug er am 31. Oktober 1517 seine berühmten 91 Thesen an die Tür der andern Tages einzuweihenden Schloßkirche.

Sein Mut belohnte sich durch eine Wirkung, die alle Erwartungen überstieg. Er hatte eben eine verwöhnte Macht an ihrer empfindlichsten Stelle, an ihrem Finanznerv, getroffen. Daher fragten die Gebildeteren aufgeregt, ob Rom sich diese Herausforderung würde gefallen lassen. Der kleine Mann aber bangte und hoffte, wie trunken von dem Gedanken, daß die ewige Seligkeit fortan nicht mehr seinen letzten Sparpfennig verschlingen solle.

Dies ist Luthers heroische Periode. Sie umfaßt leider nur eine kurze Spanne Zeit; von jenem ewig denkwürdigen Oktober 1517 bis zu seiner Wiederheimkehr nach Wittenberg, März 1522. In diese vier Jahre und fünf Monate fallen die großen Ereignisse, die seinen Namen unsterblich gemacht haben, fallen Werke, um derenwillen jedem protestantischen Deutschen jener Kämpe teuer bleiben muß.

Rom, obschon es in seinem Stolz die wittenberger „Häretik" zunächst auf die leichte Achsel nahm, begann doch bereits im Frühjahr 1518 den Ketzerprozeß gegen Luther einzuleiten. Es ist ein nicht genug zu schätzendes Verdienst des wittenbergischen Kurfürsten Friedrichs des Weisen, daß er den weltlichen Arm, das auch bei den Hexenprozessen vielbemühte brachium saeculare, trotz allem Drängen nicht zu Luthers Verfolgung hergab, den kühnen Neuerer vielmehr gewähren ließ. Das war sehr notwendig. Denn wenn Luther, als er im Herbst 1518 von Augsburg, nach seiner Disputation mit dem Kardinal Vio von Gaeta (daher Cajetan), bei Nacht und Nebel durch ein Pförtlein der Stadtmauer geflohen und acht Meilen in einem Zuge geritten war, das Kurfürstentum Sachsen-Wittenberg nicht als Unterschlupf gehabt hätte, dürfte eine Reformationsgeschichte kaum noch zu erzählen sein. Es folgte im Jahre 1519 zu Leipzig die berühmte Disputation mit Dr. Eck, durch die er tatsächlich vom Boden der alten Kirche abgedrängt wurde. Seitdem begannen sich überall die Geister zu scheiden und zwei Lager, katholisch das eine, evangelisch das andere, sich zu bilden.

Der Reformator warf in diesen Kampf der Meinungen im Jahre 1520 durch die drei kraftvoll feurigen Reformationsschriften „An den christlichen Adel deutscher Nation", „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" und „Von der Freiheit eines Christenmenschen" seine umstürzenden Ge-

danken: daß jeder getaufte Laie auch ein Prieſter ſei, daß allein der Glaube an die unverdiente Gnade Gottes durch Jeſum Chriſtum zur Rechtfertigung führe, daß alle zum Wortlaut der Heiligen Schrift in Widerſpruch ſtehenden Dogmen und Inſtitutionen zu verwerfen ſeien. Da drohte Rom ſchon mit dem Bann und ſandte Mitte Juni 1520 ins Reich für den Fall, daß Luther nicht widerriefe, jene Bannbulle, die der Unerſchrockne dann am 10. Dezember 1520 vor dem Elſtertor zu Wittenberg den Mut hatte öffentlich zu verbrennen.

Kaiſer Karl V. hat am Lebensabend, in den Händen jeſuitiſcher Beichtväter angeblich nichts aufrichtiger bereut, als dem wittenberger Mönch zu Worms im April 1521 ſein Kaiſerwort freien Geleites nicht gebrochen zu haben. Wir wollen deſſen froh bleiben, daß er es hielt. In der unfreiwilligen Muße des Wartburg-Verſteckes ward ſo die volkstümlichſte Tat von allen: die Überſetzung des Neuen Teſtamentes ins Deutſche, durch Luther geleiſtet und die des Alten in Angriff genommen.

Es iſt nicht ganz richtig, daß Luther ſich erſt für dieſe Überſetzung ein eignes Deutſch erſchaffen habe; denn bereits einige ſeiner wichtigſten Streitſchriften hatten gezeigt, welch ein ſchmiegſames, ausdrucksvolles Organ die damaligen Deutſchen in ihrer Mutterſprache beſaßen, ſofern ſie nur einer zu brauchen wußte. Doch der ungemeine Erfolg bewies, wie ſehr dies Unternehmen zur Zeit gekommen war; der Buchdruck verſchaffte ihm eine unwiderſtehliche Reſonanz. Leider ſchien Luther ſelbſt, als er im Frühjahr 1522 aus ſeinem unerträglich gewordenen Stubenarreſt von der Wartburg herabſtieg und (6. März) in Wittenberg wieder einzog, ein andrer geworden zu ſein. Es iſt, als ob die rein literariſche Beſchäftigung ihm den alten Wagemut genommen hätte. Zwar trat er von vornherein unluſtig in den wittenberger Kreis, wo vorlaute, leidenſchaftliche Naturen wie Andreas Bodenſtein, genannt Karlſtadt, einen Umſturz herbeigeführt hatten, der beſonnene Neugeſtaltung vermiſſen ließ und nicht viel mehr als Anarchie bedeutete. Jedenfalls war die mäßige Reform, die Luther dann durch abflauende Predigt bewirkte, dem überlebten Katholizismus in vielen Punkten günſtig.

Von nun hört Luther überhaupt auf, ein Wegweiſer für den Gang der Reformation zu ſein. Die Ereigniſſe wachſen ihm über den Kopf, ſo ſehr daß er zuweilen ſich vor ihnen zurückzieht und andre Männer vorſchickt, die wie Melanchthon zu einer führenden Rolle abſolut nicht geſchaffen

waren. An andern Stellen ist er nur eigensinnig oder hitzig; in der wichtigsten deutschen Angelegenheit, der süd- und mitteldeutschen Bauernsache, hat er, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, völlig versagt. Eigentlich nur noch sein inniges Familienleben, samt den körnigen Tischgesprächen, ist für die Nation vorbildlich geworden. Seine Gegner freilich haben ihm aus der Heirat einen schweren Vorwurf gemacht. Ihnen, denen die Lektüre der Bibel großenteils heute noch verboten ist, mag es entgangen sein, was Apostel Paulus, die höchste Autorität nach Christo, in seinem ersten Brief an Timotheus (Kap. III, 2, 4, u. 12) befiehlt. Wir haben den auf die Bischöfe bezüglichen Teil jenes Textes bei Kaiser Heinrich IV. schon zitiert, aber auch der Schluß verdient Beachtung: „Die Diener (Diakonen) laß einen jeglichen sein Eines Weibes Mann, die ihren Kindern wohl vorstehen und ihren eignen Häusern."

Noch vierundzwanzig stille Jahre verliefen seit jener Rückkehr von der Wartburg bis zum Tod in Eisleben am 18. Feb. 1546. Luther selbst war an seinem Werk irregeworden, kam sich wie aus einer großen Zeit übriggeblieben vor, sehnte sich nach dem Heimgang. Darum ist häufig, besonders von feindlicher Seite, die Frage aufgeworfen worden: „Wäre die Reformation nicht besser ganz unterblieben?"

Diese Frage, nur bei Nichtbeachtung, Vertuschung und Verkennung der wichtigsten Prämissen möglich, ist aufs Entschiedenste zu verneinen. Denn Luther hat durch seinen kühnen Angriff gegen den Papismus diesem zu einer Einkehr bei sich selbst und einer inneren Umbildung verholfen, die um nichts geringer war, als die Reformation auf der protestantischen Seite. Ohne Luther würden vielleicht auch die deutschen Katholiken in die Lauheit und Gleichgültigkeit der Italiäner verfallen sein, während unter dem Zwang, den ganzen Streit in ihrem Gewissen auszutragen, die katholische Kirche binnen kurzem zu einem ungeahnten Aufblühen des religiösen Lebens gelangte. Einer, der es wohl verstehen mußte, der Kardinal Campeggi unter dem frommen Papst Paul III., hat 1536, im Jahr der protestantischen „Konkordienformel", bei Nachprüfung der lauten Beschwerden aus der ersten Reformationszeit, zugeben müssen, daß sie berechtigt gewesen seien. Das war aber, als die Herren vom Rathause kamen. Vorher? Zwei Zeugnisse seien hier angeführt, die schlagend beweisen, welche Gesinnung innerhalb der Kirche gehegt und gelehrt worden war. Auf dem Konzil zu Konstanz wurde dem angeklagten Johann Hus vorgeworfen: er

verwechsele das Amt mit innerem Verdienst; es könne jemand recht wohl wahrer Papst oder Bischof sein, ohne daß er ein wahrer Christ wäre. Und ein Jahrhundert später mußte sich Luther durch den feingebildeten und wohlwollenden Prälaten Mazzolini dahin belehren lassen: „Unzweifelhaft kann der Papst weder von einer Kirchenversammlung noch von der ganzen Welt rechtmäßig abgesetzt oder gerichtet werden, auch wenn er so schändlich wäre, daß er die Völker haufenweise zum Teufel führte."

Dieser Hochmut hat erst *nach* der Reformation von seinen Ansprüchen ein weniges abgelassen. Freilich nicht in dem hauptsächlichsten: daß Rom allein zu erlauben habe, was wir zu denken wagen dürften. Ein Kanon befahl, was geglaubt, der Papst entschied, was gelehrt werden solle. Lebensgefährlich war es in den Blütetagen der Inquisition gewesen, ein physikalisches Gesetz zu formulieren, gefährlicher noch, einen philosophischen oder juristischen Gedanken zu äußern, durch den die römische Anmaßung geistiger Weltherrschaft gekränkt wurde. Die Forschung hatte nicht etwas Neues zu entdecken oder zu ergrübeln gehabt, sondern das, was Rom empfahl, zu beweisen. Daher der entsetzliche Wust unfruchtbarer, blöder Scholastik, bis schließlich in den bei Reuchlin schon erwähnten „Briefen der Dunkelmänner" von Crotus Rubeanus 1515, zwei Jahre vor Luthers Thesen gegen den Ablaß, ein schallendes Gelächter diesen giftigen Plunder anblies.

Daß für freie Kritik, freie Meinungsäußerung, zunächst gegenüber dem religiösen Dogma, später für das ganze Gebiet menschlichen Wissensdranges, innerhalb des Protestantismus eine von Rom unbelästigte Zone geschaffen wurde, wo das „brachium saeculare" sich dem päpstlichen Befehl versagte, das allein hat rückwirkend auch die katholische Zone gezwungen, sich zu mäßigen, sodaß selbst das einst so beliebte Mittel des Bannens und Verfluchens, aus Furcht vor der öffentlichen Meinung, kaum gegen den verhaßtesten Modernisten noch in Anwendung gezogen wird. Denkt man nur an den einen unverjährbaren Anspruch des Ultramontanismus: daß der Priester an sich ein höheres Wesen als der Laie vorstelle, daß der Laie dem Priester Unterwürfigkeit schulde, sich von ihm sein privates wie sein öffentliches Verhalten diktieren und beaufsichtigen lassen müsse, dann erst erkennt man die revolutionäre Wohltat von Luthers Grundsatz: daß jeder Laie sein eigner Priester sei. Freilich machen sich viele Katholiken, die ein Auto besteigen oder die Aktien einer chemischen Fabrik erwerben, nicht klar, daß

diese Bequemlichkeiten, diese Bereicherungen einem von Rom verpönten Boden entstammen, daß alle Förderungen der Technik wie der Naturwissenschaften nur aus Mangel an Macht, sie zu unterdrücken, geduldet wurden, daß diese nützliche Ohnmacht aber, wegen deren so viele ausgezeichnete Männer, die andernfalls von den Schergen Roms verbrannt worden wären, nun am Leben und bei ihrem Wirken verbleiben durften, recht eigentlich von Martin Luther ausgegangen ist. Die Hauptwerke von Baco, Kepler, Darwin, dazu von Kant und Ranke, stehen heute noch auf dem Index. Die induktive Methode als Grundlage aller nützlichen Wissensvermehrung, die Planetengesetze, die Entwickelungslehre, die Kritik unsrer Erkenntniskraft sind katholischen Gläubigen genau so verboten, wie der Modernisteneid es untersagt, von den Folgerungen aus der Spektralanalyse oder sonstwelchen Fortschritten der Chemie und Mechanik, die der Scholastik widersprechen, Kenntnis zu nehmen. Luther allein schuf die Möglichkeit, daß große geistige Errungenschaften, statt von Rom eingestampft und zur Vergessenheit verurteilt zu werden, in Europa sich ausbreiten und wachsen konnten.

So wollen denn auch wir mit Melanchthons Worten an des Freundes Bahre schließen: „Er hat einen sehr großen Mut und Mannheit erzeigt und sich nicht bald durch ein kleines Rauschen erschrecken lassen.“ An seine heroische Zeit, an sein ungeheures Wagnis wollen wir, die wir die Früchte der Tat genießen, dankbar uns erinnern.

Friedrich der Weise
1463–1525

Wenn wir uns unter den zahlreichen deutschen Fürsten des Reformationszeitalters umblicken, fehlt es nicht an glänzenden Gestalten von rascher Tatkraft, an ganzen Männern. Aber auf ihre Begabung fiel wie Mehltau die Zersplitterung des Reiches und mit ihr die Notwendigkeit, in engen Verhältnissen durch kleinliche Mittel zu wirken. Großzügig sich zu betätigen, war ihnen vom Schicksal versagt, weshalb auch so wohlwollende Regenten wie Markgraf Philipp von Baden an entscheidender Stelle rein garnichts auszurichten vermochten.

Hoch aus dem Schwarm heraus heben sich Philipp von Hessen und sein genialer Schwiegersohn Moritz von Sachsen, beide willenskräftig und scharfäugig, kluge Diplomaten, von ruheloser Aktivität und oft bedeutenden Erfolgen. Doch beide tragen leider den Makel der Felonie, des Verrats an der eigenen Sache, den Philipp gereizt und im Zorn, Moritz aus politischer Profitsucht beging. Daher wenden sich von der unbeherrschten Leidenschaft des Einen, von der Skrupellosigkeit des Andern unsre Blicke zurück zu jenem Kurfürsten Friedrich III. von Sachsen, den schon die Zeitgenossen den Weisen nannten.

Er trug diesen Namen mit Fug und Recht. Man könnte sagen, er habe Spinozas Ethik gelebt, lange bevor Spinoza geboren wurde. Ein tiefer Zug von Demut vor dem Unerforschlichen ließ ihn vorlaute Einmischung in den Gang der Dinge verabscheuen. Seiner Partei mag es zuweilen lästig gewesen sein, daß er dies oder jenes der Vorsehung anheimbefahl. Doch obwohl er nur selten aus seiner Passivität heraustrat, war seine gemäßigte Ruhe so achtunggebietend, daß er im Reich einen starken Anhang sammelte und auch in dem 1500 eingerichteten föderalistischen Reichsregiment, dessen Vorsitz er führte, manches nur durch das Gewicht seiner Persönlichkeit durchsetzte, wo andere Druck und Gewalt, und vielleicht vergebens, hätten anwenden müssen.

Friedrich war 1486 seinem Vater in der Kur gefolgt, regierte aber die sächsisch-erneſtinischen Lande, die außer dem Kurkreise Wittenberg die thüringischen Herzogtümer einschlossen, gemeinsam mit seinem Bruder Johann, in ungetrübter Eintracht bis zum Tode. Von Natur mehr zu

stillem Studium und zur Beschaulichkeit geneigt ward er bald nach Gründung der wittenberger Universität in die Wirren der Reformation hineingerissen. Durch seine Stellung zu ihr und zu dem zweiten großen Ereignis seiner Regierung, dem Bauernkrieg, hat er seinen geschichtlichen Charakter erhalten.

Er selbst war ein treuer Sohn der alten Kirche, hatte 1493 eine Wallfahrt zum Heiligen Grabe gemacht und für das Allerheiligenstift in Wittenberg fünftausend Reliquien gesammelt. Gegen den Ablaß war er tatsächlich aus landesväterlich finanziellen, nicht aus theologischen Gründen. Auch ist es nicht richtig, daß er jemals mit Luther intim gewesen oder offen für ihn eingetreten sei. Er hat ihn, seit der Reformator so heftig im Reich befehdet wurde, nachweislich überhaupt nur noch zweimal, erst auf seinem Landsitz Lochau und das andere Mal in Worms auf dem Reichstag von 1521, gesehen und gesprochen. Aber er schätzte Luther wegen der großen Anziehungskraft, die er seiner geliebten Hochschule verliehen hatte, hielt die Hand über ihm und war auch durch die Zusendung der goldnen Rose vonseiten des Papstes nicht dazu zu bewegen, dem Reformator ein Haar krümmen zu lassen. Ganz ausgezeichnet war sein Einfall, den Gefährdeten durch Berittene aufheben, ihn heimlich nach der Wartburg verbringen zu lassen und auszusprengen, er sei gestorben.

Im Jahr 1519 hätte Friedrich der Weise Kaiser werden können, lehnte jedoch selbstlos diese Ehre ab, weil wegen der drohenden Türkengefahr ein Habsburger den deutschen Interessen vorteilhafter zu dienen vermöge. Die Einrichtung des neuen Kirchenwesens seit 1522 erfolgte in Kursachsen ohne sein Zutun; das hat er eben geduldet. Dann aber brach im letzten Jahr seiner Regierung die allerfurchtbarste Erschütterung auch in seinen Landen los und hat ihn einmal noch vor eine schwere Wahl gestellt.

Es ist eine arge Verdrehung des Tatbestandes, wenn behauptet wird, erst Luther mit seiner Reformation, seiner Auflehnung gegen den Papst, habe den Bauernkrieg angefacht. Denn als 1493 im Elsaß der erste Bundschuh — der Name rührt von den bäurischen Schuhbändern — als Wahrzeichen eines Aufstandes ins Feld getragen wurde, war Luther ein Knabe von zehn Jahren. Es folgte 1497 die Verschwörung im Bruhrain (bei Bruchsal), es schwälte zehn Jahre lang der „Bundschuh zu Lehen" im südlichen Schwarzwald, bis er 1513 grausam unterdrückt wurde, es brach 1514 die Revolte des verzweifelten württembergischen Landvolkes im Remstal aus, der sogenannte „Arme Konrad", im nächsten Jahr begannen die

Bauernunruhen in den südösterreichischen Landen. Kurz, man muß sagen, daß ganz im Gegenteil die Tat Luthers 1517 einen Einschnitt machte und die empörten Gemüter zu Fragen des Innenlebens ablenkte. Nachher hat allerdings der durch Luthers Übersetzung seit 1522 bekannt werdende Text des Neuen Testamentes viel dazu beigetragen, die Bauern in ihren ganz berechtigten Forderungen zu bestärken. Sie wußten plötzlich — was dem Reformator persönlich sehr unangenehm war — daß Christus nirgends einen „kleinen Zehnt" geboten oder das Institut der Leibeigenschaft empfohlen hatte.

Was überhaupt wollten die Bauern? Sie bildeten dazumal reichlich fünf Sechstel der gesamten Nation; doch die wenigsten von ihnen waren „altfrei". Solcher Freibauern gab es im eigentlichen Germanien im ganzen vielleicht noch ein paar zehntausende, in Tirol, in der Landvogtei Schwaben am Bodensee, in Friesland und Holstein, dann aber ziemlich zahlreich auf ostelbischem Kolonialboden. In Süddeutschland war die Ackerfläche bereits stark parzelliert und fast durchweg in den Händen der Obereigentümer, des Adels und kirchlicher Pfründner. Diese Herren alle wollten flott leben, und nur von Renten. Der Bauer hatte erstens sich und seine Familie durchzubringen, dann die beiden Oberklassen, und zwar reichlich, für ihre steigenden Bedürfnisse auszustatten. Der Volkswirt Inama-Sternegg hat berechnet, daß gegen Ende des Mittelalters der deutsche Bauer durchschnittlich 60 Prozent seines Brutto-Ertrages an die Herrschaft abzuführen hatte. Außerdem gab es noch eine Abstufung der persönlichen Fron. Manche Bauern, dicht unterhalb der Freibauernschaft, hatten vielleicht nur zehn Tage im Jahre zu fronen, d. h. ihre Arbeitskraft der eignen Scholle zu entziehen und sie dem Herrn, etwa für Treiberdienste bei der Jagd, zur Verfügung zu stellen. Es gab aber auch solche, die sechzig Tage oder darüber zu fronen hatten, und diese Fron verschärfte sich um die Wende des fünfzehnten zum sechzehnten Jahrhundert.

Es explodierte darum die Unzufriedenheit auch nicht in den allerärmsten Schichten, sondern gerad in denen, die noch etwas zu verlieren hatten. Sie fühlten über sich wie eine böse Seuche das jus romanum kommen, mit seinem unbarmherzigen, dem deutschen Volksempfinden widerstrebenden Sachenrecht. Da innerhalb der römischen Kultur Sklaverei geherrscht hatte, wurden deren Attribute ohne weiteres auf die deutsche Unfreiheit übertragen. Es ergab sich hieraus das Prinzip der „ungemessenen Dienste", da man von einem willenlosen Sklaven eben alles verlangen durfte. So

wurde den deutschen Bauern von ihren Gebietern die Fron willkürlich verlängert, von 10 auf 20, von 20 auf 40 Tage, dann diese Fron in Geldleistung umgerechnet, dann wieder neue Fron auferlegt, sodaß eine Schraube ohne Ende die Nachgiebigen und Wehrlosen bald auf das Existenzminimum oder noch darunter herabdrückte.

Ganz besonders empörend wirkte die Übertragung dieses Systemes auf die Verschärfung der Jagdfron. Es machte den unnützen Adligen jener Tage das größte Vergnügen, über bäuerlichen Acker zu reiten, ob Saat oder Frucht auf ihm stand. Völlig frei im Verheeren bäuerlicher Felder aber war das herrschaftliche Wild. Bauern durften keine Hunde halten, um das Wild zu verjagen, noch irgend ein Stück töten. Wer dawiderhandelte, wurde sofort mit Augenausstechen, Handabhacken oder Entmannung gestraft. Der Bauer, müde von der Tagesarbeit, mußte im Sommer nächtlings aufbleiben, um das Wild mit Rufen aus dem Felde zu scheuchen; mußte die herrschaftlichen Bracken auf seinem Hof durchhalten und füttern, mußte das Garn zum Treiberdienst beschaffen und zuletzt noch eine Wildsteuer dafür zahlen, daß die hohen Herrn das Wild erlegten.

Der Klerus wieder hatte sich zu dem „großen Zehnt" (von Getreide und Vieh) noch einen „kleinen Zehnt" erdacht, von Obst, Hackfrüchten und Geflügel, der die Bauern außerordentlich erbitterte. Sie fühlten: alles preßte auf sie erbarmungslos, es war kein Entrinnen. Daß aber in erster Linie das jus romanum am Bauernkriege schuldig war, beweist die merkwürdige Tatsache, daß auf ostelbischen Kolonialboden die Bewegung nicht übergriff, weil dort noch das gute Magdeburgische Recht galt und gleich einem Damm wirkte.

Wie stellten sich Luther und sein Kurfürst zu diesen Beschwerden?

Es hieße freilich von der Reformation ein sehr unvollständiges Bild entwerfen, wenn man die lebendigen Kräfte, die durch sie entfesselt, und die Widerstände, die durch sie geweckt wurden, ausschließlich an den Grenzen zwischen Protestantismus und Papsttum suchen wollte. Wir hatten überdies schon im vorigen Kapitel zu bedauern, daß Luther selbst eine Neigung zeigte, sich bald nach geschehner Tat aus den Händeln der Welt zurückzuziehen. Sein Evangelium blieb ihm etwas durchaus Überirdisches, zu kostbar für werktägliche Betastung. Er hegte die Idee, allein durch den Glauben an die unverdiente Gnade Gottes aus einem Sklaven einen innerlich freien und befriedeten Menschen zu machen. Das war eine Lehre,

faßbar und förderlich für solche, die durch Bildung bereits gehoben waren, für Adel und Bürger. Aber gerade die Deutschen, die um das Jahr 1517 in einem sklavenähnlichen Zustande hinlebten, verlangten mehr. Sie begannen kritisch zu fragen, ob der Heiland wirklich ihre harte Fron beabsichtigt habe, und forderten eine Predigt, die sie nicht immer nur an die Rechtfertigung durch den Glauben verwies, sondern sich ernsthaft, und zumal innerhalb des vertrauten Werktagsbereiches mit den sozialen Gebresten der Zeit befaßte. Luther hatte sehr inkonsequent in demselben Jahr, als er die päpstliche Bulle verbrannte, dem Ritter Ulrich von Hutten und dessen kriegerischen Plänen auf Reichsreform abgesagt, weil „durch das Wort allein" alles gebessert werden sollte. Die bloße Möglichkeit, sein zartes, rein geistiges Evangelium könnte zugunsten der Alltagswohlfahrt mißbraucht werden, regte ihn auf. So überließ er den modernen Gedanken des praktischen Christentums andern, die ihn warmherzig und inbrünstig aufnahmen.

Das tat Thomas Münzer. Es sind über diesen Mann die Akten noch nicht geschlossen. Nur soviel sei hier gesagt: es lebte in ihm ein heißes, tätiges Mitleid für alle Mühsäligen und Beladenen. Ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, aber durch den Gang der Reformation aus der Bahn gedrängt und mitgerissen, fand er, während Luther auf der Wartburg saß, zu Wittenberg einen Gesinnungsgenossen in Andreas Bodenstein, genannt Karlstadt. Aber Karlstadt, in höherem Sinn unproduktiv, war nur einer jener Nihilisten, wie sie nach ihm noch tausendmal alles in Ordnung zu bringen dachten, indem sie gedankenlos tabula rasa machten, Münzer der „gute Revolutionär" mit ungemein kräftigem Urteil für das Bestehende und, wenn auch mit schwächerem Blick und Ahnungsvermögen für das Entstehende, doch unbedingt ein Vorläufer dessen, was man heute im edelsten Sinn Arbeiterwohlfahrt, Hebung des niedern Volkes oder kurzweg Sozialismus nennt.

Und gerade hier nun trat zwischen dem Reformator und Münzer ein schneidender Gegensatz bald zutage. Während Luther, obwohl selbst bäuerlicher Abstammung, zu den Fürsten und Herren hielt, ergriff Thomas Münzer mit Inbrunst die Partei des unterdrückten Volkes und versuchte eine Gesundung des öffentlichen wie des Wirtschaftslebens folgerichtig mit einer Demokratisierung der Kirche zu beginnen. Er hatte, im Frühjahr 1522 aus Wittenberg durch den Größeren verscheucht und in

Thüringen umherirrend, schließlich in Allstedt — acht Meilen nordöstlich von Mühlhausen i. Th. und unweit von Eisleben — eine Gemeinde zu versorgen gefunden, wo er vor allem den Gottesdienst sofort in deutscher, gemeinverständlicher Sprache einrichtete. Aus allen Nachbarorten kamen die Leute in Scharen herzugeströmt, und eines Tages durfte Münzer im allstedter Schloß auch vor dem Kurfürsten Friedrich und seinem Bruder Johann sich hören lassen.

Noch heute wirkt die von ihm dort geführte Sprache durch ihre Kühnheit erfrischend. Er sagte den hohen Brüdern ins Gesicht, die Fürsten und Herren seien die „Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei." Den Armen ließen sie ausrichten: „Gott hat geboten, du sollst nicht stehlen!" Für sich selbst aber hielten sie dies Gebot nicht dienlich. „Darum schinden und schaben sie den Ackersmann, den Handwerksmann und alles, was da lebet." „Die Herren," so rief er, „machen es selber, daß ihnen der arme Mann feind wird. Ach, liebe Herren, wie hübsch wird Gott unter die alten Töpfe schmeißen mit einer eisernen Stange."

Friedrich der Weise war durch sein philosophisches Temperament gegen eine so starke Sprache gefeit, gab dem Redner wohl gar im stillen recht. Herzog Johann aber verwies den Drucker, der jene Predigt veröffentlichte, des Landes.

Indessen hatte Thomas Münzer auch die wittenberger Theologie „faul und wurmstichig" genannt und über den „wittenbergischen Papst" gespottet. Der schalt ihn dafür „die Furie von Allstedt" und hörte nicht auf, die Landesbehörden gegen ihn scharfzumachen. Luther kam eben über sein „jedermann sei untertan der Obrigkeit" nicht hinaus. Münzer aber zitierte zornig aus der Apostelgeschichte (Kap. V, 29): „Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen" oder aus Matthäus (Kap. VII, 6): „Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben und Eure Perlen nicht vor die Säue werfen, auf daß sie selbige nicht zertreten mit ihren Füßen, sich wenden und Euch zerreißen." Luther wollte die gepreßten Leibeigenen damit vertrösten, daß sie trotz aller Knechtschaft innerlich freie Christen zu sein vermöchten, Münzer aber wies auf die Stelle des ersten Korintherbriefes (Kap. VII, 21): „Bist du ein Knecht berufen, sorge dir nicht; doch kannst du frei werden, so brauche des viel lieber." Luther hielt Leibeigenschaft unter den Kindern Eines Volkes mit Christentum für vereinbar, Münzer für ganz schnöd und verwerflich und wollte sich unter solchen

Umſtänden von der „toten Glaubenspredigt“ Wittenbergs nicht blenden laſſen. Und wenn Luther gar ſo weit ging, aus dem Spruch in Gal. III, 28, daß „in Chriſto Herr und Knecht ein Ding“ ſeien, die Erlaubnis zur Verfronung und Ausmergelung deutſchen Landvolkes herzuleiten, warf Münzer ihm mit gutem Grunde vor: „Du haſt geſtärkt die Gewalt der gottloſen Böſewichter, auf daß ſie ja bei ihrem alten Wege bleiben.“

Wir empfinden heute zu ſozial, um uns in dieſer Kontroverſe auf die Seite eines Mannes zu ſtellen, der ſo früh ſchon der Rückwirkung auf den Drang und Sturm des eignen Genius erlegen war, doch fehlt es hier an Raum, den Volksmann Münzer auf ſeiner nun beginnenden Propaganda durch Süddeutſchland zu begleiten. Laſſen wir die Revolution in der freien Reichsſtadt Mühlhauſen und die präludierenden Scharmützel des Bauernkrieges, die noch in das Jahr 1524 fallen, beiſeite, ſo verlief die ganze Kataſtrophe, von der Affäre bei Leipheim an der Donau (am 4. April 1525) bis zur Übergabe von Würzburg (am 7. Juni 1525) in nur zwei Monaten und drei Tagen. Schnell genug aber trat in jenem furchtbaren Frühjahr auch an Friedrich den Weiſen die Aufforderung heran, ſich gleich ſeinen Standesbrüdern und Verwandten gegen die aufſtändiſchen Bauern zu waffnen.

Er war dazu *nicht* zu bewegen, nicht einmal nach dem blutigen Zwiſchenfall von Weinsberg.

Dort hatte der junge Graf Helfenſtein als kaiſerlicher Obervogt — denn Württemberg war damals habsburgiſch — in der Hoffnung auf Zuzug aus der Kurpfalz mit dem „hellen Haufen“ der Bauern Verhandlungen angeknüpft, was ihn aber nicht hinderte, treubrüchig den an Weinsberg nach Neckarſulm Vorüberziehenden in den Rücken zu fallen und ſoviele Bauern, als er irgend mit ſeinen Gepanzerten faſſen konnte, durch die Schärfe des Schwertes zu „würgen“. Dies brachte natürlich die Bauern gegen ihn auf, ſie kehrten um, ſtürmten Weinsberg am Oſterſonntag (16. April 1525) und rächten ſich nicht ritterlich, ſondern bäuriſch, indem ſie den gefangenen Helfenſteiner eines ſchimpflichen Todes ſterben ließen, ihn „durch die Spieße jagten“.

Dieſe Schreckensnachricht, mit übeln Ausſchmückungen und Übertreibungen durch die Lande getragen, reizte die Rachſucht der Oberklaſſe aufs höchſte, traf aber unglücklicherweiſe mit Luthers erſter Bauernſchrift zuſammen, worin er zwar die Bauern vom Aufſtand abmahnte, doch auch den Regierenden ins Gewiſſen redete. Nun hieß es: da ſieht man, was dabei heraus-

kommt, wenn „das Evangelium gehandhabt“ wird; und man machte den Reformator für die weinsberger Bluttat verantwortlich.

Der ergrimmte und versuchte jene Schreckensmänner abzuschütteln, zumal da er merken mußte, daß seine Stimme ganz ungehört verhallt war, daß die Bauern nicht zu ihm, sondern zu Thomas Münzer hielten. Wieder einmal flog seine Feder über das Papier, und am 4. Mai sandte er jenes Pamphlet in die Welt, worin die armen Bauern gleich Tieren des Waldes der Wut ihrer Jäger und Metzger ausgeliefert werden. „Man soll sie zerschmeißen, würgen und stechen, heimlich und öffentlich!“ ...

Einen Tag darauf (am 5. Mai 1525) starb zu Lochau Luthers weiser Behüter und Kurfürst. Welch ein Kontrast!

Jener, der, selbst aus niederen Kreisen emporgekommen, den Schutz dieses Fürsten genossen hatte, schlug sich auf die Seite der Unterdrücker, ja hat den Despotismus, den Beamtendünkel recht eigentlich großgezogen und sich später noch zu der Behauptung verstiegen: die Leibeigenschaft aufheben zu wollen, sei „ein Artikel stark wider das Evangelium und räuberisch“. Der milde Fürst aber, der auf seinem Landsitz die letzte Stunde herannahen fühlte, bat die treuen Diener, die ihn schluchzend umgaben und mit denen er stets in Frieden ausgekommen war, um Verzeihung für etwaiges Unrecht und schloß mit den Worten: „Wir (Fürsten) tun den armen Leuten manches, das nicht taugt.“

Er war heimgegangen, wie er gelebt hatte: ein weitschauender, natürlich empfindender Mann, ganz ohne Standesvorurteile, mit einem durch und durch modernen Zug, der ihn seiner Zeit weit voraus erscheinen läßt.

Er hat es gefühlt und sich danach gerichtet, daß das
wahre Glück einer Nation nur in ihrer
Tiefe zu begründen sei.

Johannes Kepler
1571–1630

Keplers Großtat war es, daß er die Gesetze nachwies, denen das Planetensystem gehorcht.

Die naiven Urväter dachten sich bekanntlich unsre Erde als eine meerumsäumte Scheibe, um die sich die leuchtende Sonne im Bogen drehte. Davon gibt noch die Bibel mehrfach Zeugnis.

Babylonier, Ägypter und Griechen förderten dann die Sternkunde soweit, um ihr gewisse Grundsätze zu schaffen und sogar mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln zu stützen, sowie auch Abweichungen („Ungleichheiten") an diesen Regelmäßigkeiten wahrzunehmen. Herrschend blieben aber zwei Anschauungen: 1. die Erde ruht im Mittelpunkte der Welt, d. h. alle andern Körper bewegen sich um sie; und 2. alle diese Bewegungen der andern Himmelskörper sind kreisförmig.

Nach physischen Ursachen und Kräften der Sternbahnen wurde nicht gefragt. Man nahm nur gewisse Sphären oder Firmamente an, die etwa wie die aufeinanderfolgenden Schalen einer Zwiebel angeordnet sein sollten, eine Sphäre des Mars, des Jupiters usw. Der Kreisgedanke stand aber so sehr obwaltend im Vordergrunde, daß, ganz nach der Weise der späteren Scholastik, der Astronomie die Aufgabe zufiel, nicht etwa Neues zu finden, sondern alles Ungleichartige auf jenen als unfehlbar beglaubigten Gedanken zurückzuführen und es mehr oder minder spitzfindig mit dem geltenden System in Einklang zu bringen. Deshalb setzte man, um die Bewegungen der Wandelsterne zu erläutern, größeren Kreisen wieder kleinere auf, deren Mittelpunkt in die Peripherie der größeren fiel und die auf diesen größeren Kreisen gewissermaßen als Aufkreise oder „Epikyklen" ritten, wie eine dicke Kartoffel manchmal noch eine Knolle trägt. Um die „erste Ungleichheit", d. h. die Abweichung von der Kreisfigur in den Bahnen der Erde, des Mondes und der Sonne zu erklären, hatte Hipparch (im zweiten Jahrhundert v. Chr.) die sogenannten „exzentrischen" Kreise erfunden; und Ptolemäus erfand etwa dreihundert Jahre später zur Ausdeutung der merkwürdigen Stillstände und Rückgänge in den Planetenumläufen eben jene Epikyklen, mit deren Hilfe es immerhin möglich wurde, die noch sehr spärlichen, ungenauen Beobachtungen untereinander in einen gewissen

Einklang zu bringen und fachmänniſchen Berechnungen zugänglich zu machen.

Das Chriſtentum verurſachte dann aus dieſer ſchon erſtiegenen Höhe einen tiefen Sturz in Aber- und Wunderglauben. Die Erde ward wiederum zu einer Scheibe, in deren Mittelpunkt Jeruſalem lag, oder zu einem viereckigen Berg, hinter welchem die Sonne auf- und niederging. Daß ſchon Ariſtoteles aus dem runden Schatten, den ſie über den Mond wirft, auf ihre Kugelgeſtalt geſchloſſen hatte, geriet bei den Chriſten in Vergeſſenheit; die Araber haben uns dieſe wichtige Lehre in die Neuzeit hinübergerettet, und eigentlich erſt die großen Entdeckungen der Seefahrer ſeit Kolumbus ſoweit Wandel geſchaffen, daß ein Kopernikus ſeinen kühnen Gedanken hegen konnte.

Nikolaus Kopernikus (eigentlich Koppernigk, weshalb er ſelbſt ſich auch Coppernicus ſchrieb) war 1473 in der kerndeutſchen Stadt Thorn von deutſchen Eltern geboren und hat zeitlebens nur deutſch gedacht, wenn auch, nach der Sitte der damaligen Gelehrſamkeit, lateiniſch geſchrieben. Früh verwaiſt verdankte er ſeine Erziehung den beiden deutſchen Oheimen Tilmann von Allen und Lukas Watzelrode. In Bologna, wohin er 1496 ging, findet ſich ſein Name in dem Album „Nationis Germanorum". Es iſt eine der vielen Dreiſtigkeiten, mit denen geiſtige Blöße ſich herauszuputzen ſucht, wenn die Polen ihn als einen der Ihrigen belegen, weil Thorn kurz vor des Kopernikus Geburt dem Deutſchen Ritterorden an ſie verloren gegangen war.

Das größte Verdienſt von Kopernikus iſt es, daß er eine Bewegung der Erde behauptete. Freilich machte dieſe Lehre auf ſeine Zeitgenoſſen noch einen ſo empörenden, unſympathiſchen Eindruck, daß er ſich erſt kurz vor ſeinem Tode (1543) öffentlich zu ihr zu bekennen wagte, während Oſiander in einem Vorwort ihn glaubte entſchuldigen zu müſſen. Weil es gegen die herrſchende Scholaſtik verſtieß, ward ſein profundes Werk „von den Umdrehungen der Himmelskörper" 1616 durch den Papſt auf den Index der verbotenen Bücher geſetzt und iſt erſt 1757, als dieſe Bloßſtellung ſelbſt gläubigen Katholiken Ärgernis erregte, wieder zugelaſſen worden.

Dagegen wird Kopernikus, wenn er auch in der Erde tatſächlich nur einen Planeten, in den Planeten nur Erden und eine gemeinſame, vom Tagesgeſtirn grundverſchiedene Klaſſe von Körpern ſah, in Anbetracht der Sonne doch meiſtens überſchätzt. Es iſt nicht richtig, daß er ſchon die

Sonne selbst als den Mittelpunkt des uns geläufigen Planetensystems aufgestellt habe, so wie das jeder heutige Durchschnittsgebildete annimmt. Vielmehr bezog er die Planeten nicht auf den wirklichen Sonnenort, sondern auf einen imaginären Mittelpunkt der Erdbahn. Sein System „heliozentrisch" zu nennen, geht also eigentlich nicht an; denn obgleich er sah, daß die Sonne vom Mittelpunkt der (kreisförmig vermuteten) Erdbahn seitwärts stand, kam er eben doch nicht auf den Gedanken, diese Bahn als Ellipse zu nehmen, sondern half sich für seine Beobachtungen mit der alten Idee des „exzentrischen Kreises". Er hatte also keinesfalls die ganze Wahrheit entdeckt.

Hieraus erklärt sich die seltsame, erneuerte Retardierung durch den hochbegabten Dänen Tycho de Brahe, der 1585 noch einmal, trotz Kopernikus, ein Weltsystem aufstellte, bei dem die Erde als Mittelpunkt gedacht und von der Sonne umkreist war, eine Monstrosität, die Reuschle mit einer deutschen Verfassung verglichen hat, bei der Sachsen, Baden, Württemberg usw. Vasallen von Preußen, Preußen selbst aber Vasall von Mecklenburg-Strelitz wäre. Brahe hat freilich die Menschheit für diesen rückfälligen Irrtum durch viele wertvolle Einzelbeobachtungen entschädigt, vor allem dadurch, daß er die Kometen unter die Himmelskörper versetzte und aus ihrem queren Durchgang durch die „Planeten-Sphären" die Nichtigkeit dieses alten Wahnes von den zwiebelschalig in einander geschachtelten „Kristallhimmeln" bewies. Im wichtigsten Punkt aber hat es ihm an Genialität gemangelt, und Kopernikus überragt ihn weit durch die Annahme folgender drei Bewegungen: 1. der Erde um ihre eigene Achse (geschlossen aus dem täglichen Auf- und Untergang der Gestirne); 2. des Umlaufs der Erde um die Sonne (geschlossen aus dem jährlichen Fortrücken der Sonne unter den Sternen, sowie aus den Stillständen und Rückgängen der Planeten); 3. einer allmählichen Verrückung der Erdachse (geschlossen aus der langsamen Verschiebung aller Gestirne).

Des Kopernikus genialer Blick erscheint um so bewundernswerter, als ihm am kärglich ausgestatteten Domstift zu Frauenburg (in Ostpreußen) keine so mächtigen Hilfen zur Verfügung standen wie Tycho Brahe, der auf der Sternwarte seiner Insel im Sund, wie später in Prag, mit hervorragenden Schülern, dazu mit kostbaren, riesenhaften Meßinstrumenten arbeiten durfte. Auch ohne die hat ihm Kopernikus einen wichtigen Einwand vorweg widerlegt, nämlich den der sogenannten Parallaxe. So nennt

man die scheinbare Veränderung in der Lage eines fernen Gegenstandes lediglich durch die Veränderung im Standpunkt seines Beobachters. Da im Juli unsre Erde im Weltraum eine Stelle einnimmt, die von jener Stelle, die sie im Januar einnahm, etwa 40 Millionen deutsche Meilen oder 23000 Erddurchmesser entfernt ist, so müßten uns eigentlich gewisse Sterne von diesem neuen Standpunkt aus anders erscheinen, tun es aber nicht. Daher sagte Tycho Brahe: also, weil die Fixsterne keine Parallaxe zeigen, kann sich die Erde überhaupt nicht weiterbewegen. Kopernikus aber hatte längst betont, die Entfernung der Fixsterne von der Erde sei so ungeheuer groß, daß im Vergleich mit ihr die ganze Erdbahn, selbst in ihrem weitesten Durchmesser, nicht viel mehr als einen bloß geometrischen Punkt bilde.

Brahe war 1601 gestorben; nun traten Kepler und Galilei auf den Plan. Des Galilei ragendes Verdienst bleibt es, in Italien zweckvoll und öffentlich das Wesen der kopernikanischen Lehre verteidigt zu haben, was sehr mutig, aber auch sehr nötig war. Denn Rom, wie in Vorahnung der Gefahren, die dem Aberglauben durch die Naturerkenntnis drohten, verfolgte die Ausbreitung jener „Ketzerei" aufs Eifersüchtigste. 1614 schon predigten Dominikaner über den Text aus der Apostelgeschichte: „Galiläer, was steht ihr und schaut nach dem Himmel — viri Galilaei, quid statis adspicientes in coelum?" So ward schließlich Galilei nach peinlichem Verhör, wahrscheinlich auf der Folter, 1633 zum Widerruf gezwungen und hat diesen Widerruf ohne das legendäre: „Und sie bewegt sich doch!" gebrochen abgeleistet. Ohne Keplers Tiefe hatte er doch gegen viel hartnäckigere, gehässigere Widerstände zu ringen, wie denn tatsächlich einmal die ersten Lehrer vom Gymnasium zu Padua es unbedingt ablehnten, auch nur einen Blick durch das freundlich angebotene Fernrohr zu tun.

Versuchen wir jetzt, uns von Johann Keplers Lebenswerk Rechenschaft abzulegen, so finden wir als den Hauptpunkt, daß er sich von den alten, ausgetüftelten, übergeistreichen Konstruktionen freimachte und statt eines imaginären „Mittelpunktes der Erdbahn" vielmehr kurz entschlossen den wirklichen Sonnenort seinen Berechnungen zugrunde legte. Damit war aber schon ausgesprochen, daß hier physische, der Sonne innewohnende Kräfte wirkten, die es zu begreifen galt, während die älteren Astronomen, statt mit Kraft und Stoff, lediglich mit geometrischen Ortsveränderungen, mit Raum und Zeit operiert hatten. Kepler hat jene Kräfte, da es eine

ausgebildete Lehre von der Dynamik und vom Trägheitsgesetz noch nicht gab, zunächst nur vermutet, aber sich langsam bis zur Klarheit im denkwürdigen Mai 1618 durchgerungen. Wie genial dieser Seher war, mag man daraus entnehmen, daß er Newton, Kant und Laplace überflog, weil er von der Rotation der Sonne überzeugt war, bevor sie durch die Wahrnehmung der Sonnenflecken bewiesen werden konnte.

Vorerst bestand Keplers Leistung darin, daß er die wirklichen Gesetze für die Planetenbewegung herausfand, nämlich das Ellipsengesetz und das Flächengesetz. Die früheren „Epikyklen" und auch die drei Punkte des exzentrischen Kreises, nämlich der Mittelpunkt, neben ihm der wirkliche Sonnenort auf der einen, der sogenannte Ausgleichspunkt (Äquant) auf der andern Seite, waren tatsächlich Vorahnungen der Ellipse gewesen, mit ihrem Mittelpunkt und ihren zwei Brennpunkten. Dennoch sieht man an diesem Beispiel, wie lang es oft dauert, bis das Einfachste entdeckt wird. Auch Kepler riet zunächst auf die Eiform (die Ovide oder Ellipoide), bevor er zur Ellipse kam, und andere, wie der Italiener Cassini mit seiner pariser Schule, sind Kepler zum Trotz bei der Eiform stehen geblieben. Nur er schaute klar die wirklichen jeweiligen Planetenabstände von der Sonne und außerdem, daß die von einer Planetenbahn umschriebene Fläche der Umlaufszeit proportional sei. Das schon erwähnte „Systemgesetz" aber, das als Äußerung feinsten Spürsinnes einem ganz andern Gebiet wie jene beiden Planetengesetze angehört, nahm bereits die Schwerkraft der Sonne und die viel spätere Gravitationslehre vorweg in der Formel, daß bei den Planeten des Sonnenbezirkes die Kubikzahlen der Bahnweiten (oder der mittleren Entfernungen von der Sonne) sich verhalten wie die Quadratzahlen der Umlaufszeiten (oder umgekehrt wie die mittleren Geschwindigkeiten). Es war dies freilich nur die Hälfte dessen, womit wir heute rechnen, und erst ein Jahrhundert später hat Newton die andere Hälfte hinzugefügt. Doch die Legung des neuen Fundamentes war begonnen worden, seine Vollendung nur eine Frage der Zeit.

Prüfen wir jetzt, welche äußere Hülle die Natur diesem schaffenden Geist gegeben, welches Erdenlos das Schicksal ihm zugeteilt hatte.

Johann Kepler war ein Schwab und sehr wahrscheinlich zu Weil der Stadt, dem kleinsten deutschen freien Reichsstädtlein am Fuß des Schwarzwaldes unweit von Stuttgart, als Erstling einer unglücklichen Ehe und als Siebenmonatskind geboren worden. Gleichwohl hat dieser hagere

Körper die Strapazen einer unruhigen, zuweilen sogar dürftigen Jugend wie eines vielgefährdeten Wanderlebens bis ins neunundfünfzigste Jahr überdauert und ist nicht eher zusammengebrochen, als bis er der Welt alle Leuchtkraft hergegeben hatte, deren seine Nerven überhaupt fähig gewesen waren.

Das Jahr 1577, in welchem des Kleinen Schulbesuch anfing, war ein Kometenjahr, und er entsann sich später, wie ihn die Mutter auf einen Hügel geführt hatte, um jenes astronomische Wunder zu betrachten. Wegen seiner ausnehmenden Lernfähigkeit wie auch wegen seiner Körperschwäche ward er 1583 zum Studium der Theologie bestimmt und auf das berühmte „Stift" nach Tübingen getan.

Kepler ist eine der seltenen Ausnahmen von der Regel: daß Knaben, die für Naturwissenschaft vorbestimmt seien, sich als schlechte Schüler und insonderheit schlechte Klassiker zu zeigen pflegten. Denn gerad in den alten Sprachen hat Kepler geglänzt. Dies ist ihm insofern sehr zugutegekommen, als es ihm Achtung und Freundschaft auch in solchen Kreisen eintrug, die wegen seiner Ketzerei — Kepler blieb Lutheraner unter allen Anfechtungen, allen Versuchungen — seine geschworenen Feinde waren. Andrerseits sprach sein innerster Beruf mit so lauter Stimme, daß er, obschon ihm in der württembergischen Landeskirche zweifellos eine ausgezeichnete Laufbahn bevorstand, doch die erste Gelegenheit ergriff, sich der Naturwissenschaft zuzuwenden.

Dies geschah im Jahr 1594, da er einem Ruf nach Graz in der Steiermark als Lehrer für Mathematik und Moral folgte.

Charakteristisch für den ganzen Mann ist es, daß Kepler schon auf dem Stift, — wo sein Lehrer Mästlin die koppernikanische Lehre nur in vertraulichem Kreise vortrug, vor den Schülern aber beim alten Ptolemäus blieb, — offen für Kopperniku eintrat, obwohl er wußte, daß er dadurch die Gunst einflußreichster Männer leicht in Wut verwandeln könnte. Denn statt sich zu fragen, ob die Bibel als „göttliche Offenbarung" nicht etwa durch erwiesene Tatsachen widerlegt sei, folgerten umgekehrt die damaligen Lutheraner ganz wie der Papst: daß wer eine Tatsache behaupte, von der das Gegenteil in der Bibel stünde, als arger Ketzer zu strafen sei. Und leider glühten die Scheiterhaufen damals in lutherischen Landen genau so wie in katholischen.

Möglich, daß Kepler dies vorausahnte und sein „Ländle" nicht gar so ungern mit einem etwas freieren Wirkungskreis vertauschte. Doch auch

in Steiermark waren seine Tage schnell gezählt. Kaum daß der dort Warmgewordene 1597 eine wohlhabende Steiermärkerin heimgeführt hatte, brach schon (1598) in den Erblanden jenes Ferdinands, der dann als Kaiser Ferdinand II. hieß, die Protestantenverfolgung aus, die unsern Helden zunächst heimatlos machte und seiner Gattin Besitz für immer in Frage stellte. Nur die Jesuiten suchten ihn festzuhalten, weil sie ihn immer noch zu bekehren hofften.

Da erreichte den Flüchtling die Einladung des vor einer dänischen Revolution gleichfalls ins Exil gegangenen Tycho de Brahe, der seinerseits durch Kaiser Rudolf II. nach Prag gerufen worden war. Hier hat Kepler vom Oktober 1600 bis Januar 1612 einen Unterschlupf gefunden, mit einem nominell hohen Gehalt, der ihm jedoch größtenteils nicht gezahlt wurde, und hat sich ein Jahr noch des Umgangs mit dem Dänen erfreuen dürfen. Obwohl Brahe sich zu Kepler ungefähr so verhielt wie ein Polier zum wirklichen Baumeister, war er doch als der vornehmere und berühmtere jäh und herrisch, trug noch auf dem Totenbett unserm Landsmann auf, die Erde gemäß dem tychonischen System in seinen ferneren Veröffentlichungen stillstehen zu lassen, hat aber durch seine Niederschrift von mehr als tausend exakten Einzelbeobachtungen, in denen Kepler nun ordnend schwelgen durfte, diesem außerordentlich genützt. Kepler hat das in der bescheidensten und großartigsten Weise durch Eintreten für den Toten vergolten.

Obwohl der Einzige viel Zeit in den Vorzimmern der ewig leeren kaiserlichen Kasse vertrödeln mußte, hat er doch nicht, wie zuweilen behauptet worden ist, in Prag zu hungern brauchen. Erstens zog er wohl einige Pachtgelder aus dem steirischen Gut; sodann aber schaffte er sich eigene Einkünfte, indem, wie man so sagt, die Kunst „nach Brot ging", mit Prophezeiungen und Kalendern. Er selbst in seinem körnigen Humor, der ungetäuscht die Welt nahm, wie sie war, hat das einmal in die Worte gefaßt: die Mutter Astronomie müsse sich von der buhlerischen Tochter Astrologie ernähren lassen. Berühmtheit in Deutschland genoß er ohnehin allein durch seine Vorhersagungen von Himmelsereignissen.

Im Jahr 1609, noch in Prag, hatte Kepler die beiden ersten Planetengesetze in seinem epochemachenden Marswerk verkündet. Im Jahr 1610 ward ihm die Wonne eines ersten Fernrohres zuteil, das ihm der Erzbischof von Köln, ein bayrischer Prinz, übersendete. Es folgten bald jene

Wirren, durch die der für alles Geschäftliche ganz untaugliche Kaiser den Thron verlor. Bei dem Abgesetzten hat bis zum Tod (im Januar 1612) der treue Kepler trotzdem im prager Schloß ausgeharrt. Dann nahm er eine Gymnasialprofessur zu Linz an, mit einer Besoldung von vierhundert Gulden jährlich. Als kaiserlicher Mathematikus und Hofastrologe hatte er tausend beziehen sollen, aber nicht erhalten.

Hier in Linz hat Kepler, dem in Prag seine erste Frau gestorben war, zum zweiten Mal geheiratet und bis zum Jahr 1628 seinen Aufenthalt genommen, der, obwohl fruchtbar für mancherlei grundlegende Arbeiten auf den verschiedensten mathematisch-astronomischen Gebieten, doch unruhig, voller Heimsuchung und Unterbrechung war und blieb. Im selben Jahre 1618, da er sein berühmtes Systemgesetz erschaute und formulierte, das er 1619 dann in der „Harmonice mundi" niederlegte, begann der furchtbare Krieg, der dreißig Jahre währen und ganz Deutschland zerfleischen sollte. Im Januar 1620 mußte er nach Württemberg eilen, um seiner unvorsichtigen, durch nachbarliche Bosheit in einen Hexenprozeß verwickelten alten Mutter beizustehen, was ihn anderthalb Jahre von Linz und seiner Familie fernhielt. Trotzdem erschien 1618—21 von ihm ein ausführliches Lehrbuch der Astronomie in drei Teilen. Aus dem Jahr 1623 aber stammt jenes rührende, erst ganz neuerdings aufgefundene Glaubensbekenntnis, in welchem der treue Mann in der Gewissensnot der Vorahnung noch einmal die Gründe darlegt, weshalb er auch der sogenannten Konkordienformel seine Unterschrift versagen müsse.

Schon im Jahre 1625 brach dann, wie vorher in Steiermark, eine heftige Protestantenverfolgung in Ober- und Niederösterreich aus. Ihr folgten ein Bauernaufstand und eine Belagerung von Linz, bei der Kepler sich gratulierte, nicht „zum Pferdefleisch genötigt" worden zu sein. Schließlich ward er mit seinen rückständigen Gehaltsansprüchen, die sich allgemach auf 12000 Gulden beliefen, vom Kaiser an Wallenstein verwiesen und übersiedelte im Juli 1628 nach dessen Besitzung Sagan in Schlesien.

Hier hat Kepler mit Wallensteins Hilfe eine Druckerei angelegt, aber seine großen Rückstände auch von ihm nicht ersetzt bekommen. Er erlebte das furchtbare Restitutionsedikt von 1629, das den Kaiser Ferdinand II. auf der Höhe seiner Macht und Gewalt zeigte, erlebte im Sommer 1630 die Landung Gustav Adolfs, aber nicht mehr dessen Sieg. Denn nach einer beschwerlichen Reise, die ihn zu Pferd über Leipzig nach Regensburg

geführt hatte, wo er vor dem versammelten Reichstag seine Geldansprüche betreiben wollte, erkrankte er, kaum angelangt, an einem hitzigen Fieber und starb am 15. November 1630. Daß seiner Witwe dann das ganze Geld ausgezahlt worden sei, ist eine höfische Fabel.

Dreizehn Jahre nach Keplers Tod wurde Newton geboren, dem es beschieden war, das große Werk der Himmelserklärung an jener Stelle zu fördern, wo sein deutscher Vorgänger stehen geblieben war. Populär ausgedrückt lautet Newtons Formel etwa dahin, daß die Geschwindigkeit von Planeten, die sich um eine Sonne bewegen, sich in jedem Augenblick um eine Größe verändert, die dem Quadrat der Entfernung umgekehrt proportional ist. Damit erst wurde die Dynamik, die Kepler gewittert hatte, grundlegend und herrschend in der Astronomie. Doch diese selbst war den Deutschen bald entglitten. Keplers Lebensarbeit ist einer der beschämenden Beweise, was unsere Nation hätte leisten können, wenn sie nicht, zu politischer Unvernunft durch Partikularismus verdorben, ihre überreichen Kräfte in dem wahnsinnigen Krieg von dreißig Jahren aufgezehrt hätte.

Nach allem, was man von ihm weiß, muß Kepler nicht nur durch seine bezaubernde Intelligenz, sondern auch durch die Lauterkeit seines Willens der angenehmste Gesellschafter gewesen sein. Er war stolz auf sein, als er starb, noch nicht so völlig zertretenes Vaterland, hat (1617) einen Ruf nach Bologna, wo er des berühmten Magini Nachfolger werden sollte, mit der Begründung abgelehnt: „Nach Abstammung und Gesinnung bin ich ein Deutscher.“ Ihn verlangte nicht nach der Fremde, schade nur, daß seine Landsleute mit verschwindenden Ausnahmen eigentlich nur abergläubisches Mißtrauen und Schwierigkeiten für ihn übrig hatten. Als er 1613 mit Kaiser Matthias auf dem Reichstag erschien, um die sehr nötige Einführung des gregorianischen Kalenders zu befürworten, scheiterte diese Reform an der Zurückgebliebenheit der protestantischen Stände. So haben denn auch später hauptsächlich ausländische Gelehrte, ganz wie zweihundert Jahre nachher bei seinem unglücklichen genialen Landsmann Mayer, die richtige Wertung seiner Leistungen veranlaßt.

Ein unsterbliches Denkmal jedoch hat er selbst sich in seinen ausgezeichneten Schriften erschaffen, aus denen nur eine Probe hier mitgeteilt sei. Sie entstammt der (lateinischen) Apologie Tychos und lautet: „Kopernikus hat durch seine Entdeckungen bewirkt, daß wir *verstehen* können, was

Ariſtoteles und Plutarch von den Pythagoräern und was Archimedes von Ariſtarch berichtet.“ Denn vor Kopernikus war eben die archimediſche Mitteilung über Ariſtarch von Samos (etwa 280 v. Chr.), daß er die Sonne und die Fixſterne ruhen, die Erde in einem Kreis um die Sonne ſich bewegen laſſe und zugleich der Sonne mit ihrer konzentriſchen Sphäre eine ſo gewaltige Größe zuſchriebe, daß ſie zur Erdbahn ſich verhalte wie dieſe zu ihrem geometriſchen Mittelpunkt, — dieſe Mitteilung war trotz ihrer Beſtimmtheit bis dahin nicht viel mehr als eine unverſtändliche Seltſamkeit geweſen. Damit aber hat Kepler ohne jede Abſicht auch ſeinen eigenen Wert in lapidarer Form gekennzeichnet.

Friedrich Wilhelm I. von Preußen
1688–1740

Nach der Ausmordung durch den dreißigjährigen Krieg, der Deutschlands Bewohnerschaft auf den dritten Teil ihres früheren Bestandes, von etwa zwanzig Millionen auf etwa sieben oder noch weniger reduziert hatte, glomm das Feuer der Genialität nur unter der Asche. Kunst und Gelehrsamkeit waren wie erloschen, der Glanz der Gesittung abgestreift, alles ärmlich, hart, roh, wieder in den Anfängen. Zwei Jahre nach Beginn des Krieges ward (1620) Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst geboren. Er gehört somit eigentlich noch einer andern Epoche an. Dann stoßen wir kurz vor dem Westfälischen Frieden, als die Kriegsfurie sich in Norddeutschland schon sattgerast hatte, (1646) auf das Geburtsjahr von Leibniz, dem einzigen, der in der zweiten Hälfte jenes unglücklichen Jahrhunderts Europa daran erinnerte, daß die Deutschen das begabteste und erfindungsreichste Volk der Erde gewesen waren.

Auch Leibniz bewegt sich mit einem Teil seines Forschens und Schauens auf der Linie von Kepler zu dem genialen Schwaben Robert Mayer hin, indem er der großen physischen Frage: „Woher stammt die Kraft, und wo bleibt sie?“ nachdachte. Er hatte darüber mit den Schülern von Descartes einen Streit, der durch die Parteilichkeit und Unzulänglichkeit französischer Gelehrter als ein bloßer Wortstreit hingestellt wurde, während die heutige vorgeschrittene Wissenschaft Leibniz Recht und Descartes Unrecht gibt.

Leibniz wurde der Freund einer der herrlichsten Frauen, die jemals gelebt haben, der preußischen Königin Sophie Charlotte, der Gemahlin Friedrichs I. Mit allen Tugenden geschmückt, schön und lebensfroh, von regstem Geist und sprühender Munterkeit, konnte sie am Umgang mit dem leider etwas verkrüppelten, trockenen und pomphaften Gatten kein Genügen finden und bestürmte dafür den Philosophen, der um die Jahrhundertwende die Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin betrieb, mit hundert Fragen der Lernbegier.

Sie hinterließ nur einen Sohn, aber einen Löwen, den Thronfolger Friedrich Wilhelm, den sie am 15. August 1688, in des Großen Kurfürsten Todesjahr, zu Berlin dem König schenkte. Doch ist es, als ob das strotzende, fruchtbare Leben jener prächtigen Frau den Stoff hergegeben hätte, aus

dem das Schicksal den herabgekommenen Deutschen zwei Promethiden formen konnte: eben jenen Friedrich Wilhelm und seinen berühmten Sohn Friedrich. Ihr Dringen auf die ganze Wahrheit, ihren Schauder vor leeren Worten finden wir in diesen beiden Männern wieder.

Es hat sehr lange gedauert, bis man den Segen, der von dem älteren in unser deutsches Leben kam, begriff; und südlich des Maines macht man auch heute noch zuweilen drei Kreuze hinter ihm. Daher wird es am besten sein, wenn wir uns die Situation unsers unseligen Vaterlandes, wie sie der Westfälische Friede festgelegt hatte, einmal verdeutlichen.

Der westliche, eigentliche Körper Germaniens zerfiel in etwa 240 selbständige Staatswesen, die durch jenen Frieden die Suveränität, d. h. das Recht auf eigene diplomatische Vertretung und die Bündnisfähigkeit mit jeder beliebigen europäischen Macht, erlangt hatten, weil eben im Reich gar keine Zentralgewalt mehr existierte. Es war ein Gewimmel von Herzog- und Fürstentümern, Grafschaften, Bistümern und Erzbistümern, dazu eine Wolke von freien Städten mit minimalen Territorien. Von dieser Masse hoben sich die zwei nach Osten gravitierenden Kolonialmächte deutlich ab: das gewaltige Kaisertum Habsburg mit seinem schlummernden Slawentum, seinen Magyaren, Rumänen und Italiänern; und das viel kleinere, fast rein deutsche Kurbrandenburg mit nur ein paar hunderttausend Litauern und Masuren an der äußersten Grenze Ostpreußens. Aber diese nördlichen Gebiete waren durch den langen Krieg so entvölkert, daß auch der Große Kurfürst, ein Mann von seltenen Gaben, redlichstem Willen und unermüdlicher Arbeitskraft, nach einer achtundvierzigjährigen Regierung auf seinem Areal von etwa zweitausend Quadratmeilen doch nur eine kapitalarme Bevölkerung von höchstens anderthalb Millionen hinterließ.

Das Reich selbst war eigentlich eine komische Figur; man verachtete es in Europa mit Recht. Es erholte sich zwar langsam finanziell, auch nahm die Bevölkerung allmählich zu. Doch blieb es ein Hort partikularistischer Verbohrtheit, nährte kleinen Sinn, der sich an Kirchturmsinteressen genugtat, und je mehr die inneren Kräfte wieder wuchsen, desto beschämender ward nun das Mißverhältnis zu der allgemeinen politischen Ohnmacht und Nichtigkeit.

Es war klar: die Deutschen bedurften eines neuen Lebensideales, und zwar mußte dieses Lebensideal ein Staatsideal sein. Sie mußten sich unbedingt neu organisieren, und das erforderte neue Methoden.

Man kann nicht sagen, daß der Große Kurfürst hierin bahnbrechend gewirkt hätte. Freilich erwarb er kriegerischen Ruhm, trieb einmal die Schweden aus der Mark bis nach Livland und formte jenes Werkzeug, das sich unter seinem Urenkel so bewähren sollte: die brandenburgische Armee. Doch die Schweden blieben durch Ludwigs XIV. Machtspruch in Vorpommern sitzen; und die Welt im allgemeinen hatte nicht das Gefühl, daß hier ein ganz neues Prinzip ins deutsche, ins europäische Leben eingetreten sei.

Dies Prinzip aufgestellt, betätigt und in einem zukunftreichen Staatswesen vorbildlich organisiert zu haben, bildet das unvergängliche Verdienst Friedrich Wilhelms I. Preußen war vom Schicksal — ein Blick auf die damalige Landkarte lehrt es — als Kristallisationskern für Norddeutschland angelegt worden. Aber um die dazu nötige Anziehungskraft ausüben zu können, mußte es in mehr als einer Hinsicht ganz originell werden und sich von der deutschen Eigenart gründlich unterscheiden.

Es ist ungerecht, sich nur über das Hausbackene, Antimusische, feldwebelmäßig Barocke bei jenem Urbild eines Landesvaters lustig zu machen; er war aus einem Guß und hatte somit auch den Schatten zu seinem Licht. Er war eigensinnig und gewalttätig, ein Autokrat vom reinsten Wasser. Aber Kultur hatten die Deutschen vor dem dreißigjährigen Kriege reichlich gehabt und waren doch das elendeste Volk auf Erden geworden; sie hatten die „ständische Libertät" bis zu den äußersten Konsequenzen geführt und gerade dadurch ihre furchtbare Heimsuchung verschuldet. Es mag bedauert werden, daß ein reifes Bürgertum nicht schon unter Friedrich Wilhelm I. ein Gegengewicht gegen die Krone bildete und an der politischen Entwickelung der Nation bewußten Anteil nahm. Aber ein solches Bürgertum war in ganz Deutschland nicht vorhanden; und das vorhandene zur Selbstbestimmung aufzurufen, wäre Wahnsinn gewesen, würde nichts als Zank, Stank, endlose Protokolle und neue Zersplitterung verursacht haben. Es ist richtig, daß das politische Leben, das Friedrich Wilhelm I. in Preußen wachrief, sich auf Heer und Beamtentum beschränkte, also ohne Freiheit, von oben herab, geleitet wurde. Dafür war es durch und durch gesund und so fortbildungsfähig, daß es aus sich selbst heraus in den Tagen des Unheils (1806/7) auch die notwendige politische Opposition erschuf.

Versuchen wir, Friedrich Wilhelms Wirken genauer zu charakterisieren, so werden wir sagen: er war praktisch und ehrlich durch und durch; ein grund-

sätzlicher Verächter des Scheines, ein Mann der Arbeit und der Pflicht; kurzangebunden; mit einem instinktiven Haß gegen Pose und Prunk, Geschwätz („Wind" und „blauen Dunst"), Müßiggang und Schlendrian. Gewiß, es hat in den sechs Jahrhunderten vor ihm viele glänzendere Deutsche gegeben; doch was hatten sie ausgerichtet? Ihm aber, dessen Behaben durch seine Einfachheit den Spott der Zeitgenossen herausforderte, ihm war Großes beschieden: die Vorbereitung von Deutschlands heutiger Weltstellung.

Seine erste Regierungshandlung, sogleich nach dem Prachtbegräbnis des Vaters (im Jahr 1713), kennzeichnet den ganzen Mann: er entließ alle Hofschranzen, die am Mark des Landes gezehrt hatten, und setzte auf einen Schlag die Ausgaben für den Hofstaat auf den fünften Teil, von 276000 Talern auf 55000, herab. Er zwang seine Hausfrau, die Königin, so zu wirtschaften, daß für den gesamten Hofhalt nicht mehr als 83 Taler täglich draufgingen. Dies in einer Zeit, als die Verschwendung von Versailles in der Nachbarresidenz Dresden fast noch überboten wurde und ganze Dutzende kleiner deutscher Potentaten ihre Landeskinder bis aufs Blut preßten, um ihren Kreaturen kostspielige Feste geben zu können.

Jener bescheidene Hausvater, selbst als er (1716) aus einem siegreichen Feldzuge heimkam, verbat sich alles Einzugsgepränge, sobald er hörte, daß Berlin Anstalten dazu traf.

Aber Friedrich Wilhelm I. tat mehr: er gab ganz Europa das Beispiel einer unerhörten Billigkeit und Gerechtigkeit. Während rundumher der Privilegienstaat in seiner Sünden Blüte stand, überall die Jagd nach Ausnahmen und Vorrechten auf Kosten des gemeinen Mannes weiterging, verzichtete er als König auf jede Bevorrechtung selbst im Steuerfach. Zum Besten seines Zweckes, daß Einquartierung und Kontribution (Militärsteuer) „mit gleichen Schultern" getragen würden, gab er seinen Willen kund: „Es soll niemand in meinem Königreich . . . akzisefrei sein. Und damit aller Unterschleif desto mehr abgeschnitten werde, *wollen wir selbst, nebst Unserm königlichen Hause die Akzise bezahlen*, und soll sehr darauf achtgegeben werden, daß sich niemand weiter unterfange, unter dem Prätext als wenn diese oder jene Sache vor Uns oder Unser königliches Haus gehörten, die Akzise zu defraudieren".

Diesem festen Willen entsprach sein großes ökonomisches Geschick. Die Hälfte der preußischen Einkünfte war bisher aus den ländlichen Kron-

domänen an die sogenannten „Domänenkammern", die andre Hälfte aus allerlei direkten oder indirekten Abgaben an die „Kriegskommissariate" geflossen, doch hatten diese Behörden stets in einer gewissen, sehr hinderlichen Rivalität zu einander gestanden. Friedrich Wilhelm I. legte sie in allen Provinzen zusammen und richtete (am 22. Dezember 1722) über ihnen ein Generaldirektorium ein, dem er selbst, und zwar mit fachmännischer Lust, präsidierte. So steigerte er, ohne jede Bedrückung, die Gesamteinnahmen dieses dünnbevölkerten, armen Staates auf 7 Millionen Taler jährlich, hatte stets Geld für besondere Fälle und legte große Summen als Kriegsschatz zurück. Von seinem Beamtentum aber, über dem er gleich einem Argus wachte, muß man sagen, daß es ein Unikum in Europa an Sachlichkeit wie an Ehrlichkeit und vom heutigen russischen Tschin verschieden war wie Tag und Nacht. Innerlich und äußerlich herrschte im offiziellen Preußen „Propertät".

Nicht ganz das gleiche Geschick bewies Friedrich Wilhelm I. auf dem Gebiete der äußeren Politik, ja eine gewisse Unsicherheit läßt sich hier an ihm bemerken. Man mag es loyal finden, daß er dem Erzhause Österreich mit unerschütterlicher Willfährigkeit anhing und sich im internationalen Wettkampf manches verdarb, nur um in Wien gefällig zu sein. Der Donaumonarchie vermag im Gegenteil kein Mensch es nachzusagen, sie habe sich jemals der Täuschung hingegeben, als ob ein Zuwachs an Macht für Brandenburg-Preußen im Interesse des Hauses Habsburg läge. Daher sprach der Mächtigere bald bei dieser bald bei jener Gelegenheit. „Weg da! Ansprüche hin und her! Was kümmern mich Erbverträge! Geleistete Dienste sind eure Sache. Warum wart ihr so dumm? Versprechungen und Zusagen kann ich vergessen, wie ich sie gab. Ich bin der Stärkere!" Die Monarchie spielte mit Preußen jenes Spiel, mit dem lose Buben eine Ente quälen, die sie ein Stück Speck am Bindfaden schlucken lassen, um es ihr nach Belieben wieder aus dem Schlunde zu reißen. Dieses Spiel wurde in Wien lange Zeit für erlaubt und geistvoll gehalten, bis man eines Tages erschrocken innewurde, daß man es an einem Adler geübt hatte, der Flügel und Klauen besaß.

Friedrich Wilhelm selbst mochte, obwohl auch er einmal die Schweden aus Vorpommern und Rügen herausschlug, doch gegen Österreich nicht ziehen. Er hätte das können, denn sein Heer stand unter Feldherren, die schon während der Türkenkriege wie im spanischen Erbfolgestreit die branden-

burgiſchen Truppen zu manchem glorreichen Siege geführt hatten. Bei Zenta wie bei Turin hatten die Brandenburger unter Leopold von Deſſau den Kern der kaiſerlichen Truppen gebildet; vom „alten Deſſauer“ rührte die Ausbildung jenes ſcharfen, beſtimmten Kommandotones, der dann als preußiſch ſo innig gehaßt und ſchließlich nachgeahmt worden iſt, weil er barſch, kurz, gelegentlich mit einem Donnerwetter untermiſcht, ohne viel Federleſens prompten Gehorſam erzwang. Dies kam aber daher, daß der König inmitten von Staaten, wo Hofgunſt über alles ging, jeden Stellenſchacher abgeſchafft und Beförderung allein vom Verdienſt abhängig gemacht hatte. Mochte der preußiſche Offizier auch rauh ſein, der gemeine Mann ſpürte dahinter das Wohlwollen. Ging es ans Abkochen, dann aß der Vorgeſetzte zuletzt; ging es ins Biwack, ſo ſchlief er nicht, bevor er ſich vergewiſſert hatte, wie „die Kerls“ untergebracht waren.

Hieran allein ſchon, an der ganz neuen Idee aufopfernden Pflichteifers inmitten einer privilegienverſeuchten großeuropäiſchen Kulturgeſellſchaft, merkt man das Wehen einer neuen Zeit. Denn Friedrich Wilhelm I., obſchon in ſeinen Umgangsformen ein patriarchaliſcher Tyrann, hatte eine demokratiſche Ader. Die ließ ihn den Grundſatz aufſtellen, daß „*jeder* Preuße ein geborner Verteidiger des Vaterlandes“ ſei. Er dürfte, wäre ihm ein längeres Walten beſchieden geweſen, nicht gezögert haben, das Bürgertum zum Kriegsdienſt heranzuziehen, die Vorrechte des Adels jedoch einzuſchränken, wie er die des Hofes bei der Beſteuerung abgeſchafft hatte.

Vielleicht war er hierin ſeiner Zeit allzuſehr voraus. Was aber ſofort verſtanden wurde und im Preußentum nachwirkte, war die körnige, ſachliche Art ſeiner ganzen Handhabung von Geſchäften. Was ſchrieb er an den Rand, als ihm der Vorſchlag gemacht wurde, 17000 proteſtantiſche Salzburger in dem durch die Peſt verödeten Preußiſch-Litauen anzuſiedeln? „Placet. Die dépense iſt gering, und ich peuplier mein wüſt Land.“ Elf Worte. Aber aus ihnen entſtanden ſechs neue Städte, die heute noch ſtehen, und 332 neue Dörfer, mit einer außerordentlich tüchtigen und fruchtbaren Bevölkerung. Man vergleiche mit dieſem Anpacken das endloſe Geſalbader früherer deutſcher Reichstage, wo „glänzende“ Reformer alles genau beim alten ließen und der „gemeine Pfennig“, die geplante allgemeine Reichsſteuer, nie zuſtande kam, um zu ermeſſen, was Friedrich Wilhelm I. uns bedeutet.

Seine Zeitgenoſſen karikierten ihn, der es nicht leiden konnte, wenn man vor ihm auskniff, wie er den Leuten mit dem Krückſtock nachlief und ſchrie: „Lieben ſollt ihr mich, ihr Hallunken!“ Sie nahmen Partei gegen ihn in dem bekannten Streit mit dem Kronprinzen Friedrich, verlachten ſein Tabakskollegium und ſeine potsdamer Rieſen. Er aber geſtand es erſt auf dem Totenbett, für welchen hohen Zweck er vor ganz Europa das Odium eines Geizkragens und Soldatenſpielers auf ſich geladen hatte. — Er war der Säemann geweſen, nach ihm kam der Schnitter.

Friedrich II. von Preußen
1712–1786

In den Verträgen von Wusterhausen und Berlin (1726 und 1728) hatte der Kaiser dem König von Preußen die Erbfolge in Jülich und Berg zugesichert gegen Leistungen, die von Friedrich Wilhelm I. prompt realisiert worden waren, hatte dann jene Verträge einfach gebrochen und 1738 die beiden Herzogtümer an das Haus Pfalz-Sulzbach vergeben. Aber schon am 2. Mai 1736 hörte man zu Potsdam den wackern alten Herrn, als auf das beleidigende Benehmen des wiener Hofes die Rede kam, eingedenk seiner mit unwürdigen Kränkungen belohnten Dienste, heißen Auges, mit einem Blick auf den anwesenden Kronprinzen ausrufen: „Da steht einer, der mich rächen wird."

Hier haben wir den letzten Anlaß zu jenen weltgeschichtlichen Erschütterungen, aus denen eine neue europäische Großmacht sich emporhob und durchsetzte. Es begann das blutige Ringen um die Führung in Deutschland nicht erst 1866, sondern 1740, als zuerst Friedrich Wilhelm (im Mai), dann Kaiser Karl VI. (im Oktober) hinwegstarben und in Preußen Friedrich II., in Österreich Maria Theresia ihre denkwürdigen Regierungen antraten. Blinde Preußenfeinde gefallen sich heute noch in der Darstellung, als ob 1740 eine schutzlose, liebenswürdige Frau von einem frechen Friedensstörer überfallen worden sei. Aber es hieße in der Tat dem genialsten Realisten jenes Jahrhunderts etwas höchst Seltsames zumuten, wenn er sich einseitig sollte durch einen Vertrag für gebunden erachtet haben, dessen brutale Verletzung die Donaumonarchie bereits wiederholt für sich in Anspruch genommen hatte.

Friedrich II., kaum auf den Thron gelangt, sah die große Gelegenheit vor sich, Brandenburg sein lange mißhandeltes Recht, sich selbst aber einen weiteren Spielraum für die Kraft, die er in sich spürte, zu verschaffen. Und er griff zu. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Vermehrung der Armee um 16000 Mann gewesen. Nach kurzen Besprechungen mit seinem Minister v. Podewils und dem Feldmarschall Grafen Schwerin stand sein Plan ihm fest: „Erst nehmen, dann unterhandeln!" Mitte Dezember 1740 ließ er seine Kolonnen in Schlesien einrücken, begann er das Wagnis, einem etwa siebenfach stärkeren Gegner Trotz zu bieten.

Von welcher Seite muß man ſich Friedrich dem Großen nähern, um ihn am ſchnellſten und völligſten zu verſtehen? Ganz leicht hat er es uns nicht gemacht. Und es hat auch hier wieder lange Zeit gedauert, bis man erkannte, wie ſehr er ſeinem Vater in der Hauptſache nicht nur weſensähnlich, ſondern gleich war. Rein äußerlich allerdings, da wimmelt es von Unterſchieden. Der Vater, ein grober Polterer, mit einer inſtinktiven Abneigung gegen das Erhabene, ohne jedes Verſtändnis für das, was unſer Daſein ſchmückt, iſt orthodox pietiſtiſch; der Sohn, ein Dichter, ein Muſiker, ein Philoſoph, lechzt nach dem Verkehr mit geiſtvollen, aufgeklärten Männern; Friedrich Wilhelm, ein Patriarch mit reichem Kinderſegen, unſcheinbar, begnügt ſich mit der Rolle eines Vorbereiters; Friedrich, kinderlos, betrachtet den Staat als ſeine Familie, tritt ſofort mit hochfliegenden Plänen, mit kühnen Forderungen auf und zieht gleich einem feurigen Kometen am europäiſchen Himmel ſeine Bahn. Aber was beide verbindet, ſodaß ſie wie aus demſelben Stoff gemacht erſcheinen, iſt ihre unerſchütterliche Ehrfurcht vor Tatſachen. Dadurch allein ſchon würden ſie in einem Jahrhundert der Scharlatanerie Epoche gemacht haben. „Der liebe Gott marſchiert mit den ſtärkſten Batallionen," ſagte Friedrich der Große trocken; und als man ihm davon ſprach, daß wir Menſchen nach Gottes Bild erſchaffen ſeien: „Deſto ſchlimmer für den lieben Gott!" Daher auch die bewundernswerte praktiſche Geſchäftsklugheit bei Vater und Sohn.

Allein hier ſcheiden ſich die Wege. Will uns Friedrich II. als Finanzmann und Verwalter, rein auf den Erfolg hin betrachtet, faſt noch als der findigere, geſchicktere vorkommen, ſo war er doch zweifellos auch der ſkrupelloſere. Richtig ſah und ſchätzte er alles, was ihn in der Nähe umgab; doch auf manchen Gebieten fehlte ihm der ſichere Blick in die Zukunft, den den Vater ſo oft bewieſen hatte. Die von Friedrich Wilhelm I. ausgelegten ſtaatlichen Fundamente waren durch und durch richtig; allein der Sohn hat am Ausbau dann manches derartig verdorben, daß eines Tages das ganze Gebäude eingeriſſen werden mußte, um zu den Fundamenten zurück gelangen zu können. Der ſchon erwähnte demokratiſche Zug in Friedrich Wilhelm I. mangelte ſeinem großen Erben, dem nichts ferner lag als der Gedanke einer allgemeinen Wehrpflicht oder der Aufhebung feudaler Sondervorrechte. Friedrich II. hat ſich den erſten Diener ſeines Staates nur unter der Vorausſetzung genannt, daß alle übrigen Preußen ſeine, des Königs, Diener blieben, und war in gewiſſen Privilegiertenſachen nicht viel beſſer

als Katharina von Rußland, die für Freiheit und Menschenrecht schwärmte, doch in der Praxis die Knute weislich beibehielt. Friedrich stieß die Bürgerlichen aus dem Offizierkorps der Linie, duldete sie allenfalls bei den technischen Waffen oder in Freischaren und hatte von den politischen Aufgaben der städtischen Bevölkerungen die kurzsichtige, um nicht zu sagen verkehrte Auffassung: der Staat müsse es verstehen, einen Krieg derart zu führen, daß die Bürger es garnicht merkten. Friedrich Wilhelm der Vater hatte seinen Staat so organisiert, daß für ein ähnlich beschaffenes Frankreich, falls die Entwickelung jene Linie innehielt, die Revolution keinen Anlaß gefunden haben würde. Friedrich aber wich von jenem Fundament ab. Nur ohne Ansehung der Umstände verglichen war Preußen eine Despotie gewesen und geblieben; doch des Vaters Anfänge, des Sohnes Ende lagen um mehr als zwei Menschenalter auseinander; und neue Zeiten erfordern angepaßte Regierungsmaximen. Deshalb macht Friedrich Wilhelm in einem Staat mit zurückgebliebener Bevölkerung einen fortschrittlichen Eindruck, Friedrich der Große in einem Staat voll gebildeter Bürger, trotz aller persönlichen Aufklärung, einen reaktionären. Er hat zwei Traditionen hinterlassen, von denen die eine, für Standesvorrecht und Kastendünkel, in Feindschaft zu Bürgergleichheit und allgemeinen Menschenrechten, den Zusammenbruch von 1806 direkt verschuldete, bis im Jahr darauf, mit einer gewaltigen Anleihe bei dem Gedankenkreise der großen Revolution selbst, in Überstürzung das Notwendigste nachgeholt werden mußte, die andere allerdings, die überaus herrliche und hoffentlich unvergängliche positive Tradition, wiederum die Erhebung Preußens im Jahr 1813 verursacht und ermöglicht hat.

Verweilen wir bei der zweiten, wichtigeren Tradition, so führt sie uns zurück auf jene wunderbare Kraftquelle: den unbezähmbaren aktiven Willen des großen Königs. Schon Mirabeau hat die Meinung geäußert, Friedrich II. verdiene weniger ein Genie, als ein großer Charakter in hoher Stellung zu heißen. Das ist freilich nur halbrichtig. Denn Friedrich besaß, außer einer verblüffenden Schlagfertigkeit des Geistes, die höchste Begabung männlicher Aktivität überhaupt: Feldherrengenie mit allen Attributen.

Niemals ist ein Stratege wirksamer von seinen Organen bedient worden; seine Streifwachen ritten zuweilen quer durch den Feind und brachten wertvolle Meldungen zurück; ein Unterfeldherr wie Seydlitz riskierte lieber seinen Kopf, da wo buchstäblicher Gehorsam ein Nachteil gewesen wäre. Ein

ſcharfer Verſtand für das Weſentliche ſchien eben von der Spitze her das ganze friderizianiſche Heer zu durchdringen. Daher auch die Fahnentreue der Mannſchaften, ſodaß ſelbſt nach dem furchtbaren Schlag bei Kunersdorf (1759) die Truppen ſich nicht fluchtartig zerſtreuten, ſondern ſich bei ihren Unteroffizieren ſammelten und der König binnen weniger Tage ſchon wieder mit 12000 Mann das Feld zu halten vermochte.

Man hat es bei Moltke bedauert, daß ein beiſpielloſes Glück ihm die kritiſchſte aller Gelegenheiten verſagt habe: das Auswetzen einer Niederlage. In dieſer Situation iſt Friedrich der Große des öftern geweſen. Will man ganz ermeſſen, was der Einzige fertig brachte, ſo muß man ihn ſich vorſtellen, wie er, gichtbrüchig herumgeſchleppt, alle Strapazen und Nachtwachen ſeiner Truppen teilte; wie er unbeugſam ſein Ziel im Auge behielt, während Prinz Heinrich, den ſeine Nerven längſt im Stich gelaſſen hatten, dem Bruder in den Ohren lag: er könne ſich ja die ganze Miſere durch den ſehr einfachen Schritt der Abtretung Schleſiens vom Halſe ſchaffen; wie er mit ſeiner Handvoll Preußen ſich im Jahr 1760 wochenlang zwiſchen vier überlegenen feindlichen Heeren hindurchwand, um endlich im erlauerten Augenblick, bei Liegnitz in einer Auguſtnacht um zwei Uhr, ſich gleich einem Kyklopen, der Felsblöcke ſchleudert, auf Laudons Kolonnen zu ſtürzen und ſie bis zum Frührot zu zerſchmettern; wie er, fern von ſeinem Sansſouci, ohne Ausſicht auf Heimkehr, ſeine Allernächſten verliert, die Todesnachrichten von ſeiner Mutter, ſeiner Lieblingsſchweſter empfängt, ſeine Vertrauteſten einen nach dem andern ſinken ſieht, erſt Schwerin bei Prag, dann Winterfeldt bei Moys, dann Keith bei Hochkirch, dann (1760) Moritz von Deſſau, und gleichwohl nicht verzweifelt.

Anfangs mit Staunen, dann mit ehrlicher Bewunderung blickten Europas Völker auf dieſes ſeltſame Schauſpiel. Friedrich, der beim Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges höchſtens über $4\frac{1}{2}$ Millionen Seelen gebot, hatte die drei ſtärkſten Militärmächte ſeiner Zeit, Öſterreich, Rußland und Frankreich, dazu Schweden, Kurſachſen und das damalige Deutſche Reich, alſo ſchlechtgerechnet eine fünfundzwanzigfache Übermacht gegen ſich — und erwies ſich auf die Dauer als den ſtärkeren.

Ein Strom von Zuverſicht und Selbſtvertrauen rieſelte von ihm aus durchs ganze deutſche Leben; Friedrich der Große hatte den Fluch der Lächerlichkeit von unſerm Namen genommen. Es war etwas Deutſches da, das reſpektiert ſein wollte. Zwar ſchlief der Dünkel jener von Friedrich

bevorzugten Standesmenſchen, nach der Königin Luiſe bitterem Wort, auf ſeinen Lorbeeren ein. Ihn ſelbſt hat man gegen das Ende ſeiner Tage ſtöhnen hören: „Ich bin es müd', über Sklaven zu herrſchen". Allein obſchon er ärgerlich mitanſah, wie oft ſeine liebſten Pläne durch adelige Bürokraten, zumal in Schleſien, vereitelt und ſeine beſtgemeinten Verordnungen durch deren paſſiven Widerſtand illuſoriſch gemacht wurden, hat er die Kardinalfehler ſeines Syſtemes: den ſtrengen Zuſchnitt auf perſönliches Regiment, ſowie die Fernhaltung des aufſtrebenden Bürgertumes von mitverantwortlichem und ehrenvollem Anteil am Gemeinweſen, nicht erkannt. Wer auch hätte ſeinen alten Tagen die Erkenntnis näherbringen ſollen? Er ſtarb am 17. Auguſt 1786, ohne noch aus dem Zuſammenbruch des franzöſiſchen Privilegiertenſtaates etwas für Preußen entnehmen zu können.

Das war ſein Verhängnis. Aber wenn wir, die wir uns ſeiner Errungenſchaften freuen, in den Herzen der ſtolzeſten Deutſchen nach ihm zu leſen wüßten, was würden wir als den geheimſten Antrieb noch bei einem Bismarck finden? Seiner, des ruhmreichen großen Preußenkönigs, nicht unwürdig zu ſein.

Gotthold Ephraim Lessing
1729–1781

Lessing ward 1729, Goethe 1749, Schiller 1759, Napoleon 1769 geboren. Mit Napoleon hatte Lessing nichts mehr zu tun; als er (1781) starb, war jener erst zweiundzwanzig Jahre alt. Lessing gehört ganz und gar zur friderizianischen Epoche. Daraus resultierten sein nationaler Beruf, seine gehaltvollsten Leistungen, sein Schicksal im allgemeinen und besondern.

Denn von dem, was zu Lessings Knabenzeit deutsch heißen konnte, gab es, — außer der Musik, die Bach und Händel, beide im Jahr 1685 in Kursachsen geboren, genial vertraten, — nichts Bedeutendes, in die Ferne Wirkendes, weder auf den Gebieten der Wissenschaft, noch auf denen der Kunst und der Dichtung. Von den zwei Überbleibseln des alten Reiches war das Kaisertum an eine halbfremde Monarchie gebunden, die im eigentlichen Deutschland mehr nur ein Ausbeutungsobjekt erblickte, das Reichskammergericht im übelsten Ruf durch Inkompetenz, Verschleppung und Bestechlichkeit. Vor allem hatte die deutsche Sprache seit Luther keine erfreulichen Fortschritte gemacht. Unsre Wissenschaft wob ihre Gedanken lateinisch bis zu Leibniz und dem (1694 gestorbenen) Juristen Pufendorf. Thomasius, der 1728 zu Halle starb und seine Vorlesungen deutsch gehalten hatte, war ein weißer Rabe. Im feinen Verkehr wieder hörte man fast nur das Französische, das auch Leibniz schon für gewisse Traktate bevorzugt hatte. Eine deutsche Literatur, die zur Beschäftigung mit ihr einladen und einen hungrigen Geist hätte sättigen können, gab es gar nicht. Gottsched machte Schule nur bei Mittelmäßigkeiten, die ihm glichen. Was stark und schön an deutscher Poesie gewesen war, lag verschüttet und ward erst im neunzehnten Jahrhundert ausgegraben; Walther von der Vogelweide als Lyriker hatte so wenig wie Luther als Publizist bisher Nachfolger gehabt. Dadurch ward es verschuldet, daß der kräftigste Geist, den die Deutschen um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ihr eigen nannten, französisch gerichtet wurde, so sehr, daß man, — abgesehn von einem vereinzelten prophetischen Ausspruch über die Zukunft der deutschen Sprache, — sagen muß: die ganze reiche zeitgenössische Entwickelung, durch die unser Schrifttum wieder in Europa Beachtung gewann, ist spurlos an Friedrich dem Großen vorübergegangen.

Das erſte nennenswerte und nachwirkende Wiederzuſchießen von Saft in den ausgewinterten Baum unſeres Idiomes, das erſte Wiedererſcheinen von gefälligen Blüten an ſeinen Zweigen knüpfen ſich bekanntlich an den Namen Klopſtock. Die drei erſten Geſänge des „Meſſias“, die zu Oſtern 1748 erſchienen, zündeten. In Anſehung der Vorlage begreifen wir das heute nicht mehr ganz, können uns bei der Lektüre auch jener erſten drei Geſänge des Gähnens kaum erwehren, und die folgenden ſind überhaupt unerträglich. Indeſſen merkten die Deutſchen an der poetiſchen Modulation gewiſſer Gefühle, daß ihre Sprache für ſolchen Ausdruck fähig ſei, was man bisher nicht geglaubt hatte. Dies war es, was dem Gedicht eine ſo mächtige Reſonanz im gebildeten Publikum verſchaffte. Man ahnte dunkel, es ſei jetzt nur eine Frage der Zeit, bis daß auch von der Bühne her und aus Romanen echte Dichter zu der Nation redeten.

Doch damit das geſchehen könnte, mußte jener Baum durch eines Gärtners Hand von ſeinen wilden Schößlingen befreit, beſchnitten und ſinnvoll mit edeln Reiſern gepfropft werden, mußte unter den Deutſchen ein Äſthetiker auftreten, der von der Warte höchſter Intelligenz herab ſichtend und ſäubernd, ablehnend und ermunternd neue Richtungen wies. Es war eine beſondere Gunſt des Geſchickes, daß mit dieſem, wie Macaulay rühmte, unzweifelhaft größten Kritiker des achtzehnten Jahrhunderts uns zugleich auch im ſelben Gotthold Ephraim Leſſing ein Dichter erſtand, der ausgereift in blutwarmen und packenden, ihre Stoffe dem Leben und Gedankenſtreit der Gegenwart entnehmenden Dramen einen herrlichen Grundſtock für kommende Geſchlechter ſchuf.

Als er, ein ſiebzehnjähriger Student, 1746 die Univerſität Leipzig bezog, war auf dem dortigen, von der Neuberin geleiteten Theater bereits eine Beſſerung inſofern eingetreten, als der Hanswurſt ſich in ernſten Szenen nicht mehr ſo läſtig vordrängen durfte und außerdem Stücke mit aufgeſchriebenem Text die alten Improviſationen abzulöſen begannen. Dort hat Leſſing ſeinen Erſtling, den „jungen Gelehrten“, 1747 aufführen ſehn, ſchon im Jahr darauf aber ſich nach Berlin begeben, wo er von 1748—55 der „Voſſiſchen Zeitung“ Beiträge lieferte, die zumal durch ihre Polemik gegen den franzöſiſch geregelten Gottſched mit den ewigen drei Einheiten des Boileau:

„Qu'en un lieu, qu'en un jour, un seul fait accompli
Tienne jusqu'à la fin le théâtre rempli“ ...

heute noch intereſſant ſind. Leſſing begnügte ſich aber nicht etwa mit einem bloßen „Zurück von den Franzoſen!“, ſondern fing ſchon an, auf den großen Briten als das hehre Ideal hinzuweiſen, das unſrer Dichtung voranzuleuchten ſeither auch nicht mehr aufgehört hat.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, hier die beiden Goldgruben geſunden Urteils und Geſchmackes, den „Laokoon“ und die „Hamburgiſche Dramaturgie“, loben zu wollen. In ihnen wie in ſeinen andern körnigen, grundgediegenen und gleichwohl angenehm lesbaren Abhandlungen hat Leſſing gezeigt, daß man als deutſcher Gelehrter kein langweiliger und ſtümpernder Pedant zu ſein brauchte, hat er durch eine unerſchöpfliche Fülle von Scharfſinn und Witz den Deutſchen Mut zu ihrem eignen Geiſt gemacht und vor allem durch jede Handlung ſeines ehrlichen Lebens die Echtheit ſeiner franken, männlichen Gedankenarbeit erwieſen.

Allein auf Leſſing ruhte ein Fluch: er hatte, gleich den Hohenſtaufen, kein Glück. Zum größten Teil verſtand ihn ſeine eigne Zeit noch gar nicht zu ſchätzen; und an entſcheidender Stelle ſtieß ihn das Schickſal durch eine unheilvolle Verkettung, wohl auch durch Hinderniſſe, die tief in den Dingen ſelbſt lagen, ins Dunkel zurück.

Im Jahr 1755 hatte Leſſing Berlin verlaſſen, 1756 begann der Krieg, der ſieben Jahre währen ſollte. Er fand den Unſtäten in Holland als Reiſebegleiter eines Leipzigers, der nach Beſetzung ſeiner Vaterſtadt durch die Preußen ſich zur Heimkehr gezwungen ſah. Leſſing verließ Leipzig, wo er gerade noch Zeit gefunden hatte, die wertvollen Bekanntſchaften mit dem Major Ewald v. Kleiſt, einem der Vorbilder für ſeinen ſpäteren Tellheim, und dem General von Tauenzien zu machen, gab dann, wieder in Berlin, ſeit 1758 die durch ihn berühmt gewordenen „Briefe, die deutſche Literatur betreffend“ heraus und folgte 1760 dem Ruf Tauenziens, der ihn zu ſeinem Sekretär machte, nach Breslau.

Hier hatte Leſſing Gelegenheit, an der Seite eines der tüchtigſten und feſteſten Paladine Friedrichs das preußiſche Weſen zu durchdringen und ſich mit allen Wechſelfällen der Kriegszeit vertraut zu machen. Dieſem koſtbaren Lebensſtudium verdankt er die glänzende Stoffbeherrſchung, die ſein wundervolles Luſtſpiel dann auszeichnete; in Breslau ſtand auch jener Gaſthof, wo ein ſchönes Mädchen, Minnas Urbild, auf der Suche nach ihrem Bräutigam abſtieg. In ſeiner amtlichen Stellung hat der Protokollführer Leſſing zuletzt als Herold auf dem Jagdſchloß zu Hubertusburg am

15. Februar 1763 den Frieden ausrufen dürfen, der Schleſien bei Preußen beließ, iſt noch bis 1765 in Breslau verblieben und hat außer dem erſten Teil des „Laokoon“ die „Minna v. Barnhelm“ dort in der Urſchrift vollendet.

Wären die Norddeutſchen ſchon ein reifes Kulturvolk geweſen, jenes Luſtſpiel würde mit Jauchzen empfangen, von herzuſtrömenden Scharen beſucht worden ſein, und auch der König, der in einer ſo freien und feinen Weiſe darin verherrlicht war, hätte kaum umhin können, den Dichter an ſeinen Hof zu ziehen. Doch nichts von alledem geſchah. Die Hamburger, aus Furcht, in Berlin (!) anzuſtoßen, zögerten lange mit der Aufführung, die erſt am 30. September 1767 erfolgte. Berlin ſelbſt ließ ſich Zeit bis zum 21. März 1768 und erwarb ſich ſpäter gar noch den traurigen Ruhm, eine franzöſiſche Verballhornung „Les amants généreux ou Minna de Barnhelm“ beifällig aufzunehmen.

Friedrich der Große hat gerad in jenen Jahren das Stück wahrſcheinlich nie zu Geſicht bekommen. Alles was er, mit einer Verblendung, der man ein Erkennen, eine Aufhellung, noch im letzten Akt hätte wünſchen mögen, ſeinem glühenden Verehrer antat, beſtand darin, daß er ihm eine tiefe Wunde ſchlug und ihn für immer von ſich ſtieß. Leſſing waren 1765 Ausſichten auf die Stelle des Hofbibliothekars gemacht worden, für welchen Poſten es einen noch geeigneteren als ihn einfach nicht gab. Und Friedrich, der nach geiſtvollen Köpfen mit der Laterne ſuchte, würde das Beſte, was Deutſchland überhaupt um jene Zeit zu bieten hatte, fortan in nächſter Nähe gehabt haben. Das ſollte nicht ſein. Infolge irgendwelcher Voreingenommenheit, an der auch Voltaire nicht ohne Schuld war, lehnte der König den warm empfohlenen Kandidaten rundweg ab; er wolle „keine Pedanten“.

So ſtand Leſſing im Jahre 1766 nach ſeiner eigenen Ausſage wieder einmal „müßig am Markte, während niemand ihn dingen wollte“. Berlin war ihm verleidet. Damals traf ihn das Angebot, in Hamburg am neuzugründenden Nationaltheater die Stelle des Verſorgers mit Zugſtücken anzutreten. Er lehnte es ab, der Goldoni der deutſchen Bühne zu werden, übernahm aber dafür jene andere, ſchon angedeutete Tätigkeit auf ſeinem ureigenſten Gebiet, indem er die erſten 52 Spielabende (vom 22. April bis 28. Juni 1767) beſprach. Doch für den Dramaturgen ſelbſt entſtand ein neues ſchweres Verhängnis, das ihm zwar die wenigen kurzen Sonnen-

blicke verſchaffen ſollte, die ſein aus Not abenteuerndes und mühſalbeladenes Daſein überhaupt aufwies, doch um den Preis, ihn bald nur deſto grauſamer zu berauben und vorzeitig zu brechen. Damit ſind wir bei Eva König.

Er hatte dieſe Vortreffliche als Gattin eines Großhändlers kennen gelernt, eine innige Zuneigung zu ihr gefaßt und blieb nach dem baldigen Zuſammenbruch des Nationaltheaters noch eine Zeitlang in Hamburg als „Sperling auf dem Dach", im Genuß ihres Umgangs, hauptſächlich mit gelehrten Arbeiten beſchäftigt. Im Frühjahr 1770 trat er dann in die Dienſte des Herzogs von Braunſchweig, als Bibliothekar in Wolfenbüttel, das damals ein dürftiges kleines Neſt war. Eva, durch den Tod ihres Mannes frei geworden, verlobte ſich mit Leſſing 1771, doch eine Verbindung erſchien vorerſt durch die Umſtände ausgeſchloſſen. Die geiſtesklare und willensſtarke Frau mußte der Kinder wegen unaufhörlich nach Wien und Süddeutſchland fahren, um die zahlreichen Seidenfabriken ihres Mannes teils weiterzuleiten, teils zu liquidieren. Dies Hangen und Bangen zog ſich von einem Jahr ins andere. 1775 reißt Leſſing ſich gewaltſam von Wolfenbüttel los und eilt nach Wien, um ſeine Braut einmal wiederzuſehen. Da erreicht ihn der Vorſchlag, der einem Befehl gleichkam, den Prinzen Leopold von Braunſchweig auf ſeiner Reiſe nach Italien zu begleiten. Er muß annehmen. Und nun ſtockt plötzlich, während er unterwegs iſt, der Briefwechſel mit Eva gänzlich, faſt für drei Vierteljahre. Ein gemütvoller Wiener hatte die Vermittelung der Korreſpondenz übernommen, es aber für zeitſparender und bequemer gehalten, die Briefe der beiden Parteien aufzuſchichten, ſtatt ſie weiterzubeſorgen. So durchzog Leſſing Italien ohne Genuß und Vorteil, verdroſſen, voll eiferſüchtigen Argwohns, und Eva kam gleichfalls der Verzweiflung nahe.

Endlich, im Oktober 1776, fand in Hamburg die Vermählungsfeier ſtatt. Es folgte für den nunmehrigen Hofrat ein glückerfülltes Jahr in Wolfenbüttel, nur einmal von einer ganz nutzloſen, durch falſche Vorſpiegelungen verurſachten Reiſe nach Mannheim unterbrochen. Doch am 10. Jan. 1778 ſtarb Eva im Wochenbett, ihr Söhnchen hatte ſchon einen Tag nach der Geburt ſein Leben ausgehaucht, weshalb der Vater in ſeiner verzeihlichen Bitterkeit dieſen Erſtgebornen „ein kluges Kind" nannte. „War es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er ſobald Unrat merkte? — War es nicht Verſtand, daß er die erſte

Gelegenheit ergriff, ſich wieder davonzumachen? — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben wie andere Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen."

Poetiſche Arbeit mußte tröſten, ſo gut es ging. In die erſte Zeit des wolfenbütteler Aufenthaltes war (1772) „Emilia Galotti" gefallen, ein Fürſtenſpiegel von unerhörter Kühnheit für damalige Verhältniſſe und heute noch aktuell; im Jahre 1779 ließ Leſſing auf Subſkription ſeinen „Nathan den Weiſen" erſcheinen, der großes Aufſehn hervorrief, — nicht zum wenigſten wegen des jambiſchen Blankverſes, den er als etwas ganz Neues in Deutſchland verwendet hatte, — und ſeither dem Spielplan jedes vornehmen Theaters im Reich angehört. Moſes Mendelsſohn, ein wackerer Mann, der für die deutſchen Juden die Alleinherrſchaft des Talmud brach, hat etliche Züge zum Nathan geliefert, der jedoch in der Hauptſache Geiſt von Leſſings Geiſte iſt. Er ſelbſt in übergroßer Beſcheidenheit hat ſich bekanntlich einmal, im Hinblick auf ſeine allzuſcharfe Einſicht in dramatiſche Hilfsmittel und Vorausſetzungen, den Titel eines echten, nur ſeiner Eingebung folgenden Poeten abgeſprochen, doch Goethe das in ſeiner klaren und nachdrücklichen Weiſe, gegenüber Eckermann, mit den Worten widerlegt: Leſſing wollte kein Genie heißen, „aber ſeine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn ſelber."

Indeſſen, iſt Leſſing, der Bahnbrecher, in ſeiner Kritik Sieger geblieben? Er mag, nachdem es ihm tatſächlich gelungen war, Shakeſpeare als das große Muſter hinzuſtellen, ſeinen Sieg vielleicht ſchon bedauert haben, als er ſah, wie die Stürmer und Dränger, voran der junge Goethe mit ſeinem 1773 erſchienenen Götz, eben jenen hohen Namen zum Deckmantel für ſzeniſche Willkür mißbrauchten. Heute wieder gilt Leſſing in gewiſſen äſthetiſchen Kreiſen aus ganz ähnlichen Gründen, wie ſie durch die Klinger, H. L. Wagner, Lenz, Leiſewitz, Gerſtenberg einſt vorgebracht wurden, für halb oder ganz veraltet. Wir ſahen eine Malerei entſtehen, die ſich mit der Anwendung der Technik zufrieden gibt, ganz gleich, ob man ſich bei einem Stück bemalter Leinwand etwas denken kann oder nicht. Leſſing aber warnte vor der gedankenloſen Anwendung zufälliger Kunſtmittel; gerade das „mit Abſicht", im Gefühl einer Verantwortung dichten (oder malen) ſei es, was die großen Künſtler von den kleinen unterſcheide.

Hat nun nicht Goethe ſelbſt einmal das genaue Gegenteil behauptet, als er ausſprach: „Die wahre Darſtellung hat keinen Zweck. Sie billigt

nicht, ſie tadelt nicht, ſondern ſie entwickelt die Geſinnungen und Handlungen in ihrer Folge, und dadurch erleuchtet und belehrt ſie —?"

Ich glaube, dieſe Kontroverſe gehört durchaus nicht etwa zu denen, wo die Wahrheit in der Mitte liegt; ſondern Leſſing hat das Allgemeingültige ausgeſprochen, und Goethe das Subjektive. Es iſt ganz klar, daß wir weder bei Goethe, Schiller oder Kleiſt, noch bei Michelangelo, Rubens und Rembrandt jemals ſchlechte Abſichten vorausſetzen, oder ihresgleichen den läſtigen Zwang zumuten dürfen, ſich zu fragen: „Kann mein Werk möglichenfalls junge Leute verderben?" Stellt ein Mann wie Gottfried Keller etwas dar, ſo mag es ſein wie es will, man iſt von vornherein überzeugt, daß ein wahrer Künſtler zu uns redet, die hehre Muſe ſeine Hand geführt hat. Dieſe Überzeugung beſteht jedoch keineswegs für ſeine tauſend Nachahmer, und hier eben klafft groß und breit eine Scheidegrenze. Daß die Vielzuvielen alles dürfen ſollten, muß beſtritten werden. Für ſie könnte Leſſings Äſthetik einen ausgezeichnet nützlichen Zügel abgeben, falls die Bildung unſrer Zeit nur wieder an ihn glauben wollte; denn mit Goethes Maxime, die für die Seltenen und Erleſenen gedacht war, gerät leider der Produktionsſchwarm außer Rand und Band. Die Römer hatten für dieſes Dilemma das ſchöne Sprichwort: Quod licet Jovi, non licet bovi. Wer ſich aber Mühe gibt, zu erkennen, was Leſſing gemeint hatte und wie mit ſeinen „Abſichten" die höchſte Schaffenskühnheit durchaus vereinbar bleibt, der wird für ſchrankenloſen Subjektivismus der großen Herde keinerlei Achtung mehr aufbringen.

Der freimütigſte und männlichſte aller deutſchen Publiziſten hat ſich, vielleicht aus Schonung für einen jungen Genius, zurückgehalten, als er mitanſehen mußte, wie er ſchon bei Lebzeiten zu den Toten geworfen wurde. Doch er hatte längſt für ſich die ſtolze Grabſchrift gefunden:

„Nicht lange währt's, ſo bin ich hin
Und einer Nachwelt untern Füßen.
Was braucht ſie, wen ſie tritt, zu wiſſen?
Weiß ich nur, wer ich bin."

Johann Wolfgang Goethe
1749–1832

Die Jugend hat Goethen gegenüber keinen glücklichen Stand, weil nur weniges von dem Reichtum, den er uns hinterließ, dem jungen Leser aufgeht. Man muß von der Welt schon etwas gesehn und sich an trocknem Studium übergenug getan haben, um die Schmerzen eines Faust, man muß in Ketten und Banden der Abhängigkeit fast verschmachtet sein, um die Sehnsucht einer Iphigenie nachempfinden zu können. Wie groß das Staunen dann aber, die Wonne, wenn der Vierundzwanzigjährige, — und selten ist der Deutsche früher ausgereift, — an unsre Laienbibel gerät und sie, die man auf der Schule doch schon „gehabt" hatte, wie eine ganz neue Offenbarung in sich aufzunehmen beginnt! Dann kommen die Jahre, wo man den Faust liest und wieder liest, bis man ihn auswendig kann.

Dennoch soll auch die Jugend wissen, *weshalb* Goethe der größte Dichter seines Volkes genannt wird, und es dürfte der Tag ja wohl kommen, da wir ihn auch als den vollendetsten Menschen verehren, den die deutsche Rasse bisher hervorbrachte. In Goethe finden sich die Eigenschaften vereinigt, die für das Wesen des Germanen in gutem Sinn am bezeichnendsten sind: Lebenslust, Liebe zur Natur, Wohlwollen, Gedankenschwere, Wissensdrang, festes Anpacken der Wirklichkeit, künstlerischer Sinn. Dagegen ist Goethe die Verneinung von allem, was Feigheit, Roheit, Borniertheit, Unduldsamkeit, Denkfaulheit und Aberglaube heißt. Kein gutes Zeichen für die Pfaffen ist es, daß Goethe gemeinhin von ihnen so ingrimmig gehaßt wird. Den Pilgerlauf eines gebildeten Deutschen aber mit allen Wünschen und Zweifeln, Versuchungen, Leiden und Erfolgen, ihn eben hat uns Goethe in seinem Faust vorgeführt.

Allein der Dichter des Faust ist Goethe im Bewußtsein der Nation erst lange nach seinem Tod geworden. Es hat ihm wohl niemals ganz an einer geistesvornehmen, auserlesenen Gemeinde, doch auch an Verkleinerern nicht gefehlt, die das Ohr der Menge für sich hatten. Wolfgang Menzel und Ludwig Börne mit ihren abfälligen Urteilen, die uns heute ganz widersinnig vorkommen, hatten das Publikum getäuscht. Dann setzte Heinrich Heine seine Popularität aufs Spiel, um Goethe zu preisen. Doch erst der Engländer Lewes in seiner vortrefflichen, jetzt freilich längst überholten

Biographie nahm den Fluch von uns, den größten deutschen Dichter für einen laut Börne „gereimten Knecht“ und einen kalten Egoisten halten zu müssen.

Goethe selbst, in seiner olympischen Überlegenheit, hat sich's nicht merken lassen, ob ihm jenes Mißverständnis nahe ging oder nicht. Er forschte und schuf unbeirrt in der Stille weiter und setzte sich nur in den Xenien einmal zur Wehr. Doch freilich konnten am wenigsten ihm in seiner gewaltigen Veranlagung schwere innere Kämpfe, aus denen tiefe Schatten auf seine Lebensbahn fielen, erspart bleiben.

Am 28. August 1749 in der alten Krönungsstadt Frankfurt a. M. geboren, hatte er zum Vater einen begüterten Juristen, der sich ohne Amt mit dem bloßen Titel eines kaiserlichen Rats begnügte, weil er zu stolz und unabhängig empfand, um in die Hierarchie seiner heimischen Kleinrepublik als Nichtprivilegierter, d. h. ohne Aussicht auf Beförderung einzutreten. War dieser Goethe senior ein zwar etwas schwerblütiger und cholerischer, doch höchst rechtschaffener, gebildeter und gediegener Herr, so die Mutter, genannt „Frau Aja“, eine köstliche „Frohnatur“ von herzhafter Menschlichkeit, mit scharfem Verstand für das Wesen der Dinge. Frischweg verkehrte sie auch mit den Hohen der Erde, stets geneigt, schwarze Gedanken „dem Teufel vor die Füße zu schmeißen“.

Nach einer in der Vaterstadt glücklich verlebten Jugend bezieht der sechzehnjährige Student im Oktober 1765 die leipziger Hochschule, wo er drei Jahre, von den Professoren des Jus allerdings ungetröstet, in einer Art fröhlicher Dumpfheit seinem hohen Beruf entgegenreift. Er gilt für einen „gefährlichen Studenten“, hat wohl auch für gewisse Szenen des „Faust“ in Auerbachs Keller ausgiebige Lokalstudien gemacht. Im August 1768 erwacht er eines Morgens von einem heftigen Blutsturz, den zwar kein eigentliches Lungenleiden, sondern zum Glück nur eine kongestive Vollblütigkeit verursacht hat, der aber ein häßliches Geschwür im Halse zurückläßt. Kränkelnd bleibt unser Studio drei Semester daheim und bezieht erst im April 1770 die Hochschule zu Straßburg.

Zwei starke Erlebnisse beflügeln hier sein dichterisches Vermögen. Erstens trifft er auf Herder, der sich in jenem Winter in Straßburg aufhält und ihn zu Shakespeare hinführt. Sodann lernt er (Oktober 1770) im Hause des Pfarrers Brion zu Sesenheim das holde Urbild für Margarete kennen. Denn es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Friederikens Schicksal

tragiſcher geweſen iſt, als ihre Selbſtloſigkeit wie der Ihrigen vornehme Geſinnung es ahnen ließen. Hier waren endlich einmal zwei junge Menſchen allein durch die gegenſeitige Freude an ihrer lautern, kernigen Natur zu einander gedrängt worden, doch an Heirat leider garnicht zu denken. Er zählte einundzwanzig, ſie achtzehn Jahre. Wie ſollte der noch brotloſe Student, mit ſechs Gulden monatlichen Taſchengeldes in Frankfurt, einem unwirſchen Vater dieſe nicht willkommene Schwiegertochter ins Haus führen? So ward Goethe Friederikens Schickſal; doch ſie war nicht das ſeinige. Er hatte nicht eine Sekunde lang an einen Bund für Lebenszeit gedacht, noch irgend ein Verſprechen dieſer Art abgegeben, ſich vielmehr, eben in Vorahnung ſeiner dichteriſchen Entwickelung und der dazu unerläßlichen Bewegungsfreiheit „einen ganz andern Lebensplan" als den vorgeſchriebenen juriſtiſchen erſonnen. Dieſer Plan kam dann auch zur Ausführung. Von ſeiner ſeſenheimer Freundin aber mußte er ſich ſchon im Auguſt 1771 trennen, in einem Augenblick, da es „ihr faſt das Leben koſtete". Er hat die guten Leute auf ſeiner zweiten Schweizerreiſe im September 1779 aufgeſucht. Sie haben ihn ohne Vorwurf empfangen und andern Morgens freundlich verabſchiedet, ſodaß er „nun auch wieder mit Zufriedenheit an jenes Eckchen der Welt hindenken" konnte. Friederike Brion iſt am 3. April 1813 in Meiſenheim, einem Dorf der badiſchen Rheinebene gegenüber Lahr, geſtorben, hat alſo die Tragödie vom verlaſſenen Gretchen, und in ganz beſonderer Ergriffenheit, gewiß noch geleſen*.

Goethe wird nach abgelegter Prüfung 1771 in Frankfurt zur Anwaltſchaft zugelaſſen. Doch ſeine wenigen Prozeſſe führt meiſtens der Herr Papa. Er ſelbſt iſt fortwährend irgendwo in der Umgegend und macht im Herbſt jenes Jahres in Darmſtadt die nächſt Herder für ſein Dichten wichtigſte Bekanntſchaft: mit Merck, dem ſpöttiſchen Urbilde Mephiſtos, einem vortrefflichen Mann, der dem jungen Sauſewind auf den Kopf zuſagt: ſeine Tendenz ginge dahin, „dem Wirklichen eine poetiſche Geſtalt zu geben". Die andern ſuchten, ausgeklügelt Imaginatives als „poetiſch" zu verwirklichen, und das gäbe nichts als dummes Zeug.

Von Mai bis September 1772 arbeitet Goethe beim Reichskammergericht in Wetzlar und erlebt hier mit Charlotte Buff, der Braut Keſtners,

* Vgl. beſonders Eduard Engel: „Goethe, der Mann und das Werk", ein durch Wärme, Stoffbeherrſchung, Urteil und Geſchmack ausgezeichnetes, durch Anordnung zur Brauchbarkeit muſtergültiges Buch, das allen, die ſich unterrichten wollen, eine Fundgrube darſtellt.

gewiſſe Stimmungen, die er, angeregt durch die Nachricht vom Selbſtmorde des jungen Jeruſalem im November des Jahres, bald zu einem kleinen Roman verarbeitet, an deſſen zweiter Hälfte freilich auch Maximiliane Laroche, als Gattin des eiferſüchtigen Brentano, ihren Anteil hat. Gleichzeitig gibt er ſeinem Urgötz die zweite Faſſung, und Juni 1773 erſcheint im Buchhandel „Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand", um Stürme des Jubels zu entfeſſeln.

Herder, der zu dem erſten, formloſen Entwurf gemeint hatte: „Shakeſpeare hat euch ganz verdorben," urteilte über den zweiten noch nach Jahren: „Gott ſegne dich, daß du den Götz gemacht haſt, tauſendfältig." Zwar grollte Leſſing, ohne Goethes Namen zu nennen: „Er füllt die Därme mit Sand und verkauft ſie für Stricke. Wer? etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialoge bringt und das Ding für ein Drama ausſchreit?" Zum Glück trat er nicht öffentlich mit ſeinen Vorwürfen auf. Goethe iſt ihm eines Tages gerechter geworden, als er Goethen.

Vor allen traf Hamann mit der Prophezeiung ins Schwarze: „Der Name des Götzen wird wohl die Morgenröte einer neuen Dramaturgie ſein"; denn kaum acht Jahre ſpäter waren „die Räuber" da. Goethe jedoch hatte ſich ſofort in der deutſchen Literatur eine führende Stellung erobert. Jetzt ward er von allen Seiten geſucht, und es hat Götzens Popularität keinen Abbruch mehr tun können, daß ihn Friedrich der Große 1780 in ſeiner Schrift über die deutſche Literatur „eine abſcheuliche Nachahmung jener ſchlechten engliſchen Stücke" nannte, die von dem durch Voltaire ſo getauften trunknen Wilden (sauvage ivre) mit Namen Shakeſpeare herrührten, den die Franzoſen heute noch nicht zu würdigen wiſſen.

Wie ſehr Goethe damals alle diejenigen bezauberte, die ihn in der Nähe kennen lernen durften, dafür einige charakteriſtiſche Beiſpiele. Merck ſchrieb ſeiner Frau: „Ich fange an, in Goethe ernſtlich verliebt zu werden. Dies iſt ein Menſch, wie ich wenige für mein Herz gefunden habe."

So ſchrieb Lavater nach jener Rheinreiſe, von der uns das „Diné zu Coblenz" (Sommer 1774) ſchnurrige Kunde gibt: „Er iſt ſo offen dem einen, ſo gepanzert dem andern, horchend wie ein Kind, fragend wie ein Weiſer, entſcheidend wie ein Mann, ausführend wie ein Held!" Aus einem andern Kreiſe hieß es: „Goethe war bei uns, ein ſchöner Junge von fünfundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Stärke iſt, ein Herz voll Gefühl, ein Geiſt voll Feuer mit Adlersflügeln."

Fritz Jakobi aber berichtete an Wieland: „Je mehr ich's überdenke, desto lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethen nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben." Kurz und gut aber sagte eines späten Tages Heine: „Die Natur wollte wissen, wie sie aussieht, da schuf sie Goethe."

Im Herbst 1774 erschienen „Die Leiden des jungen Werthers" auf der leipziger Messe und überboten den Erfolg des Götz noch bei weitem. So widerfuhr unserm Helden die seltsame Prüfung, daß er als junger Mann einmal schon europäischen Ruf genossen hatte, um dann von der eignen Nation im Laufe der folgenden zwei Jahrzehnte fast vergessen zu werden. Der kleine Roman wird heute kaum noch vorgenommen außer für literarische Zwecke; wir finden ihn zu weichlich, zu sentimental. Doch das war es gerade, was man damals haben wollte, was man verschlang. Die hausbacknen Deutschen, von Klopstock geschult, erstaunten darüber, welcher immer feineren Empfindungen sie fähig waren, und ahmten diese Tonart auch im Alltagsleben nach. Übrigens bildete sie den allgemeinen Geschmack ebenso in England wie in Frankreich. Sogar Napoleon bekannte, den Werther siebenmal gelesen zu haben.

Das Jahr 1774 brachte außerdem (am 11. Dezember) die schicksalschwere erste Begegnung mit dem Erbprinzen Karl August von Sachsen-Weimar, vom 13. bis 15. Dezember eine zweite in Mainz, der im Juni 1775 eine dritte in Karlsruhe, im September die Einladung nach Weimar folgte, wo der nun achtzehnjährige Prinz die Regierung angetreten hatte und am 7. November Goethe, nach einer durch Mißverständnisse verzögerten Reise, eintraf.

Er war seit April jenes Jahres verlobt mit Lili Schönemann, einem ebenso anmutigen, wie begabten und hochsinnigen Mädchen, dessen frank- [illegible] Lilie jedoch dem Dichter so lebhaften Widerwillen ein- [illegible] sto lieber die von Weimar her ausgestreckte Hand [illegible] n im Sommer eingetretene Entfremdung dadurch [illegible]

[illegible] eines Gefühles für Lili hat er sich in jenen [illegible] seelischen Findens — mit Charlotte von [illegible] er (1810) seinem Schreiber den Text für [illegible] die Feder diktierte, sollen ihm bei Friederike [illegible] e Tränen in den Augen gestanden haben. [illegible] h, auf jener nämlichen Reise im Herbst

1779, unmittelbar nach seinem sesenheimer Besuch, in Straßburg als Frau von Türckheim und als glückliche junge Mutter wiedergesehen. Auch von ihr schied er herzlich versöhnt.

Goethes Beziehungen zu Karl August regten alle Klatschbasen von Deutschland, und leider nicht zum wenigsten den frommen Klopstock, fürchterlich auf. In Wirklichkeit hat der Dichter, trotz manchen ganz interessanten Berührungen, von jenem Schritt nur Schaden gehabt. Was der Mensch profitierte, war eine Erfahrung, die vielleicht notwendig im Entwickelungsgange lag und über welche deshalb der Verstand nicht nachträglich absprechen soll. Goethe wollte damals nicht nur Dichter werden, sondern sich womöglich staatsmännisch betätigen. Diese Tendenz war durchaus anerkennenswert, wenn er selbst auch sie später als verfehlt aufgab. Sichern Vorteil gezogen hat ein schlecht verwaltetes Ländchen. Goethe, zunächst nichts weiter als des jungen Herzogs Busenfreund, wurde im Februar 1776 als Gast in den Staatsrat eingeführt, übernahm 1779 die Kriegs- und Wegebauverwaltung, sowie die Rekrutenaushebung und ward zu seinem dreißigsten Geburtstag Geheimer Rat. Er hat vieles für den Bergbau, für das Löschwesen und anderes Gemeinnützige getan. Am 3. Juni 1782 geadelt, ließ er sich die Finanzverwaltung zuweisen, ohne hier freilich auf die Dauer gegen eingerissenen Schlendrian und heimlichen bürokratischen Widerstand etwas Wesentliches ausrichten zu können.

Weimar war dazumal ein elendes Nest von sechstausend Einwohnern, Nach Herder ein „wüstes Mittelding zwischen Dorf und Hofstadt", ohne jeden Komfort. Aber Karl August blieb trotz aller launischen Unbändigkeit ein sympathischer Vollmensch, — worüber man das köstliche Nachtstück „Ilmenau" nachlesen mag, — und Goethe konnte nach allen Seiten sich in die lieblichste Natur zurückziehen, was dermaßen sein Herz gewann, daß er, von dem Besuch etlicher mittel- und süddeutscher Höfe mit seinem Gönner 1779 heimgekehrt, rückschauend ausrief: „Gott im Himmel, was ist Weimar für ein Paradies!"

Die poetische Ausbeute vertrug allerdings, wie schon angedeutet wurde, mit der letzten frankfurter Periode keinen Vergleich. Abgesehn von einigen wichtigen Ansätzen späterer Meisterwerke und einigen seiner schönsten Gedichte, stand während jener elfjährigen Beamtenperiode von 1775—86, der er sich endlich durch eine hastige Flucht von Karlsbad aus nach Italien entzog, die Muse im Hintergrund. Sie hat es gewiß nur schaudernd

erlebt, wie der Dichter mitten im langweiligen Rekrutengeschäft sein Manuskript neben sich auf dem Tisch liegen hatte, um dem Heimweh einer gleich ihm unter die Barbaren verschlagenen Griechin Worte zu verleihen.

Die erste „Iphigenie" ist nur in Prosa und nur dem Hofzirkel durch ein paar Dilettantenaufführungen im Frühjahr 1779 bekannt geworden. Aber auch die in Italien umgearbeitete und 1787 in Versen dargebotene schlug so wenig ein, wie drei Jahre später der Tasso. Eigentlich erst „Hermann und Dorothea" haben (1797) die Deutschen wieder daran erinnert, welch einen Dichter sie zu den Ihrigen zählen durften. Doch am besten, sobald wir uns Goethes weitere Lebensarbeit veranschaulichen wollen, folgen wir den Schicksalen des „Faust", der in den sechzig Jahren seines Entstehens zugleich ein treues Abbild vom Auf und Nieder in unsers Helden Dasein gibt.

Die Faustsage war in Deutschland populär seit einem kleinen Buch, das 1587 zur Herbstmesse in Goethes Vaterstadt auf den Markt gebracht wurde, scholastisch befangen in allen Auffassungen, roh in der Technik, doch mit ein paar Blitzen urwüchsiger Poesie, wohlgeeignet, um grübelnde Deutsche noch nachdenklicher zu machen. Faust wird hier als ein skeptischer Titan aufgefaßt, dem weder Himmel noch Hölle imponieren, der ohne die Hilfsmittel der heutigen Physik schon nach Herrschaft über die Naturkräfte strebt, aber auch nach Macht und Genuß.

Die Faustgestalt hatte in den Sagen der alten Kulturvölker schon viele Ahnen gehabt und in Deutschland selbst einen leiblichen Vorgänger, der auch den Namen hergab, einen halbgelehrten Prahler von eiserner Stirn und blühender Phantasie. Noch heute werden zu Maulbronn (im Württembergischen) ein Faustturm und eine Faustküche auf ihn zurückgeführt. Jenes alte Faustbuch enthielt bereits den Pakt mit dem Teufel aus dämonischem Wissenstrieb, der als Hybris, als Auflehnung gegen Gott, empfunden wird. Es mischte grandiose und burleske Züge nach Shakespeares Art durcheinander, ließ den magischen Doktor am Sultans- und Kaiserhof allerlei tolle Streiche verüben, ließ ihn noch kurz vor Ablauf der vierundzwanzigjährigen Frist in den Besitz der schönen Helena gelangen, dann aber bei Donner und Höllenqualm vom Teufel geholt werden. Eine berliner Ausgabe vom Jahre 1590 fügte noch den leipziger Faßritt und fünf erfurter Geschichten hinzu. Von dieser Ausgabe erschien 1592 eine englische Übersetzung in London, die der Dichter Marlowe kurz vor seinem

1593 erfolgten Tode für sein Faustdrama benutzte. Dies Stück ist nachweislich in Dresden 1626, acht Jahre nach Beginn des furchtbaren Krieges, von einer englischen Truppe aufgeführt worden und hat vielleicht zu den deutschen Bühnenbearbeitungen den Anstoß gegeben.

Am 14. Juni 1754 sah Moses Mendelssohn in Berlin, wahrscheinlich mit Lessing, von einer österreichischen Wandertruppe ein Fauststück aufführen, an welchem er „nichts Tragisches" zu entdecken vermochte. Es war eben eine richtige Harlekinade. Nachdem dieser Mummenschanz, der 1770 in Hamburg vermutlich zum letztenmal agiert wurde, dem Andringen „regelmäßiger" Stücke für immer hatte weichen müssen, gehörte Faust bis auf weiteres wohl nur noch dem Puppentheater an, und Kasperle ließ den Teufel, der auch mit ihm Kontrakt machen wollte, weidlich abfahren. „Den Leib brauch' ich selbst, und eine Seel' hat Kasperle nit. Als ich zur Welt gekommen bin, waren just keine Seelen mehr vorrätig."

Aufgehobene Theaterzettel machen es wahrscheinlich, daß der junge Goethe in Frankfurt sowohl Volksstück wie Puppenspiel wiederholt gesehen habe. Lessings Verdienst aber bleibt es, in seinem berühmten siebzehnten Literaturbrief auf den Stoff als auf eine gleichsam „nationalpoetische Aufgabe" hingewiesen zu haben. Er selbst begann ein Faustdrama, dessen Manuskript 1775 unterwegs zwischen Dresden und Leipzig verloren gegangen sein soll und von dem uns nur ein vielversprechendes Probestück erhalten geblieben ist. Lessing stand es fest, daß der Doktor unter keinen Umständen wegen seines Erkenntnisdranges zugrundegehen und Satan zufallen dürfe.

Wann Goethes Phantasie sich des Faust anzunehmen begann, ist mit Genauigkeit nicht zu sagen; vermutlich in seiner glücklichsten straßburger Zeit (1770 zu 71), als er auch den „Urgötz" anfing und alle möglichen andern mächtigen Stoffe, Sokrates, Mahomet, Prometheus, ihm bald näher, bald ferner traten. In Straßburg hat er sich 1770 mit kabbalistisch-mystischen Studien abgegeben, hat im gleichen Jahr eine reisende Truppe das Volksschauspiel „Dr. Faust" aufgeführt; auch sollen sich für Frau Marthe Schwerdtlein gewisse lokale Züge nachweisen lassen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Goethe jedoch erst nach Abfassung des Werther und gegen Ende 1773 die Niederschrift des „Urfaust" begonnen, der, überwiegend in freien deutschen Reimversen gehalten war und nur wenigen Freunden bekannt wurde, von dem aber 1774 schon Lavater und Boie uns Kunde

geben. Dieſer „Urfauſt“ iſt, augenſcheinlich weil er dem Dichter ſelbſt nicht genügte, während ſeiner weimarer Zeit, in einer Abſchrift aus dem Jahre 1776, vernachläſſigt liegengeblieben und erſt 1788 in Italien kurz vor der Heimreiſe als ein vergilbtes Manuſkript hervorgezogen worden. In der Villa Borgheſe zu Rom entſtand ſchnell noch die „Hexenküche“. Und was nach der Heimkehr dann zu Weimar umgedichtet wurde, hat Goethe 1790 als ein Fragment veröffentlicht, dem u. a. elfhundert Verſe mit der Wette noch fehlten; worauf die Fauſtgeſtalt ſich wieder von ihm entfernte.

Sollen wir es beklagen, daß nicht ſchon 1774 ein Verſuch mit der Bühne gemacht war? Daß der „Urfauſt“, kaum entſtanden, wiederum verſcholl? Erſt ein Jahrhundert nach der Italienfahrt iſt jene durch ein Fräulein v. Göchhauſen hergeſtellte Handſchrift von Erich Schmidt wieder aufgeſtöbert und ihr Text bekannt geworden. Kraftgenialiſch, ganz gewiß. Dennoch fällt an hundert Punkten der Vergleich zugunſten der klaſſiſchen Bearbeitung aus. Manche Inkongruenzen ſtören freilich beim tieferen Eindringen. Sie entſtanden naturnotwendig, weil ein junger Brauſekopf ſich des Stoffes bemächtigt hatte, die Ausführung aber einem reifen Mann, einem abgeklärten Greiſe zufiel. Der Teufelspakt, die „Wette“, wirkt nebelhaft; ſie wird gar nicht durchgeführt. Wenn das ihr Inhalt war: „Sollt ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen“ uſw., ſo hätte Mephiſto mehr als einmal zugreifen dürfen. Andrerſeits bricht auch er ſeinen Vertrag noch kurz vor Toresſchluß, indem er Fauſts Erblinden nicht verhindert. Dagegen hat erſt durch das lange Hinziehen der Arbeit die Tragödie das werden können, was ſie uns heute bedeutet: der höchſte und gehaltvollſte Ausdruck eines durch Irrtum und Erkenntnis ausgeglichenen, durch Verſtrickung und Läuterung ſich vollendenden Menſchenlebens, weshalb in ihr (laut Kuno Fiſcher) der deutſche Genius „eine Urkunde ſeiner innerſten Eigentümlichkeit erblickt“. Als Drama hat die Dichtung ſtreng genommen zu wenig innere Harmonie; ein deſto treueres Abbild gibt ſie vom Leben unſeres Nationalheros, ihres Schöpfers.

Indeſſen, noch ſtehen wir beim Fragment von 1790. Es mußte ein ſehr wichtiges Ereignis eintreten, um die erkaltende Lava noch einmal in Fluß zu bringen. Dieſes Ereignis bildete die Anknüpfung mit Schiller im Jahr 1794.

Goethe hat bekanntlich lange Jahre nach dem Tode des Freundes, als er ſich zufällig einmal in deſſen Geſchichte des dreißigjährigen Krieges

vertiefte, das Buch fortgelegt, ist in Tränen ausgebrochen und in Selbstvorwürfe, weil er jenen Mann habe verkennen können. Allein wie das deutsche Publikum sich von Goethe, so hatte sich Goethe seit 1788 von den Menschen zurückgezogen und ließ durch die strack aufgerichteten „Fortifikationslinien seines Daseins" niemanden so leicht herein. Doch Schiller wußte den Olympier, nachdem das Eis gebrochen war, an der richtigen Stelle zu fassen und konnte dann eine seiner glücklichsten Missionen antreten: Goethen, der sich mehr und mehr in wissenschaftliche Arbeiten vertieft hatte, wieder zum Dichten anzuregen. Vom 17. August 1795 stammt Schillers rührende und eindringliche „Fürbitte wegen Faust". Es dauert lange, bis diese Bitte nachwirkt. Plötzlich, im Sommer 1797, beginnt der alte Vulkan wieder zu rumoren, auf einen Ruck entstehen „Zueignung", „Vorspiel auf dem Theater" und „Prolog im Himmel", drei Kleinodien. Des Dichters bange Frage: „Fühl ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?" war mit Ja beantwortet. Das Faust-Manuskript verschwand vorerst nicht mehr aus dem Arbeitsplan. Im Jahr 1806 wird, als eine der letzten, die Szene „Trüber Tag, Feld" eingeschoben, und 1808, im August, erscheint so, wie wir ihn kennen, der erste Teil.

Das Aufsehen unter den Gebildeten war groß. Damals pochten die Franzosen noch in Mittel- und Norddeutschland. Wegen der mutigen und aufopfernden Haltung Christianens in der schrecklichen Plünderungsnacht vom 14. zum 15. Oktober 1806, nach der Schlacht von Jena, hatte Goethe seine Freundin, eine der selbstlosesten und lautersten, aber auch bestverleumdeten Seelen, zu seiner Gattin gemacht. Im September 1808 ward er nach Erfurt zu Napoleon befohlen, der ihn bei seinem Frühstückstisch eine Weile stehen ließ und nach einem französischen Ohrenzeugen das Gespräch mit den Worten begann: „Sie sind Theaterdirektor?" Der preußische Hofhalt war zu jener Zeit in Königsberg. Dort lieh Niebuhr dem großen Reformer Stein das Büchlein, und Stein schickte um den zweiten Teil, — der erst in seinem Todesjahr erscheinen sollte. Denn wieder, wie schon zweimal, stockte die Arbeit am „Faust", obwohl noch wichtige Stücke, die Kaiserpfalz, die schöne Helena, Fausts Rettung, zu erledigen waren.

Da muß Eckermann 1824 die Rolle Schillers als Aufmahner übernehmen, während Byrons Tod zu Missolunghi im gleichen Jahr dem Dichter das alte Hellas näherrückte. 1827 erschien das Helena-Fragment, bis 1831

waren des zweiten Teiles vierter und fünfter Akt fertig, und Goethe konnte in der Tat den kurzen Rest seines Lebens nach dieser Riesenleistung als „ein reines Geschenk" ansehen. Es war die höchste Zeit gewesen, denn schon hatte sich ein ungeduldiger Student vom Dichter „den Plan" ausgebeten, da er die Sache selbst besorgen wollte, weil die Zeitläufte „eine Auffrischung nötig" hätten. Wie treu jedoch ihrem Liebling die Muse bis ans Ende der Tage beistand, mag man aus den köstlich dahinschlüpfenden Versen der Partie von Philemon und Baucis ermessen. Und welch ein Glanz, welch ein unnachahmlicher Wurf auch in den Strophen des Lynkeus! Mit ihm rief der Dichter:

„Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!"

Faustens erster Teil ist — welch ein Wunder! — noch bei Lebzeiten des Dichters aufgeführt worden. Nachdem ein Kunstfreund, Fürst Radziwill, wohl mehr um der von ihm komponierten Begleitmusik willen, 1816 eine Liebhabervorstellung am berliner Hofe bewirkt und Karl v. Holtei sich erboten hatte, eben diesen ersten Teil „für die Bühne zu bearbeiten", erwarb sich der „Diamantenherzog" von Braunschweig sein erstes und einziges Verdienst um Deutschland, indem er 1829 die Uraufführung des Faust an seinem Hoftheater befahl. Das gleichnamige Stück von Klingemann hatte ihm nicht gefallen; der Widerspruch, daß Goethes Faust „unaufführbar" sei, reizte ihn. Dann folgte im selben Jahr noch Weimar am 29. August zu des — nicht einmal anwesenden — Dichters achtzigstem Geburtstag. Doch fast noch ein halbes Jahrhundert mußte vergehen, bis man sich auch an den zweiten Teil heranwagte und (1875) der ganze Faust in Weimar gezeigt wurde.

Langsam, langsam ist dann die Nation in das Verständnis ihres größten Dichters und Menschen hineingewachsen. Zwar viel törichtes Zeug wird auch heute noch über ihn herumgetragen und geglaubt. Da kam ein schlauer Däne auf die Formel: Goethe sei eigentlich an keinem Punkt sehr hervorragend; nur daß er von allem etwas habe, das mache ihn bedeutend. Also ein bißchen Verskunst, ein bißchen Theater, ein bißchen Erzählung, dazu die weimarische Feuerwehr, Naturwissenschaft und Malerei, das zusammen wäre des Rätsels Lösung. Jener naive Neid, der darin schwelgt, Größe

zu verkleinern, spricht gern dergleichen Unsinn nach. Dem gegenüber sei betont: es ist in Europa noch kein Lyriker aufgestanden, der seinem Idiom ein solchen Wohllaut zu entlocken vermocht hätte, zu schweigen von der tiefen Innigkeit und Kraft jedes Gefühles, dem packenden Ausdruck, der unvergeßlich bleibt. Und wie fein, wie reich, im Dialog wie in Sprüchen und Liedern, ist der poetische Witz, der bei aller Schärfe sich daran genügen läßt, die eigene weltmännische Überlegenheit zu dokumentieren, ohne das Opfer vergiften und zerfleischen zu wollen. Im Drama hat Goethe zwar Schillers mächtigen Schritt nicht, aber, was Charakteristik anlangt, schon im „Götz" sein Muster Shakespeare zuweilen erreicht und ist, wenn auch in jahrzehntelangem Ringen, doch eines gigantischen Stoffes Herr geworden. Im Roman hat er sich, von seinem Jugenderfolg ganz abgesehen, durch „Wilhelm Meisters Lehrjahre" wie vor allem durch „Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben", als Epiker auch durch „Hermann und Dorothea" Denkmäler gesetzt, die nur mit der deutschen Sprache selbst verfallen können.

Problematisch allein bleibt seine weltbürgerliche Haltung, nicht etwa weil es ihm an Saft und Kraft für ein stolzes Nationalgefühl gemangelt hätte, sondern weil die Deutschen damals noch gar keine rechte Nation waren, deren Öffentlichkeit einen so regsamen und kühnen Geist mit Aufgaben hätte versorgen können. Sein Deutschtum wurzelte in der Vergangenheit, die er poetisch auszudeuten und zu verklären suchte, die Berührung mit dem Reichsgericht wirkte abstoßend, Berlin ließ ihn kalt. Es ist beklagenswert, daß die Deutschen von sich aus mit diesem Riesengeist nichts anzufangen wußten, der, bevor er sich in einem mitteldeutschen Krähwinkel hinsetzte, zum Leben eines fahrenden Ritters verurteilt erschien. Wäre Goethe als englischer Lord geboren worden, man würde seine Stimme bald genug im Parlament zu hören bekommen und seine Spuren in der englischen Geschichte nachzuweisen haben, ohne daß die Muse darum zu kurz gekommen wäre.

Wie er sich mit dem Zusammenbruch seines Idoles Napoleon und mit dem Wiederaufkommen der deutschen Nationalkraft abfand, zeigt jenes durch Iffland für eine Siegesfeier am Berliner Schauspielhause bestellte Gelegenheitsstück „Des Epimenides Erwachen". Nach dem ausdrücklichen Wunsch Friedrich Wilhelms III. sollte das Festspiel so zeitfremd wie möglich sein, und wie von selbst kam der Auftrag an Goethe. Er hat ihn

ohne beſondre Wärme ausgeführt; allein aus dem Schäfer der Sage, den beim Erwachen eine veränderte Welt begrüßt, ſprach (März 1815) an mehr als einer Stelle der Dichter ſelbſt. Neidlos geſteht er:

„Doch ſchäm' ich mich der Ruheſtunden,
Mit euch zu leiden, war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer als ich bin . . ."

Und er, der ſeinem Sohn Auguſt im Frühjahr 1813 den Eintritt ins deutſche Heer verſagt hatte, dichtet belehrt das nachträgliche Kriegslied:

„Brüder, auf! die Welt zu befreien!
Kometen winken, die Stund' iſt groß.
Alle Gewebe der Tyranneien
Haut entzwei und reißt euch los!
Hinan! — vorwärts — hinan!
Und das Werk, es werde getan!"

Die beſte Charakteriſtik ſeiner Perſönlichkeit hat Keſtner ſchon im Wertherjahr zu Wetzlar in den Worten geliefert: „Er iſt in allen ſeinen Affekten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über ſich. Seine Denkungsart iſt edel; von Vorurteilen . . frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne ſich darum zu kümmern, ob es andern gefällt."

Die Summe ſeines eignen Daſeins aber wie unſrer forſchungs- und arbeitsfreudigen Kultur überhaupt hat er ſelbſt in den herrlichen Verſen des „Fauſt" gezogen:

„Das iſt der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient ſich Freiheit wie das Leben,
Der täglich ſie erobern muß."

Friedrich Schiller
1759–1805

In Rußland wird heute noch in den Kreisen der Intellektuellen jeder verstiegene junge Mensch, der weltfremd ist und in geschwollenen Wendungen redet, ein Schiller genannt.

Leider muß man sagen, daß die richtige Schätzung vonseiten unsrer eignen Landsleute sich fast ein Jahrhundertlang nicht wesentlich über jenen niedrigen Stand erhob. Wenn die Schillerfeier des Jahres 1859 in ganz Deutschland ein so gewaltiges Echo weckte, lag das nicht nur daran, daß man von dem Verständnis Goethes noch so weit entfernt war, sondern das gesamte, phrasenberauschte, doch politisch unreife Bürgertum bildete sich ein, an Schiller einen geistesverwandten Schutzpatron zu haben.

Einer kleinen, schon besonnenern Partei sprach Holtei recht aus dem Herzen: in der Jugend begeistre man sich für Schiller; in den Mannesjahren wende man sich dem realeren Goethe zu, um sich dann als Greis dankbar auf den Jugendliebling zurückzubesinnen und sich an seinem Feuer noch einmal zu wärmen. Diese Opposition der Mannesjahre dehnte sich durch Rückschlag allmählich auch auf einen Teil der Jugend aus, und im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts durfte gar ein geistreicher Biograph sein Vorwort mit dem Geständnis beginnen: „Als Student war ich Schillerhasser."

Auch dieses letzte Urteil muß wohl durch die Annahme verursacht gewesen sein, daß es Schiller am nötigen Wirklichkeitssinn gefehlt habe, um eine andre Kunstform zu wählen, als die idealistische, die wir aus „Don Carlos" und „Wallenstein" kennen. Um dies vorwegzunehmen: kein Irrtum ist leichter durch Tatsachen zu widerlegen. Schiller war einer der schärfsten Menschenkenner, die jemals gelebt haben, und ein ganz vorzüglicher Diplomat, was er bei verschiedensten Gelegenheiten, in der Behandlung seiner zukünftigen Schwiegermutter, wie nachher Goethens, bewies. Ein Besucher aus Berlin hat es uns beschrieben, wie Schiller, stockend aber freundlich eine Alltagsunterhaltung weitergeschleppt, plötzlich aber einen Blick auf sein Gegenüber geworfen habe, aus ein Paar so traurigen, so durchdringenden, so untäuschbaren blauen Augen, daß der Betroffene sich wie ein armer Sünder vorkam. Nein,

es dürfte Wallenſtein des Dichters innerſte Meinung verraten haben, als er ausrief:

„Dem böſen Geiſt gehört die Erde, nicht dem guten.“

Noch auch haben Pöbelhelden Anlaß, ſich für ihre unklaren Gleichheitsphraſen auf ihn zu ſtützen, der einer andern Figur das ſchroff ablehnende Wort in den Mund legte:

„. . . . . Mehrheit iſt der Unſinn,
Verſtand iſt ſtets bei wen'gen nur geweſen.“

Von Kennern kommen daher ſchon ſeit geraumer Zeit Buchkapitel und Aufſätze mit den Überſchriften: „Schiller der Ariſtokrat“ oder „Schiller als Peſſimiſt.“

Bevor wir näher auf die Gründe eingehen, warum denn Schiller ſo mißverſtanden werden konnte, wird uns ein Blick auf ſeine Anfänge manches erklären. Er erwuchs bekanntlich auf jener „Karlsſchule“, die Herzog Karl Eugen ſich eingerichtet hatte, um willfährige Staatsbeamte heranzuzüchten. Hier hat den zwanzigjährigen „Eleven“ im Dezember 1779 Goethe bei einem Gelegenheitsbeſuch mit dem Herzog von Weimar geſehen, doch wohl kaum beachtet. Damals trug Goethe noch den friſchen Lorbeer vom Götz und vom Werther. Zwei kurze Jahre, und Schiller war der nicht minder berühmte, vielleicht gar der berühmtere, Dichter des Räubers Karl von Moor. Im Druck erſchien ſein Erſtling zur Oſtermeſſe 1781, im gleichen Jahr mit Kants „Kritik der reinen Vernunft“; Leſſing, der am 15. Februar 1781 ſtarb, hat das Stück nicht mehr geleſen. Woher die ungeheuer ſtarke Wirkung auf die Zeitgenoſſen?

Es war der ungeduldige Trotz, der ſich hier urwüchſig austobte, was hinriß und bezauberte. Der Karlsſchüler ſprach allen gebildeten kleinſtaatlichen Deutſchen, die unter dem Druck ihrer Duodeztyrannen ſeufzten und ſich obendrein maßlos in den engen, philiſtröſen öffentlichen Zuſtänden jener Zeit langweilten, aus der Seele. Wie hatte doch Franziſka zu Minna von Barnhelm geſchmollt? „Umſonſt gehen die Schnellpoſten wieder richtig. Niemand ſchreibt, denn niemand hat was zu ſchreiben.“ Im Jahr 1773 waren wohl Götzens letzte Worte: „Freiheit!! Freiheit!!“ durch die deutſchen Gelehrtenſtuben und Kaffeehäuſer gebrauſt, doch nur in Amerika ein ſtolzes Volk (1775) gegen läſtige Zwingherren aufgeſtanden, während deutſche Potentaten Landeskinder an England verſchacherten, um jene Unabhängigkeit zu bekämpfen.

Da wollte es das Schickſal, daß der unglückliche Dichter Schubart, den Karl Eugen im Jahr 1777 „mit ſoviel Recht, als Piraten im Mittelmeer ſich Menſchen fingen", aus einer fruchtbringenden Tätigkeit in Ulm geriſſen und wegen irgend eines freieren Wortes nach dem Hohenaſperg verſchleppt hatte, zu ſeinem eignen Rächer wurde. Dies durch die kleine Erzählung von einem Bruderzwiſt in einem gräflichen Hauſe, die er noch im ſelben Jahre im „Schwäbiſchen Magazin" als einen guten Stoff angehenden Dramatikern empfohlen und auf die Freund Hoven den jungen Schiller aufmerkſam gemacht hatte.

Bekanntlich ſchlugen bei der Uraufführung am Nationaltheater zu Mannheim im Jahre 1782 die erſten drei Akte nicht recht ein, erſt Iffland als Franz im letzten Akt zündete und entſchied den Erfolg. Seitdem zog Mannheim den Dichter unwiderſtehlich an. Heimlich war er, als württembergiſcher Militärarzt ohne Urlaub, im Mai wieder dort, ward infolgedeſſen uneins mit dem Herzog und floh im September 1782 für immer.

Er geriet in die größten Ungelegenheiten. Fürs erſte rettete ihn ein treu ausharrender Freund, der Muſiker Streicher. Sieben Wochen haben die beiden jungen Leute in einem Wirtshaus an der Oggersheimer Landſtraße (unweit von Ludwigshafen) in den kümmerlichſten Verhältniſſen ausgeharrt, bis die Einladung der Frau von Wolzogen an Schiller eintraf, den Winter auf ihrem Landgütchen Bauerbach bei Meiningen zuzubringen. Dort erreichten ihn wiederum Briefe und Anerbietungen von Mannheim her. Er folgte, war ein Jahr lang angeſtellter Theaterdichter, ſah „Fieſko", ſah „Kabale und Liebe" 1784 in Szene gehn. Doch es iſt bitter zu denken, wieviele Zufälle der Barmherzigkeit noch eintreten mußten, um dieſe der Nation ſo höchſt wertvolle Kraft, die gleichwohl unter den ihresgleichen eigentümlichen Umſtänden von ſich allein aus nicht exiſtenzfähig war, am Leben zu erhalten. Nach Streicher und der Frau von Wolzogen mußten erſt noch gutmütige Handwerksleute, bei denen Schiller in Mannheim gewohnt hatte, ihn aus drückenden Verpflichtungen löſen; es mußte Körner ſein hochherziges Anerbieten von Leipzig her an den bald ſechsundzwanzig alten Schiller ausrichten und für Jahre den halben Unterhalt übernehmen, auf daß dieſer Genius, höchſt arbeitswillig, höchſt leiſtungsfähig und gleichwohl darbend, nicht in Verzweiflung ende. Ja es hat einmal noch (im Sommer 1791) der Erbprinz von Holſtein-Auguſtenburg im Einverſtändnis mit dem däniſchen Miniſter Grafen Schimmelmann durch eine auf drei

Jahre bewilligte Penſion von je tauſend Talern ſehr unerwartet und willkommen eingreifen müſſen, um Erholung von ſchwerer Krankheit und leidliche Sorgenfreiheit zu ermöglichen.

Erſt wenn man auf dieſe ſchmerzvoll mühſamen Anfänge blickt, bei denen irgend ein Nachlaſſen der Energie die Kataſtrophe hätte herbeiführen können, wenn man in einem Brief an den däniſchen Freund Baggeſen aus jenem ſelben Sommer das Leidensgeſtändnis gefunden hat: „Von der Wiege meines Geiſtes an bis jetzt . . habe ich mit dem Schickſal gekämpft, und ſeitdem ich die Freiheit des Geiſtes zu ſchätzen weiß, war ich dazu verurteilt, ſie zu entbehren," verſteht man vieles in unſers Helden Poeſie.

„Nur dem Ernſt, den keine Mühe bleichet,
Rauſcht der Wahrheit tief verſteckter Born,"

das war die Deviſe von Schillers „Gedankendichtung", das Geheimnis von ſeinem ſchließlichen Erfolg. „Es iſt der Geiſt, der ſich den Körper baut," will ſagen: auch den gebrechlichen Leib vermag der Geiſt zu den wunderbarſten Leiſtungen aufzupeitſchen, vorausgeſetzt, daß ſeine Kräfte für den höchſten Zweck allein verwendet werden. Darum durfte dem Heimgegangenen im „Epilog zur Glocke" der zurückbleibende Freund nachrühmen:

„Nun glühte ſeine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Mut, der früher oder ſpäter
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt."

Schiller hat, abgeſehn von dieſem erhebenden Beiſpiel, das er gab, ſeiner Nation zwei unſchätzbare Dienſte geleiſtet: er hat ihr im grandioſen „Wallenſtein" das formvollendetſte Drama geſchaffen; und er hat ihren größten Genius Goethe der Poeſie wieder zugeführt. Daß eine noch ſo ſchwungvolle Willensdichtung fürs poetiſche Leben als Kräftigungs- oder gar als Reizmittel zu brauchen und von Wert ſei, dieſen Glauben ſcheint Schiller ſelbſt allerdings, gegen das Ende ſeiner Tage, da die Philoſophie ihn enttäuſchte und ſein Ton bald reſigniert, bald wieder nach Wahrheit ſehnſüchtig wird, nicht mehr geteilt zu haben.

Jene Willensdichtung aber iſt untrennbar von dem Namen Kant. Hier nur ſoviel, um klarzuſtellen, wie ſich Schiller gerad in dieſem Punkt von ſeinem großen Freunde unterſchied.

Goethe war Spinoziſt, alſo Pantheiſt oder Moniſt, wie man heut ſagen würde. Dem Pantheismus iſt Gott und Welt eins; Gott iſt i n den Dingen,

nicht außer ihnen. Dagegen ſtellt der Deismus Gott über die Welt, etwa wie den Mechaniker über einen von ihm konſtruierten Mechanismus.

Befeſtigt in Spinoza ward Goethe durch Ausſprache gegen Fritz Jakobi, bei ſeinem Beſuch auf deſſen Landſitz Pempelfort im Anſchluß an die Rheinreiſe von 1774. Jakobi freilich nannte Spinoza einen „Atheiſten“ und bedurfte, weil er das Überſinnliche, zu Goethes Spott, nicht miſſen konnte, eines salto mortale zum Glauben hinüber, um vor ſeinem Verſtande Frieden zu bekommen. Ihm ſchwindelte vor der Hypotheſe, Leibniz könnte keine überweltliche, ſondern nur eine innerweltliche Weltурſache geglaubt haben.

Deshalb unternahm er im Sommer 1780 eine berühmt gewordene Pilgerfahrt nach Wolfenbüttel zu Leſſing, um von dem wider Spinoza Hilfe zu holen. Er gab ihm Goethes Prometheus-Gedicht (das „Zündkraut einer Exploſion, welche die geheimſten Verhältniſſe würdiger Männer aufdeckte“) zu leſen und war maßlos erſtaunt, es von Leſſing loben zu hören; noch erſtaunter, als er vernahm: „Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit ſind nicht mehr für mich; ich kann ſie nicht genießen. Eins und Alles; ich weiß nichts andres.“ Denn Leſſing, urſprünglich ein Anhänger von Leibniz, war gleich dieſem, gleich Voltaire, gleich ſeinem Freunde Moſes Mendelsſohn Deiſt geweſen, und es hat den armen Mendelsſohn furchtbar erregt, als er nachträglich durch Fritz Jakobi darauf hingewieſen wurde, daß Leſſing in ſeinen letzten Jahren eine dem Freund verborgen gebliebene Wandlung zu Spinoza hinüber durchgemacht habe. Leſſing mag es unbequem geweſen ſein, dieſe Wandlung ohne Not zur Sprache zu bringen, nachdem er 1755, bei geringerer Bekanntſchaft mit dem Gegenſtande, Mendelsſohn einen zweiten Spinoza ohne die Fehler des erſten genannt hatte.

Goethen bezauberte inſonderheit Spinozas Ethik der ſtillen Reſignation ohne Weltverzicht, der Leidenſchaftsloſigkeit, der Uneigennützigkeit, die den Dichter eines Tages Philinen das herrliche Wort auf die Lippen legen ließ: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“

Mit Kant waren Goethens Berührungen ſpärlicher, wenn auch nicht unfruchtbar. Er eignete ſich den kategoriſchen Imperativ, die Stimme des Gewiſſens und der Pflicht, ſofort in ſeiner Weiſe an, freute ſich der „Kritik der Urteilskraft“, der Beſeitigung aller Welterklärung mit untergeſchobenen Zwecken und auch, daß Kant in der Kunſt jeden bewußten Zweck ausgeſchieden wiſſen wollte. Doch Kant als Dualiſt, der die Welt in An-

geſchautes und Anſchauendes zerlegte, vermochte den Pantheiſten Goethe nicht zu überzeugen. Auch kann er, dem Gott in der Materie mitvorhanden iſt, kaum noch an abſolute Willensfreiheit glauben, und gerade von ihr war Schiller leidenſchaftlich durchdrungen, faſt bis zur Unduldſamkeit.

Daher das Didaktiſche, das Goethen ganz fern lag, in Schillers Gedichten, und ſeine Hinneigung zum Hiſtoriſchen. Geſchichte war für Schiller und Kant ſoviel wie Abſonderung von allerlei wertneutralem Geſchehen als unwichtig und Auswahl von Tatbeſtänden, die, dem praktiſchen Glauben wichtig und wertvoll, zur Erziehung des Menſchengeſchlechtes dienen könnten.

Man muß dieſen feurigen Glauben wie ſeinen hinreißenden Ausdruck an Schiller bewundern, doch hat er dadurch auch zu der jetzt graſſierenden Überſchätzung des „Erziehens“ an ſich beigetragen und leider manches Unheil angerichtet. Schon Zeitgenoſſen haben darüber geſpottet, daß er, vor zwei Wege geſtellt, von denen der eine angenehm, der andre unangenehm ausſah, ſtets kurzentſchloſſen den unangenehmen gewählt haben würde. Doch das führt, auf dem Felde der Erziehung, zu böſen Häuſern. Wenn Knaben ſtets nur dazu eingeſchult würden, das zu treiben, was ihnen keine Freude macht, ſo dürfte das Suchen nach Begabung bald aufhören und damit eine widrige Kraftvergeudung einreißen. Denn Krafterſparnis mit dem Segen aufgeſpeicherter Energie kann in einem Kulturvolk nur dort platzgreifen, wo jeder das treibt, wozu er am geeignetſten iſt, nicht was ihm ſchwerfällt, weil er gar keine Anlage dazu hat, ganz abgeſehen von der grauſamen Barbarei ſyſtematiſch erzeugter Unluſtgefühle, die das fröhliche Wachstum der Jugend hemmen. Goethe war hierin natürlicher, darum läſſiger und nachſichtiger, Schiller zu rigoros, ganz wie er es Kant gelegentlich vorgeworfen hat. Erſt Nietzſche hat in unſern Tagen, dem kategoriſchen Imperativ zum Trotz, den Leib, mit ſeinen Inſtinkten und Warnſignalen der Unluſt, in ſeine heiligen Rechte wiedereinzuſetzen geſucht. Ebenſo dürfte jedoch für Willensfreiheit oder -unfreiheit die Sache keinesfalls auf Ja und Nein ſtehen. Denn wenn auch ſo ſtarke Einflüſſe wie Bodenbeſchaffenheit, Klima, Raſſe, Beiſpiel und Jugendgewöhnung den Willen ganzer Bevölkerungen auf gewiſſen Gebieten zweifellos zu mindern oder zu brechen vermögen, ſo ſteht es doch feſt, daß unter normalen Verhältniſſen ſolche Menſchen, die ſich zur Selbſtbeherrſchung abrichten, tatſächlich auf ſehr wichtigen Gebieten, wie z. B. dem der Verſuchung zu Genüſſen, ein ganz erhebliches Maß von Willensfreiheit erlangen, ſodaß

ſie das berüchtigte „c'est plus fort que moi“ als ein frivoles Geſchwätz belächeln dürfen.

Am 28. Auguſt 1787 hatte Schiller, während Goethe in Italien weilte, auf Knebels Einladung hin eine kleine Geburtstagsfeier für den Abweſenden in Goethes weimarer Gartenhäuschen mitgemacht, am 7. Sept. 1788 der Heimgekehrte ſeinen damaligen Gaſt bei den Lengefeldts in Rudolſtadt getroffen, ihm im Dezember desſelben Jahres eine Profeſſur in Jena verſchafft und ſich dennoch ſeines Mißtrauens gegen den zügelloſen Dichter der „Räuber“ — er ſelbſt war ſoviel ruhiger geworden und ſchon der Klaſſik zugewendet — nicht entſchlagen können. Faſt ſechs Jahre ſtolzen Meidens mußten noch vergehn. Freundſchaft und vertrauter Umgang dieſer beiden für einander geſchaffenen Männer datieren erſt aus dem Mai 1794, von einer Sitzung der Naturforſchenden Geſellſchaft zu Jena, welche die Dioskuren zufällig gemeinſam verließen. Goethe, der tief in botaniſchen Studien ſteckte, leitete vor dem lauſchenden Schiller eine „ſymboliſche Pflanze“ durch ihre Metamorphoſen, und beinahe noch einmal hätte des Kantianers trockner Einwand: „Das iſt keine Erfahrung, das iſt eine Idee!“ bei dem Spinoziſten alles verdorben. Dann brachte Schillers Aufforderung an Goethe zur Mitarbeiterſchaft für die „Horen“ das Verhältnis endlich ins Reine, das, zum größten Segen für beide Männer ſich auswuchs, nachdem durch den herrlichen Brief vom 23. Auguſt 1794 der Jüngere ſein volles und neidloſes Verſtändnis für die größere Natur des Älteren bekundet hatte. Im Dezember 1799 ſiedelte Schiller nach Weimar über.

Damals war der „Wallenſtein“ bereits aufgeführt, und Cotta ſchickte aus Stuttgart reichliche Honorare. Die Legende, daß Schiller aus reiner Armut zuletzt ſchwindſüchtig geworden ſei, ſollte nicht länger herumgetragen werden; er hielt ſich in Weimar Wagen und Pferde. Andre wollen an der Herzlichkeit der Freundſchaft mit Goethe zweifeln, da allmählich der Briefwechſel faſt verſiegt und ſich auf Goethes etwas gebieteriſche Zettel beſchränkt, Schiller ſolle die und die Manuſkripte oder Druckſachen durchſehn. Indeſſen lebten ja die Freunde am gleichen Ort, und Schiller war oft und lange krank. Zwar iſt ſein Schweigen während ſeines Beſuches in Berlin (Mai 1804) auffällig, da doch Goethe von ſeiner dritten Schweizerreiſe (Herbſt 1797) ſo ausführlich und liebevoll geſchrieben hatte.

Doch, was mehr wert ist, ein Augenzeuge, der junge Heinrich Voß, hat von jener rührenden Begegnung, kurz vor Schillers Tod, berichtet, wie die beiden, und zwar beide nach schwerer Leidenszeit, sich zum erstenmal (bei Goethen) wiedersahen, einander um den Hals fielen und küßten, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Das war im März 1805.

Wenige Wochen darauf, am 9. Mai in der sechsten Abendstunde, schloß dieser Streiter seine Augen für immer. Wir kennen die Bilder, mit denen seine Phantasie sich am liebsten beschäftigte; so mögen den Schluß dieses Kapitels seine Worte schmücken:

„Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal!
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal."

Wolfgang Amadeus Mozart
1756–1791

Mozart wurde zu Salzburg als der Sohn eines bei der erzbischöflichen Kapelle angestellten Unterdirektors geboren. Woferl, wie die Seinigen ihn riefen, zeigte früh alle Eigenheiten des künstlerischen Genius: er war aufgeweckt und feurig, stets ganz bei der Sache, zärtlich, empfänglich, von starker Erregbarkeit. Bei seinem feinen Ohr konnte er schon als kleines Kind heraushören, ob eine Geige um einen Achtelton falsch gestimmt sei, dagegen den Klang der Trompete nicht ertragen und bekam einmal Krämpfe, als er dazu gezwungen werden sollte.

Leider verfiel der kleine Mann dem traurigen Schicksal des „Wunderkindes", von eiteln und geldgierigen Eltern abgehetzt und mißbraucht zu werden. Er ward mit sechs Jahren nach München und Wien geschleppt, um zu konzertieren, dann auf eine dreijährige Tour (von 1763 bis 66) durch Süddeutschland, Frankreich, England und die Niederlande. Er hat der Kaiserin Maria Theresia und der Pompadour auf dem Schoß gesessen und einmal zu Heidelberg beim Orgelspiel derartig mit seinen Beinchen auf den Pedalen herumgewirtschaftet, daß der Organist aus dem Staunen nicht herauskam. Aber sein Nervensystem, das unbedingt eines geschonten, ruhigen Ausreifens bedurft hätte, ward auf diese Weise angegriffen, und der ungemein frühe Zusammenbruch des Mannes, rein aus Erschöpfung der Lebensgeister, ist zweifellos auf diese unvernünftig verbrauchte Jugend zurückzuführen. Ein Glück, daß seine ebenfalls früh schon angepeischte Erfindungsgabe sich trotzdem zu männlicher Originalität auswuchs. Ein größeres, daß er in aller Verwöhnung, aller Treibhausfrühreife weder eingebildet noch oberflächlich wurde.

Die mangelnde Begabung, den eignen Vorteil wahrzunehmen und sich geltend zu machen, eine Herzensvornehmheit, die von Leuten, die es besser verstehn, immer so „liebenswürdig" gefunden wird, weil sie so bequem zum Ausnützen ist, hat es verschuldet, daß dieser Meister in seinem Fach trotz eisernem Fleiß sich zeitlebens in untergeordneten, schlecht besoldeten Stellungen herumdrücken, mit Stundengeben und ähnlichen subalternen Beschäftigungen seine beste Zeit aufzehren mußte und mit bittern Nahrungssorgen zu kämpfen hatte. 1779 ward er zum Kapellmeister am salz-

burgiſchen Hof ernannt, doch nur um dieſe Tätigkeit zu verwünſchen. Der Erzbiſchof, einer Adelsklaſſe zugehörig, die erſt nach der Erziehung durch die franzöſiſche Revolution für den Umgang mit Menſchen etwas tauglicher wurde, hielt den jungen Mann ganz bei den Domeſtiken, wollte zwar mit ihm prahlen wie mit einem Pudel, der ins Zimmer gerufen ſeine Kunſtſtücke vormachen muß, behandelte ihn aber ſonſt in der roheſten Weiſe. So kam es denn in Wien 1781 zum Bruch, der unter Beſchimpfungen vollzogen wurde.

Mozart war frei, aber auch gezwungen, der Mitwelt, die ſeiner garnicht beſonders zu bedürfen ſchien, zum Schaden ſeines Hauptberufes betriebſam ein kärgliches Brot abzuringen. Trotzdem folgten in kurzen Zwiſchenräumen außer zahlloſen kleineren Kompoſitionen vier große Opern, die heute noch leben: 1781 „Idomeneo," 1783 „Belmonte und Konſtanze oder die Entführung aus dem Serail," 1786 „Figaros Hochzeit," 1787 „Don Juan".

Damals ſtand Vater Haydn an der Spitze der deutſchen Kammermuſik, Gluck beherrſchte in Paris die große Oper, in Wien waren die Italiäner, angeführt von einem gewiſſen Salieri, mit ihren leichten Spielopern am beliebteſten; der Deutſche Dittersdorf mit ſeinem „Doktor und Apotheker" ſegelte in ihrem Fahrwaſſer. Mozart wurde der Bahnbrecher für das, was wir ſeither charakteriſtiſche Muſik nennen, und zwar zog ſchon er für dieſes Charakteriſieren das Orcheſter in viel ſtärkerem Maß, als das je erhört worden war, heran.

Die Italiäner merkten am früheſten, daß hier etwas Neues, Ernſteres, Tieferes auf den Plan trete, und begannen aus Brotneid ſofort ihre gehäſſigen, großenteils erfolgreichen Kabalen. Kaiſer Joſef aber übernahm für die deutſche Muſik ungefähr die gleiche Rolle, die Friedrich der Große bei der deutſchen Literatur geſpielt hatte. Er war altmodiſch und konſervativ. Mozart ins Angeſicht bezeichnete er wohl „die Entführung aus dem Serail" als „zu ſchön für die Zeitgenoſſen", hinter dem Rücken ſprach er offner: „Es war nichts Beſondres — non era gran cosa." Bei „Figaros Hochzeit" hieß es wieder: „Zu ſchön für unſere Ohren! — Und gewaltig viel Noten, lieber Mozart!" Er beklagte ſich, daß die Begleitung den Geſang übertöne, und fand das unbedeutende Operchen des Spaniers Martin „Una cosa rara" viel preiswerter. Die Wiener folgten im ganzen ſeinem Beiſpiel und lehnten den „Don Juan", der in Prag mit brauſendem Jubel aufgenommen worden war, glatt ab, trotz mehrfacher Wieder-

holung. Nur der alte Haydn blieb dabei, Mozart sei der größte Komponist, der jemals lebte. Dagegen ist die Anekdote von Kaiser Josef, daß er nach der „Zauberflöte" zu Mozart gesagt habe: „Recht hübsch, lieber Meister, aber mehr Melodie! mehr Melodie!!" nicht wahr. Freilich nur aus dem Grunde, daß der Kaiser schon tot war, als die Zauberflöte, dieses von Wohllaut überströmende Werk, — Franz Liszt hat einmal den „Ring des Nibelungen" als „die Zauberflöte unsrer Tage" bezeichnet, — in einer wiener Vorstadt-Bretterbude zum erstenmal gegeben wurde. Ihr Urheber zog sich pünktlich (am 5. Dezember 1791) aus dieser Zeitlichkeit zurück, bevor sein Weltruhm begann; denn die Zauberflöte errang schnell eine unermeßliche Popularität.

Weil sich nur sechzig Gulden im Nachlaß fanden, ward Mozart einem sogenannten „allgemeinen Grab" übergeben. Und weil wegen des schlechten Wetters kein Freund der Bahre bis zum Kirchhof hinaus folgen mochte, der Totengräber aber gleich hernach wechselte, wußte der Witwe, die krank gelegen hatte, niemand mehr die Stätte anzugeben, wo der Müde gebettet lag. Ein Schädel, der von ihm in Wien gezeigt wird, ist sehr wahrscheinlich falsch.

Es waren schöne Zeiten im vorigen Jahrhundert, als „Don Juan" noch unbestritten für die Krone aller Opern galt und man, sobald das Rachetzerzett einsetzte, sich mit Wonneschauern in eine höhere Welt entrückt glaubte. Doch auch Richard Wagner mit seinem unüberbietbaren, schmetternden Pathos hat jene reizvolle Musik nicht zum Schweigen gebracht. Was Mozart in so reicher Fülle voraushatte, war Humor, war schelmische Grazie. Gerade darum ist es gut, daß „Figaros Hochzeit" und „Don Juan" zwei opere buffe waren; und selbst der Zauberflöte verworrenen Text nimmt man gern in Kauf, weil er in allen möglichen, ernsten und neckischen Tonarten von Liebe girrt.

Mozart aber bleibt uns einer der allerbesten nicht nur wegen seiner Werke. Denn viel geringere sind von einer unerträglichen Anmaßung gewesen. Er selbst wußte genau, was er leistete und was ihn von andern unterschied, und ist gleichwohl weder hochmütig noch neidisch geworden. Auch in der Ausübung seiner Kunst hat er ein ursprüngliches, auf das innerste Wesen gerichtetes Wahrheitsgefühl nie verleugnet, sodaß wir seine eigne Herzensbescheidenheit in seiner Musik wiederfinden.

Immanuel Kant
1724–1804

Im selben Jahr, da Lessing starb, erschien, wie schon erwähnt wurde, (1781) Kants „Kritik der reinen Vernunft". Es war, als ob das Schicksal, als es den Deutschen ihren größten Kritiker nahm, sie für diesen Verlust habe entschädigen wollen.

Kants Hauptwerk, für das eigentlich alle seine zahlreichen sonstigen Schriften teils Vorbereitungen, teils Erläuterungen sind, schlug nicht sofort durch, sondern wurde erst im Lauf jener achtziger Jahre durch Besprechungen, besonders durch die des Jenensers Reinhold, der wissenschaftlichen Welt vertraut, dann allerdings von den Kennern als eine Revolution betrachtet.

Rein auf den äußeren Erfolg, den praktischen Ausschlag hin angesehn, muß man heute freilich sagen: eine Revolution in der Nußschale. Denn wenn auch Schillers Gedankendichtung stark von Kant beeinflußt wurde, so blieb doch das intellektuelle und moralische Leben der großen Massen in Deutschland, und vollends im sonstigen Europa, so gut wie unberührt von ihm. Man zitierte den „kategorischen Imperativ", ohne recht zu wissen, was er meinte, und nannte Königsberg i. Pr. „die Stadt der reinen Vernunft" mit etwa soviel Grund, wie Halle a. S. als „Saalathen" gepriesen wurde. Das große Publikum würde entsetzt gewesen sein, wenn es vom wirklichen Inhalt jenes Werkes eine Ahnung gehabt hätte, nicht minder entsetzt, als der Klerus einst vor Kopernikus dastand. Im übrigen folgten auch im Falle Kants Verketzerung, Maßregelung, von oben her empfohlene und geleitete Zuflucht zu reaktionärer Orthodoxie. Heut aber, wo die Philosophen gegen Nietzsches ehrfurchtlose Keckheiten gern wieder festen Boden unter die Füße bekämen und auf Kant zurückgreifen möchten, ist er mitsamt seiner Revolution selbst von innigen Verehrern gleich dem Funken unter der Asche behandelt worden, aus dem vielleicht einmal, wenn das Glück gut ist, eine Flamme hervorbrechen könnte.

Trotzdem bleibt der bohrende Verstand bewundernswert, der den Mann bis zum Ursprung der Dinge führte. Gleich in einer seiner ersten Publikationen, der Abhandlung über „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" aus dem Jahre 1755, beschäftigte ihn der primus motus, jener Anstoß zum Lauf der Planeten, und er supponierte in seinem stillen welt-

verlorenen Winkel eine ursprüngliche Umdrehung des gesamten Sonnensystemes von West nach Ost, als dieses System noch ein bloßer Nebelfleck gewesen sei. Auch er freilich beantwortete die noch frühere Frage nicht: woher kam der Nebelfleck? Heute spricht man von „Spannungsverhältnissen des Weltäthers". Doch woher kam diese Spannung? Wer spannte? Man sieht, auch wir sind nicht viel weiter als Kant; er aber war unendlich viel weiter als seine Zeitgenossen und mit seiner These einundvierzig Jahre früher auf dem Plan als Laplace. Ein unfreundliches Schicksal wollte, daß die Friedrich dem Großen gewidmete Schrift so gut wie unbekannt blieb, weil der Verleger fallierte, während sie gedruckt wurde, und sein Warenlager unter Siegel kam. Erst Humboldt hat sie wieder ausgegraben. Indessen empfiehlt es sich, bevor wir den von Kant bewirkten Fortschritt würdigen, mit schnellem Blick die Etappen zu überfliegen, die das jungeuropäische Denken vor ihm durchlaufen hatte.

René Descartes (1596—1650) gilt als der eigentliche Begründer einer selbständigen, von der Theologie unabhängigen, modernen Philosophie. Um scholastischen Verfolgungen zu entgehen, vertauschte er seine französische Heimat mit Holland, wo er sein System formulierte, das, wenn auch im Einzelnen noch nicht frei von den Befangenheiten seiner Zeit, sich doch durch Klarheit und Kühnheit auszeichnet. Berühmt ist sein von Augustinus entlehnter Satz: „ich denke, also bin ich (cogito, ergo sum)". Sein, von dem gleichen Gedanken Anselms von Canterbury etwas abschattierter „ontologischer Beweis" für das Dasein Gottes: daß der bloße Begriff Gott schon die Existenz einschließe, die Möglichkeit aber, einen unendlichen Gott zu denken, durchaus von ihm selbst als etwas Fremdes in uns begrenzte Menschen hineingelegt sein müsse, dürfte freilich nur auf eine Erinnerungstäuschung oder Schlimmeres hinauslaufen. Denn das Vorhaben, etwas Unendliches zu denken, bedeutet nur eine Prahlerei. Es hat noch keinen Menschen gegeben, der mit jenem vagen Wort einen Begriff zu verbinden fähig gewesen wäre, und es wird auch nie einen geben. Das Wort „unendlich" selbst ist nichts als der Versuch, eine dialektische Formel für etwas ganz Unfaßbares zu liefern. Auch hat man noch keinen Säugling gekannt, der bereits Gott zu denken vermocht hätte. Dergleichen fängt immer erst an, sobald Erwachsene auf uns eingewirkt und solche Gedanken, übrigens ganz verschieden je nach ihrem Bildungsgrade, suggeriert haben. Den Tieren sprach Descartes eine Seele ab und verlegte deren Sitz beim Menschen in

die Zirbeldrüse, behauptete aber trotzdem, daß sie ohne Ausdehnung, daher unverwüstlich und unsterblich sei. Er leugnete jede Möglichkeit einer Wechselwirkung zwischen Geist und Materie und zog mit seltsamem Trugschluß, nach der Weise der alten Eleaten, die Ergebnisse der sinnlichen Erfahrung in Zweifel. Nur die Ideen, zumal die „angeborenen", ließ er als zuverlässig gelten. Weit stichhaltiger waren seine Entdeckungen auf dem Gebiet der analytischen Geometrie; überlebt hat ihn auch der „kartesianische Zweifel": daß man als Philosoph alle gegebene Erkenntnis und jede Voraussetzung von sich zu weisen habe.

Es war ein Zeichen geistiger Gesundheit, daß der Engländer Locke (1632—1704) in seinem berühmten „Essay on human Understanding" von angeborenen Ideen nichts wissen wollte, während unser Leibniz (1646—1716) leider in seinen „Nouveaux Essays sur l'Entendement humain" sich ihrer annahm. Leibniz verwarf dagegen den kartesianischen Dualismus, indem er Stoff und Geist gleichsetzte, da das Körperliche in seinen letzten Bestandteilen, den unzerlegbaren „Monaden", den „wahren Atomen der Natur", nicht mehr vom Geist verschieden sei. Diese Monaden oder Atome nannte er mit einer Gedankenspielerei, die rein garnichts „beseitigt" oder widerlegt, „Seelen". Das Stoffliche in seiner (räumlichen) Ausdehnung habe keine Existenz; das einzig wahrhaft Existierende seien die Monaden.

Aus diesem Wirrwarr von Widersprüchen, die dem Einfachen ausweichen, bemühte sich Christian Wolf († 1754 in Halle) ein System aufzubauen, das Kant nachher mit vieler Mühe untergrub und umwarf. Des Leibniz „Monaden" sind heut vergessen; er steht uns hoch als Erfinder der Differentialrechnung und Mitbegründer der Dynamik.

Schon vor ihm war Spinoza (1632—77) auf den Plan getreten, doch zunächst so gut wie unbeachtet geblieben. Ihm darf man nachrühmen, daß er von sämtlichen „Systemen", einschließlich der nach ihm kommenden, das großartigste, folgerichtigste, in sich fertigste vorahnend aufgestellt habe. Allein trotz der starken Anziehung, die er auf auserlesene Geister wie Lessing, Goethe und Heine geübt hat, scheint es doch, als ob er den Bedürfnissen der Kulturgesellschaft im allgemeinen niemals oder nur in fernen Jahrhunderten entsprechen könnte. Spinoza behandelt nicht mehr Geist und Materie wie verschiedene Dinge; Gott ist ihm eins und alles (hen kai pan). Umgekehrt wie der heilige Augustin, der in seiner engen und gezwungenen Auffassung Gott einen Teich nennt, in den die Welt wie ein Schwamm

hineingeworfen werde, um sich zu durchtränken, vermutet Spinoza Gott selbst in jedem Fisch, in jedem Grashalm jenes Teiches. Physisches und metaphysisches Kausalgesetz werden eins (Monismus). Die Ursachen des Weltgetriebes sind weder nützlich noch schädlich, sondern einfach vorhanden; unsre Welt ist nicht die beste unter mehreren denkbaren, sondern die einzig mögliche. Sie „determiniert" uns durch ihre Motive. Es ist klar, daß diese Philosophie zur Geduld hinführen muß, daß die Willensfreiheit keinen Raum in ihr hat und ihre Ethik sich auf Leidenschaftslosigkeit richten wird.

Von vornherein mußte sich der Spinozismus in schärfstem Gegensatz zum mittelalterlichen Christentum befinden, dem bekanntlich die Materie an sich für böse galt und das, um bei der Verurteilung und Verketzerung des Fleisches nicht in Gotteslästerung zu verfallen, die Spukgestalt des Teufels erfand, von dem der Menschenleib sozusagen direkt ressortieren sollte. Dies Buch wendet sich an Leser, die bereits aufgeklärt genug sind, um an die Allgegenwart eines Teufels nicht mehr zu glauben. Sie brauchen deshalb jedoch weder Spinozisten oder Pantheisten zu werden, noch in der Weise gewisser Naturwissenschaftler den Monismus der göttlichen Beimengung, die ihm Spinoza gegeben hatte, zu entkleiden.

Halten wir für Kant jenes schon genannte Jahr 1755 fest; es zeigt uns den großen Ostpreußen bereits in voller philosophischer Stärke. Was war sein irdisches Geschick?

Da muß man sagen: sein gewaltiger Geist lebte in einer gar dürftigen Hülle. Der Leib maß kaum fünf Schuh, die Brust war eingedrückt, die rechte Schulter verwachsen. Nie sind ihm Herz und Atem ganz frei gewesen, doch er linderte diese Beschwerden durch bloße Willensanstrengung, indem er sich vornahm, nicht mehr an sie zu denken. Hervorstechend in seinem Charakter war jener edle Stolz, den man auch Sinn für Unabhängigkeit nennt. Er, der Sohn eines Schusters, hat noch als Magister und Privatdozent einmal in seiner bittern Armut lieber einen abgenützten Rock weitergetragen, als einen neuen der Wohltat von Freunden danken wollen. Und heiter pflegte er sich auf seine alten Tage zu rühmen, daß er jederzeit, sobald es bei ihm klopfte, mit gutem Gewissen sein Herein habe rufen können, da er sicher war, daß kein Gläubiger draußen stünde.

Allein dieser Stolz auf seine persönliche Freiheit ward gleichwohl teuer erkauft. Nachdem er in Königsberg zehn Semester (von Michaeli 1740 bis Michaeli 1745) studiert hatte, mußte er sich den Antritt der akade-

miſchen Laufbahn verſagen, da ſeine Einkünfte aus Privatſtunden dazu nicht hinreichten, die ohnehin ſpärlichen elterlichen Zuſchüſſe ſchon im März 1746 durch den Tod des Vaters verſiegten und er keinem noch ſo reichen Verwandten zur Laſt zu fallen wünſchte. Kant griff zum Wanderſtab und iſt während der nächſten neun Jahre an drei verſchiedenen Stellen als Hauslehrer tätig geweſen, zuletzt (von 1752 bis 55) beim Grafen Keyſerling auf Rautenburg bei Tilſit.

Die Legende, er habe Königsberg nie verlaſſen, beruht alſo nicht auf Wahrheit; nur die Grenzen ſeiner Heimatprovinz hat er nicht überſchritten. Und ſoviel iſt richtig, daß er weiterer Wanderſchaft auch garnicht bedurft haben würde, denn ſeine Fähigkeit, ſich Welt und Menſchenkenntnis zu erwerben, war ganz erſtaunlich. Für ſeine Sinnesrichtung zeugt es, daß zwei ſeiner Zöglinge aus den Familien v. Hülſen und Keyſerling ſpäter zu den Erſten gehörten, die auf ihren Gütern die Leibeigenſchaft (Erbuntertänigkeit) aus freien Stücken aufhoben. In Rautenburg aber war ſeine beſte Schülerin die junge Gräfin ſelbſt, eine überaus anmutige und aufgeweckte Frau, der Kant ungefähr ſoviel an savoir-vivre verdankt zu haben ſcheint, als er ihrer Wißbegierde gab.

Die hierüber aufbewahrten Zeugniſſe ſind für beide Teile ſo ehrenvoll, daß einige Proben mitgeteilt ſeien. So ſchreibt der königsberger Nationalökonom Kraus: „Der vieljährige ununterbrochene Umgang im Keyſerlingſchen Hauſe, deſſen Krone, die geiſtreiche Gräfin, an Kants Geſellſchaft ausnehmend Geſchmack fand, iſt ebenſoſehr ein Beweis von der feinen Lebensart, worauf er ſich verſtand, als derſelbe auf dieſe, für einen ſo tiefdenkenden Gelehrten ſeltene Gewandtheit und Delikateſſe zurückgewirkt haben mag. Allemal ſaß Kant an Keyſerlings Tiſch auf der Ehrenſtelle unmittelbar der Gräfin zur Seite, es müßte denn ein ganz Fremder dageweſen ſein, dem man konvenienzgemäß dieſe Stelle einräumen mußte.“ Nach ſeinem Tod ſchrieb Eliſe von der Recke: „Ich kenne ihn durch ſeine Schriften nicht, weil ſeine metaphyſiſche Spekulation über den Horizont meines Faſſungsvermögens ging. Aber ſchöne geiſtvolle Unterhaltungen danke ich dem intereſſanten perſönlichen Umgange dieſes Mannes, täglich ſprach ich dieſen liebenswürdigen Geſellſchafter in dem Hauſe meines Vetters, des Reichsgrafen von Keyſerling zu Königsberg ... Bisweilen war ſein Geſpräch mit leichter Satire gewürzt, die er immer mit der trockenſten Miene anſpruchslos hervorbrachte.“ Das gewichtigſte Zeugnis

aber ſtammt von ſeinem Schüler und Landsmann Herder. „Kant in ſeinen blühendſten Jahren hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in ſein greiſeſtes Alter begleitet. Seine offne, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerſtörbarer Heiterkeit und Freude, die gedankenreichſte Rede floß von ſeinen Lippen, Scherz und Witz ſtanden ihm zu Gebot, und ſein lehrender Vortrag war der unterhaltendſte Umgang ... Nichts Wiſſenswertes war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vorurteil, kein Namensehrgeiz hatte je für ihn den mindeſten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbſtdenken; Deſpotismus war ſeinem Gemüte fremd."

Auf 20. Auguſt 1770, nach fünfzehnjährigem Privatdozententum, trat Kant endlich in ſein ordentliches Lehramt und ward 1780 Mitglied des akademiſchen Senates. Sein standard work aber hat er langſam ausgetragen und im Lauf der ſiebziger Jahre niedergeſchrieben. Erſt 1780 iſt es von ihm druckfertig gemacht worden und im Jahr darauf erſchienen.

Das Epochemachende an der „Kritik der reinen Vernunft" war die kalte, nüchterne Unerbittlichkeit, mit der Kant der vordringlichen Spekulation ins Angeſicht leuchtete und ihre Nieren prüfte. Ganz weit weg wies er es, mit Erkenntniſſen prunken zu wollen; er fragte vielmehr: welches ſind unſre Organe, mit denen wir etwas erkennen *können*? Nicht von den Gegenſtänden ging er aus, ſondern von unſerm Erkenntnis*vermögen*. Freilich hat er dieſes Vermögen halbiert, ſodaß man heute von einem doppelten oder zwieſpältigen Kant ſpricht, deſſen Schüler ſich dann gleichfalls in zwei Gruppen geſondert hätten, deren eine der realen, deren andre der idealen Richtung des Meiſters folgten.

Und leider iſt jener Zwieſpalt in Kant ſelbſt nicht auszugleichen. In den Stunden, wo die Kritik in ihm die Oberhand hatte, ſah er deutlich, daß unſerm Hirn eigentlich doch nur Urteile über die ſinnlich wahrnehmbare Erſcheinungs- und Erfahrungswelt zuſtünden; dieſen Weg durch Betaſtung und Erfahrung nannte er „nachträglich" (a posteriori). In ſeinen träumeriſchen Stunden jedoch genügte ihm der Bezirk nicht. Da hielt er die Beſchäftigung mit jenen geheimnisvollen Dingen, für die unſre Sinne keine Fingerzeige mehr hergeben, für weit wichtiger und vornehmer. Um ohne Gewiſſensbiß zu ſolchen überſinnlichen, „erhabenen" Sachen ein Urteil abgeben zu können, konſtruierte er ſich zwei Sorten von Verſtand

(getrübt und rein), dazu zwei Sorten von Vernunft und erfand sich außerdem ein besondres Erfahrungselement, das auf zauberhafte, an die christliche Offenbarung erinnernde Weise von vornherein (a priori) in uns anwesend sei und, statt über unsre Erkenntnis hinauszugehen, ihr vielmehr vorausginge. Die Fähigkeit, derart unabhängig von empirischen Prinzipien zu urteilen, nannte er „transscendental".

Freilich würde Kant zu diesem Sprung wohl niemals fähig gewesen sein, wenn ihm nicht schon am Beginn seiner Laufbahn etwas höchst Menschliches passiert wäre. Denn klar genug sah er, daß nicht nur gewisse aprioriſche Begriffe, sondern auch die Ergebnisse der Mathematik schlechterdings nicht unter die „Phainomena", nicht unter die betastbaren Dinge der Erfahrungswelt gehörten, nicht a posteriori bewiesen werden könnten, sondern durchaus kritisch in Zweifel gezogen werden sollten. Doch dieser Gedanke war ihm unerträglich. Er bedurfte des Glaubens an die unbedingte Sicherheit mathematischer Gesetze; eine subjektive Vorliebe betrog ihn. Dies wurde Kants intellektueller Sündenfall. Denn obschon es logischer gewesen wäre, schlankweg zuzugeben, daß auch unsre scheinbar exaktesten mathematischen Formeln gegenüber der Idee der Unendlichkeit, also auch der unendlichen Verkleinerung und Vergrößerung der Maßstäbe, nur Schätzungswert beanspruchen können, versteifte er sich hier auf einen Wunsch; und Wünsche schwächen das Urteil. Es galt ihm, gegen den großen Skeptiker Hume die Theorie einer allgemein gültigen Erfahrung durchzusetzen. Deshalb stieg er von seiner logischen Höhe herab, ließ durch eine Vordertür ein, was er zur Hintertür hinausgeworfen hatte, und gab zu, daß in der Erfahrung selbst ein aprioriſches Element läge; daß es also gewissermaßen Erfahrungen ohne Erfahrung gebe.

Auf diese Weise gewann er sich die Berechtigung oder glaubte doch, sie gewonnen zu haben, über solche Begriffe wie Raum und Zeit, Seele, Welt und Gott, über die seine Kritik menschliche Aussagen als hinfällig anzweifelte, gleichwohl aprioriſch mitzureden. In lichten Stunden ward er sich der Wertlosigkeit dieses bloßen „Spieles" wiederum bewußt, konnte es aber dennoch nicht lassen und endete darum vielfach in ganz offenkundigen Widersprüchen. So wenn er, außer dem kosmologischen und physiko-theologischen, auch den bereits genannten ontologischen Beweis für das Dasein Gottes zerpflückte, weil Existenz oder Nichtexistenz nur das Verhältnis eines Begriffes zu unsrer Erkenntnis, niemals den Begriff selbst ändern

könne und der Begriff „hundert Taler" in allen seinen Merkmalen derselbe bliebe, ob jemand sie besäße oder nicht. „Es ist," so schließt er jenen Abschnitt, „an dem so berühmten ontologischen (kartesianischen) Beweise vom Dasein eines höchsten Wesens aus Begriffen alle Mühe und Arbeit verloren, und ein Mensch möchte wohl ebensowenig aus bloßen Ideen an Einsichten reicher werden, als ein Kaufmann an Vermögen, wenn er, um seinen Zustand zu verbessern, seinem Kassenbestande einige Nullen anhängen wollte." Aber wer etwa denkt, daß Kant mit dieser scharfen Absage an die logische Beweisbarkeit zugleich die Existenz eines von der Welt abgesonderten deus habe widerlegen wollen, der irrt sich ganz. Und ebenso überrascht er uns, wenn er in einer hellen kritischen Stunde auch die aprioriſchen Begriffe nur auf Daten der Anschauung und Erfahrung beziehen will, ohne welche sie keinen Wert hätten, dann aber trotzdem diesem selben Empirismus, der nach Baco von Verulam die einzige Grundlage aller menschlichen Erkenntnis ist und ewig die einzige bleiben wird, seine ganze unverhohlene Nichtachtung ausdrückt.

Wir müssen dies durchaus historisch zu verstehen suchen, nicht vorschnell seinem Intellekt hier einen Fehler anrechnen wollen. Es war Kant nicht zuzumuten, für immer auf die Erörterung „abgezogener" Begriffe zu verzichten, also das zu lassen, wozu jeder noch so mittelmäßige Rabulist um ihn her sich für berechtigt hielt. Der vorhandene Schatz an exakter Erfahrung aber imponierte ihm nicht; er glaubte nicht an die bloße Möglichkeit, auf diesem Wege zu Erkenntnissen zu gelangen, die ihm genügen könnten. Hätte er den enormen Aufschwung der Physik und Chemie, der Biologie und experimentellen Physiologie, die Entschleierung sovieler geologischer und dynamischer Geheimnisse miterlebt, wie sie das Jahrhundert brachte, zu dessen Beginn er starb, dann würde unser Kant wesentlich anders ausschauen. So wie er war, hat er eine Brücke zwischen Sinnen und Gedanken, hat er die Abhängigkeit auch der „übersinnlichen" Begriffe von Betastung und Erfahrung, wie sie die heutige „zoologische Philosophie" lehrt, nicht nur für unmöglich, sondern ihre Voraussetzung für einen Frevel gehalten. Daß man auch das „geistige" Leben an die leibliche Faser binden könne, blieb ihm und seiner Zeit eben unfaßbar. Dies ist sein und unser Verhängnis, daß der durchdringendste und klarste Verstand, den die Deutschen bisher hervorgebracht haben, um hundert Jahre zu früh geboren und gezwungen wurde, seine Lebensarbeit mit unfertigem Werkzeug zu verrichten.

Indeſſen, was ein großer und erleuchteter Kritiker einmal zerſtört hat, kann in der Philoſophie als beſeitigt gelten. Daher dürfen wir in Kant, unbeirrt von ſeinen Widerſprüchen auf poſitivem Gebiet, einen der gewaltigſten und nützlichſten Hinwegräumer von Gedankenſchutt verehren. Es leuchtet ein, daß durch ſein kühnes Meſſer etwa vier Fünftel der damaligen ſpekulativen Theologie als Bombaſt, leerer Wuſt, nutzloſes Gewäſch abgeſchnitten wurden. Aber erſtens einmal hatte die zünftige Theologie ſofort einen ſcholaſtiſchen Einwand zu machen, ja ſie jubelte auf, da es nun endlich erwieſen ſei, daß man ſich Gott überhaupt nicht von der Seite der Vernunft her nähern könne; da bedürfe man eben des Glaubens. Und zweitens iſt die Zahl der geiſtig unſelbſtändigen Menſchen, die es gern haben, wenn man ihnen befiehlt oder vorzaubert, was ſie glauben ſollen, in einer ſo ungeheuern Überzahl auf Erden, daß Kants Neuerung zunächſt nur das Gemeingut weniger, vorgeſchrittener Denker zu werden vermochte.

Das Werk, mit welchem Kant ins althergebrachte Fahrwaſſer zurücklenkte, hieß „Kritik der praktiſchen Vernunft“ und erſchien 1788. Es mochte ihm nicht entgangen ſein, wie gerade den mittelmäßigen und niedrigen Intellekten auf ſeiner einſamen Höhe ſchwindeln müßte; daß, wenn ſie aufhören wollten, in der alten Weiſe vom „Daſein Gottes“ wie von einem Pferd oder einem Baum oder irgend einem andern Gegenſtand ihrer Endlichkeit zu reden, ſie ſtatt klüger, einſichtiger und beſſer als vorher, nur verworrener, haltloſer und ſchlechter, hochmütig und unnütz werden dürften. Darum gab er ſein kühnes Beginnen auf und ſchloß mit den Inſtinkten der damaligen Chriſtenheit ein Kompromiß. Die 1781 von ihm angewendete Methode war grundſtürzend, ſie hätte noch weiter führen müſſen. Doch als ob er ſich ſeines eignen Erfolges geſchämt hätte, verließ er ſie und räumte, kaum daß ſein Hauptwerk anfing, recht bekannt zu werden, in der „Kritik der praktiſchen Vernunft“ gutmütig ein, die Exiſtenz Gottes ſei doch ſehr wohl möglich.

Augenſcheinlich verzweifelte er daran, aus der reinen Kritik heraus zu einer anſprechenden und wirkſamen Ethik zu gelangen, die kommende Geſchlechter befähigen könnte, tüchtiger zu werden als ſeine Zeitgenoſſen. An einer geſunden Ethik aber war dieſem echten Menſchenfreunde alles gelegen, an einem ſichern Regulativ zum Wollen und Handeln. Die Einſicht allein war ihm zu wenig, ſobald ſie nicht zum rechten Tun befähigte. Darum ſchied er theoretiſche und praktiſche Vernunft und erklärte für die Ver-

wirklichung des „höchsten Gutes“, d. h. zur Verbindung von Glück mit vollendeter Tugend, den Glauben an das Daſein Gottes für notwendig.

Geben wir es hier auf, uns davon ein Bild zu machen, was Kant eigentlich unter Gott verſtanden habe. Spinoza ſah die Güte des Weltwillens in der allgemeinen Anlage der Natur, ſah aber völlige Gleichgültigkeit im Einzelfall. Daher kam er zur Reſignation als einer Art paſſiven Widerſtandes. Kant war das zu wenig; er wünſchte mehr Aktivität. Deshalb kam er zu Forderungen und warf zu deren Gunſten das Beſte ſeiner Philoſophie über Bord.

Der Unparteiiſche ſagt heute: die Menſchen ſind ſo verſchieden, daß es nicht Eine Philoſophie für alle geben kann. Goethen war es wohl bei Spinoza; er iſt ihm bis zum Tode keine Minute untreu geworden. Wenn Schiller an Kant irreward, ſo hatte die Ethik das verſchuldet, weil „Forderungen“ ſelbſtverſtändlich die Echtheit der Anſchauung trüben.

Bis wir gelernt haben, mit den Hilfsmitteln moderner Naturwiſſenſchaft und zugleich mit jener Unbeſtechlichkeit, durch die in Kants „Kritik der reinen Vernunft“ die beſten Partien ausgezeichnet ſind, das Weltbild zu erfaſſen, um dann ehrlich zu prüfen, ob Ethik überhaupt mit ihm vereinbar ſei, freuen wir uns lieber der vielen herrlichen Gaben aus der Gedankenwerkſtatt des berühmten Königsbergers. Von ihm, nicht von Karl Marx, rührt die Idee des Zukunftsſtaates, wo dem Hochgefühl der individuellen Freiheit nur durch die Rückſicht auf die Freiheit und das Behagen der Mitmenſchen eine Schranke gezogen ſein ſollte. Und kann man humaner denken als er, der eine fröhliche Gemütſtimmung forderte und zur Pflicht machte, weil man „ohne ſie nie gewiß iſt, das Gute auch lieb gewonnen zu haben?“ Solche Gedankenperlen finden ſich überall verſtreut in Kants zum Teil ja ſchwer lesbaren Schriften. Von ihm ſtammt die Forderung: „Evolution, nicht Revolution!“ Will man ſich aber ſchnell vergegenwärtigen, wieviel reifer, gediegener, ſachlicher dieſer Denker war als z. B. Arthur Schopenhauer, ſo vergleiche man deſſen geiſtſprühenden, doch überſcharfen und zuweilen ganz ungerechten Verſuch über die Frauen mit den ſchlichten, ſo zum Herzen ſprechenden und packenden Sätzen, die neuerdings Felix Groß in ſeinem Büchlein „Kant-Laienbrevier“ zuſammengeſtellt hat. Ging der Meiſter in ſeiner verſtehenden Duldung doch ſo weit, „die veränderlichen Erfindungen des Putzes“ als im äſthetiſchen Weſen der Frau begründet zu verteidigen. Unverrückbar freilich zeigte die Magnetnadel ſeiner

praktiſchen Vernunft nach dem Nordpol der Pflicht, ſodaß, in einem etwaigen Kampf zwiſchen Pflicht und Neigung, auf die Neigung ſchlechterdings gar keine Rückſicht zu nehmen ſei.

In dem ſelben Sommer 1786, da Friedrich der Große ſtarb, ward Kant zum erſtenmal Rektor. Doch unter dem neuen König, den er bei der Krönung im Namen der Univerſität begrüßte, begann ſeine Drangſalierung. Wöllner, von dem 1768 der Alte Fritz geurteilt hatte: „Der Wöllner iſt ein betriegeriſcher, intriganter Pfafe, weiter Nichts," wurde unter Friedrich Wilhelm II. allmächtig. Sechs Tage nach ſeiner Übernahme der Kultusangelegenheiten, am 9. Juli 1788, erſchien ſchon das neue preußiſche Religionsedikt, das die alte Toleranz in Gewiſſensſachen aufrechtzuerhalten verſprach, falls man ſeine jedesmalige beſondre Meinung für ſich behielte.

Es iſt wahr, die unabläſſige Aufklärung hatte eine gewiſſe Trockenheit der geiſtigen Atmoſphäre erzeugt, fromme Gemüter nach allerlei Aberglauben lüſtern gemacht, nun jagten die Reſpektloſigkeiten der franzöſiſchen Revolution den Orthodoxen vollends einen Schreck nach dem andern ein. Das untauglichſte Mittel, um geiſtige Bewegungen aufzuhalten, die polizeiliche Repreſſion, ward in Preußen an der falſcheſten Stelle verſucht. Am 12. Oktober 1794 erhielt Kant aus Berlin einen vom 1. Oktober datierten Ukas, der ihm wegen „Entſtellung und Herabwürdigung des Chriſtentums" einen Verweis erteilte und ihn bei ſeinen Kollegen zu diskreditieren ſuchte. Er antwortete augenblicklich mit einem Verzicht auf jeden die Religion betreffenden Vortrag. Unter dem nachfolgenden König ward es zwar wieder etwas beſſer, doch im ſelben Jahre 1797, da Friedrich Wilhelm III. ſeine Regierung antrat, ſtellte Kant ſeine Vorleſungen für immer ein. Im Jahre 1799 ſchon ſah er ſich wegen zunehmender Hinfälligkeit gezwungen, auch ſeinen alltäglichen Spaziergang, an den die Königsberger ſo gewöhnt waren, daß ſie nach ihm ihre Uhren regulierten, aufzugeben. Dann iſt jenes Licht, das einſt ſo hell geſtrahlt hatte, langſam, langſam erloſchen und Kant am Vormittag des 12. Februars 1804 abberufen worden. Seine letzten Worte ſollen gelautet haben: „Es iſt gut."

Er hinterließ das bei der Schmalheit ſeiner Einkünfte, die noch im Jahre 1786, aus vier amtlichen Bezugsquellen zuſammen, wenig über 417 Taler jährlich betragen hatten und ſich erſt während ſeiner letzten Jahre etwas beſſerten, allein durch ſeine phänomenale Bedürfnisloſigkeit und Sparſamkeit erklärbare Vermögen von mehr als 21000 Talern.

Seine Philoſophie iſt nach dieſer Richtung und nach jener ausgebaut, das Konkrete durch Hegel, die Idee durch Karl Marx totgeſchlagen worden; beide leben immer noch. Vielleicht gelingt es doch irgend einem Landsmann eines Tages, ohne Verzicht auf die Kritik aus dem naturwiſſenſchaftlich geklärten Weltbilde die gleichen oder noch einleuchtendere ethiſche Werte herauszuwirken, als vorerſt leider nur durch

Mitbemühung des Aberglaubens

erhältlich ſind.

Heinrich Freiherr vom Stein
1757–1831

„Wo zu des Rheines heil'gen Wogen
Die Lahn in bunten Ufern rauscht,
Da ist ein Adler aufgeflogen . . ."
Ernst Moritz Arndt.

Rechts der Lahn und etwa zwanzig Kilometer vor ihrer Mündung liegt das Städtchen Nassau. Unweit von ihm auf der Kuppe eines Hügels erblickt man die Trümmer einer Burg, den Stammsitz des berühmten Hauses Nassau-Oranien; auf halber Höhe das einstige Anwesen der Freiherren vom Stein, die dort als Lehnsträger jenes fürstlichen Hauses Jahrhunderte hindurch blühten.

Der Westfälische Friede von 1648 hatte ihnen und ihren etwa fünfzehnhundert freiherrlichen Standesgenossen in Deutschland die Reichsunmittelbarkeit belassen, weshalb ihre Burgen und Gütchen von manchen Historikern den deutschen Kleinstaaten zugezählt worden sind. Allein es fehlte den Reichsrittern hierzu vor allem die „Suveränität", mit ihr das Recht auf selbständige diplomatische Vertretung und selbständige Kriegführung. Zaunkönige waren es, die im allgemeinen, durch ihre zweideutige Stellung, zur Überhebung und Nichtsnutzigkeit verführt wurden, wie denn ihre armen „Untertanen" in Schwaben, Franken und am Rhein, wo es die meisten Reichsritter gab, aufs Schmählichste gepreßt und geschunden zu werden pflegten. Trotzdem lebte in den besseren Elementen gerade jenes Standes auch der Reichsgedanke fort, in Opposition zum Partikularismus, mit einem Zug von trotziger, aufrechter Unabhängigkeit, der inmitten des demütigen deutschen Spießbürgertumes erfreulich blieb und an seinem tüchtigsten Sproß köstliche Früchte reifen sollte.

Heinrich vom Stein wurde am 26. Oktober 1757 als dritter Sohn des kurmainzischen Geheimrats Philipp vom Stein zu Nassau geboren. Die Überlegenheit seines Geistes wie seines Charakters leuchtete früh schon so hervor, daß er auf Betreiben der Mutter, wenn auch ohne freudige Zustimmung des ältesten Bruders, noch als blutjunger Student zum künftigen Oberhaupt und Stammhalter der Familie designiert wurde. Er widmete 1773—77 in Göttingen sein ganz besondres Interesse der Geschichte wie den Staatswissenschaften. Sein Verständnis für alles Bedeutende war so lebhaft, daß man von keinen tollen Streichen, keiner Zeit- und Kraftverschwendung bei ihm hört.

Das Wunderbare und Schicksalvolle dieses Mannes lag eben in seinem ganz auf praktische Ziele gerichteten Sinn; in der Schärfe seiner Urteilskraft für Menschen und Geschäfte, in seiner phänomenalen Energie des Wollens wie der Willensübertragung auf andre. Seine Begabung war so frei und allgemein, daß man alles und jedes von ihm hätte fordern können, außer vielleicht lyrische Gedichte, Dramen, Sonaten und Gemälde. Wäre er im dunkelsten, ärmlichsten Schwarm geboren worden, seine enorme Intelligenz würde bald ihn ausgezeichnet und befördert haben. Man kann sich ihn denken als den ersten Pädagogen seiner Zeit mit wundervollem Verständnis für die Bedürfnisse der Jugend; als gefeierten Universitätslehrer für Geschichte, Sprachen oder Naturwissenschaften; doch nicht als einen wertklaubenden und systemhaschenden Philologen. Erstaunlich, daß der politisch verbildete, zurückgebliebene Deutschtum jener Zeit überhaupt einen solchen praktischen Genius hervorzubringen vermochte. Wie schlecht es ihn zu gebrauchen verstand, werden wir freilich sofort bemerken.

Da Steins Familie gerade bemittelt genug dazu war, durfte unser junger Held seiner Neigung für Staatsgeschäfte und vorbereitende Informatien folgen. Alte Überlieferungen verwiesen ihn aufs Reich, und tatsächlich hat er sich mit dessen drei sichtbaren, halblebendigen Überbleibseln: dem Schattenreichstag zu Regensburg, dem Schattenkaisertum zu Wien und dem Reichskammergericht zu Wetzlar, berührt. Alle drei vermochten dem ahnungsvollen Ehrgeiz dieses jungen Adlers nichts zu bieten. Seine Blicke richteten sich wie von selbst nach Preußen, der einzigen Stätte in Deutschland, die solchen Geistern, die sich nur für die höchsten Aufgaben eigneten, Beschäftigung und Aussicht gewährte.

Es ist das unvergängliche Verdienst des vortrefflichen preußischen Bergbauministers v. Heinitz, außer dem spätern Staatskanzler Hardenberg auch den Freiherrn vom Stein entdeckt und für den preußischen Dienst gewonnen zu haben. 1780 wurde dieser zum Bergrat in der Grafschaft Mark ernannt, 1782 zum Oberbergrat befördert und erhielt schon 1784 die Oberleitung sämtlicher westfälischer Bergämter, in einem Alter von knapp siebenundzwanzig.

Seit 1796 Oberpräsident aller westfälischen Kammern — aber wie klein waren die damaligen preußischen Besitzungen im Westen! — hat sich der große Mann zwei Dutzend Jahre hindurch, von seinem Eintritt an gerechnet, rein fachtechnisch ausgelebt, hat freilich durch seine [illegible]

gerechte Amtsführung ſich einen Schatz von Vertrauen erworben, ſeine Kenntniſſe durch Reiſen ins Ausland, zumal nach England hinüber, erweitert und wohl ſtets ein Auge auf die große Politik, aber zur Beteiligung an ihr keine Gelegenheit gehabt.

Und doch wie ſehr fehlte, nach dem Heimgang des Alten von Sansſouci im Jahr 1786, dem deutſchen Volk ein Staatsmann! Wie überſtürzten ſich die Ereigniſſe!

Im Jahr 1788 war die altfranzöſiſche Regierungsmaſchine niedergebrochen, alles ſtockte dort in völliger Zerrüttung. 1789 trat die assemblée nationale zuſammen, deren dritter Stand im pariſer Ballhauſe ſchwur, nicht eher auseinanderzugehn, als bis Frankreich eine Verfaſſung habe. Seither begannen jene taſtenden, ungeſchickten, behinderten und gewaltſamen Wiederaufbauverſuche, die noch heute mit dem nicht recht paſſenden Namen der großen Revolution belegt werden.

Die Franzoſen wünſchten, ſich zweckmäßiger einzurichten; Preußen aber intervenierte im Sommer 1792, um das zu verhindern. Dieſer unkluge Einmarſch wurde mit ungenügenden Kräften energielos unternommen und führte nur bis zur bekannten Kanonade von Valmy (am 20. Sept.). Er hat nichts bewirkt, als die beſchleunigte Prozeſſierung und Hinrichtung Ludwigs XVI. (im Jan. 1793), dagegen die Franzoſen nach außen einig und noch eroberungsluſtiger als vorher gemacht.

Was mochte Stein dazu denken, daß gerade jener Staat, der in Europa das erſte glänzende Beiſpiel von Sparſamkeit und Ordnung gegeben hatte, ſeine Landeskinder aufbot, um in Frankreich die Praſſerei der Privilegierten, die Ausſaugung der Ärmſten zu verewigen? Preußen verſchleuderte den durch Friedrich den Großen angeſammelten Kriegsſchatz, um ein vom Schickſal verworfenes und gezeichnetes Regierungsſyſtem zu ſtützen. Bald ſah es ſich durch die unruhige Einmiſchung eines nichts weniger als lethargiſchen, doch befangenen, kritikloſen, unmodernen Königs in die Notwendigkeit verſetzt, die Bismarck immer ſoſehr gefürchtet hat: einen Krieg mit zwei Fronten zu führen, am Rhein gegen die Franzoſen, an der Weichſel gegen die Polen. 1795 waren die Finanzen durch eine lawinenartig wachſende Schuldenlaſt auf lange Zeit hinaus ruiniert. Der berüchtigte Friede von Baſel, der den Franzoſen 1795 das ganze linke Rheinufer preisgab, wie unrühmlich auch immer an ſich ſelbſt, war für Preußen ein gebotener Akt der Selbſterhaltung, um endlich wenigſtens die eine Hand freizubekommen.

Die damaligen Berliner hatten gegen die Verschwisterung von Wollust und Frömmelei unter jenem König nicht viel einzuwenden; nur Stein machte, als er in seinen Denkwürdigkeiten auf Friedrich Wilhelm II. zu sprechen kam, der ganzen „preußischen Nation" den Vorwurf, daß sie „sogleich ohne Rücksicht und Anstand vor seinen Günstlingen und Mätressen kroch". Dennoch sollte jener König 1797 durch einen weit übleren und für Preußen verhängisvolleren abgelöst werden.

Damit schürzt sich der Schicksalsknoten; zwei grundverschiedene Temperamente geraten in tragisch prädestinierter Stellung an einander. Dort steht ein geborener Herrscher, der stärkste Deutsche nach Anlage und Vorbildung, der „heimliche Kaiser". Doch er ist Beamter und hat, in einem unscheinbaren Bezirk festgelegt, Befehle von oben entgegenzunehmen. Hier steht ein militärischer Gamaschenknopf, nach seinem Naturell ein adliger Gutsbesitzer mit dem engen Horizont, der geringen Bildung und allen Vorurteilen des damaligen Standes, hochmütig zwar, aber ohne Stolz in den Stunden der Prüfung; nach seiner Ansicht „von Gottes Gnaden", aber ohne Fähigkeit zu irgend einem großen Wurf. Mit zähen Scheingründen wehrt er jeden dringenden Entschluß von sich ab, voll Mißtrauen und Haß gegen alle feurigen, weiterblickenden, ihm selbst wesensfremden Charaktere. Doch er ist purpurgeschmückt, ein „Monarch" alten Stiles, hat seine „Untertanen", mit Gibbon zu reden, „wie eine Viehherde" geerbt und empfindet es nicht allzutief, wenn ihm die Hälfte fortgenommen wird, weil er ja immer noch etliche Millionen übrig behält, vor denen er König und Soldat spielen kann.

Im Jahre 1799, als Preußen es unterließ, einer starken und — während Napoleons Abwesenheit in Ägypten — gegen die französische Republik erfolgreichen Koalition beizutreten, murrte Stein in einem Brief: „Es ist betrübend, uns gelähmt und in einem Zustande der Starrsucht zu sehen". Im Frühling 1803 muß er es erleben, wie der französische General Mortier von Holland her mit frecher Verletzung des Baseler Friedens in Hannover einrückt, ohne daß Preußen, der Garant jener „Demarkationslinie", die den Deutschen wenigstens das rechte Rheinufer sichern sollte, auch nur Miene machte, sein Schwert zu ziehen.

1804 als Minister des Generaldirektoriums (für alle Steuer- und Zollsachen) nach Berlin berufen, trat Stein endlich nun in den Brennpunkt der preußischen Politik und vermochte aus nächster Nähe die Inkompetenz der leitenden Kraft zu beurteilen. Er hat für sie und den ganzen höfischen

Brei später das bittre fachmännische Wort gefunden, daß er „nur noch der fauligen Gärung fähig“ gewesen sei. Der König hatte sich mit Männern umgeben, von denen er schlechterdings keine Beunruhigung der eigenen Gedankenlosigkeit zu fürchten brauchte. Sein persönlicher Adjutant und Intimus war Köckeritz, zu dessen Charakteristik das Scherzwort seiner Tischnachbarin, der Hofdame Gräfin Voß, genügt: „So, jetzt werden die Leute wieder sagen, da haben zwei alte Weiber beisammen gesessen.“ Mit seinen Ministern, die keinen persönlichen Vortrag bei ihm hatten, verkehrte der König durch die sogenannten Kabinettsräte, die deshalb einen ganz ungebürlichen Einfluß auf die Politik gewannen. Rat Beyme war an sich kein übler Mann, doch Lombard einer von den allerschlimmsten, ein landfremder Intrigant.

Aus den Jämmerlichkeiten jener Tage ragt rein und fremd eine Frau empor, die Königin Luise, die nach Art einer hochbegabten, treubesorgten Gattin die Unfähigkeiten ihres Mannes liebevoll auszugleichen und ihm wenigstens die paar genialen Naturen, die sie mit weiblicher Intuition in seiner Umgebung witterte, näherzubringen versuchte. Sie ist mehr als einmal das letzte Bindeglied zwischen dem preußischen König und Preußens deutschem Beruf gewesen. Da auch ein paar andre Schärferblickende nicht müde wurden, auf Stein als den Mann der Tat, den Retter in der Not, hinzuweisen, so ist der Ungeduldige noch im August 1806, als die nahende Katastrophe schon ihre Schatten vorauswarf, in Berlin grollend umgegangen, zum Handeln entschlossen. Wie würde er aufgeräumt, organisiert, Zug und Schick in alles gebracht haben! Allein man benötigte seiner gar nicht. Friedrich Wilhelm III. hielt mit blinder Eitelkeit an allen seinen Prärogativen fest, ein Monarch, der am Tage von Auerstädt nachher nicht einmal zu bewegen war, den Oberbefehl über seine eignen Truppen zu führen, sodaß alles drunter und drüber ging.

Was tat Stein, als die Unglücksbotschaft der verlorenen Doppelschlacht vom 14. Oktober 1806 nach Berlin kam? Er lag gichtbrüchig zu Bett. Schmerzgefoltert fuhr er auf, ließ den Staatsschatz wie die Gelder der Bank und Seehandlung verladen und eiligst nach Stettin oder Danzig spedieren, ein Gegenstück zum kläglichen Fürsten Hatzfeld, der sich als Kommandant von Berlin mit aller Energie der Fortschaffung der angehäuften Kriegsvorräte widersetzte, aus Besorgnis, sie könnten dem Landesfeinde nicht schnell genug in die Hände fallen. Stein ermöglichte durch

jenen Schritt die Weiterexistenz des preußischen Staates. Dann taucht seine Spur wieder auf in dem denkwürdigen Kriegsrat von Osterode in Ostpreußen am 21. November 1806. Seinem Nachdruck bleibt es, nächst dem geheimen Einfluß der Königin, zu danken, daß der von den Generalen Zastrow und Lucchesini zu Charlottenburg mit den Franzosen geschlossene Waffenstillstand durch den König verworfen und die Fortsetzung des Krieges beschlossen wurde. Hierdurch allein wieder ward Rußland beim Bündnis festgehalten. Die Historiker aber sind sich heute ziemlich einig darin, daß nichts der Festigkeit der grande armée derartigen dauernden Abbruch getan hat wie der blutige Feldzug von 1806 zu 1807.

Indessen war schon die Schicksalsstunde nah. Stein, der nur unter der Bedingung direkten Verkehrs mit dem Staatsoberhaupt sich für das Ministerium des Auswärtigen wollte bereit finden lassen, erregte durch diesen seinen Freimut wie seine ganze markige, kurzangebundene Weise, die den Dingen auf den Grund ging und Halbheiten verachtete, sosehr den Zorn des Königs, daß dieser ihn wegzujagen beschloß. Der Abschiedsbrief, am 4. Januar 1807 in den ungnädigsten Ausdrücken abgefaßt, liest sich, wie wenn ein Stümper den Meister abkanzelt als einen „widerspenstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staats vor Augen zu haben," nur aus Laune, Leidenschaft und persönlichem Haß handelte. Man fühlt sich an die bittern Weltanklagen in Shakespeares furchtbarem 66. Sonett erinnert:

„Und die Vollendung selbst in Schand entlassen,
Und Kraft durch hinkend Regiment gelähmt,
Und Wissenschaft geknebelt auf Befehl,
Und Torheit doktorlich der Kunst gebietend" ...

Jetzt kommt eine Fügung, die zum Wunderbarsten in der Weltgeschichte gehört. Auf der weiten Reise von Ostpreußen nach seiner Heimat hält Stein in Berlin. Hier bezaubert er im Januar 1807, allein durch seine frische, imponierende Persönlichkeit, den französischen Gesandten. Der berichtet an Napoleon, und so kommt es, daß dieser in Tilsit, gelegentlich des dort abgeschlossenen Friedens, zu dem um einen leitenden Minister immer noch verlegenen Friedrich Wilhelm sagt: „Prenez le baron de Stein, c'est un homme d'esprit." Damit bestellte derselbe Dämon, der den friderizianischen Staat zertrümmert hatte, auch seinen Rächer und Reno-

vator. Friedrich Wilhelm, der durch keine andre Macht auf Erden, auch nicht durch die Bitten seiner hochgesinnten Gattin, würde zu bewegen gewesen sein, gehorchte dem Befehl seines Besiegers und rief den ihm verhaßten, weil überlegenen, Mann zurück. Am 4. Oktober 1807 traf Stein, aus dem Westen herbeigeeilt, wieder am königlichen Hoflager in Ostpreußen ein und übernahm das Ministerium des Innern. Die Zusage der Beseitigung von Kabinettsräten ist ihm zwar vom Könige glatt gebrochen worden. Damals schrieb Luise: „Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten. Der König hält gewiß sein Wort, Beyme kommt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie nach. Daß um Gotteswillen das Gute nicht um drei Monate über den Haufen falle!“ ... Stein blieb, und etwas unerhört Kühnes, Grundstürzendes geschah: fünf Tage nach seiner Ankunft, am 9. Oktober, unterzeichnete er das sogenannte Befreiungsedikt und gab damit Preußen, das mehr und mehr in die Formen des feudalen Despotismus zurückgesunken war, die entscheidende Wendung zur Modernität.

Der Anlaß war finanziell gewesen. Der Staat brauchte zur Bezahlung der Kriegsschulden Geld und hatte keines. Die Krondomänen, seine Hauptreserve, waren entwertet und unverkäuflich. Und gerade den 47 000 königlichen Domanialbauern in Ost- und Westpreußen, die durch Friedrich Wilhelm I. und Friedrich den Großen persönlich halbbefreit, aber nicht in den Vollbesitz, das Verfügungsrecht über ihre Schollen eingesetzt worden waren, ging es kläglicher als allen andern „Erbuntertanen“ in Norddeutschland. Sie durften keine Hypotheken aufnehmen, und Personalkredit bei den Städtern genossen sie unter solchen Umständen erst recht nicht. Als Obereigentümer aber, der sie in Zeiten der Not stützen sollte, hatten sie sämtlich den gleichen bankrotten Staat, der nichts für sie tun konnte. Das Elend war unbeschreiblich groß; es fehlte nicht nur an Saatkorn, sondern schlechthin an Lebensmitteln für Menschen und Vieh. Eine „Immediatkommission“ tagte und entwarf, unter dem Ideenzauber des englischen Nationalökonomen Adam Smith wie seines preußischen Schülers Kraus, zwölf herrliche Paragraphen. Allein sie würden für immer auf dem Papier geblieben sein, wenn der Schöpfer nicht herzugetreten wäre, sein „Fiat!“ gerufen und die Tat besiegelt hätte.

Es steht heute fest, daß Stein niemals eine kommerzielle Bauern-Emanzipation geplant hatte, weil gerad er, mit einer verzeihlichen Überschätzung

seiner Standesbrüder, von dem Halt der leibeigenen Bauern an ihren adligen Patronen sehr viel hielt. Aber seinem genialen Scharfblick entging es nicht, daß außerordentliche Situationen auch außerordentliche Maßnahmen erfordern. Darum unterschrieb er nicht nur die Vorlage, sondern dehnte die nur für zwei Provinzen gemeinte mit einem Federstrich auf die gesamte preußische Monarchie aus.

Es versteht sich, daß eine sofortige Wirkung tatsächlich nur für die königlichen Domänenbauern eintreten konnte. Hier hatte der Staat das unbestreitbare Recht, auf sein Obereigentum zu verzichten. Für die zehntausend preußischen Rittergutsbesitzer, deren Erbuntertanen hörig waren, bedeutete jenes Edikt eine Eigentumswegnahme. Kein Wunder, daß sie wütend emporfuhren und im feudalen Adelsklub zu Berlin gezischt wurde: „Lieber noch drei auerstädter Schlachten als solch ein Gesetz!" Auch blieb vorerst notgedrungen alles beim Alten, bis endlich Hardenberg 1811 den richtigen Modus der Ablösung fand, bei dem ein Bruchteil (meistens ein Drittel, manchmal die Hälfte) des bäuerlichen Ackers dem Adel, der größere Rest aber den früheren Erbuntertanen als freies Eigentum zufiel und jene gesunde, selbständige Bauernschaft von etwa 1,2 Millionen spannfähiger Höfe, deren wir uns heut erfreuen, in Preußen aufblühen konnte.

Aus gewissen andern Paragraphen des Ediktes jedoch fuhr unverzüglich neues Licht und Leben in die preußische Welt. Noch das Landrecht, das unter Friedrich dem Großen aufgezeichnet und 1794 publiziert worden war, hatte den Besitz von Rittergütern durch Bürgerliche untersagt, Adligen keine bürgerliche Beschäftigung erlaubt. Fortan durften diese studieren, was sie wollten, durften Arzt und Notar, Nichtadlige dagegen durften Linienoffizier werden. Wohlhabende Bürger kauften, was bis dahin verboten gewesen war, verwahrloste ritterschaftliche Latifundien und nahmen sie in rationellen Betrieb; der Stand berufsmäßiger, gebildeter Landwirte fing jetzt erst an, recht zu gedeihen. Der Adel selbst mußte von seinem hohen Pferd heruntersteigen; „Er" als Anrede für den Bürgersmann hörte auf, der Gerichtsdirektor, der Kreisphysikus, der Superintendent kamen an der Galatafel nicht mehr unter fünfzehnjährige Fahnenjunker zu sitzen. Und jener Anfang zog eine ganze Reihe von Zusatzedikten nach sich, wie die Städteordnung des Jahres 1808. Ein völlig neuer Gemeinsinn in den preußischen Kommunen, die „Selbstverwaltung", die Erziehung zu politischer Mitarbeit und Verantwortlichkeit begannen.

Leider sollte sich das preußische Volk dieses Meisters in seinem Fach nicht lang erfreuen. Er kam ohnehin bald dahinter, daß seine eigentliche Aufgabe, weniger gesetzgeberisch als finanziell, vor allem in dem Zusammenbringen von hundertundfünfzig Millionen Francs Kriegsentschädigung für die Franzosen bestand. Von dieser Sorge getrieben hat er drei kostbare Monate, von Februar bis Mai 1808, in Berlin mit Aufschubsverhandlungen verloren. Dann ward ein Brief, in welchem er aus seinen patriotischen Gesinnungen und Plänen kein Hehl machte, aufgefangen, im „Moniteur" veröffentlicht und Stein im Dezember geächtet. Eine sehr dringende Verwaltungsreform war kurz vorher noch durch Friedrich Wilhelm angenommen worden; ihre Publikation unterblieb jetzt. Stein aber flüchtete nach Österreich.

Dort hat er in Brünn, Troppau und Prag von Januar 1809 bis Mai 1812 als Privatmann verdrossen, obwohl nicht untätig für die große Sache der nationalen Befreiung, gelebt und ist schließlich einer Einladung des Kaisers Alexander nach Rußland gefolgt, wo in St. Petersburg am 12. August 1812 der treue Ernst Moritz Arndt als Begleiter zu ihm stieß.

Damit beginnt seine europäische Mission: alle aufrechten und unternehmenden Mächte zum Widerstand gegen Napoleon anzufeuern oder, wie man heute zu sagen pflegt, für den großen Freiheitskampf „starkzumachen". Czar Alexander hat dieser festen Rückenstütze nur zusehr bedurft, wie denn viele russische Offiziere während des ganzen Feldzuges von 1813 zu 14 murrten: „Warum uns schlagen für eine fremde Sache?" Doch von Stein gingen Schwung und Willenskraft gleich einem elektrischen Strom in die Seelen andrer Menschen über. Den aus Rußland fliehenden Franzosen war er mit Arndt auf dem Fuße gefolgt, schon am 22. Januar 1813 erschien er in Königsberg und stand, ohne hervorzutreten, im kritischen Moment hinter den auf sein Andringen durch den Landhofmeister Hans Jakob von Auerswald einberufenen preußischen Notabeln, die sich eigenmächtig von Frankreich lossagten und nach dem Vorgange Yorks (vom 30. Dez. 1812) mit den Russen verbündeten.

Noch hatte Hardenberg, der dazumal Preußens Politik leitete, keine besondern Schritte zu einer Rüstung getan oder vorbereitet; nur war der König am gleichen Tage, da Stein unter den königsberger Patrioten auftrat, von Berlin nach Breslau entwichen. Am 3. Februar erfolgte von dort her der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jäger-Korps. Stein war sofort hingeeilt, lag aber, als Preußen am 13. Februar sein Ultimatum

an Napoleon stellte, krank und verlassen im Dachstübchen eines kleinen Gasthofes darnieder, vom alten Kalckreuth, aus feudalem Haß gegen den Neuerer, den Franzosen denunziert. Der Aufruf des Königs „An mein Volk" vom 17. März fand ihn dann zum Glück schon als Genesenden.

Und nun endlich reifte dem Landflüchtigen auch eine Ernte. Nach der Besiegung Napoleons in der Völkerschlacht bei Leipzig schrieb er frohlockend und grimmig in seiner lapidaren Weise: „Der Mensch ist am Boden". Er übernahm den Vorsitz einer Zentralkommission für die Verwaltung aller durch die Truppen der Verbündeten den Franzosen abgejagten Länder, organisierte überall, wo es die napoleonisch gesinnten deutschen Heimatsbehörden nicht durch passiven Widerstand vereitelten, neue Heerhaufen und zeigte sich als Administrator in seiner ganzen Größe. Auch nahm er am Wiener Kongreß von 1814—15 noch teil, ohne mit seinen Ansichten über die Gestaltung Deutschlands durchzudringen. Dann zog er sich ins Privatleben zurück.

Dies ist das Tragischste von allem. Volle fünfzehn Jahre noch hat unser Held in ungebeugter Kraft, doch so gut wie ungenützt, neben seiner Nation gestanden. Zwar hat er ihr einen großen Dienst noch geleistet, als 1819 auf sein Betreiben und unter seinem Vorsitz zu Frankfurt a. M. die Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichte ins Leben trat, aus deren Arbeiten die Sammlung der monumenta Germaniae erwuchs. Aber selbst nach des Staatskanzlers Hardenberg Tod im Jahr 1822 hatte Preußen keinen Platz für ihn. Er wurde 1823 „Landtagsmarschall" in Westfalen, 1827 „Mitglied des Staatsrats". Aber der hatte ja, falls er zusammentrat, nur eine beratende Stimme, war kein gesetzgeberisches, kein Ausführungsorgan. Es macht wehmütig, zu denken, wieviele schöpferischen Kräfte in jenem einzigen Mann gezwungen waren, zu feiern.

Man sagt, daß in dem Unmut solcher Nichtbeschäftigung ihn das Emanzipationsedikt vom 9. Oktober 1807 gereut habe. Und wirklich hat er sich, wie nach ihm Bismarck über die Einführung des Reichstagswahlrechts, so über die Bauernbefreiung bittre Gedanken gemacht, weil sie nicht nur lauter Segen mit sich brachte. Sie war durch Hardenberg nicht in dem ursprünglich von Stein gedachten Sinn vollendet worden. Stein trug schwere Bedenken gegen die freie Verschuldbarkeit der neuen Bauern, die nun alle mit ihren Gütchen marktgängig wurden. Früher war der Bauer zwar erbuntertänig und unfrei gewesen, doch seine Scholle durfte unter keinen Umständen in

ritterſchaftliches Land verwandelt, vielmehr mußte, wo ein Bauer einging, ein andrer an ſeiner Statt angeſetzt werden. Jetzt ſah Stein, der nach ſeiner Reiſe durch Mecklenburg einſt den dortigen Großgrundherrn geſchildert hatte, wie er durch Ankauf aller benachbarten Bauerngüter gleich einem Raubtier ſeine Höhle rundumher vereinſamte, und der Grimm kochte in ihm auf, ſobald er es bemerken mußte: wie neben dem Wucher auf dem Lande das „Bauernlegen" jetzt erſt recht begann. Im ganzen hat der leichtblütigere Hardenberg dennoch Recht behalten und der Bauernſtand mit ſeiner angeborenen, wirtſchaftlichen Tüchtigkeit alle dieſe Gefahren überwunden.

Es war das Großartige an Stein geweſen, daß er im gegebenen Augenblick den Junker in ſich vollſtändig vergeſſen und ſich nicht geſcheut hatte, die Wut ſeiner adligen Standesbrüder zu erregen, indem er überlebte Feſſeln ſprengte und neues Blut in dem erſtarrten preußiſchen Wirtſchaftskörper zur Zirkulation brachte. Wenn er aber auf ſeine alten Tage dann gar den von ihm beſeitigten Zunftzwang der Handwerker und Kleinkrämer am liebſten wiederhergeſtellt hätte, ſo lag das daran, daß jede große Neuerung eben auch einige unvorhergeſehene Übelſtände erzeugt, die friſche Aufmerkſamkeit und Abwehr erheiſchen. Mit bloßem Rückgängigmachen iſt hier nichts mehr zu beſſern.

Wenden wir uns von dieſem wunden Punkt aller machtvollen Reformer lieber zum Ganzen der großen Perſönlichkeit, die plötzlich in der Stunde der Not vor den Deutſchen aufgeragt war. Wie Niebuhr, der geborene Frieſe und beamtete Däne, der kurz vor der Schlacht von Jena nach Preußen berufen und wenige Tage nach dem Unglück eingetroffen war, dennoch der preußiſchen Sache treu blieb hauptſächlich um dieſes eines Mannes willen, ſo wird auch für uns Nachgeborene jener aufrechte, freimütige Stolz, der ſelbſt mit gekrönten Häuptern umſprang, wenn ſie nichts taugten, ſeinen Zauber nie verlieren. Hat er doch den berüchtigten Kurfürſten Wilhelm von Heſſen-Kaſſel, den Verkäufer ſeiner Untertanen, den ärgſten Geizkragen und Wucherer von Europa, gezwungen, ihn um Entſchuldigung zu bitten, als der ihm in den Befreiungsjahren ſeinen Hausorden zu verleihen gewagt hatte.

Ja, er konnte furchtbar ſein, wenn ihm die Zornader ſchwoll, und harte Antworten geben, weil ihn jämmerliche Geſinnung bei andern reizte, gleich einem Stachel in ſeinem Fleiſch. Arndt hat es geſchildert, wie ſie beide im Januar 1813 auf ihrer Heimreiſe von Petersburg her in Wilna ein paar

Tage hielten und sich eines Morgens ein stattlicher Mann bei ihnen meldete, v. Mosel mit Namen, Sohn eines preußischen Kriegsrats in Kleve, den Stein persönlich gekannt hatte. Der erzählte harmlos, er sei 1806 preußischer Offizier gewesen, habe nach der Katastrophe zuhausegesessen, sich 1808 von den Franzosen gegen Spanien anwerben lassen und sei dann 1812 mit seinen Leuten nach Polen gezogen. Nun wäre das Elend groß, alles im Verhungern und voller Ungeziefer; ob Stein nicht etwas tun könnte? Der aber fuhr auf und rief: „Ich bin nicht hierhergekommen, deutschen Edelleuten beizustehn, die sich freiwillig aus Langerweile erbieten und erbitten, für einen Tyrannen ein freies edles Volk plündern und unterjochen zu helfen. Gehn Sie!“ ...

Und dennoch, um des Vaterlandes willen, welcher langen Geduld und Selbstentäußerung war dieser Feuergeist oft fähig gewesen! Als er 1831, der letzte des Geschlechtes, auf seinem Gut Kappenberg in Westfalen starb, ward sein Tod allerdings, wegen der damaligen durch den König verschuldeten Unbeliebtheit Preußens, wenig beachtet. Es hieß allenfalls: „Ein Reaktionär weniger!“ Erst eine spätere Zeit ist nachforschend ihm gerechter geworden, und zutreffend schmückte den Sockel aller seiner Standbilder das bekannte Epigramm: „Des Rechtes Grundstein, dem Unrecht ein Eckstein, der Deutschen Edelstein.“

Gerhard Scharnhorst
1755-1813

„In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General.
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheits-Waffen blitzen,
Doch ihn traf der Todesstrahl.

Keiner war wohl treuer, reiner,
Näher stand dem König keiner,
Doch dem Volke schlug sein Herz.
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz."
Max von Schenkendorf.

Wenn das, was den Menschen an auszeichnenden Eigenschaften angeboren ist, mit Recht aristokratisch, das, was sie sich im Lauf des Lebens erwerben, demokratisch genannt wird, so haben wir in Scharnhorst eine der glücklichsten Mischungen vor uns. Viel verdankte er der kernigen Tüchtigkeit des niederdeutschen Stammes, zu dem seine wackern Eltern gehörten; viel der eignen zähen Überwindung von Schwierigkeiten, seinem eisernen Fleiß, der treuen Anhänglichkeit an das früh gefundene Ideal. Er ist im Knabenalter auf des Vaters Besitzung als Hütjunge verwendet worden; sein Schulbesuch war unregelmäßig und förderte ihn wenig.

Denn die Lebensaussichten für den am 12. Nov. 1755 zu Bordenau in Hannover geborenen Gerhard erschienen ohnehin gering. Sein Großvater hatte in jenem Dörfchen an der Leine, wo es Freisassen und Vollmeier mit stattlichen Höfen gab, als „Brinksitzer" nur die sechste Stufe der bäuerlichen Hierarchie eingenommen, immer noch hinter „Halbmeiern", „Höflingen" und „Kötnern". Der Vater aber, der zuletzt als Wachtmeister in hannöverischen Diensten den österreichischen Erbfolgekrieg mitgemacht hatte, war mit leeren Taschen heimgekommen. Er mußte zehn Jahre um das Erbe seiner Frau prozessieren und kehrte nach mehrfachem Ortswechsel erst 1772 nach Bordenau in bessere Verhältnisse zurück. Jetzt durfte Gerhard seiner Neigung zum Soldatenstande folgen, und noch ein andres Glück winkte ihm.

Da regierte nämlich im benachbarten schaumburger Ländchen Fürst Wilhelm von Lippe, eine Mischung aus Feldsoldat und Gelehrtem, wie sie Scharnhorst wesensverwandt war. Der Fürst hatte im Siebenjährigen Krieg unter Ferdinand von Braunschweig auf dem westlichen Schauplatz, zuletzt als Kommandör der verbündeten Artillerie, gefochten, 1762 als Oberbefehlshaber die portugiesischen Truppen gegen Spanier und Franzosen geführt, nach dem Frieden heimgekehrt aber auf einem Inselchen im Steinhuder Meer die Festung Wilhelmstein und in ihr eine Artillerieschule mit zwölf

Zöglingen angelegt. 1773 fand Gerhard hier Aufnahme und hat außer der artilleristischen, mathematischen und kriegswissenschaftlichen Erziehung, die er genoß, auch gewisse grundlegende Anschauungen seines Lehrers ins Leben mithinausgenommen.

Der Fürst war nämlich, wenn auch ein Bewunderer Friedrichs des Großen, so doch in gewissen Punkten sein Opponent. Die Idee des Alten, daß, wenn der Staat Krieg führe, die friedlichen Bürger es gar nicht merken dürften, verwarf er durchaus. Und während jener in neu erworbenen Landesteilen, wie z. B. Ostfriesland, die Kantonpflicht garnicht einführte, fußte der Fürst von Lippe auf der Schrift des Aufklärungsphilosophen Thomas Abt „Vom Tode fürs Vaterland", erklärte in den Spuren Friedrich Wilhelms I. von Preußen alle Wehrfähigen auch für wehrpflichtig und hielt alle tauglichen Schaumburger nach Ausbildung in seinem kleinen stehenden Heer sechs Jahre lang bei der Miliz.

Es sei zu seinem Lobe noch ganz besonders hervorgehoben, daß er in den Tagen, da der Schacher deutscher Fürsten mit Landeskindern blühte, niemals einen seiner Soldaten verkauft oder vermietet hat. Allein er starb schon 1777, die Artillerieschule ward aufgelöst, Scharnhorst nahm seinen Abschied und trat 1778 als Fähnrich in ein zu Nordheim bei Göttingen garnisonierendes hannöverisches Regiment.

Schnelle Beförderung freilich war ihm in diesem „deutschen China", wie der Freiherr vom Stein es getauft hatte, wo der Kastendünkel seine Orgien feierte, nicht beschieden. Erst 1783, als Lehrer an die Artillerieschule nach Hannover berufen, ward er Leutnant und 1792 Kapitän. Als solcher hat er mit den Engländern, deren Könige damals zugleich Kurfürsten von Hannover waren, in den Niederlanden gegen die Franzosen 1793—95 gekämpft und sich bei verschiedenen Gelegenheiten so hervorgetan, daß er als Major in das hannöverische Hauptquartier berufen ward. Allein der Friede von Basel machte seinen Kriegstaten vorerst ein Ende. Mit seinen Reformvorschlägen drang er im deutschen China erst recht nicht durch. So nahm er 1801 seinen Abschied und trat 1802 als Oberstleutnant der Artillerie in preußischen Dienst.

Damit beginnt nun seine eigentliche Laufbahn und zugleich eine merkwürdige Probe auf das Exempel des letzten Kapitels. An Tiefe der Begabung war er dem Freiherrn vom Stein ebenbürtig, an Temperament grundverschieden von ihm. Stein, dem selbst in ruhigen Stunden der Puls

mit hundert Schlägen in der Minute ging, war stets fertig und etwas gewaltsam. Scharnhorst imponierte von vornherein wenig, schon wegen seiner übergroßen durch Bescheidenheit verursachten Zurückhaltung, die Rede stockte ihm zuweilen, nicht aus Mangel, sondern im Gegenteil wegen der Überfülle sich herzudrängender Gedanken; er hatte garnichts von einem Paradesoldaten an sich. Und beiden so grundverschiedenen Männern war die gleiche Aufgabe gestellt: den stumpfen Sinn eines Mächtigeren zu beeinflussen, durch den allein sie wirken konnten. Scharnhorsts Beispiel zeigt, daß es nicht an der Art und Weise Steins gelegen hat, wenn mit jenem „Herrscher" so schwer etwas auszurichten war; denn Stein war Friedrich Wilhelm III. wesensfremd und unangenehm, Scharnhorst dagegen gerade wegen gewisser Mängel, die wir an ihm wahrnahmen, sympathisch. Der Grund ist einleuchtend: Friedrich Wilhelm sah wohl, daß Scharnhorst Genie hatte; doch es machte diesmal nichts aus, weil niemand so leicht in Schranken zu halten und mit seinen Plänen zurückzustellen war, wie jener bescheidene Mann.

So ist es gekommen, daß aus Scharnhorsts Reformvorschlägen bis zur Katastrophe vom Oktober 1806 genau so wenig wurde, wie früher in Hannover. In der von ihm auf einer älteren Basis zu frischem Leben erweckten Akademie für Offiziere wie auch in militärischen Fachblättern hatte er Napoleons Fechtweise bald und gründlich erläutert; aber es galt für einen ganz überflüssigen oder gar gefährlichen Fortschritt, wenn hier und da ein aufgeweckter Oberst in jeder Kompanie ein paar Mann das Ausschwärmen üben ließ.

Dies hatte freilich auch seine tiefere Ursache. Immer noch bestand Preußens Heer zu zwei Dritteln aus geworbenen, oft nicht einmal reichsdeutschen Mietlingen, zu einem Drittel aus leibeigenen Erbuntertanen. Es galt der alte friderizianische Grundsatz, daß diese Kerls den eignen Korporal mehr fürchten müßten als den Feind. Woher eben die „Lineartaktik", bei der die Mannschaften reihenweise, gewissermaßen eingeklemmt zwischen den Ellbogen ihrer Flügelunteroffiziere, vorgeführt wurden. Man fürchtete, daß besonders die Mietlinge, ausgeschwärmt und auf sich selbst gestellt, sofort desertieren würden.

Scharnhorst schlug nebst andern Reformen vor, mit diesem System zu brechen und gleich der französischen Republik ein Heer aus Landeskindern zu bilden. Der König legte seine Denkschriften dem preußischen Feld-

marschall Herzog Karl Wilhelm von Braunschweig vor, der ihre Gedanken sehr hübsch, aber für Preußen ganz ungeeignet fand. So wurden denn die langen Linien der Unsern am 10. Oktober 1806 bei Saalfeld, am 14. Oktober bei Hassenhausen und Auerstädt, bei Jena und Vierzehnheiligen einfach flankiert und zusammengeschossen wie Bleisoldaten. Es mußte eben unter einem solchen König das ganze Haus erst einstürzen, damit die nötigsten zeitgemäßen Verbesserungen vorgenommen werden konnten. Dies ist der weltgeschichtliche Sinn der Schlacht von Jena.

In der Schreckensnacht, die der furchtbaren Niederlage folgte, lernten Blücher und Scharnhorst einander schätzen als Leute, die in der allgemeinen Wirrnis den Kopf oben behielten. Scharnhorst, bei Auerstädt in der Seite leicht verwundet, hielt sich auf dem ganzen Rückzug an Blücher und ward, einen Tag bevor der kühne Reiter bei Ratkau kapitulierte, in Lübek (am 6. Nov.) gefangen, doch bald gegen den Obersten Gerard ausgewechselt. Er eilte sofort über Hamburg zur See nach Osten ins Hauptquartier.

Er kam zur Zeit, um am 21. November in Osterode mit Stein und Beyme gegen den Waffenstillstand zu stimmen. Am 8. Februar 1807 genoß er bei Pr. Eylau die Genugtuung, als Generalstabsoffizier L'Estocqs, am späten Nachmittag das Korps von Davoust aufzuhalten, das gerade im Begriff stand, die Schlacht zu Gunsten der Franzosen zu entscheiden. Dann kam deren Sieg über die Russen bei Friedland, am 9. Juli der unglückliche Friede von Tilsit, aber mit der allgemeinen Not und dem Emanzipationsedikt vom 9. Oktober auch die neue Möglichkeit für Militärreformen.

Auf dem Rückzuge des vergangenen Herbstes, zu Gadebusch in einem Gespräch mit Müffling, hatte Scharnhorst gestanden, wie nach der Niederlage die Teilnahmlosigkeit des gemeinen Soldaten die schmerzlichste aller Erfahrungen für ihn gewesen sei, wie denn der Kontrast zwischen einer eben noch stolz aufgereihten, dem Befehl gehorsamen Armee und einer vernunftberaubten sinnlosen Horde ihm aus jener Schreckensnacht für immer vor Augen blieb. Auf sein Andringen ward am 20. November 1807 durch Kabinettsbefehl tatsächlich mit der ausländischen Werbung aufgeräumt. Aber wieviel blieb noch zu tun! Besonders „Rückenfreiheit" wurde zum beliebten Schlagwort aller, die von Selbstachtung und Selbstverantwortung mehr hielten als von bloßem Drill mit harten Zuchtmitteln. Es ging auch nicht gut an, daß in der preußischen Armee fortgeprügelt wurde, während solche unwürdigen Überbleibsel patriarchalischen Schreckensregimentes durch

das Emanzipationsedikt für das flache Land, woher die Soldaten kamen, wenigſtens auf dem Papier abgeſchafft waren. Im ganzen ſiegte die Reformpartei, mit Scharnhorſt, Gneiſenau, Boyen, Grolmann und Prinz Wilhelm, einem Bruder des Königs, an der Spitze, auch in folgenden vier weiteren Punkten: Einführung des Stubenarreſtes für Offiziere, die früher vom Exerzierplatz hinweg durch einen Unteroffizier mit Bedeckung ins Arreſthaus geſchleppt worden waren; Einführung von Ehrengerichten; Ablegung von Fähnrichs- und Offiziers-Examen an Stelle der früheren Qualifikation allein durch die Geburt; Erweiterung und Fortbildung des modernen Ausſchwärmens beim Felddienſt.

Die allgemeine Wehrpflicht wurde vom König, trotz der Not der Zeit und einem proviſoriſchen, hinhaltenden Erlaß vom 3. Auguſt 1808, noch zweimal, in den Jahren 1809 und 1810, abgelehnt. Von der Rückſtändigkeit der konſervativen Militärpartei und den Widerſtänden, die hier zu überwinden waren, erhält man einen Begriff aus der Nachricht, daß Gneiſenau, der im Frühjahr 1807 als Major nach dem preußiſch-polniſchen Städtchen Alexoten geſchickt worden war, um hier vier verſtreute Reſervebatallione auszubilden, und die Erlaubnis nachgeſucht hatte, jeden Mann ein paar ſcharfe Schüſſe tun zu laſſen, damit ihnen dieſer Vorgang überhaupt bekannt werde, von ſeinem Vorgeſetzten, General von Bronikowſki, abſchlägig beſchieden wurde.

Seit 1. März 1809 leitete Scharnhorſt im preußiſchen Kriegsminiſterium die wichtigſte Abteilung: das allgemeine Kriegsdepartement. Es iſt bekannt, wie er zwiſchen Napoleons Machtwort und Preußens Finanzarmut ſeinen Weg ſuchte und es durch ein ſogenanntes „Krümperſyſtem" verſtand, eine möglichſt große Zahl von Landeskindern ſoldatiſch ausbilden, aber das ſtehende Heer nur unauffällig über die durch Napoleon vorgeſchriebenen 42000 Mann anwachſen zu laſſen. Von jedem der grundlegenden Erlaſſe des Königs aus dem heiligen Frühjahr 1813 war Scharnhorſt der geiſtige Urheber.

Dann endlich auf jenem blutgetränkten Felde, das den Schwedenkönig hatte ſinken ſehn, blitzten preußiſche „Freiheitswaffen" am 2. Mai. Die Schlacht endete für die Verbündeten mit einem Rückzug, doch ohne Verluſt von Gefangenen, in gehobener Stimmung. Scharnhorſt, einer Wunde am Fuß nicht achtend, eilt nach Böhmen, um Öſterreich zum Anſchluß zu bewegen, kommt, hin- und herbeordert, am 31. Mai nach Prag, verfällt einem hitzigen Wundfieber und ſtirbt am 28. Juni.

Nur den Abschluß des Waffenstillstandes, nicht auch den Wiederausbruch der Feindseligkeiten sollte er miterleben. So ist er von der Weltbühne abgetreten, ohne das von ihm geschmiedete Schwert an einem heißen Tag auch führen zu dürfen; denn bei Lützen hatten die Russen den Oberbefehl gehabt. Der Organisator aber hatte seine Arbeit vollendet.

Worin eigentlich bestand ihre Frucht? Es klingt heute trivial, wenn man sagt, Scharnhorst habe das friderizianische Heer moderniſiert; denn vieles von dem Neuen, das er schuf, ist uns heute derartig in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir es als alltäglich empfinden. Aber als es anfing, in Erscheinung zu treten, da wirkte es auf manchen Beschauer wie ein Wunder. So erzählte Clausewitz, der den rheinischen Feldzug von 1793 zu 94 noch mitgemacht hatte, nach der Schlacht bei Ligny (16. Juni 1815), daß er sich von seinem Staunen über die Veränderung seit jener Zeit nicht erholen könne. „Welche Tüchtigkeit, welche Freude und Jugendlichkeit ist in der jetzigen Armee, und wie kümmerlich, verdrießlich und abgelebt war die alte! Ich weiß nicht, wie weit wir in allen diesen Dingen ohne Scharnhorst gekommen wären, aber man kann das alles nicht sehn, ohne fortwährend an ihn zu denken.“ Doch wie hatte Scharnhorst auch aufgeräumt! Von den über hundert Generalen, die 1806 die alte Armee anführten, waren 1813 ganze zwei noch im Dienst: Blücher und Tauenzien. Von ihm rührt der Zug zur steten Bereitschaft, zur sofortigen Brauchbarkeit bei Mannschaften und Material. Die alten schwerfälligen Feldbäckereien verschwanden, das Requisitionssystem ward von den Franzosen adoptiert, das ganze Intendantur- und Verpflegungswesen unter staatliche Kontrolle genommen. Die Mißwirtschaft, daß Regiments-, Batallions-, Kompanieführer zugleich als Privatunternehmer am Betriebe mit seinen Lieferungen, seinen Aufwendungen knausern und „verdienen“ konnten, — weshalb vor Jena bei der preußischen Kavallerie die Hälfte aller Mannschaften 10 ½ Monate jährlich auf kein Pferd gekommen war, — wurde mit Stumpf und Stiel ausgerottet, die Artillerie durch volle Bespannung auch im Frieden erst recht exerzierfähig, die reitende Feldartillerie neugeschaffen. Die Einteilung in Brigaden wie überhaupt die beweglichere Selbstverläßlichkeit kleinerer Truppenverbände sind sein Verdienst, ebenso die Grundidee eines Generalstabes; die Stammrollen; die Felddienstübungen. Den Leuten wurden die Zelte genommen und Mäntel gegeben, der schleppende Troß auch auf andre Weise noch verringert. Die preußische Schießausbildung,

der Tiraillierdienst gelangten endlich auf die Höhe der Zeit, wie denn durch Gründung der „Militärischen Gesellschaft", die heute noch blüht, der preußische Offizier in dauernde Fühlung mit der Wissenschaft und ihren Fortschritten gebracht wurde. Vor allem: das Herz des Volkes schlug jetzt in der Armee, deren Schicksal nichts Fremdes mehr war, seit soviele Söhne und Verwandte des Bürgertumes in ihr dienten. Ein Organ für Tyrannenwillkür vermochte solch ein Heer nie wieder zu werden, außer durch Betrug und Wortbruch an höchster Stelle; so wie es war, mußte es ein organisches Band zwischen Stadt und Land, Fürst und Volk abgeben.

Die allgemeine Wehrpflicht zwar ward erst am 3. September 1814 Gesetz; die Landwehr, so wie wir sie heute verstehen, — denn was 1813 als Landwehr auszog, waren überwiegend blutjunge, ganz ungediente Menschen, — gesetzlich festgelegt erst 1816.

Fast alles von Scharnhorsts Schöpfungen hat ihn lebensfähig überdauert. Nur ein Bestimmtes, das ihm vielleicht zumeist am Herzen lag, ist nach erkämpftem Frieden rückgängig gemacht worden und steht heute noch in Frage: der Grundsatz, daß Geburt an sich noch kein Verdienst sei, sondern allein persönliche, durch Prüfungen bewährte Tüchtigkeit qualifizieren solle. Hunderte von freiwilligen Jägern aus dem Bürgerstand rückten während der Freiheitskriege zu Linienoffizieren auf, kämpften mit größter Auszeichnung und blieben nach dem Frieden bei der Truppe, weil ihnen der Beruf zusagte. Doch sie wurden nicht weiter befördert, da der König, nachdem er von ihrer treuen Begeisterung die nötigen Vorteile gezogen hatte, die Armee von bürgerlichen Offizieren wieder zu „reinigen" wünschte. Erst unlängst sind die Lebenserinnerungen eines gewissen Litzmann herausgegeben worden, eines kolberger Veteranen und Freiheitskämpfers, der nachher bei den Blücher-Husaren siebzehn Jahre lang Leutnant blieb. Er kam, so heißt es, „als Offizier nicht vorwärts, denn den schönen Gedanken Scharnhorsts, daß allein Kenntnisse und Tüchtigkeit für die Offizierlaufbahn den Ausschlag geben sollten, hatte man leider wieder fallen lassen, nachdem die Not des Vaterlandes glücklich überwunden war."

Aus diesem Beispiel mag man entnehmen, welche heimtückischen Schwierigkeiten Scharnhorst zu bewältigen gehabt hatte, um einer dünkelhaften und verstockten Gedankenträgheit auch nur das Allernotwendigste abzuringen. Zum Belege seien zwei Stimmen der vornehmsten und geistig höchststehenden Zeitgenossen zitiert. Graf Lehndorf schrieb aus Memel nach dem Frieden

von Tilsit: „Der beste Wille erschöpft sich, und aller Enthusiasmus . . . scheitert an der Eisklippe der Gleichgültigkeit und Unentschlossenheit, die noch immer besteht und die kein Ereignis umwerfen kann.“ Clausewitz aber, der geniale Schüler Scharnhorsts aus der berliner Offiziers-Akademie, urteilte: „Stahl und Eisen formen sich unter den Schlägen des Hammers, aber ein zäher Schlamm behält eigensinnig seine Form.“

Was Wunder, wenn auch von Scharnhorst, der im allgemeinen ein sehr milde denkender Mann und nicht gleich dem kühnen Reichsritter auf jede Reizung loszudonnern bereit war, Äußerungen tiefster Bitterkeit überliefert sind. Getröstet mag es ihn haben, daß nicht nur Stein, sondern aus militärischen Kreisen gerade die klügsten und feurigsten, sobald sie seine nur der Sache dienende, selbstlose Sinnesart erkannt hatten, fest und ohne Wank zu ihm hielten, ein Blücher, ein Gneisenau, ein Grolmann, ein Boyen. Als er starb, haben im deutschen Volk allerdings wohl die wenigsten eine Ahnung gehabt, welch ein Wohläter für sie dahinging. Doch wenn der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht, dem er zum Siege verhalf, heute das Meiste und Wirksamste dazutut, um inmitten des Industrialismus und der großstädtischen Verfeinerung, die den Kern unsrer Rasse vergiften und anfressen wollen, das deutsche Volkstum hygienisch instandzuhalten, ihm in erster Linie verdanken wir es. Deshalb sollen von einem, der ihn früh und besser verstanden hatte, von Ernst Moritz Arndt, ein paar Verse aus dem Jahre 1813 hier den Schluß machen:

„Wen erlest ihr für die großen Toten,
Die einst ritterlich fürs deutsche Land
Ihre Brust dem Eisen boten?
Wen erlest ihr als den rechten Boten,
Götter, für das Schattenland?

Nur ein Held mag Helden Botschaft tragen,
Darum muß Germaniens bester Mann,
Scharnhorst, muß die Botschaft tragen:
Unser Joch, das wollen wir zerschlagen,
Und der Rache Tag bricht an.

Heil dir, edler Bote! Männerspiegel,
Biedermann aus alter deutscher Zeit!
Herrlich grünt dein Grabeshügel,
Und der Ruhm schlägt seine goldnen Flügel
Um ihn bis in Ewigkeit.“

Gebhard Leberecht von Blücher
1742–1819

Während wir auf Roßbach, Leuthen, Zorndorf und Liegnitz blicken, vergessen wir zuweilen, daß auch Schweden im Siebenjährigen Krieg in den Reihen der preußischen Feinde stand und nicht wenig dazu beitrug, von seinem Vorpommern aus die preußische Ostseeküste zu belästigen. So kam es, daß der größte Held unsrer Freiheitskriege seine Laufbahn als Gegner Friedrichs des Großen begann.

Als jüngster von sieben Söhnen ward Blücher einem mecklenburgischen Gutsbesitzer, der in jüngeren Jahren als Rittmeister in kurhessischen Diensten gestanden hatte, am 16. Dezember 1742 zu Rostock geboren. Er wuchs auf dem Landgut seines Vaters auf und muß eine dem Wildfang äußerst angenehme Jugend verlebt haben, da er außer im Lesen, Schreiben und Rechnen mit keinem Unterricht geplagt wurde. Fünfzehnjährig samt einem älteren Bruder nach Rügen zu einem Schwager ausgetan, sah er dort schwedische Husaren vom Regiment Sparre. Dies entzündete seine Kriegslust dermaßen, daß er mit jenem Bruder heimlich entwich und im selben Jahre 1757, da Friedrich der Große seine glänzendsten Siege erfocht, bei den Schweden Dienst nahm.

Allein dieser Widersinn wurde vom Schicksal korrigiert, auf einem Streifzuge gegen die Preußen dem jungen Reiter das Pferd unter dem Leib erschossen, er selbst von den Belling-Husaren gefangen, um nicht mehr zurückzukehren. Bei diesem Regiment, das heute noch seinen ruhmreichen Namen trägt, fand er, was er bei den Schweden vergebens gesucht hatte: Gelegenheit zu herzhaften Abenteuern und schnelles Aufsteigen. 1760 als Kornett und persönlicher Adjutant Bellings eingetreten, war er schon 1761 Oberleutnant. In der Schlacht bei Freiberg, der letzten des Krieges, ward er verwundet.

Polen, in das ihn und sein Regiment Friedrich der Große 1770, zwei Jahre vor der ersten Teilung, einrücken ließ, schuf ihm eine Klippe. Denn das Verhängnis aller echten Feldsoldaten, daß sie in Friedenszeiten ihren Durst nach Aufregung und Gefahr auf irgend eine andre Weise zu stillen suchen, führte auch den Stabsrittmeister von Blücher zu Trunk und Spiel. Sein Verkehr mit den polnischen Edelleuten ward übel vermerkt, er selbst bei der nächsten Beförderung übergangen. Damals fiel von ihm die erste

jener kurzen Äußerungen, die, so formlos sie auch sein mögen, uns durch ihren männlichen Stolz anfunkeln und mit Recht noch heut im Gedächtnis der Preußen fortleben. Er schrieb: „Der von Jägersfeld, der kein andres Verdienst hat, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen worden. Ich bitt' Ew. Majestät um meinen Abschied." Friedrich steckte ihn in Arrest; und als der Trotzkopf nach dreiviertel Jahren immer noch festblieb, entschied er (im Jan. 1773): „Der Rittmeister von Blücher ist entlassen; er kann sich zum Teufel scheeren."

Die nun folgende Pause sah Blüchern als Ehemann und Landwirt. Er zeigte als solcher alle Tugenden, die den Erfolg verbürgen, wie er denn auch später als Militär-Gouverneur stets Vorzügliches leistete, nur daß die Neigung zu hohem Spiel und flottem Leben seine Vermögensverhältnisse nie recht in Ordnung kommen ließ.

Erst im Jahre nach des großen Königs Tod ist Blücher (1787) als Major in sein altes Regiment zurückgetreten. Im französischen Feldzug hat er, besonders 1794 bei Kirrweiler, sich ausgezeichnet, hat sich 1803 im preußisch gewordenen Münster mit dem Freiherrn vom Stein berührt und für immer angefreundet und war, wie sich denken läßt, 1805 bereits einer der Hauptschürer in der preußischen Kriegspartei.

Bei Auerstädt am 14. Oktober 1806 hat er in den frühen Vormittagsstunden als Divisionsgeneral mit seiner Reiterei mehrfach angegriffen, doch ohne Glück; wie denn auf unerschüttertes Fußvolk auch einem Seydlitz manche Attacke mißlungen war. Als er am Nachmittag einmal noch die Schlacht zu retten hoffte, ward ihm vom zaudernden König der Befehl zum Einhauen verweigert.

Es ist bekannt, wie er mit den Heeresmassen, die noch zusammenhielten, einen festen Platz an der Ostküste zu gewinnen suchte, um sich darin zu verschanzen; wie er, nach dem Verlust von Lübeck, am 7. November mit noch 6000 Mann sich bei Ratkau ergeben mußte. Seine Handschrift lautete: „Ich kapithulliere, weil ich kein Brod und keine Munithsion nicht mehr habe."

Bald nach der Schlacht von Pr. Eylau und kurz bevor er gegen den Marschall Victor, den preußische Husaren gefangen hatten, ausgewechselt ward, hat Napoleon ihn auf Schloß Finkenstein in Ostpreußen, wo er sein Hauptquartier hielt, zu sich kommen lassen. Blücher konnte nur Deutsch und ein paar Brocken Polnisch; der Korse verstand von beiden kein Wort;

so war die Unterhaltung ohne Dolmetscher mühsam. Doch Napoleon schätzte damals den tapfern Draufgänger und hat sich erst im Spätsommer 1813 wegen seines geschickten Ausweichens über den „vieux renard“ geärgert. Blücher wieder, dem nichts Menschliches fremd war, verhehlte keineswegs den Eindruck, den „der große Mann“ auf ihn gemacht hatte, ist dann aber im Lauf der Jahre, — hauptsächlich wohl wegen der starren, ideenverachtenden Gewaltsamkeit, mit der jener Autokrat die Völker als bloße Mechanismen aufbrauchen wollte, — zu dem vernichtenden Urteil gelangt: „Der Napoleon is doch man ein dummer Kerl.“

Von 1807 bis zur Erhebung verzehrte sich Blücher fast in der Ungeduld, die Scharte auszuwetzen. Von Pommern her nach Berlin berufen, hat er 1812 hier von seiner Geringschätzung den Franzosen gegenüber so wenig Hehl gemacht, daß der König ihn der eignen Sicherheit wegen schleunigst nach Breslau versetzte. Scharnhorst aber hatte ihm schon 1808 geschrieben: „Sie sind unser Anführer und Held, und müßten Sie auf der Sänfte uns vor- oder nachgetragen werden; nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück.“ Des toten Scharnhorst Empfehlung wirkte nach, als General Blücher nach dem Waffenstillstand über die Schlesische Armee den Oberbefehl erhielt.

Die Historiker sind sich heute darin einig, daß dieser kleinste Heerteil im Herbst 1813 nicht nur entscheidende Schläge geführt, sondern auch durch die ganze Art seiner Strategie die schwerfälligeren und widerwilligeren Alliierten mit sich fortgerissen habe. Dabei muß eines Mannes aufs Neue gedacht werden, dessen Name während der Freiheitskriege mit jenem Blüchers wie verwachsen erschien: Neidhardts von Gneisenau. Es hat Leute gegeben, die in ihm die eigentliche Seele des Schlesischen Hauptquartiers erblicken wollten; er ist es auch bis zu einem gewissen Grade gewesen. War aber Gneisenau die reinere, so Blücher doch zweifellos die größere Natur. Und kann man viele kühne und erfolgreiche Einfälle des gewaltigen Kriegsspieles von 1813 bis 15 auf Gneisenau zurückführen, so sind sie doch nur deshalb zur Tat geworden, weil sich Blücher für sie einsetzte. Das jedoch hat Gneisenau selbst überliefert, daß der Feldherr, vor die Wahl zwischen einem kühneren und einem vorsichtigeren Plan gestellt, stets den kühneren gewählt habe. Und zwar nahm er vom selben Augenblick an die ganze Verantwortung auf sich und wankte nicht bei der Durchführung.

Von einem ſolchen Oberbefehl geht rückwirkend eine Ermunterung zur Kühnheit aus, wie ſie bei andern Perſonalverhältniſſen wahrſcheinlich nicht ſo zu Tage treten würde. Darum wär' es verfehlt, Gneiſenau alle Ehren des Gedankens zuzuweiſen und neben ihm Blücher als einen bloßen Haudegen zu behandeln. Zugegeben, daß keine Gelegenheit bekannt iſt, wo Blücher Gneiſenaus Vorſchläge verworfen hätte, ſo iſt damit längſt noch nicht geſagt: daß Blücher, ohne Gneiſenau und auf ſich allein angewieſen, niemals eigne Einfälle gehabt, oder daß Gneiſenau, ohne Blücher auf ſich allein angewieſen, ſtets Pläne von der gleichen Kühnheit wie mit Blüchers Rückendeckung gefaßt haben würde. Rühmlich hervorgehoben muß werden, daß Gneiſenau einmal in einem ſchickſalſchweren Augenblick ſich in einer Weiſe entſchloß, wie ſie auch dem Herzen Blüchers nur Ehre machen konnte. Das geſchah am Abend des 16. Juni 1815 unmittelbar nach dem ungünſtigen Ausgang der Schlacht von Ligny. Da war der greiſe Feldherr mit dem Pferde geſtürzt und abhanden gekommen, Gneiſenau hielt im Dämmerſchein, mit der Karte in der Hand, die Adjutanten lauſchten geſpannt, um den nächſten Sammelpunkt von ihm zu erfahren. Alles erwartete eine Rückwärtsbewegung auf der alten Römerſtraße zur Maas nach Namur und jedenfalls dem Oſten entgegen, wo die preußiſchen Etappen lagen, die preußiſchen Reſerven heranrückten. Er aber nannte Tilly, einen Ort nördlich vom Schlachtfelde. Damit brach er gewiſſermaßen die Brücken hinter ſich ab, hielt indeſſen die Fühlung mit Wellington aufrecht, ein Entſchluß, der große weltgeſchichtliche Folgen gehabt hat. Andrerſeits fällt hauptſächlich ihm die jedem Wagnis abholde, defenſive Kriegführung der Schleſiſchen Armee in der zweiten Hälfte des Winterfeldzuges von 1814 zur Laſt, jenes Entſchlüpfen Napoleons am 10. März, als er bei Laon umklammert ſtand und zu haben war, doch das letzte Zugreifen unterblieb. An jenem Tage lag Blücher mit entzündeten Augen in Fieberphantaſien, Gneiſenau aber pflegte ſpäter jene anfechtbare Verſäumnis mit den Worten zu motivieren, er würde ſich vorgekommen ſein wie ein Quinze-Spieler, der vierzehn in der Hand hatte und noch hinzukaufen ſollte. Das Gleichnis, wenn richtig überliefert, iſt ſchief; die Möglichkeit, ſich zu bekaufen, exiſtierte garnicht, das Riſiko war weit geringer als viele, denen man ſich vorher unverzagt ausgeſetzt hatte, und Blüchers Armee den überſchätzten Streitkräften des Gegners immer noch mehr als gewachſen. Das Kriegsglück lieferte den Preußen den „Urſächer" aus, und ſie hätten ewigen Ruhm

ernten können, indem sie ihn fingen, was er auch erwartete. Doch man ließ ihn entwischen, wollte den Krieg ohne Wagnis beendigen.

Soviel macht Ein Mann aus, wenn er fehlt; und Blücher war die Triebkraft in Person, außer wenn er krank lag. Doch selbst von seinem Schmerzenslager hat sich der Zweiundsiebzigjährige am 18. Juni 1815 emporgerissen, um zu Roß inmitten seiner Truppen zu sein, weil es nur unter seinen Augen „vorwärts, vorwärts" ging. Der gemeine Mann hing mit schwärmerischer Verehrung an seinem Helden; doch wie leutselig wußte der auch den Soldaten zum Herzen zu reden! „Kinder, ich hab's meinem Bruder Wellington versprochen. Ihr wollt mich doch nicht wortbrüchig werden lassen?" Das zog. Er wirkte bezaubernd schon durch seine Erscheinung, die Ernst Moritz Arndt in packenden Versen besungen hat:

„O schaut, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schaut, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein."

Sogar der kühle Wellington, am Abende des glorreichen 18. Juni, bei dem Zusammentreffen in Belle-Alliance, konnte sich nicht enthalten, seiner Umgebung zuzurufen: „Was für ein schöner alter Knabe er ist!"

Ganz verkehrt aber wär' es, ihn als eine Art von rohem Naturburschen anzusehen. Blücher kannte sein Handwerk aus dem Grunde, in den kleinen wie in den großen Zügen. Was er an Aufzeichnungen z. B. über den Reiterdienst, hinterlassen hat, ist auch heute noch interessant und lehrreich. Ja er hat in seinen „Gedanken über Formierung einer preußischen Nationalarmee" schon 1805 mit knappen Worten den Kern von Scharnhorsts Programm aufgestellt: jeder Preuße müsse Soldat, die Dienstzeit kurz, die Behandlung besser werden.

Und einmal, am 26. Mai 1813, hat er tatsächlich einen kühnen Handstreich aus eignem Kopf, nur angeregt durch einen unbestimmten höheren Auftrag, geplant und glänzend von seinen Reitern ausführen lassen. Das war, als nach der unglücklichen Schlacht von Bautzen Napoleon auf der Liegnitzer Straße nach Breslau vorstoßen wollte. Blücher legte zweiundzwanzig Schwadronen unter dem Obersten v. Dolffs bei Haynau in den Hinterhalt, und als die Franzosen unter Maison sich zum Biwak anschickten, brachen die Preußen vor. Der Erfolg war glänzend, eine ganze Division wie geohrfeigt, der Vormarsch um einen Tag verzögert worden.

Mit fünfhundert Gefangenen und einer Anzahl französischer Geschütze kehrten die Sieger heim. Es war ein Streich ungebrochnen Mutes, der zur Auffrischung der Stimmung bei den Verbündeten Ausgezeichnetes leistete, den Feind aber gerade genug demoralisierte, daß am 1. Juni jener Waffenstillstand begann, der bis zum 16. August dauern und der Sache der Freiheit so gewaltige Vorteile bringen sollte.

Richtig ist ja, daß die Versäumnisse der Jugenderziehung sich an Blücher bisweilen rächten, so wenn der siegreiche Oberfeldherr doch bald aus den Verhandlungen, die sich mit der Neugestaltung Europas befaßten, ausschied, nur weil er kein Wort Französisch verstand. Auch soll es ihm in seinen älteren Tagen eigen geworden sein, daß er beim Kartenspiel die Wachsamkeit seiner Gegner auf schärfere Proben zu stellen liebte, als die allgemein üblichen. Doch wie klein würden wir Enkel sein, wenn wir ihm diese Schwäche, die so mancher höchst ehrenwerte und verwöhnte pater familias mit ihm teilt, aufmutzen wollten, während er dort, wo die ehernen Würfel fielen, hundertmal für uns redlich gespielt und gewonnen hat. Alle seine Instinkte, wenn man ihm, wie der Volksmund sagt, auf die neunte Haut kam, waren edel und groß; eine vornehme, freie Menschlichkeit kündete sich aus allem, was er tat und sprach. Wie er einst im Befreiungsjahr einem jungen Sänger wohlwollend zugerufen hatte: „Dichten Sie man immer druff! Der Eene macht's mit dem Sabel, der Andre mit dem Schnabel!" so ist auch neben der Festigkeit seines unternehmenden Willens eine seltne Bescheidenheit seine Zierde geblieben. Keinen Augenblick war er, trotz allen Erfolgen, ein Wallenstein, der sondern wollte, „was zur Armee gehört und was nicht."

Deshalb war auch seine hohe schlanke Erscheinung unsagbar populär. Der sprühende Blitz in den blauen Augen, die doch so sonnig lachen konnten, — wie selten sieht man ihn heute noch! — war ein Erbteil urgermanischer Natur; die Adlernase verriet seinen kühnen Sinn; um die Mundwinkel aber lag, wie Arndt ihn beschrieb, ein Zug von Verschmitztheit und Husarenlist.

Nach den unendlichen Strapazen jener drei Feldzüge brach er allmählich doch zusammen. Kaum all der Dotationen und Ehrungen, die König und Nation für ihn bereit hatten, frohgeworden, verschied er sanft am Abend des 12. Sept. 1819 auf Krieblowitz, seinem Landgut in Schlesien, und ward, seinem Wunsch entsprechend, prunklos bei den drei Linden an der Straße bestattet. Noch bei Lebzeiten hatte ihm Scharnhorst ein unsterb-

liches Denkmal geſetzt mit den Worten: „Er iſt der einzige, der ſich nicht vor Napoleon fürchtet.“ Ein erzenes Standbild auf granitnem Sockel, von Rauch modelliert, ſchmückt heute den berliner Opernplatz, ein andres ſteht in Breslau, ein drittes in ſeiner Geburtsſtadt Roſtock, und unſer größter Dichter weihte ihm die Inſchrift:

„In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß!
So riß er uns
Vom Feinde los.“

Joachim Nettelbeck
1738–1824

Dem aufmerksamen Leser ist es gewiß nicht entgangen, daß unter den Männern, die durch Preußens Reform das neue Zeitalter der deutschen Erhebung heraufführten, sich lauter Beamte und Offiziere befinden. In der Tat ist, was man heut Opposition und Liberalismus nennt, ohne Betätigung des Volkes, durch eine Anzahl aufgeklärter, vorwärtsblickender Patrioten in besoldeter Stellung begründet worden. Die Nachrichten über das preußische Bürgertum jener Zeit aber lauten beschämend oder gar vernichtend.

In Berlin war es ein Prediger von französischer Abkunft, Erman, der am Brandenburger Tor Napoleon mit den Worten begrüßte: es stünde einem Diener des Evangeliums die Lüge übel an, daß er sich über des Feindes Einzug freue. Der Janhagel aber schrie sein „Vive l'empereur!“ und amüsierte sich kostbar. Scham, Zorn, Trauer malten sich nur auf den Gesichtern weniger Leute, die der Armee nahegestanden hatten. Die andern hofften von dem Wechsel der Dinge womöglich noch zu profitieren, sobald sie sich dem Feinde recht angenehm machten. Zumal die Buchhändler überboten einander an Charakterlosigkeit und füllten einmal eine ganze Spalte der Hauder- und Spenerschen Zeitung mit deutschen Ankündigungen von Napoleonsbildern. Da rühmte einer: „Das Porträt Napoleons I., Kaisers der Franzosen, Königs von Italien und Besiegers der Deutschen, für zehn Groschen.“

Man spricht heute von Quietismus, weltbürgerlicher Verschwommenheit, egoistischer Verweichlichung. Und in der Tat hatte der Ostpreuße Kant seinen Kompaß mit der ewig auf den Nordpol der Pflicht gerichteten Nadel vor diesem Geschlecht vergebens aufgestellt. Die Drangsal des jahrelangen französischen Einlagers erst mit allen seinen Schikanen, Demütigungen und Verlusten rüttelte die Denkfähigen aus ihrem Seelenschlaf. Niebuhr aber schilderte noch am 4. Januar 1808 in einem aus Berlin ostwärts gerichteten Brief „das faule Lästern“ in allen Ständen als das preußische Grundübel. Fast niemand war da für eine frische, tatkräftige, opferwillige Idee zu haben. Man saß beieinander und stöhnte, daß ja doch natürlich alles umsonst sein, daß es nur unnütz neues Geld kosten würde; daß noch

am eheſten von der Gnade Napoleons etwas zu erwarten wäre. Alle ſchwelgten in der Wonne des Philiſters: zu verhindern, daß etwas geſchieht, und ſich gegenſeitig zur Energieloſigkeit zu ermuntern. Allen voran ging hierin der König. „Nun werden die Verlegenheiten an allen Ecken und Enden wieder beginnen, und unſre Lage wird nur noch peinlicher werden," das war ſeine Auffaſſung, als ihm Ende 1812 gemeldet wurde, daß Napoleon ſein Heer verlaſſen habe und durch Schleſien über Sachſen nach Frankreich geflohen ſei. Er wünſchte alſo im Grunde, Napoleon hätte in Rußland geſiegt; dann wären keine unbequemen Entſchlüſſe zu faſſen geweſen.

Darum eben wirkt die Figur eines beſtimmten preußiſchen Bürgers, den alle jene Eigenſchaften ſchmückten, die dem Gros ſeiner damaligen Landsleute abgingen, ſo erquicklich und aufrichtend. Sein Name war Joachim Nettelbeck. Er beſaß jene naive rauhe Tugend, die noch im letzten Dorf mit einer Handvoll Getreuer die Fahne wehen läßt, eine Tugend, die Gneiſenau bei ſeinen Zeitgenoſſen vermißte und froh war, eines Tages bei Nettelbeck anzutreffen.

Blicken wir auf ſein Bild, ſo entdecken wir freilich nur die wetterharten Züge eines rüſtigen Greiſes mit energiſchem Mund und offenen Augen. Es könnte ein alter Pfarrer, ein alter Geheimrat, doch ebenſogut auch ein alter Bauer ſein. Allein dieſe Lippen waren nicht immer ſo feſt aufeinandergepreßt, dieſe Wangen nicht immer ſo hohl geweſen. Nettelbeck hatte ein ſtürmiſches Leben voller Abenteuer und Gefahr, mit raſchen Erfolgen und jähem Glückswechſel, ſchon durchkämpft, als er ſich in Kolberg niederließ; und von welcher Seite man ihn auch betrachten mag, ſelten wird man eine Perſönlichkeit ſo reicher Eigenart finden. Früh von Hauſe entwichen, befährt er vierunddreißig Jahre lang (von 1749—83) das Weltmeer, inſonderheit Oſt-, Nordſee und Atlantik. Durchweg bleibt ihm die Neigung zu ſchnellem Eingriff, wo die Umſtände es erfordern, auch wenn ihn die Sache perſönlich nichts angeht. Doch „wär' er beſonnen, hieß er dann der Tell?" Als preußiſcher Fregattenkapitän (1770) wegen „Inſubordination" aus dem Dienſt entlaſſen, iſt er die Fügſamkeit und Opferbereitſchaft ſelbſt, wo wirkliche Begabung und Sachlichkeit ihm entgegentreten. Dem neuen König Friedrich Wilhelm II. übergibt er 1786 zu Köslin eine Denkſchrift über zu gründende Kolonien, — die zu den Akten gelegt wird. Er ſprengt 1789 die Verfaſſung ſeiner Heimatſtadt und gibt

ihr eine neue. Bei ſtarken gemütlichen Bedürfniſſen zweimal übel verheiratet, läßt er ſich zweimal ſcheiden, nimmt im ſechsundſiebzigſten Lebensjahr ſeine dritte Frau, eine Pfarrerstochter, macht ſie glücklich, hat Nachwuchs mit ihr und kommt ſelbſt endlich ins Gleichgewicht. Mit dem preußiſchen Staat aber hatte er ſich, als Vorrede zu dem Hauptkapitel ſeines Lebens, mehrfach ſchon in Kolberg berührt.

Die Stadt liegt etwas einwärts vom Strand, wo zwiſchen zwei ſchmal auslaufenden Landzungen das Flüßchen Perſante ſich in die Oſtſee ergießt. Einen halben Kilometer oberhalb der Mündung beginnt eine Ausbuchtung der Perſante, die den Hafen bildet. Zwiſchen ihr und dem Strande zur Linken finden wir heut einen herrlichen Buchen-, Eichen- und Fichtenwald, „Maikuhle" genannt, einſt einen wichtigen Außenpoſten zur Hafendeckung. Zu beiden Seiten der Stadt aber, deren Feſtungsgürtel erſt oberhalb des Hafens und im ganzen etwa zwei Kilometer vom Strand entfernt begann, und auch ſüdlich in einem breiten Gürtel vorgelagert, befanden ſich ſogenannte „Überſchwemmungen", d. h. Wieſen, die leicht unter Waſſer zu ſetzen waren.

Im Siebenjährigen Kriege war Kolberg dreimal von den Ruſſen belagert worden, 1758, 1760 und 1761. Die beiden erſten Male ſchon hatte ſich Nettelbeck, zufällig daheim, als ein Anführer der Bürgerſchaft neben dem tapfern Major von Heyden, der die kleine Garniſon kommandierte, hervorgetan, und nach wenigen Wochen hatten die Ruſſen abziehen müſſen, 1760 durch einen ſchnellen Entſatz unter General von Werner vertrieben. Das dritte Mal fehlte Nettelbeck, es kam auch kein Entſatz mehr, und Kolberg mußte ſich, ausgehungert, ergeben.

Durch dieſe Taten, Leiden und Erinnerungen angefacht lebte in der kleinen Bürgerſchaft ein ſelbſtverläßlicher, patriotiſcher Sinn. Die Kolberger ſchworen von je ihren Bürgereid in Ober- und Untergewehr und hielten auf Reputation. Als nun im Spätherbſt 1806 nach der Niederlage von Jena die Hauptwelle der franzöſiſchen Invaſion Kolberg zunächſt unberührt ließ, doch früher oder ſpäter eine Belagerung erwartet werden mußte, waren die Bürger mit der Haltung ihres fünfundſechzigjährigen Kommandanten Oberſt von Lucadou äußerſt unzufrieden. Seine Maßnahmen waren ſaumſelig, den angebotenen Beiſtand der Bürger lehnte er hochmütig ab, kokettierte dagegen ſtark mit einem franzöſiſchen Parlamentär, und nur zu wohl begründet blieb der Verdacht, er wolle es genau ſo machen wie die Feig-

linge von Erfurt, Magdeburg, Stettin usw. Damals hat Nettelbeck, der seit seinem letzten Schiffbruch (1783) in Kolberg als Branntweinbrenner und nautischer Privatlehrer wirkte, in Gegenwart des Kommandanten gedroht, er werde jeden niederstechen, der von Ergebung spreche.

Gegen diese Vorwürfe der Zivilisten haben schriftstellernde Kameraden Lucadou in Schutz genommen; er sei ein alter friderizianischer Offizier mit dessen Vorzügen und Fehlern gewesen. Der Ton liegt hier durchaus auf den Fehlern; von den Vorzügen, wie sie Major von Heyden einst in Kolberg bewährt hatte, war nichts zu bemerken.

Die Hoffnung der Bürgerschaft ruhte auf dem seit 14. Dezember funktionierenden wackern Unterkommandanten Hauptmann von Waldenfels und auf dem Dragonerleutnant von Schill, der sich von Auerstädt schwerverwundet nach Kolberg durchgefunden hatte. Ausgeheilt sammelte dieser aus allerlei Versprengten eine Truppe zu Roß und Fuß, begann die Rückverbindungen des Feindes zu belästigen und gab, lange bevor Spanien, Tirol, Rußland aufgestanden waren, Europa das Beispiel eines Kleinkrieges gegen Napoleon auf eigne Faust. Hätten seine braven Leute nichts weiter vollbracht, als im Januar 1807 den Fang des Marschalls Victor, wir müßten ihm dankbar bleiben. Denn jener Handstreich bedeutete, durch Auswechselung, den Wiedereintritt Blüchers in die preußische Armee.

Allein gerade Schills Erfolge lenkten die Aufmerksamkeit der französischen Heeresleitung auf Kolberg hin. Und ein eigner Zufall wollte es, daß an dem gleichen 29. April, als der durch ein Schreiben Nettelbecks an den König erbetene Gneisenau über See in Kolberg eintraf, auch die Division Loison nebst einem schweren Geschützpark die an sich schon beträchtliche Belagerungsarmee verstärkte.

Es ist rührend, in des alten Brausekopfes Aufzeichnungen die erste Begegnung zwischen ihm und Gneisenau nachzulesen. Wegen einer neuen Schanze, die der Feind aufwarf, sucht er den Unterkommandanten und vernimmt: der sei am Hafen. Er trifft ihn auf der Brücke am Mündener Tor. „Neben ihm ging einer, den ich nicht kannte und der mir mit dem Schiff gekommen zu sein schien. Dieser Fremde, ein junger rüstiger Mann von edler Haltung, gefiel mir auf den ersten Blick, ohne daß ich wußte und sagen konnte, warum.“ Im Quartier, unter sechs Augen, erfolgt die Vorstellung: dies sei der neue Kommandant, dies der alte Nettelbeck. „Ein freudiges Erschrecken fuhr mir durch die Glieder; mein Herz schlug mir

hoch im Busen, und die Tränen stürzten mir aus den alten Augen." Er fällt vor Gneisenau nieder, umklammert seine Kniee und beschwört ihn, die Kolberger nicht zu verlassen, wie auch sie zu ihm halten wollten, bis zum letzten warmen Blutstropfen.

Beide haben Wort gehalten, und ehrenvoll ist der Bericht, den Gneisenau über Nettelbecks Beistand an den König sendet. „Seine Tätigkeit ist unbegrenzt, ohnerachtet seines Greisenalters, und ich brauch ihn zu allem. Ich sende ihn den ankommenden Schiffen entgegen, um selbige zu rekognosziern, ich lasse durch ihn Lebensmittel für die Truppen hinausschaffen. Er muß mir die Überschwemmung bewachen, und wo ich in technischen Gegenständen unkundig bin, muß er mir Rat erteilen, der immer mit Sachkenntnis gegeben wird. In allen Winkeln und Böden muß er mir die feuerfangenden Dinge aufspüren, um solche wegzuschaffen. Kurz, er ist einer der ersten unsrer Staatsbürger und verdient einen huldvollen Blick von Ew. K. Majestät."

Was in diesem Briefe nicht steht, war das, wie sehr Nettelbeck seinerseits die Kolberger an der Hand hatte; so sehr, daß es nur noch ein paar schlichter Worte Gneisenaus an die versammelten Zivilbehörden und Bürgerrepräsentanten und des Vorschlages einiger zweckmäßig erscheinender Maßnahmen bedurfte, daß alle Anwesenden aus freien Stücken mit Handschlag gelobten, sie wollten Leben und Vermögen willig ihm anvertrauen.

Weit frischer noch sind die Farben in einem Artikel aufgetragen, den Gneisenau in der Königsberger Zeitung zur Nachachtung veröffentlichte. Nettelbeck, so heißt es da, sei siebzig Jahre alt und täte jetzt das Gleiche, was er im Siebenjährigen Krieg als Jüngling getan habe. „Er ist allgegenwärtig. Zündet der Feind durch seine Haubitzengranaten ein Haus an, so steht er mit der Spitze des Schlauches hoch oben auf der gefährlichsten Stelle. Er geht nicht von dannen, bis das Feuer darnieder ist. Greift der Feind ein Außenwerk an, so sitzt er zu Pferde, reitet kühn wie ein Jüngling, ermuntert im heftigsten Feuer die Truppen, holt Munition herbei und ist ebensoschnell bei dem Festungskommandanten, um ihm Bericht über das Gefecht abzustatten. Zeigt sich ein Schiff, worauf man Zufuhr von Kriegs- oder Mundbedürfnissen erwartet, so ist er der Erste an Bord und der Erste zurück, um Kunde davon zu bringen ... Der Kommandant hat ihm die Obhut über die Überschwemmung gegeben, und wehe dem, der aus Eigennutz oder übelm Willen das Wasser um eine Linie ver-

mindern wollte! Wo an den vielfachen Schleusen das Wasser durchsickert, wird er es gewahr. Keine Maus dürfte die Dämme durchlöchern, er würde es sogleich wittern ... Dies alles tut er umsonst, und Nettelbeck ist nicht reich. Nur Eines könnte ihn niederwerfen: wenn der Kommandant die Festung übergäbe, dies Unglück würde er nicht überleben. Aber, mein guter Alter! dies Herzeleid tut Dir Dein Kommandant nicht an."

Wäre solche Gesinnung in Preußen verbreiteter gewesen, wie ganz anders dürfte sich die Geschichte der Jahre 1806 und 1807 gestaltet haben! Dazumal, am 1. Mai 1807, hielten sich von preußischen Festungen nur noch Danzig (bis zum 25. Mai); Graudenz, weil der alte wertlose Kasten überhaupt nicht angegriffen wurde; in Schlesien Neiße, das dann am 16. Juni übergeben, und Kosel, dessen Übergabe für den 16. Juli vereinbart wurde; endlich Glatz, dessen schützendes Lager zwar am 24. Juni verloren ging, das aber nach einer Übereinkunft mit König Jérôme, der dort Bayern und Württemberger befehligte, bis zum Friedensschluß in den Händen der Preußen verblieb. Dem König gehörten also von seinen früheren Staaten zuletzt nur noch die halbe Grafschaft Glatz mit Silberberg, die jetzige Provinz Ostpreußen zum größeren (östlichen) Teil, ein paar angrenzende Striche von Preußisch-Polen, dazu drei Fleckchen Land um Kosel, Graudenz und Kolberg.

Die kolberger Geschütze waren meistens leider ohne Lafetten, sodaß bei jener Belagerung auf preußischer Seite mehr Leute durch das Platzen von eignen Kanonenrohren getötet oder verwundet wurden, als durch die feindlichen Geschosse. Doch wußte Gneisenau die Todesverachtung und Opferwilligkeit der gesamten, auf etwa 6000 Mann angewachsenen Garnison derart zu beleben, daß die sieggewohnten Franzosen aus einem Staunen ins andre fielen. Mit schnellem Blick hatte er die große Wichtigkeit des Wolfsberges, eines kleinen Sandhügels zur Rechten vom Hafen, erkannt und leistete hier den zähesten Widerstand, — ein genialer Vorläufer des modernen Festungskrieges mit seinen Außenforts. Die Franzosen beschossen den Punkt zuletzt aus dreißig groben Feuerschlünden und gewährten am 11. Juni der Besatzung freien Abzug mit allem Geschütz. Nun machten die Preußen fortwährend Ausfälle, um ihrerseits die Franzosen beim Schanzen zu stören; den letzten am 19. Juni.

Nach der Schlacht von Friedland war in Ostpreußen mit den Franzosen am 25. Juni ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, der aber bei Kolberg

nicht sogleich einwirken konnte. Daher begann am 1. Juli der Feind ein Bombardement, das sechsunddreißig Stunden anhielt und vielen Einwohnern, auch Frauen und Kindern, das Leben kostete. Zahlreiche Gebäude sanken in Trümmer, das Rathaus brannte nieder, die Bevölkerung lebte in Kellern, doch ohne deshalb Mut und Entschlossenheit zu verlieren. Leider gelang es den Belagerern, die nach dem Fall von Danzig noch weitere 7000 Mann Zuzug, hauptsächlich Polen, Holländer und Sachsen, erhalten hatten, auch die Maikuhle zur Linken des Hafens zu überrumpeln. Allein die Gegenwehr hätte, trotz nun gestörter Seeverbindung, immer noch eine Weile dauern können, wenn nicht am 2. Juli nachmittags, während das Feuer plötzlich verstummte und weiße Flaggen auf den Batterien erschienen, aus dem französischen Lager ein preußischer Offizier sich genähert und die Nachricht vom Waffenstillstand überbracht hätte.

General Loison und seine Generale wünschten den heldenmütigen Verteidiger der Festung kennen zu lernen und ehrten ihn durch die Art ihrer Begrüßung. Gneisenau selbst ward bei der Austeilung der Verdienstkreuze übergangen und die Versäumnis erst später nachgeholt, nachdem er am 4. August die Stadt als Oberstleutnant verlassen hatte. Nettelbeck aber erhielt vom König die Erlaubnis zum Tragen der preußischen Marineuniform und hat, als „Bürgerpatriot" gefeiert, in den Jahren 1821—23 hochbetagt noch Zeit gefunden, seine vielen Erlebnisse in einer Form zu überliefern, die uns nicht nur vor seiner phänomenalen, ungebrochenen Geisteskraft, sondern auch vor seiner künstlerischen Begabung die größte Achtung abnötigt.

Am 29. Januar 1824, im sechsundachtzigsten Jahr seines einst so wildbewegten Lebens, ist der schlichte, herzerfrischende Alte heimgegangen. Er hatte das Zeug in sich, in den Tagen unsrer deutschen Flotte einer ihrer ersten, und sicher volkstümlichsten, Admirale zu werden.

Johann Gottlieb Fichte
1762–1814

Ganz wie Nettelbeck hat Fichte Tugenden, die bei den Zeitgenossen so selten geworden waren, daß sie zu fehlen schienen: er blieb aufrecht bei seiner Überzeugung, ließ sich von keinen Behörden imponieren, griff unverzagt solche Mißstände an, die ihn reizten, focht jeden Streit furchtlos und ohne Drangabe von Grundsätzen durch, kurz: lebte das, was er predigte, und gab ein Beispiel, das in den Herzen der Deutschen nachwirkte.

Nur dem eigentlichen Bürgertum kann man ihn insofern nicht hinzurechnen, als er sich erst von einer tieferen Stufe in jenes hinaufarbeiten mußte. Er stammte aus einer armen Leinweberfamilie der sächsischen Oberlausitz und hatte, ganz wie Scharnhorst das Vieh seines Vaters, in jungen Tagen die Gänse seines Geburtsdörfchens Rammenau zu hüten.

Es fiel bald auf, daß der Hütjunge die Predigten des Pfarrers auswendig behielt. Ein benachbarter Gutsbesitzer, Freiherr von Miltitz, nahm sich des Wunderknaben an, ließ ihn vorbereiten, tat ihn dann mit zwölf Jahren auf die meißener Stadtschule und gleich darauf in die altberühmte Fürstenschule von Pforta, die Fichte von Oktober 1774 bis 80 besuchte oder noch richtiger: bewohnte. In dieser Zeit starb leider sein Gönner, und als Fichte nun die Hochschule von Jena bezog, um Theologie zu studieren, fehlten ihm die nötigen Mittel so sehr, daß er sieben Jahre hindurch seine Studien fortwährend durch Erteilung von Privatstunden in Jena selbst oder sonstwo in Thüringen und Sachsen unterbrechen und im ganzen dreizehn Jahre lang in der Welt umherziehn mußte, bevor er in seine eigentliche Laufbahn eintreten durfte. Sein Gesuch, ihm die Beendigung des Studiums und Ablegung des Examens zu erleichtern, ward vom Oberkonsistorium abschlägig beschieden, dagegen hagelte es Vorwürfe von seiten der Mutter, die einen Sohn, der doch längst Leinweber hätte sein können, erwerbsunfähig sah.

Endlich bringt eine Hauslehrerstelle, die er im Jahre 1788 in Zürich bekam, die Wendung zum Besseren. Dort knüpft er wertvolle Beziehungen an und lernt auch seine Braut kennen, die Tochter eines Kaufmannes Rahn, eine Nichte Klopstocks. 1790 ist er wieder in Leipzig, auf Privatunterricht angewiesen, und da er einen Studenten in der kantischen Philosophie unter-

richten ſoll, ohne ſie zu kennen, verlebt er beim Studium Kants, kaum ein paar Heller in der Taſche, eine ſo glückliche Zeit, daß er mit niemandem auf dem weiten Erdenrund hätte tauſchen mögen. Es war in der Tat, was innere Entwicklung anlangt, der entſcheidende Eindruck ſeines Lebens.

Eine Hofmeiſterſtelle beim Grafen Plater in Warſchau bekleidete er nur achtzehn Tage. Er ward entlaſſen, weil die Gnädige nicht nur ein beſſeres Franzöſiſch, ſondern auch mehr Unterwürfigkeit von ihm erwartete, — einen bei Johann Gottlieb Fichte freilich raren Artikel, weshalb er ging, wie er gekommen war, ganz ohne Unterwürfigkeit.

Er nahm ſeinen Weg nach Königsberg und war am 4. Juli 1791 bei Kant, in der bitterſten Verlegenheit. Kant, obſchon im Beſitze eines hübſchen Vermögens, wünſchte wohl die perſönliche Unabhängigkeit ſeines Schülers und Verehrers nicht durch das Zuſtandekommen einer Anleihe zu belaſten, erklärte ſich außerſtande, ihm beizuſpringen, nahm aber huldvoll eine kleine Schrift auf, die Fichte in Königsberg über das Verhältnis des Vernunftglaubens zur Offenbarung abgefaßt hatte. Kant lobte den flotten Stil, verſchaffte Fichten einen Verleger, und als nun der „Verſuch einer Kritik aller Offenbarung“ in Königsberg erſchienen war, behauptete die Jenaiſche Literaturzeitung, und ſie nicht allein, „der erhabene Verfaſſer des Werkes ſei unverkennbar“. Durch Kants Gegenerklärung vom 3. Juli 1792 ward Fichte mit einem Schlag in Deutſchland berühmt, und frohlockend ſchrieb er ſeiner Braut nach Zürich: „Ein unglaublicher Zufall hebt mich.“

Noch folgte ein kurzes Intermezzo beim Grafen Krockow in der Nähe von Danzig. Dort kündet heut ein von pietätvollen Nachfahren errichteter Denkſtein, daß Hauslehrer Fichte auf Krockow gedient habe. Am 22. Oktober 1793 heiratete der Irrfahrer ſeine Braut in Zürich, hielt den Winter hindurch daſelbſt Vorträge über kantiſche Philoſophie, ward nach Jena auf den durch des Kantianers Reinhold Verzicht erledigten Platz berufen, und mit ſeiner Antrittsvorleſung in Jena am 13. Mai 1794 beginnt Fichtes Heldenzeit.

Hier müſſen wir einen Augenblick anhalten, um ſeine Philoſophie zu muſtern. Sie iſt, wenn auch mit Wärme vorgetragen und vorerſt in ſich ſelbſt logiſch zuſammenhängend, doch keineswegs auch nur halb ſo original wie der Mann ſelbſt. Man pflegte bisher zu ſagen, Kant habe zwei Beobachtungsweiſen angebaut hinterlaſſen: eine auf Sinneseindrücken („Erfahrung“) begründete oder realiſtiſche, und eine zweite, von einer geheimnisvollen Erleuchtuug durch das „transſzendentale Subjekt“ her-

stammende idealistische. Diesen idealistischen Faden hätte von seinen Schülern besonders Fichte fortgesponnen.

Der unternahm es in der Tat, das Weltganze in eine Idee aufzulösen. Er setzte es = Ich, ließ dieses Ich sich selber denken (woher „subjektiver" Idealismus) und im Vorschreiten die ganze Mannigfaltigkeit auch der greifbaren Dinge aus sich entwickeln.

Es ist ein Anklang an das biblische „Am Anfang war der logos", deutlicher noch an Spinozas: „Gott ist ein denkendes Ding." Spinozas Einfluß ist aber schon an Fichtes Bestreben, Einheit herzustellen, gerad in der ersten Periode seiner Philosophie und in seinem Hauptwerk, der „Wissenschaftslehre" von 1794, deutlich erkennbar. Wenn sein früherer Schüler und späterer Gegner Herbart ihm für seine zweite Periode eine „idealistische Übersetzung von Spinozas Pantheismus" nachsagt, so klagt Fichte seinerseits nicht mit Unrecht, daß man ihn mißverstanden habe; denn zweifellos hat ihn der Wunsch, das kantische „Ding an sich", den unfaßbaren Gegensatz aller Erfahrung, auszuschalten und Kants Transszendentalik durch Spinoza zu läutern, unbewußt von Anbeginn beherrscht.

Es ist nun sehr charakteristisch, daß Fichte, kaum daß er sich einer großen Zuhörerschaft zu erfreuen begann, seine jenenser Popularität aufs Spiel setzte, um einen Mißbrauch auszurotten. Die damaligen Studentenorden litten an den Überbleibseln eines wüsten, mittelalterlichen Pennalismus, der besonders auf die wirtschaftliche wie gesundheitliche Schädigung der Neueintretenden hinauslief und auch dem Studium selbst höchst abträglich war. Fichte eröffnete nun im Wintersemester 1794/95 Vorlesungen „über die Moral für Gelehrte", worin er dem Unwesen scharf zu Leibe ging und ein edleres Ziel der geistigen Betätigung aufsteckte. Er hatte den sofortigen Erfolg, daß die Vertreter der Orden bei ihm erschienen und sich erboten, ihre Verbindungen aufzulösen, in seine Hand einen Entsagungseid zu leisten und die Ordensbücher auszuliefern. Ob sich nun Fichte hierzu nicht kompetent fühlte, oder was sonst immer ihn bewogen haben mag, er nahm das Erbieten nicht völlig an, lehnte es aber auch nicht rundweg ab, sondern versuchte zwischen Senat und Studenten den Mittelsmann zu machen, was ihm, da er kein Diplomat war, fehlschlug. Jetzt brach in der Studentenschaft ein Sturm gegen ihn los, und er wich im Sommer 1795 für kurze Zeit vom Platze, hat nachher aber seine Vorlesungen mit großem Zudrang wieder aufgenommen.

Dann kam im Jahre 1798/99 der sogenannte Atheismus-Streit, eine pfäffische Reaktion des kursächsischen Konsistoriums auf ein paar moralphilosophische Äußerungen Fichtes. Die Regierung in Dresden wandte sich an den weimarischen Hof, er solle Fichten bestrafen, der aber appellierte heißblütig an das Publikum. Diesem Hin und Her folgte noch 1799 die Einladung Fichtes nach Berlin durch den preußischen Minister v. Dohm.

Damals war Erlangen, zu Ansbach-Bayreuth gehörig, eine preußische Universität. Fichte kam dorthin 1805 als Professor und hielt Vorlesungen „über das Wesen des Gelehrten", worin er das Leben in der Idee als die einzige eines Gelehrten würdige Beschäftigung beschrieb. Hat er dadurch mitgeholfen, uns Deutschen den Spottnamen des Volkes der Dichter und Denker zu verschaffen, so hat gerade Fichte doch auch wieder auf seine Weise dazu beigetragen, solcher ungesunden Abkehr von der Wirklichkeit vorzubeugen.

Nach der Katastrophe von Jena war er zunächst nach Königsberg in Ostpreußen gegangen, dann über Kopenhagen nach Berlin zurückgekehrt, auch dem sinkenden Schiff getreu. Dort hatten einsichtige Patrioten die Losung ausgegeben: dem preußischen Staat durch Weckung geistiger Kräfte das zu ersetzen, was ihm an materiellen verloren gegangen war. Der Plan einer Universität Berlin tauchte auf. Zwar wurden Fichtes Vorschläge für die Organisation der Studien verworfen, doch machte er noch im Winter 1807/08 seinen Namen unsterblich durch die Reden „an die deutsche Nation".

Diese Reden haben ihren hohen historischen Wert. Da Fichte das Hauptübel der Zeit übereinstimmend mit Niebuhr in einer weichlichen Selbstsucht zu erkennen glaubte, dachte er es durch ein neues nationales Erziehungssystem zu bekämpfen.

Er schmeichelte sich, daß bei dieser neuen Tendenz des Unterrichts die Buben nun „alles in seinem Zusammenhang" fassen, die „weiteren Mühen freudig übernehmen" möchten, worauf dann „diese geistige Entwickelung" ganz von selber den Egoismus ausrotten und „die Form eines sittlichen Willens" annehmen werde. Allein, was die gebildeten Stände in der Franzosenzeit hingebend und aufopferungsfähig machte, war doch in erster Linie eine von den Franzosen selbst aufgepeitschte Scham. Die Norddeutschen hatten kein Behagen mehr an irdischen Gütern. Sie wollten lieber auch das noch, was die Franzosen ihnen gelassen hatten, dransetzen, als es unter so demütigenden Bedingungen weitergenießen.

So hörten die Berliner der oberen Schichten in jenem Winter dem Redner voll Spannung zu, und auf die Dauer hatte Fichte ihnen wirklich einiges zu ſagen, was ganz neu war. Er fragte nach dem wahren Verhältnis zwiſchen Staat, Nation und Sprache, und weniger die Art ſeiner Beantwortungen als die Tatſache an ſich, daß derartige Fragen im Hinblick auf ein vorhandenes Deutſchtum aufgeworfen wurden, hat Epoche gemacht.

Denn über dergleichen hatte man in Berlin noch niemals nachgedacht, hatte gedankenlos von der „preußiſchen Nation" geredet oder von der kurſächſiſchen, oder gar von der bückeburgiſchen. Fichte wies darauf hin, wie trotz der verächtlichen Zertrümmerung ſtaatlicher Formen (durch Napoleon) doch ein Gefühl von Zuſammengehörigkeit, erwachſen aus der Möglichkeit der Überlieferung gemeinſamer Kulturſchätze durch die Sprache, alle Deutſchen verbände. Ein Volk aber, das ſich nicht ſelbſt mehr regieren könne, ſei ſchuldig, ſeine Sprache aufzugeben, weil es die nicht länger verdiene. Während unter den Fenſtern der Akademie, wo er dieſe Reden hielt, Trommeln und Kommandoruf der franzöſiſchen Garniſon erklangen, warf oben dieſer plötzlich zur Wirklichkeit bekehrte Träumer den ſtolzen Kopf, der mit dem des Freiherrn vom Stein ſoviel Ähnlichkeit gehabt haben ſoll, in den Nacken und blitzte den zerknirſchten Phäaken ſein Entweder-Oder entgegen. Denn ob ſchon ſeine Freude am Deutſchtum politiſch unmotiviert und in ihrem Überſchwang mehr literariſch gerichtet war, ſo lauſchten die Erſchütterten doch Einem, der etwas beſaß, was ihnen abging. Ohne Napoleons Namen zu nennen, traf er ihr Gewiſſen am wundeſten Fleck, wenn er ſie aufforderte, die hündiſch duldſame Reſignation aus den ärmlichen erſten Zeiten des Chriſtentumes mit dem Hinhalten auch der andern Backe zu verſchmähen, dagegen ihrer Nation die irdiſche Ewigkeit zu ſichern, und am Schluß der achten Rede in die Worte ausbrach: „. . Denn ſolange er (der Feind) noch einen Mantel an dir ſieht, ſucht er einen Handel an dich, um dir auch dieſen zu nehmen, erſt wenn du ganz nackend biſt, entgehſt du ſeiner Aufmerkſamkeit und haſt vor ihm Ruhe. Eben ſein höherer Sinn, der ihn (den Beraubten) ehrt, macht ihm die Erde zur Hölle und zum Ekel; er wünſcht, nicht geboren zu ſein, er wünſcht, daß ſein Auge je eher je lieber ſich dem Anblicke des Lebens verſchließe; unverſiegbare Trauer bis an das Grab erfaßt ſeine Tage; dem, was ihm lieb iſt, kann er keine beſſere Gabe wünſchen, denn einen dumpfen und genügſamen Sinn . . ."

Solche Worte trafen ins Herz damaliger Preußen. Auch Fichtes nationaler Patriotismus war freilich von dem durchaus kosmopolitisch gedachten eines Stein oder Gneisenau wenig unterschieden, wie denn die Aufgeklärten jener Tage nicht daran zweifelten, daß die Völker alle wie die Lämmlein neben einander weiden würden, sobald nur erst die nichtsnutzigen Kabinette in ihrer Macht, Übles anzuzetteln, durch einen mächtigen Volkswillen beschränkt wären. Aber als nun im Frühjahr 1808 die Spanier, obschon ihnen ein durchaus untaugliches und verbrecherisches Königshaus von den Franzosen gnädig abgenommen worden war, sich trotzdem wütend gegen ihre Wohltäter empörten, da empfanden die Norddeutschen diesen Aufstand nicht als eine Verletzung weltbürgerlicher Ideen, sondern bewunderten den trotzigen Einmut einer Nation, die sich mit dem verkommensten Staatswesen, rein aus nationalem Instinkt, für identisch erklärte.

Nichts hätte den 1808 im Druck erscheinenden Reden Fichtes über Nationalität eine stärkere Resonanz verschaffen können, als diese spanische Erhebung. Und so darf man mit gutem Grunde rühmen, daß neben Schleiermacher, der das Problem geistiger Wiedergeburt von einer andern Seite her anpackte und auf der Kanzel der Dreifaltigkeitskirche allsonntäglich vor andächtigen Berlinern das Evangelium der freien Hingabe ans große Ganze predigte, Johann Gottlieb Fichte einer der wichtigsten bürgerlichen Vorbereiter des Befreiungskrieges gewesen ist.

Sein Herzenswunsch war es, im Frühjahr 1813 als Feldprediger mitziehen zu dürfen, und er entließ am 19. Februar seine Zuhörer mit einer Schlußvorlesung „über den Begriff des wahrhaften Krieges". Aber sein Wunsch ward ihm nicht gewährt. Die Schlachten von Großbeeren und Dennewitz hatten alle berliner Lazarette bald mit Verwundeten und Kranken überfüllt, Fichtes wackre Frau sich nach aufopfernder Pflege ein Lazarettfieber geholt. Eines Tages fand er sie von den Ärzten aufgegeben. Sie genas; doch er selbst hatte sich den Todeskeim geholt und starb schon am 27. Januar 1814. Die Nation, die er einst mit seinen Fanfaren hatte wachrufen helfen, ehrte sein Andenken durch eine großartige Gedächtnisfeier bei der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages am 19. Mai 1862.

Albrecht Thaer
1752–1828

Zu den deutschen Ärzten, die sich auf ganz fremden Gebieten Ruhm erworben haben, — dem württembergischen Militärarzt Friedrich Schiller; dem hervorragenden Diplomaten Stockmar, dem Freund und Berater des Prinzgemahls Albert von England; dem klassischen Geschichtsschreiber des Dramas J. L. Klein, — gehört auch der Begründer des wissenschaftlichen Landbaues in Deutschland: Albrecht Thaer.

Als der Sohn des hannöverisch-englischen Hofmedikus Johann Friedrich Thaer in Celle am 14. Mai 1752 geboren, verlor er die Mutter früh und zeigte, sich selbst und Hauslehrern überlassen, in den Knabenjahren einen phantastisch-sentimentalen Zug, während in den Jahren der Reife sehr bald eine Vorliebe für mathematische Studien und englische Lektüre an ihm hervortrat.

Mit achtzehn Jahren ging er nach Göttingen auf die Hochschule, doch obschon er dort Gelegenheit hatte, Professoren von Ruf zu assistieren, waren sein Vorrat an Eitelkeit viel zu gering und sein Scharfblick zu groß, als daß er auch durch Beliebtheit und genossenes Vertrauen über die tatsächlichen Mängel der damaligen innern Medizin im Bereich praktischer Hilfeleistung zu täuschen gewesen wäre. Der 1778 nach des Vaters Tod Stadtphysikus in Celle Gewordene fand je länger desto weniger Befriedigung an seiner Praxis und beschränkte sich als Mediziner mehr und mehr auf seine amtlichen Pflichten.

Dafür gewährte ihm 1786 seine Verheiratung mit Philippine v. Willich die Mittel zu Grunderwerb in der Nähe der Stadt. Er benutzte den geräumigen Hof seines Landhauses zur Blumenzucht mit allerlei Kreuzungen, schritt von ihr zum Gartenbau, zum Okulieren von Obstbäumen, von da zu selbständigen Versuchen auf dem Gebiete des Fruchtwechsels im Körnerbau vor.

Durch Hinzukaufen verfügte er zuletzt über ein Areal von sechzehn Morgen unter dem Pflug und achtzehn Morgen natürlicher Wiesen, die sich längs der Aller hinzogen, — gerade groß genug, um landwirtschaftliche Modelle im Kleinen zu liefern. Mit genialer Intuition setzte er voraus, daß der Boden keineswegs durch alljährlichen Anbau, sondern dadurch ausgesogen würde, daß man ihn das nicht tragen läßt, was zur Wiederherstellung seiner Kräfte

dient. Bloßes Nichttragen ist ungenügend, gerade wie ein gänzlich ungereiztes Nervensystem verstumpft und verfällt. Und wie Friedrich der Große schon einem Landwirt zugerufen hatte: „Seh' er doch nur sein Gartenbeet an, wie das alljährlich trägt!" so ging Thaers Trachten und Sinnen auf gänzliche Beseitigung der sogenannten Brache.

Dies nötigt uns, einen schnellen Blick auf die bisherige technische und soziale Entwickelung der deutschen Landwirtschaft zu werfen.

Der erste, dem wir spärliche Nachrichten über den germanischen Feldbau verdanken, war bekanntlich Cäsar. Zu seiner Zeit dürfte noch die sogenannte „Brandwirtschaft" vorgeherrscht haben, bei der Kraut, Strauchwerk und Oberholz des gerodeten Waldes verbrannt, die Asche als Dung verstreut, der Boden zur Bestellung nur oberflächlich geritzt wurde.

Hundertfünfzig Jahre später ist bei Tacitus schon die „wilde Feldgraswirtschaft" angedeutet, eine Art Zweifelderſystem, wo derselbe Boden bald als Weide, bald als Acker benutzt wurde und wegen des Vorrats an Areal bei jeder Völkerschaft immer ein großer Teil unbestellt lag. Die soziale Verfassung war kommunistisch; jedes Jahr wurden die Ackerparzellen unter den Dorfgenossen (der Markgemeinschaft) frisch ausgeteilt, der Ertrag aber dann doch wieder zusammengeschüttet und vom Häuptling jedem Familienvorstande je nach Würdigkeit und Kinderzahl seine Quote zugemessen. Der Zweck dieses Verfahrens war wohl, daß der Einzelne nicht zu fest mit seiner Scholle verwüchse, was natürlich dem kriegerischen Sinn hätte Abbruch tun müssen.

Diese beiden Tendenzen: auf liebevolle Ackerbestellung und auf Erhaltung der Wehrkraft, haben dann dauernd im Streit gelegen und sind eigentlich erst durch das preußische Emanzipationsedikt samt der scharnhorstschen Militärreform in Deutschland zu einer befriedigenden Lösung und Aussöhnung gelangt. Bei den Franken hat unter den frühen Merowingern jener Streit angefangen, zum sozialen Verderb des Bauernstandes zu führen, und eine Entwickelung eingeleitet, die der Patriot nur mit tiefer Trauer betrachten kann.

Damals war man auch rechts des Rheines fast überall schon zum Dreifelderſystem (einem jährlichen Wechsel zwischen Winterkorn, Sommerkorn und Brache) übergegangen, hiermit eine viel größere Stetigkeit im Ertrag und hiermit wieder eine größere Anhänglichkeit des Bauers an seinen Erdboden erzielt worden. Eben darum wollte er aber seinen Betrieb nicht im Stich lassen, um beliebig oft dem Aufgebot seines Landesherrn, wo-

möglich ins Ausland, zu folgen. Er war so froh, daß irgend ein Großgrundherr seiner Nachbarschaft ihm diese Verpflichtung, durch Stellung eines Reisigen an seiner Statt, abnahm, daß er dafür gern auf sein freies Eigentum verzichtete und, mit dem Gelöbnis gewisser Abgaben und Dienste, sich mit seinem Hof in die Hand seines Senior (in Frankreich später seigneur und grandseigneur) übergab oder „kommendierte".

Im Kapitel von Karl dem Großen ward schon geschildert, wie in wenigen Jahrhunderten auf diese Weise der Fronhof entstand, ein Institut halb zur Sammlung von Abgaben, halb zur Ausnutzung fremder Hand- und Spanndienste. Die einstigen Freibauern, der Kern der Nation, unser Uradel, hatten ihre Wehrkraft eingebüßt und waren, ohnmächtig gegenüber der begehrlichen Gewaltsamkeit ihrer Senioren, die die Gerichtsbarkeit in Händen hielten, in Minderfreiheit oder gar Unfreiheit zu bloßen Grundholden und „Hörigen" herabgesunken.

Es folgte ein kurzes Aufatmen der Bauern zur Hohenstaufenzeit infolge des Aufblühens einer neuen Geldwirtschaft, weil fast alle alten Frondienste inzwischen fixiert oder gar in Geld umgerechnet und durch die naturgemäß nun steigenden Preise entwertet waren, sowie infolge der kolonialen Erschließung Ostelbiens mit seiner Landsiedelleihe und seinem Erbzinsrecht, seinen lockenden Doppelhufen, weshalb der heimische Boden von Anwärtern entlastet wurde. Allein das üble Charakteristikum aus den ersten Tagen des Seniorates und der Fronhöfe blieb: es gab keinen eigentätigen Großlandwirt, weil der Adel jede Beschäftigung solcher Art unter seiner Würde hielt. Deshalb kam die Intelligenz der Oberklasse dem agrarischen Betriebe nicht zustatten, es wurden so gut wie keine technischen Fortschritte gemacht, im Gegenteil die Wirtschaft in vielen Landesteilen durch immer neue Parzellierungen zwerghafter und impotenter. Desto besser verstanden sich die Grundherren auf das Schlucken von Renten, auf das Pressen, Schinden und Ausmergeln des unglücklichen Landmannes. Auch nach der Erleichterung der Hohenstaufenzeit hatten sie die freiergewordenen wiederum bald genug in Zensualgenossen- und Vogteischaften einzufangen verstanden, und das schon erwähnte Aufkommen des Römischen Rechtes in Deutschland hatte durch den Grundsatz der „ungemessenen Dienste" das Seinige getan, um den Herren jede habgierige Willkür gegen die Unseligen zu erlauben. Der deutsche Bauernkrieg vom Jahre 1525 vermochte hierin keinen Wandel mehr zu schaffen.

Eine Wendung zum Beſſern erfolgte ſeltſamerweiſe durch den furchtbaren Krieg von dreißig Jahren. Er hatte eine Nation von zwanzig Millionen Seelen befallen und eine von kaum noch ſieben zurückgelaſſen. Es gab einfach keine Bauern mehr, von denen die ganze Oberklaſſe reichlich wie bisher hätte zehren und praſſen können. Die paar vorhandenen Dörfler hatten ſelbſt kaum das nackte Leben. Dagegen gab es freigewordenes Land in Fülle. So bildete ſich endlich der Stand, der bisher gefehlt hatte: des adligen Gutsbeſitzers, der in ſeinem eignen Betrieb gelegentlich die techniſche Aufſicht führt. Sie warben ſich ein Geſinde aus ſolchen Menſchen, die zum Beginn einer eignen Wirtſchaft nichts, aber auch garnichts in Händen hatten, und brachten ihre Güter langſam in die Höhe.

Es kam ein Zweites hinzu, um die auch wieder erſtarkenden Bauernſchaften der Dörfer vor der Habgier und Härte dieſer Junker zu retten: das war der Steuerdurſt der Landeshoheiten, die die Anzapfung der „Untertanen" in eigne Regie zu nehmen wünſchten und ſie nicht länger einem hohen Adel zur beliebigen und alleinigen Plünderung überließen. So ſtellten ſich hier und da, zumal im Niederſächſiſchen, ganz leidliche Zuſtände heraus, wie wir denn bei Scharnhorſts Jugend eine achtfache Differenzierung der Dörfler kennen lernten; ſehr üble dagegen in Schleſien, Poſen, Oſt- und Weſtpreußen.

Doch nur ſelten lagen die Verhältniſſe im Oſten noch ſo, daß ein Schloß mit ganz geringem Areal oder als Außenpoſten ein Meierhof inmitten von großen Dorfgemeinden und bäuerlichen Einzelhöfen die Lieferungen einkaſſierte, von denen der Großgrundherr lebte. Sondern es waren rieſige Latifundien entſtanden, die ſogenannten Rittergüter, die nur zum geringſten Teil von eignem Geſinde, zum größten Teil von den Händen der umwohnenden hörigen Bauern beſtellt wurden, welche zumal in polniſchen Landesteilen bis zu drei Tagen in der Woche pflichtig waren und auf dem Gutsacker fronen (roboten) mußten. Die Leitung des Betriebes lag auch jetzt noch zuweilen in den Händen des adligen Beſitzers, doch bei größeren Gütern faſt immer in denen eines bürgerlichen Amtmannes. Von aufgeweckten Verwaltern wurden im achtzehnten Jahrhundert wohl ſchon Proben mit fremdem, beſonders holſteiniſchem, Saatkorn gemacht und, wo Wald und Waſſerſtraßen es zuließen, die Holzinduſtrie der Landwirtſchaft angenähert, auch durch Entwäſſerung der Boden melioriert. Im allgemeinen aber wirtſchaftete man nach der Väter Weiſe im Dreifelder-

ſyſtem, führte keine Bücher, nahm geringe Erträge wie ein Gottesurteil hin und getröſtete ſich mit dem Sprichwort: „Ein günſtiger Regen iſt beſſer als alles Geſchreibſel der Federfuchſer.“

Dem gegenüber zitierte Thaer Zimmermanns Diktum: „Ein Trommelſchläger, der in zwanzig Schlachten trommelte, weiß doch weniger vom Kriege wie König Friedrich, als er eine gewonnen hatte.“ Ohne ſich daran genügen zu laſſen, daß langſam das anfängliche Mißtrauen gegen ſeine Experimente ſchwand und immer mehr Wißbegierige nach Celle pilgerten, um in ſeine kleine Modellwirtſchaft Einblick zu gewinnen und Vorteilhaftes aus ihr in größere Verhältniſſe zu übertragen, ging er zielbewußt und geſchickt an die literariſche Ausbreitung ſeiner Ideen. Schon 1791 hatte er ſeine erſte Schrift über Kleebau und Stallfütterung erſcheinen laſſen. Größtes Aufſehen machten, und nicht nur in Deutſchland, ſondern in allen europäiſchen Kulturſtaaten, ſeine „Einleitung zur Kenntnis der engliſchen Landwirtſchaft“, deren erſter Teil 1798 herauskam, ſowie die ſeit 1799 erſcheinenden „Annalen der niederſächſiſchen Landwirtſchaft“.

Über die von Thaer empfohlene Stallfütterung des Viehes wird man heute geteilter Meinung ſein. Die Deutſchen hatten früher das Rind ſelbſt im Winter an freier Luft belaſſen und recht daran getan; denn es war geſund und widerſtandsfähig dabei geblieben. Wir würden heute nicht ſoviel über die Perlſucht unſrer Herden zu klagen haben und auch dem hypochondriſchen Ekel vor ungekochter Kuhmilch entgangen ſein, wenn man das geduldige Inventar nicht zu verweichlichtem Stubenvieh herabgezüchtet hätte, bei dem ſich anſcheinend auch die Maul- und Klauenſeuche durch Verkümmerung der Konſtitution fortwährend aufs neue bildet. Allein wie ſchon ſo häufig techniſch-ökonomiſche Vorteile mit ſozialen und hygieniſchen Schäden bezahlt wurden, ſo iſt auch hier das ganze Reſultat nicht vorausgeſehn worden, weil noch zu wenige Parallelerfahrungen exiſtierten, und es lag dieſer lehrreiche Fehler mit ſeinen Nackenſchlägen vielleicht ſogar in der unvermeidlichen Evolutionslinie. Denn an ſich war Thaers Gedanke: die wertvollen Abfälle nicht länger zu verſtreuen, ſondern in Ställen zu ſammeln und für eine viel ſtärkere Düngung des Bodens auszunutzen, während zugleich der Milchertrag ſich bei Stallfütterung bedeutend hob, durchaus rationell.

Bei ſeinen Ideen über Fruchtwechſel kam ihm die Kartoffel außerordentlich zuſtatten. Man muß freilich bei Augenzeugen, z. B. in den Erinnerungen

Joachim Nettelbecks, nachlesen, welchen Schwierigkeiten ihre Einbürgerung bei uns noch um die Mitte des Jahrhunderts zuweilen begegnete, dann läßt es sich begreifen, warum gerade Thaer bei jeder Gelegenheit aufs wärmste für diese kostbare Zwischenfrucht eintrat. Außer seinem eignen kleinen Areal standen ihm infolge steigenden Vertrauens allgemach hunderttausend Morgen andrer Besitzer im Hannöverschen für Experimente zur freien Verfügung. Einer von ihnen schrieb ihm treuherzig: „Wenn ich diesen Abend einen Brief von Ihnen erhalte, daß ich meine Gebäude anstecken soll, so stehen sie vor Nacht schon in Flammen." Man versteht, warum es in diesen Kreisen bald allgemein üblich wurde, nach Winterkorn und Sommerkorn im dritten Jahr auf dem gleichen Boden Klee oder Kartoffeln folgen zu lassen.

Im Jahr 1800, nach mancherlei Studienreisen, erschien Thaers Bearbeitung der „Anleitung zur Viehzucht" von Bergen, 1802 begann er mit agrikulturellen Vorlesungen, und schon strömten ihm die Jünger zu, als (1803) die Besetzung Hannovers durch die Franzosen seinen Plänen eines landwirtschaftlichen Lehrinstitutes vorerst ein Ende machte.

Da lud ihn Hardenberg nach Preußen ein, und am 19. Mai 1804 ward er königlich preußischer Geheimrat. Man gab ihm als Versuchsobjekt ein Erbpachtgut im Oderbruch, zum Amte Wollup gehörig, das durch seinen späteren Besitzer Amtsrat Koppe, den Schüler und geistigen Erben Thaers, in hohen Ruf kam. Thaer selbst verkaufte seinen Anteil von 3—400 Morgen und erstand für den Erlös das Rittergut Möglin, etwas westlich vom Oderbruch bei Wriezen gelegen, um dadurch das Wort der Schrift zu erfüllen; denn aus dem dortigen Schloßregister von 1450 erfahren wir, „daß in Möglin ein Schäfer war". Und gerade als Wollzüchter sollte Thaer in Möglin Lorbeeren pflücken. Ebenso wurden die seit 1805 von ihm herausgegebenen „Annalen des Ackerbaus" später als „Möglinsche Annalen der Landwirtschaft" erst recht volkstümlich.

Allein wie sovieles Wertvolle hatte sich auch diese Neuerung unter den größten Mühe emporzuringen, und Mißgeschick jeder Art verfolgte den Bahnbrecher. Bei der Übersiedelung von Celle gingen ihm seine sämtlichen Manuskripte verloren, er „verbaute" sich bei Aufrichtung seines neuen Lehrinstitutes, geriet in finanzielle Schwierigkeiten, und der Zusammenbruch des preußischen Staates im Herbst 1806 schien alles ins Stocken zu bringen. Von den angemeldeten einundzwanzig Eleven kamen ganze drei.

Thaer ließ jedoch den Mut nicht ſinken und war ſchon 1808 in der Lage, die beſten deutſchen Landwirte ſeiner Zeit zu einer Ausſprache bei ſich zu verſammeln. Damals hatte das Emanzipationsedikt gerade die Möglichkeit geſchaffen, daß Bürgerliche auch Rittergüter erwerben konnten, was vorher nur bei ausdrücklicher Genehmigung des Königs und jedenfalls ſehr ſelten geſchehen war. Aber wir haben bereits im Kapitel Stein geſehn, wie die gleichzeitig geplante Bauernbefreiung zunächſt, außer bei den Krondomänen, auf dem Papier blieb. Stein ſchied noch 1808 aus dem Amt, die Fortſetzung der Befreiung fiel auf Hardenbergs Schultern, und bei der ſchließlichen Löſung hatte auch Thaer ſein gewichtiges Wort mitzureden.

Schon 1810 war er an der neuerrichteten Univerſität Berlin zum Profeſſor der Kameralwiſſenſchaft ernannt worden. Seitdem dozierte er winters dort, ſommers in Möglin. 1812 vollendete er ſein Hauptwerk über die „Grundſätze der rationellen Landwirtſchaft", das in faſt ſämtliche europäiſche Sprachen überſetzt wurde; 1813 veröffentlichte er ſeine grundlegende Studie über die Ausmittelung des Reinertrags. Doch im ſelben Jahr ſtand wiederum die Lehranſtalt faſt leer, und auch ſeine eignen drei Söhne ſah er in den Freiheitskrieg ziehen. Erſt nach dem Frieden kamen wieder beſſere Tage.

Wenn die Agrikulturchemie zu ſeiner Zeit auch jene Höhe noch nicht erklommen hatte, die ſie erſt durch Liebig erreichen ſollte, ſo iſt von Thaer ſichtbarlich doch das Fundament gelegt worden, auf dem Liebig weiterbauen konnte. Thaer war der erſte in Deutſchland, der dem wirklichen Verhältnis zwiſchen Ernte und Reichtum des Bodens forſchend nachging und jene Bedürfniſſe der Mutter Erde feſtſtellte, die dann ſpätere Geſchlechter auf ſo raffinierte und fruchtbare Weiſe ſtillen lernten. Er ſchon hat alle Fragen der Landeskultur in Fluß gebracht und auf Unabhängigkeit der Volksernährung von den Lieferungen des Auslandes, allein durch geſteigerte Intenſivität der Bebauung, hingearbeitet. Er würde für keine Unnatürlichkeit in dieſer Beziehung zu haben geweſen ſein, wie ſie die Engländer nach Ausrottung ihrer alten Freiſaſſen und Umwandlung einſtigen Weizenackers in Viehweide nunmehr zu beklagen haben.

Ein beſonderes Verdienſt erwarb ſich Thaer, wie ſchon betont wurde, durch ſein Studium der Veredelungsfragen in der Viehzucht, ſodaß bereits in den zwanziger Jahren ſeine Merinowolle durch Ausgeglichenheit alle andern übertraf. Sie iſt, ſeit vor ein paar Jahrzehnten der pariſer Rothſchild

in australischer Wolle zu spekulieren begann, im Haushalt heutiger Landgüter mehr und mehr zurückgetreten. Vor hundert, ja noch vor vierzig Jahren aber waren mit Wolle ganz ausgezeichnete Geschäfte zu machen, weshalb auch 1823 ein Wollzüchter-Konvent in Leipzig Thaer seine Verehrung aussprach.

Nachdem dieser die berliner Lehrtätigkeit aufgegeben hatte, ward Möglin zu einer „königlichen akademischen Lehranstalt des Landbaues" erhoben. Scharen deutscher und fremder Besucher strömten dort ein und aus. Im ganzen haben 773 junge Landwirte zu Möglin ihre wissenschaftliche Ausbildung genossen. Nachdem die Anstalt für eine rationelle Bodenkultur sich ähnliche Bedeutung errungen wie die erste „Forstakademie" im nahen Eberswalde und 1856 ihr halbhundertjähriges Jubiläum gefeiert hatte, ist sie dann von der Familie geschlossen worden, weil sie mit den viel besser ausgerüsteten staatlichen Akademien, — Poppelsdorf bei Bonn, Eldena bei Greifswald, Jena, Hohenheim bei Stuttgart usw., — tatsächlich nicht mehr konkurrieren konnte.

„Vater Thaer" hat sie nur in aufsteigender Linie gesehn und stand, solang er lebte, geliebt und bewundert im Mittelpunkt alles landwirtschaftlichen Strebens. Er verdiente seine Autorität durch die beispiellose Ehrfurcht vor Tatsachen, die ihn das prächtige Wort finden ließ: „Ich halte den für einen Toren, der in Erfahrungssachen seine Meinung zu ändern nicht geneigt ist"; — ein Wort freilich nur wenig nach dem Sinn jener „Unentwegten", die gerad in Erfahrungsdingen, wo die Intelligenz allein sprechen sollte, auf ihren felsenfesten Charakter pochen, der keine Neuerung duldet.

Thaer war von mittlerer Statur, fein und schlank gebaut, von ruhiger, etwas ablehnender Haltung; doch um den geschlossenen Mund lag ein unverkennbarer Ausdruck absichtslosester Güte. „Seine Augen waren rechte Künstleraugen, sehr bedeutend und von ungewöhnlicher Klarheit, dabei prüfend; man fühlte, daß er auch den verborgenen Fleck traf." Seine vornehme Denkweise zeigte er ganz besonders in der Treue aller seiner Berichte und in der edeln Offenherzigkeit, mit der er eigne frühere Irrtümer eingestand. Er starb den 26. Oktober 1828 an einem schmerzhaften Fußübel, zu dem sich Greisenbrand gesellte, und ruht unter einem Blumenhügel am Schloßteich zu Möglin. Drei Denkmäler, eines von Rauch auf dem Schinkelplatz in Berlin, eines in Leipzig, eines in Celle, verkünden

den Ruhm des Mannes, der unſerm immer noch wertvollſten, weil bodenwüchſigen, Nähr- und Wehrſtand neue Waffen ſchmiedete, um den Exiſtenzkampf gegen unheimliche Mächte ſiegreich zu beſtehen. Bei jenem Jubiläum aber im Jahr 1856 fanden die Anhänglichkeit und Verehrung, die er ſich perſönlich erworben hatte, in den Verſen eines Schülers den folgenden, durch ſeine Schlichtheit rührenden Ausdruck:

„Es ſteht in preußiſchen Landen
Ein Kirchlein alt und ſtumm,
Und rings an ſeinen Wanden
Schlingt Epheu ſich herum.

Und Schatten ſtreut die Linde,
Ein uralt mächt'ger Stamm,
Die grüne Kron im Winde,
Sie neigt ſich dann und wann.

Und neben dieſer Stelle,
Da liegt der ſchöne Teich,
Es plaudern mit der Welle
Die Zweige allzugleich.
— — — — — — — —
Und drunter ſchläft im Frieden,
Nach ruheloſer Bahn,
Ein Mann, dem viel beſchieden,
Der viel für uns getan.

Er hat den Sieg erſtritten
In Arbeit und in Ehr',
Er iſt vorangeſchritten —
Wir folgen Vater Thaer.

Zwanges lassen sich am ehesten auf Reisen verwirklichen. Daher des Dichters Unrast, solang er mit seinem Probleme ringt. Beinah drei Jahre zieht Kleist umher, ist in Berlin und Paris, in der Schweiz, in Weimar, zuweilen so vertieft und konzentriert, daß er nach Wielands Schilderung selbst in sympathischer Gesellschaft plötzlich Verse vor sich hinzumurmeln beginnt. Er hat sein Werk im Kopfe fertig; was Wieland zu hören bekam, soll eigen und großartig gewesen sein. Doch dem Dichter selbst genügt es nicht, weil es hinter dem Ideal zurückbleibt, das ihm vorgeschwebt hatte. Er vernichtet die Niederschrift. Nur ein Bruchteil ist auf uns gekommen und scheint in seiner herben Kraft jene unerbittliche Selbstkritik zu widerlegen.

Kleist ist aber im Herbst 1803 nicht nur zerknirscht und an seiner Dichterschaft irre, sondern auch mittellos. Er stößt sich mit Landsknechtgedanken in Paris herum und wäre vielleicht als Spion aufgegriffen worden, wenn ihn des preußischen Gesandten Luccheſini rettende Hand nicht nach Berlin zurückgeführt hätte. Mit einem Gnadengehalt der Königin Luise — von hundert Dukaten — und einer kleinen Anstellung in der Domänenkammer geht Kleist im Herbst 1804 nach Königsberg i. Pr.

Hier, wo er gelegentlich ein Plätzchen am Tisch seiner einstigen, mit einem andern glücklich verheirateten Braut findet, heilt sein Pegasus den gebrochenen Flügel aus und trägt ihn zu neuen Höhen. Es entstehn ein paar Novellen, der frei nach Molière gearbeitete „Amphitryon“ und „Der zerbrochene Krug“, das deutsche Lustspiel, das mit „Minna von Barnhelm“ um die Palme ringt. Eine dämonische Charakteristik und das Hinaustreiben der Komödien-Idee zu einer schillernden, riesengroß wachsenden Seifenblase der Absurdität, die dann unter unserm schallenden Gelächter zerplatzt, machen dieses Werkchen einzig. An ursprünglicher vis comica sind ihm vielleicht nur der altfranzösische „maître Patelin“ und „Der Revisor“ von Gogol in der gesamten europäischen Literatur vergleichbar.

Aber das Verhängnis naht mit der Schlacht von Jena. Das Gnadengehalt hört auf, der Subalterndienst vermag den Dichter nicht zu fesseln. Aus der Zerfahrenheit und Schmach des damaligen offiziellen Preußens nach dem Frieden von Tilsit wagt sich Kleist im Herbst 1807 nach Berlin, wird hier von den Franzosen verhaftet, nach Frankreich eskortiert und in verschiedenen Festungen, zuletzt in Châlons-sur-Marne, gefangen gehalten, kommt indes noch im selben Jahre los, übersiedelt nach Dresden und tritt hier in seine fruchtbarste Schaffensperiode ein. Von dem Schmerz um

sein zertrümmertes Ideal befreit er sich in der „Penthesilea“ durch Ausmalung der leidenschaftlichen, glücklos endenden Liebe der Amazonenkönigin zu Achilleus, beendet die starke Erzählung „Michael Kohlhaas“, dichtet „Das Kätchen von Heilbronn“, beginnt „Die Hermannschlacht“ und begründet in Gemeinschaft mit Adam Müller den „Phöbus“, sowie eine Buchhandlung.

Allein in Dresden empfängt er auch 1808 den entscheidenden Schlag, und zwar von einer Seite, die wir nur mit aufrichtiger Trauer nennen dürfen. Daß Goethe die „Penthesilea“ mit harten Worten ablehnte und Kleist energisch auf die Grenzen der Bühne verwies, mochte noch hingehen. Zwar ist Penthesilea durchaus bühnengerecht überall da, wo die Theater über eine poetische Schauspielerin für die Titelrolle verfügen. Doch auch der im selben Jahr erscheinende erste Teil des „Faust“ sollte Jahrzehnte hindurch für unaufführbar gelten, obwohl er es niemals gewesen ist. Schlimmer war es, daß Goethe den „Zerbrochenen Krug“ spielen ließ und gewaltsam verdarb. Um aus dem kurzen Stück einen Theaterabend herauszuquälen, zerschlug er den Krug vollends in drei Scherben, die er Akte nannte, und führte diese Mißhandlung dem Hofe vor.

Wenn irgendeine Komödie, verlangt aber der Zerbrochene Krug ein schnelles Tempo; dann erst wird seine reiche Ausführlichkeit zur Tugend, wenn der Zuschauer nicht zu Atem kommt. Wie mußten da bei gedehntem Spiel die ganz unkünstlerischen Pausen wirken! Der Hof gähnte, Karl August spottete geistreich über den „Kleist des zerbrochenen Topfes“. Der Dichter galt fortan als bühnenfremd; die höchste Autorität in Deutschland hatte ihn dazu verurteilt, die selbe Autorität, die um jene Zeit einen solchen Kraftmeier wie Zacharias Werner ins eigene Haus zog und seinem konfusen Zeug am Hoftheater den breitesten Spielraum gewährte. Noch unverständlicher wirkt es, daß die — gelinde gesagt — Verballhornung der ausgezeichneten kleistischen Novelle „Die Verlobung in St. Domingo“ zu einem unreifen Theaterstück „Toni“ durch den jugendlichen Theodor Körner von Goethe gelobt und 1812 in Weimar aufgeführt wurde, ohne Kleists Namen überhaupt zu erwähnen. Das gleiche Stück ward von Iffland am Kgl. Schauspielhause zu Berlin gegeben, wo sich unsers Dichters eigne Werke bis zum Jahr 1822 gedulden mußten. Nur „Das Kätchen von Heilbronn“ wurde bei seinen Lebzeiten flüchtig im Theater an der Wien versucht; Kleist selbst hat keines seiner Stücke darstellen sehn.

Man hat gesagt, daß auch die „Hermannschlacht", dieses grandiose Gleichnis vom geschändeten und wieder gereinigten Vaterlande, nicht zeitgemäß gewesen sei. Der Dichter vollendete sie zu Prag 1809, während zwischen Österreich und Napoleon die ehernen Würfel fielen. Die schämigen Deutschen aber hätten gedacht wie Hermann selber:

„. . . Welch ein wahnsinn'ger Tor
Müßt ich doch sein, wollt' ich mir und der Heerschar,
Die ich ins Feld des Todes führ', erlauben,
Das Auge von der finstern Wahrheit ab
Buntfarb'gen Siegesbildern zuzuwenden!"

Ach, hätten die Berliner doch diese gute Meinung verdient! Leider sind „Die Hermannschlacht" sowohl wie „Der Prinz von Homburg", dieses Hohelied des Brandenburgertumes, das Kleist in drei Monaten des Jahres 1810 vollendete, aus dem einfachen Grunde zu Boden gefallen, weil man ihren Wert vor lauter Kotzebue und anderm seichten Plunder nicht begriff. Auch im Prinzen hatte Kleist sich selber gezeichnet, den Jüngling, der im Traume nach dem Lorbeer faßt, sich ihn in der Wirklichkeit verdient und von einem neidischen Schicksal, ohne Lohn, in die Grube gestoßen wird. Man tadelte sehr weise diesen „wächsernen Achill", der recht aus des Dichters eigner Seele heraus aufstöhnt:

„Ich sah mein Grab beim Schein der Fackeln öffnen,
Das morgen mein Gebein empfangen soll."

Man bemerkte nicht das herrliche Sichaufraffen, die Fassung des Helden am Schluß, noch weniger den großen Wurf der ganzen Dichtung.

Kleist mühte sich noch ein Jahr mit den „Berliner Abendblättern" ab, die seit dem 1. Oktober 1810 erschienen, und in denen doch das nicht stehen durfte, was er am liebsten ausgesprochen hätte. Nur mißliebig an hoher Stelle machte er sich.

Darüber erlahmt sein Schwung. Noch einmal will er Dienst nehmen, kommt beim Staatsminister v. Hardenberg um eine Unterstützung ein. Die Antwort, kurz und sachlich, wird an den Rand gekritzelt und lautet: „Zu den Akten, da der von Kleist nicht mehr lebt." Sie dürfte kaum freundlicher ausgefallen sein, wenn sie dazu bestimmt gewesen wäre, ihn zu erreichen.

Es war (1811) das Jahr der Vorbereitung für den russischen Feldzug, Preußen tiefer geknechtet als je, lau regiert, ausgesogen, würdelos. Der Dichter hatte schon 1809 im Aufruf Germanias an ihre Kinder das

Glühendſte ausgeſprochen, womit ein Barde den Mut eines Volkes, das noch kämpfen will, anfeuern kann. Daher im Abſchiedsgedicht ſeine Klage. Das gewaltigſte Kriegslied war umſonſt verklungen, und Nachfahren gewannen das Ohr der Nation mit Sächelchen, die, zugleich trivialer und zierlicher, dem Geſchmack der Menge beſſer zuſagten.

Im November folgte die Kataſtrophe. Geldnot ſpielte mit; aber Verzweiflung darüber, im eignen Volk mit ſeinen beſten Kräften ſo unnütz und überflüſſig zu ſein, bildete doch die Triebfeder. Die ſatte Philiſtroſität, um ſich weißzuwaſchen, trat ſogleich mit ihrer Erklärung hervor: „Kleiſt war krankhaft.“ Er war im Gegenteil unſer ſtilgerechteſter und reinſter Dramatiker neben Schiller; von einer geradezu ſtrotzenden Geſundheit. Nur daß er natürlich ſehr verfeinerte Nerven und ein etwa ſo verletzliches Gemüt hatte wie nach ihm Bismarck, der eiſerne Rieſe. Das Tiefſte zu ſeinem Sturz hat er ſelber uns in dem Schlußbilde der „Pentheſilea“ geſchenkt:

„Die abgeſtorbne Eiche ſteht im Sturm,
Doch die geſunde ſtürzt er ſchmetternd nieder,
Weil er in ihre Krone greifen kann.“

Einer lebensmüden jungen Freundin, Frau Henriette Vogel, hatte Kleiſt einmal verſprochen, ihr auch den größten Freundſchaftsdienſt zu leiſten, ſobald ſie ihn forderte. Jetzt bat ſie ihn um eine Kugel vor den Kopf, da ſie mit einem unheilbaren Leiden behaftet ſei. Kleiſt konnte nicht wohl anders, als nach Erfüllung ſolchen Wunſches in Charons Kahn miteinſteigen, und nahm die Gelegenheit mit Freuden wahr. Der Brief, den er kurz vor der Tat an ſeine geliebte und hilfreiche Schweſter Ulrike richtete, gehört zum Bedrückendſten, was ein Deutſcher leſen kann. „... Möge Dir der Himmel einen Tod ſchenken, nur halb an Freude und unausſprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich!“ ...

Was mußte der Unglückliche gelitten haben, um in der Aufrichtigkeit der Scheideſtunde ſo zu ſeiner Vertrauteſten zu reden!

Nicht Henriette Vogel, die Deutſchen ſelber haben ihn auf dem Gewiſſen und ſich übel damit gedient.

Wer ihn recht verſteht und an jenes grauſige Ende denkt, dem klingen die Glocken Vinetas in der Tiefe; er trauert um ein Feenreich voller

Glanz und Schönheit, das uns mit jenem
Dichter für immer in ſchwarze
Nacht verſank.

Friedrich Ludwig Jahn
1778–1852

„Einheit, Freiheit, Deutschheit," dies waren die drei Ziele der Aufgeweckten, die es nach den Wirren der französischen Revolution und dem Zusammenbruch des preußischen Staates bei uns verlernt hatten, zu den Fürsten und ihren höfischen Kabinetten wie zu einer Vorsehung emporzublicken. Über die Schwierigkeiten der Einigung freilich täuschte man sich gründlich, besonders über die etwaige Lust unsrer Landbevölkerung, auf ihr heimisches „Herrscherhaus" zu verzichten; noch unklarer war man sich über die Freiheit. Niemand fragte „Freiheit wovon?" oder „Freiheit wozu?" Man berauschte sich an der bloßen Redensart und geriet vollends in geistige Verwirrung, seit mit der Abschüttelung des napoleonischen Joches viele Freiheiten verloren gegangen waren, die die Franzosen tatsächlich ins Land gebracht hatten, sodaß nun der Erbfeind gehaßt, aber seine Institutionen herbeigesehnt wurden. Die allerwenigsten wußten überhaupt und verstanden es noch minder, historisch zu begründen, daß Jahrtausende lang in Germanien ein Ding wie die Gemeinfreiheit existiert hatte, die Gleichberechtigung aller erwachsenen Wehrfähigen zum Anteil an der politischen Gestaltung ihres Gemeinwesens und zur Mitbestimmung ihres eigenen politischen Loses. Diese uralte, gewaltsam ausgerottete, zuletzt völlig vergessene Freiheit ist wiederaufgelebt erst mit Scharnhorsts Wehrpflicht und Bismarcks allgemeinem Reichstagswahlrecht. Klarer schon ward man sich allmählich über die Forderung der Deutschheit.

Auf dem Wege zu dieser hat es keinen wachsameren, findigeren, eifrigeren und mehr Vertrauen weckenden Führer gegeben als Friedrich Ludwig Jahn. Er war ein Mann mit mancherlei Schlacken von absonderlicher, nicht von böser Art, aber mit einem goldnen Kern; treu in der Not; schwergeprüft; von ausgiebigster, heut noch lebendiger Wirkung. Seine Hauptbedeutung hat er als Verkünder und Wecker deutschen Sinnes, zumal als Heger deutscher Sprache; dann als Neubeleber deutscher Kraft und Gesundheit im Alltagsleben. Politisch war er ein sogenannter Kleindeutscher, einer der frühesten Betoner des preußischen Berufes zur Einigung; einer der frühesten und klarsten Forderer parlamentarischer Einrichtungen. Außerdem hat er allerlei engere, doch nicht minder interessante, Beziehungen zur

Zeitgeschichte, zu den Lützowern, zur jenenser Burschenschaft, zum frankfurter Parlament von 1848.

Jahn war gleich Friedrich dem Großen und Joachim von Ziethen, gleich Alexander von Humboldt, Heinrich von Kleist, Schinkel und Schadow ein Sohn der Mark, am 11. August 1778 in dem Dorfe Lanz bei Lenzen in der Priegnitz geboren, sein Vater ein schlichter Landpfarrer, seine Mutter, nach Passows Wort, „eine deutsche Kernfrau". Von ihr dürfte Jahn sein Bestes gehabt haben.

Er erwuchs bis zu seinem dreizehnten Jahre daheim, hatte aus der Lutherbibel das Lesen, aus Pufendorfs „Taten des Großen Kurfürsten" sein Latein gelernt und sonst nur wenig Unterricht genossen. Sein Umgang waren derbe Bauernbuben und narbengeschmückte Veteranen, die viel zu erzählen wußten, allenfalls auch einmal Schmuggler, wie sie in jener preußischen Grenzlandschaft zwischen Mecklenburg und Hannover wohl vorkamen. Im Herbst 1791 wird er auf das Gymnasium zu Salzwedel gebracht, das er nach drei Jahren, uneins mit dem Lehrkörper, verläßt. Auch im Grauen Kloster zu Berlin wird er nicht heimisch. Damals gab es noch kein Abiturientenexamen. So bleibt er ein Jahr zuhause und bezieht Ostern 1796 die Universität Halle.

Er beginnt hier bald einen ähnlichen Kampf, wie ihn Fichte kurz vorher in Jena verloren hatte: gegen den Unfug der sogenannten „Orden". Jahn hat später einmal zu Lützow geäußert: er sei zur Universität gezogen „mit dem Gedanken, das Luderleben zu zügeln". Ganz richtig hat er es beschrieben, wie die jungen Leute die erste Hälfte ihrer akademischen Semester dazu benutzten, die von älteren Kameraden erlernten Roheiten auszuüben, die zweite Hälfte, um den Nachwuchs ihrerseits zu den gleichen Torheiten und Bosheiten zu verführen. Mit scharfem Blick sah er außerdem, daß eine Pflege deutscher Sprache und Geschichte auf unsern damaligen Universitäten so gut wie gänzlich mangelte, dagegen für die Examina ein Wust unbrauchbaren, toten Wissens eingepaukt wurde.

Um die Kränzchen und Orden, dazu die hochmütigen Landsmannschaften in ihrem Partikularismus zu bekämpfen, versuchte Jahn den Teufel mit Beelzebub auszutreiben und gründete selbst einen Orden „pro unitate", der nach und nach alle umfassen sollte. Da er selbst, stark und in jungen Jahren wohl auch jähzornig, die üblichen scharfen Waffen seiner Widersacher abgelehnt und andre persönliche Einwirkungen vorgezogen zu haben

ſcheint, war er vielgehaßt, ward einmal am Giebichenſtein in einer Höhle, in die er ſich zurückgezogen hatte, von den halliſchen Landsmannſchaftern vergebens belagert, ging 1802 unter falſchem Namen nach Greifswald, wo er ſich Ernſt Moritz Arndt anſchloß, und wurde von da wegen Mißhandlung eines Studenten ein Jahr darauf relegiert.

Nun zieht er auf Wanderſchaft, iſt dann ein beliebter Hauslehrer im Mecklenburgiſchen, reift ſein „Deutſches Volkstum“ (dies neue Wort ſtammt von ihm) langſam bei ſich aus, lernt ſeine ſpätere Gattin Helene Kohlhof, eine Pächterstochter aus der Umgegend Neubrandenburgs, kennen, ſagt im Oktober 1805 ſeinen Freunden öffentlich Lebewohl und wendet ſich wieder den Univerſitäten zu. Er plant einen Gelehrtenverein als Mittelpunkt deutſcher Sprachpflege. Das heraufziehende Kriegsgewitter trifft ihn in Goslar bei einem Freund.

Er iſt nicht zu halten, ſobald es losgeht, und bewirbt ſich um eine Anſtellung in der Nähe des Prinzen Louis Ferdinand. Der fällt ſchon am 10. Oktober bei Saalfeld; das Ende der Schacht bei Jena beobachtet Jahn aus nächſter Nähe, bekommt auf dem Rückweg, dem er ſich zerknirſchten Herzens anſchließt, graue Haare, findet Stettin bereits an die Franzoſen übergeben, erlebt in Lübeck den Straßenkampf vom 6. November, wendet ſich verzweifelt nach Breslau, dann wieder nach Jena.

Dort findet er ſeine Handſchrift des „Deutſchen Volkstums“ nicht mehr vor und muß wieder von vorn anfangen. Er tut es im Hauſe eines vornehmen Patrioten, des Landrats v. Laffert bei Boizenburg, und iſt gelegentlich auch auf dem heimiſchen Pfarrhof. Das Buch wird in Berlin gedruckt, wo Jahn ſich ſeit 1809 aufhält und am 23. Dezember dem traurigen Wiedereinzuge des Königspaares beiwohnt; es erſcheint, in ſich ſelbſt eine Kriegserklärung gegen Napoleon und ſein Weltreich, Oſtern 1810 mit dem Siegel der kaiſerlichen Polizei zu Lübeck, einer damals franzöſiſchen Stadt. „Unglückliches Deutſchland,“ ſo redet Jahn ſeine Zeitgenoſſen an, „die Vernichtung deiner Mutterſprache hat ſich fürchterlich gerächt. Du warſt ſchon längſt, dir unwiſſend, durch eine fremde Sprache beſiegt, durch Fremdſucht ohnmächtig.“

Wir werden den Vorwurf, daß alle franzöſiſchen Sprachlehrer Spione ſeien, freilich nicht überernſt nehmen. Friedrich der Große hat ſich ſein Lebelang mit Vorliebe franzöſiſch ausgedrückt und iſt gleichwohl mit den Franzoſen fertig geworden. Er hat das Deutſche ſtets nur radebrechen können;

doch er konnte wenigstens Märkisch, und manche Prinzen konnten anscheinend nicht einmal mehr das. Kurz man war in der Vernachlässigung der Sprache Lessings, Goethes und Schillers gedankenlos weit und weiter gegangen. Sogar die preußische Akademie der Wissenschaften gab noch bis zum Jahr 1804 nicht Monatsberichte, sondern „Mémoires“ heraus und hat für den Inhalt bis zum Jahr 1816 den Gebrauch des Französischen zugelassen. Am Rhein stand es noch schlimmer. Ja die Auffassung, daß im Gebiete links des Rheines das Deutsche allmählich ganz verdrängt werden dürfte, wurde mit der größten Gelassenheit gedruckt und verbreitet.

Man lese nur nach, mit welcher körnigen Derbheit und prachtvollen Anschaulichkeit Jahn in seinem, leider etwas formlosen, Buch der deutschen Eigenart das Wort redet. Viele Richtlinien finden sich da ausgelegt, denen die Entwickelung bald langsamer bald rascher gefolgt ist. Das Buch fand auch seine Gemeinde, und Blücher nannte es eines Tages „das deutscheste Wehrbüchlein“; es ist in fremde Sprachen und 1825 selbst ins Französische übersetzt worden. Nur die strenge Gelehrtenschaft wollte wenig von ihm wissen. Jahns Hoffnung, bei der 1810 gegründeten Universität Berlin als Lektor der deutschen Sprache anzukommen, zerschlug sich. Seine altsprachlichen Kenntnisse wollten für eine staatliche Anstellung nicht genügen. Er mußte auf Amt und Heirat vorerst verzichten, sich mit Stundengeben durchhelfen und geriet wie von selbst, in Verfolg seiner Ideen, als Hilfslehrer der Plamannschen Erziehungsanstalt, in die Anfänge der Turnerei.

Sie waren unscheinbar genug, Jahns Verdienst aber lag in der Organisation, in der zielbewußten Ausbreitung einer Sache, die man im Wesentlichen längst erfunden und auch ethisch begründet hatte. Wir dürfen vor allem Basedow nicht vergessen, den Partner Goethes beim „Dins von Coblenz“, einen geborenen Hamburger, dessen pädagogische Lehren sich in den letzten Jahrzehnten Friedrichs des Großen einer sehr erheblichen Beachtung erfreuten. So berichten die Annalen des Gymnasiums von Neuruppin, daß unter den Rektoren Lieberkühn und Struve (1777—86) sich viele Schüler, oft im Widerspruch zu ihren Eltern, aller Verwöhnung durch Genußmittel wie Kaffee, Wein und Bier enthielten, Wasser tranken, kalt schliefen und badeten und „sich in jeglicher Abhärtung des Körpers gefielen“. Deshalb vermochte Guts Muths (geb. 1759) an der von Salzmann begründeten Anstalt zu Schnepfenthal seine Zöglinge schon systematisch an

aufgestellten Geräten anzuleiten und seine Grundsätze 1793 in einer „Gymnastik für die Jugend" niederzulegen.

Warum drang er mit seinen beweglichen Klagen über das trotz Basedow eingerissene, weichliche Ästhetentum nicht durch? Weil er kein Jahn, kein Praktiker, kein volkstümlicher Agitator war. Jahn führte 1810 die ersten Knabenscharen vor die Tore Berlins ins Freie und eröffnete im Frühjahr 1811 den ersten Turnplatz in der Hasenheide.

Eine vielgestaltige Technik und eine Turnsprache bildeten sich schnell durch das Zusammenwirken Gleichgesinnter. Jahns Grundideen aber waren: Freiluft, Abtrennung vom Unterricht; keine Lehrstunden hinter Turnstunden; keine Drillerei, keine Schulsteifheit; Berührung von Studierten mit Nichtstudierten bei diesen gemeinsamen Freuden; volle Öffentlichkeit; womöglich ganze Nachmittage fürs Turnen allein.

Die Zahl wuchs an; das Wesen breitete sich aus. Im Frühjahr 1813 rückten außer vielen Turnern auch schon etliche Turnlehrer, wie der Magdeburger Friesen, mit Jahn ins Feld. Am 18. Februar hatten Lützow und noch zwei Offiziere in Breslau die Erlaubnis zur Bildung einer Freischar erhalten; tags darauf traten Jahn und Friesen bei.

Die historische Kritik hat inzwischen die Legende von den Lützowern zerpflückt; sie haben geringe Dienste geleistet und den Überfall bei Kitzen (17. Juni 1813) der unverantwortlich nachlässigen Führung durch Lützow zu danken gehabt. Ebenso ist Körner bei Wöbbelin als ein Opfer der eignen Insubordination gefallen. Er war längst durch Hornsignal zurückgerufen worden, wollte jedoch nicht hören. Wohl aber hat in den ersten Monaten jene Freischar eine starke Anziehung auf solche Kriegslustigen ausgeübt, die sich für den Eintritt in die reguläre Armee nicht erwärmen konnten oder tatsächlich, wie die Tiroler-Kompanie, anderweit schwer unterzubringen waren.

Jahn, nachdem er ein Bataillon zusammengebracht hatte, kam sich überflüssig vor, da er das Militärische doch seinem Adjutanten überlassen mußte, und erbat schon im Juli 1813 von Gneisenau eine andre Verwendung. So finden wir ihn anfangs 1814 bei der Zentral-Kommission unter dem Freiherrn vom Stein, zur Verwaltung der den Franzosen wiederabgenommenen Landschaften und zur Wehrhaftmachung neuer Freiheitskämpfer. Stein zwar lehnte aus undurchsichtigen Gründen die persönliche Bekanntschaft seines Untergebenen ab, der damals bereits im Schmuck

eines rieſigen, den Zeitgenoſſen ungewöhnlichen Patriarchenbartes prangte. Dagegen war er den preußiſchen Behörden längſt bekannt als ein unerſchrockener Kurier, der ſich nach der Schlacht von Jena durch ſeine Kenntnis von Land und Leuten vielfach als nützlich bewährt hatte. Gneiſenau wollte ihm wohl, Hardenberg verſchaffte ihm ein Gehalt aus der Staatskaſſe, ſodaß der Bräutigam nach zehnjähriger Wartezeit nun endlich ſeine Geliebte (am 30. Auguſt 1814) heimführen konnte, ließ ihn beim Kongreß zu ſich nach Wien kommen, wo Jahn durch ſeinen altdeutſchen Rock mit übergeſchlagenem weißem Hemdkragen allgemein auffiel, und 1815 ſogar nach Paris.

In jedem dieſer beiden Jahre hatte ſich Jahn in das Stammbuch der Wartburg mit ſeinen Hoffnungen auf eine beſſere Zukunft eingezeichnet. Das erſte Mal hieß es: „Großes iſt geſchehn, Größeres wird kommen ... Überall, wo die deutſche Zunge redet, ſehnt man ſich nach einem neuen deutſchen Reich. Darum wollen wir mit freudigem Mute beten: „Unſer Reich komme!““ ... Von Paris heimgekehrt ſchrieb er: „Den Deutſchen kann nur durch Deutſche geholfen werden ... Deutſchland braucht einen Krieg auf eigne Fauſt, um ſich in ſeinem Vermögen zu fühlen; es braucht eine Fehde mit dem Franzoſentum, um ſich in ganzer Fülle ſeiner Volkstümlichkeit zu entfalten. Dieſe Zeit wird nicht ausbleiben; denn ehe nicht ein Land die Wehen kriegt, kann kein Volk geboren werden.“ Prophetiſche Worte. Gleichwohl ſollte die Wartburg Jahn perſönlich zum Verderben gereichen.

1816 war ſeine „Deutſche Turnkunſt“ erſchienen, nicht durchweg von ſeiner Hand, aber durchweg aus ſeinem Geiſte. 1817 erreichte der Turnplatz auf der Haſenheide ſeine höchſte Mitgliederzahl von 1074 und Jahn ſelbſt den Gipfel ſeiner Popularität durch eine Reihe von Vorträgen, die alle dem Gedanken der Entwickelung zur deutſchen Einheit dienten. Mit Fug und Grund ſprach er Friedrich dem Großen das Verſtändnis des Volkstumes ab, überſchüttete ſolche künſtlichen Staatengebilde wie das einſtige Königreich Weſtfalen mit Hohn und bewies, daß heute nur noch ein nationales Heer ſtark ſein könne. Am Gründonnerstag 1817 ſchloß er vor Hunderten von Hörern, Umſturz und Gewalt weit wegweiſend, in loyalſter Denkart mit ſeinen aufrichtigen Wünſchen für das Zollernhaus, aber auch mit dem Gebet: „Gott ... verleihe gnädig und bald — das Eine, was not tut, eine *weiſe Verfaſſung*.“

Dies war etwas, was man „oben“ nicht hören konnte oder wollte. Die Reaktion reckte sich noch im selben Jahre empor. Sie hatte sich leise gerührt schon im Jahre 1815 in einer noch unvergessenen Schrift des Geheimrats Schmalz, der in der Weise des amtlich besoldeten Banausen den poetischen Schwung des Frühjahrs 1813 verkannte oder mißachtete und alle Freiheitskämpfer durch die Zumutung zu beleidigen wagte, sie hätten nicht aus innrer Begeisterung, sondern lediglich weil die Obrigkeit es befahl, zu den Waffen gegriffen. Das Streben nach Einheit aber brandmarkte er als undeutsch. Mit Recht ist sein Pamphlet von Jahns preisgekröntem Biographen Schultheiß „ein mißtönender Ausspruch jenes lakaienhaften Partikularismus, der für das dynastische Recht jede Schranke nationaler Pflicht wegleugnete“, gescholten worden.

Allein hier müssen wir schon um der Gerechtigkeit willen versuchen, uns die Gemütslage der damaligen Reaktionäre, die ja Menschen wie andre auch und keineswegs alle nur verwöhnt und boshaft waren, zu vergegenwärtigen. Des Rätsels Lösung dürfte lauten: die preußische Reform war überstürzt gewesen. Da das Notwendigste versäumt worden oder am zähen Widerstand der Altprivilegierten gescheitert war, deshalb allein hatte das furchtbare Unglück von Jena auch einen Segen mit sich führen können: das dunkle Gefühl, daß etwas ganz Besondres geschehen müsse. Doch eben darum trug das dann endlich Eingeführte nicht den Stempel des geistig Erarbeiteten und von der allgemeinen Gesinnung Wohlerworbenen, sondern den des Gewaltsamen, das einflußreiche Kreise über sich hatten ergehen lassen, nur weil sie im Augenblick nicht anders konnten und ihren Protest vertagten, nicht ihn aus Überzeugung aufgaben. Zu diesen gehörte leider der langsame König, der ja nie recht begriffen hat, was man eigentlich von ihm wollte, vielmehr fortwährend seinen Namen unter Neuerungen, die ihm von Herzen zuwider waren, mit der reservatio mentalis gesetzt hatte: sie rückgängig zu machen, sobald er durfte.

Nun gaben sich die Träger des Fortschrittgedankens, die soviel von Deutschheit und Einheit zu melden wußten, eine willkommene Blöße beim sogenannten Wartburgfest, das am 18. Oktober 1817, zur dreihundertsten Wiederkehr des Reformationstages, die versammelten Burschenschafter in Eisenach begingen. Die sehr würdige und ernste Feier endete bekanntlich mit dem possenhaften Nachspiel eines Autodafé, bei dem allerlei Makulatur in die Flammen geworfen, aber die Namen verhaßter Bücher und Autoren,

auch der von Schmalz, ausgerufen wurden; ein Schnürleib und ein Korporalstock fanden ebenfalls den Weg in die Flammen.

Diese Verhöhnung machte böses Blut in Berlin. Es hagelte in Ermangelung einer Burschenschaft Denunziationen gegen die Turnerei als die Quelle alles politischen Übels. Da lebte z. B. in Breslau ein Professor Steffens, ein geboreuer Norweger, der 1804 nach Halle, 1811 nach Breslau verschlagen worden war. Er hatte dort kurz vor der Erhebung ähnliche Reden gehalten wie Fichte 1808 in der Hauptstadt, auch die Freiheitskriege bis zur ersten Einnahme von Paris mitgefochten. Sonst war er ein unklarer, in mystischen Wahnideen befangener Kopf geworden, der mit der größten Anmaßung Unsinn vortrug, z. B. daß die Idee des Staates von der Idee der Kirche nicht verschieden, sondern die Gemeinschaft der Heiligen (!) sei usw.

Zwar ist es nun richtig, daß das damalige Auftreten der Turner einigermaßen an die heutige Heilsarmee insofern erinnert, weil eine Wirkung auf die Phantasie der Menge durch groteskes Gebahren nicht vermieden, sondern zu Agitationszwecken eher gesucht wurde. Steffens aber, der daran ästhetischen Anstoß genommen hatte, wünschte das ihm Anstößige politisch zu vernichten. Ihm zur Seite trat der Prorektor Karl Adolf Menzel vom Elisabeth-Gymnasium in Breslau mit seiner Schrift über „die Undeutschheit des neuen Deutschtums".

Die Gedankengänge jener Denunziationen sind uns Heutigen vertraut aus der ganz ähnlichen Polemik gegen den Sport. An das Turnen haben die Ästheten sich inzwischen gewöhnt, an den Sport noch nicht. Aber wenn man bei Steffens von dem „gefährlichen Experiment" liest, „ein Magazin von physischen Kräften für einen zukünftigen möglichen Gebrauch anzuhäufen," so ist das genau die Sprache, in der man der heutigen Jugend die entsetzliche Gefahr ausmalt, zu „einem Wachstum des physischen Selbstgefühls zu *entarten*", die Lehrer aber vor einer Lebensweise der Jugend warnt, bei der „alles Körperliche eine neue Dreistigkeit gewinnt". Menzel forderte geradeswegs, den Schüler durch Übung des *Gehorsams* zum Bürger zu entwickeln; also genau das Gegenteil von Jahn.

Man sieht, es ist nicht bloß ein uralter hygienischer, sondern recht eigentlich der heut noch nicht entschiedene preußische Konflikt. Die eine Partei, geblendet und eingeschläfert von den Vorteilen der Disziplin, möchte diese bis zur schematischen Mittelmäßigkeit und Unselbständigkeit aller ausschlachten

und verewigen; die andre aufgewecktere dagegen möchte die sichtbaren und beschämenden Nachteile allzustraffer Organisation durch Pflege der Selbstverläßlichkeit und Willenskraft, zumal durch unbeaufsichtigte Übungen der Jugend in freier Luft, ausgleichen.

Trotz Goethe, der auch nichts davon hielt, „die Jugend frühzeitig zahm zu machen"; trotz Ernst Moritz Arndt, der das Turnen als etwas Tüchtiges, Ernstes und Mannhaftes innerhalb einer weichlichen, weibischen Geselligkeit froh begrüßte, siegten die Reaktionäre. Sie fanden das Turnen auch „unchristlich", weil es „einen rohen, wilden Trotz auf leibliche Stärke heranziehe". Nur immer schwächlich und gehorsam!

Steffens, der schon früher mit philosophischer Tiefe die Unmöglichkeit eines einigen Deutschlands klar bewiesen und in solchem Streben nur „nichtige Begierden" entdeckt hatte, ward im geheimen zum Staatskanzler Hardenberg befohlen und mußte hier zu seiner Beschämung gestehn, daß er rein garnichts von Umtrieben oder staatsgefährlichen Zettelungen der Turner wüßte. Allein der Stein war nun einmal im Rollen. Der geängstigte Metternich ließ nicht mehr locker, und Friedrich Wilhelm war augenscheinlich froh, sein Unmütchen über die verhaßten Begriffe Volk, Freiheit, Einheit zunächst wenigstens an einem Einzelnen kühlen zu können. Die Ermordung Kotzebues durch den Turner und Burschenschafter Karl Sand am 23. März 1819 schlug dem Faß den Boden aus.

Kotzebue, das ist richtig, hatte, seit er von den Jenensern beim Wartburgfest verhöhnt worden war, seinerseits im „Literarischen Wochenblatt" die Respektlosigkeit der Studenten angegriffen und namentlich auch die Turnerei, ganz im Sinne von Steffens und Menzel, ins Lächerliche zu ziehen gesucht. Besaßen die jungen Leute nicht Witz genug oder nicht ausreichend beachtete Organe zur erfolgreichen Gegenwehr, so war das immer noch kein Grund zum Meuchelmord, und unter diesem Gesichtswinkel der persönlichen Rachsucht erscheint die Tat am anfechtbarsten.

Sie gewinnt wenig, wenn man ihre politischen Beweggründe prüft. Sand, jung und kritiklos, hatte dem diabolischen Karl Follen im Kreise der „Schwarzen" oder „Unbedingten" zuviel geglaubt und bildete sich steif und fest ein, der Sache der Freiheit einen wichtigen Dienst zu leisten. Indessen war Kotzebue das, was man ihn schalt, nämlich russischer Spion, in der Tat nicht gewesen. Er berichtete für höfischen Privatgebrauch Auffälliges aus dem deutschen Geistesleben, vornehmlich aber Gesellschafts- und

Literaturklatsch, nach Petersburg. Mit dem selben Fug hätte man seiner Zeit den Baron von Grimm in Paris umbringen können, weil er französischen Literaturklatsch an deutsche Höfe schickte.

So erinnert jener Mord an den Fehlstoß der lieblichen Charlotte Corday. Wie dieses weit bedauernswertere Geschöpf einen Marat gerad in dem Augenblick, als ihm sein Einfluß im Jakobinerklub entschwunden war, beseitigt, ihn dadurch erst in der Gunst der Massen wiederum gehoben, ja zum Märtyrer gemacht, die Girondins dagegen, die sie schützen und retten wollte, recht eigentlich ans Messer geliefert hatte, so hat auch Sands unselige Tat niemandem genützt, vielen tausend Unschuldigen dagegen unermeßlich geschadet. Denn jetzt erst war ja die Verruchtheit dieser Allgemeinen Burschenschaft erwiesen; jetzt sah man, was „deutsche Einheit" bedeutete; jetzt bekamen die Reaktionäre endlich den erwünschten Vorwand, auf die Geistesfreiheit zu drücken, und taten es durch die berüchtigten „Karlsbader Beschlüsse". Eine rohe politische Verfolgung in Preußen, die „Demagogenhetze" durch ganz Deutschland und Österreich begann.

Jahn, der im Frühjahr 1819 bereits durch die Behörden daran verhindert worden war, seinen Turnplatz auf der Hasenheide zu eröffnen, ward in der Nacht vom 13. zum 14. Juli am Krankenbett eines Kindes festgenommen und wegeschleppt wie ein gemeiner Verbrecher. Er durfte nicht einmal Wäsche mitnehmen. Es ging nach Spandau, die letzte Strecke zu Fuß, weil die Achse des Karrens brach.

Hier wird er in ein kaltes Loch gesteckt, zwei Tage darauf nach Küstrin verbracht und ihm vermöge ganz besondrer Bosheit jede Bewegung an freier Luft untersagt. Selbst die Mahlzeiten muß er unter Aufsicht nehmen. Zwei seiner Kinder sterben in dieser schlimmen Zeit, er selbst kränkelt.

Die Untersuchung dauert sieben Monate. Am 15. Februar 1820 endlich kommt der Untersuchungsrichter Th. A. Hoffmann zu dem Schluß, daß nichts Belastendes vorliege, was die Fortsetzung der Haft rechtfertigen könnte.

Doch Jahn wird *nicht* entlassen, sondern mehr als ein Vierteljahr lang noch festgehalten, bis ihn eine königliche Kabinettsorder (!) vom 31. Mai 1820 nach Kolberg verpflanzt, wo er, von seiner Lebensaufgabe, seinem Beruf abgeschnürt, halbfrei, doch an den kleinen Ort gebunden, sein Urteil, vom Oberlandesgericht in Breslau her, erwartet. In Kolberg stirbt seine Frau am 8. September 1823 gebrochnen Herzens. Das Urteil folgt erst am 13. Januar 1824, viereinhalb Jahre nach der Einkerkerung!

Dies Urteil spricht Jahn los von allem, dessen er durch die Denunzianten bezichtigt worden war, verhängt aber gleichwohl eine weitere zweijährige Festungshaft über ihn wegen unehrerbietiger und „frecher“ Äußerungen gegen bestehende Staatseinrichtungen.

Die Idee war also, daß die Mißhandlung der politischen Lebensbedürfnisse eines aufstrebenden Volkes ehrfurchtsvoll hingenommen werden sollte. Jahn selbst hat freilich auch vor Gericht mit seinem derben Spott nicht zurückgehalten und auf die Frage, wie er sich das deutsche Kaisertum vorstelle, geantwortet: er habe sich den Kopf darüber nicht zerbrochen, ob etwa die Spitze reihum gehn sollte, wie das Bierbrauen in kleinen Städten. Zurzeit kenne er unter den neununddreißig Bundesstaaten keinen einzigen, der sich selbst regieren, viel weniger einen, der auch die andern mitregieren könnte.

Er trat seine Strafe nicht an, sondern appellierte. Das Oberlandesgericht in Frankfurt a. O. sprach ihn dann am 15. März 1825 völlig frei. Wiederherstellung ward ihm jedoch nicht zuteil. Eine königliche Kabinettsorder (!) vom 3. Mai 1825 korrigierte eigenmächtig die Justiz, untersagte dem Freigesprochenen Berlin samt zehn Meilen Umkreis, untersagte ihm alle Universitäts-, alle Gymnasialstädte, stellte ihn unter polizeiliche Aufsicht und beließ ihm gnädig nur sein Gehalt. Einen Wirkungskreis hatte er nicht mehr, da nach 1819 sämtliche Turnplätze in Preußen geschlossen worden waren. Wer turnte, machte sich verdächtig.

Jahn übersiedelte nach Freyburg a. d. Unstrut, einem hübschen thüringischen Städtchen unweit von Naumburg, nachdem er anfangs 1825 noch in Kolberg eine zweite Frau genommen hatte.

Auch von dort ward er, ein Gegenstand kleinlichen Argwohns für die Regierung, weggetrieben, weil auf ein paar benachbarten Gymnasien Burschenschaft gespielt worden war, und 1828 nach Kölleda verbannt, einem kleineren Örtchen im Regierungsbezirk Erfurt, wo geistige Anregung fast ausgeschlossen blieb. 1830 hat er einmal noch sechs Wochen Festung in Erfurt abgesessen, wegen „schroffen Tones“ in einer Beschwerde. Erst 1836, nachdem er ausreichend abgestumpft zu sein schien, wurde die Polizeiaufsicht behoben, und er durfte nach Freyburg zurückkehren.

Das Turnen jedoch ward in Preußen erst unter dem neuen König (im Jahr 1842) wieder freigegeben, und auch erst, nachdem die Schrift Lorinsers „Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen“ (1836) den sogenannten

Schulstreit entfesselt und die Blicke des Publikums auf die Schulschäden gerichtet hatte. Man fühlte dunkel, welch eine Niedertracht es gewesen war, politische Abneigungen an der unschuldigen Jugend rächen zu wollen, durch Vorenthaltung notwendiger Leibespflege.

Freilich wurde in Preußen — in Hamburg und München bedurfte man keiner preußischen Erlaubnis — jenes Notwendige auch erst gewährt, nachdem Schuldespoten verstanden hatten, es zu verfälschen und zu dem zu machen, was es nach Jahn *nicht* sein sollte: einem Drillmittel mehr. Keinen Weg zur Charakterbildung, um durch das Medium der Leibesenergie den sittlichen Willen zu stählen, sondern eine weitere Handhabe zur Erzwingung von Gehorsam und Unselbständigkeit, eine Ausdehnung der Stunden, wo die Schüler unter der Fuchtel des Lehrers stehn, das bedeutet unser heutiges Turnen nicht auf allen, doch auf nur zuvielen Gymnasien uud Volksschulen. In dieser umgebogenen Tendenz hat das einst sosehr verdächtige seinen Weg dann auch in die Kasernen gefunden und ist von da, soldatisch verballhornt, mit seiner öden Kommandosprache, die den Einzelnen zur Gliederpuppe macht, in das Publikum zurückgelangt.

Das Turnen der Erwachsenen aber vermag selbst in dieser Form noch seine Anziehung, zumal auf die städtische Fabrikbevölkerung, auszuüben und Hunderttausenden zum Segen zu gereichen, weil es inzwischen den Anschluß an den Sport gefunden hat und nicht sowohl geturnt, als *wett*geturnt wird, mit Zählung von Punkten und Aufstellung eines Rekords.

Jahn, im Jahr 1838 durch eine Nationalspende beglückt, seit 1842 auf endlosen Turnfesten gefeiert, hat 1848 noch als Vertreter für Naumburg seinen Einzug in das frankfurter Nationalparlament halten, die Rednertribüne der Paulskirche mit einem Turnersprung gewinnen können und ist am 15. Oktober 1852, als „Turnvater Jahn" zu Freyburg gestorben, in derselben Gesinnung, in der er gelebt hatte. Ein stolzer Preuße, der den Beruf seines Staates zur Einigung Deutschlands als einer der frühesten erkannte und aussprach, war er, von ein paar bissigen Ausfällen abgesehn, auch trotz einer siebzehnjährigen Malträtierung nicht irre hierin geworden. Freilich kam es aus gequälter Brust, wenn er bei seiner Selbstverteidigung betonte, wie er „für das Vaterland in frommer Ergebung gebetet, als Knabe geglüht, als Jüngling mit Sehnungen und Ahnungen geschwärmt, als Mann gelehrt, geredet, geschrieben, gefochten und gelitten und sein Leben lang, als des Vaterlands getreuer Eckart, vor den Abwegen zur

Undeutschheit und Ausländerei Wache gehalten" habe. Darum ist der einst so Radikale auch in der Paulskirche als Warner aufgestanden, da er mit Ekel sah, wie unsre damaligen Liberalen blind für Frankreich schwärmten, Preußens gesündestes Organ aber, das Volksheer Scharnhorsts, verständnislos als „feilen Söldnerschwarm" verunglimpften und ihre Neuerung in Deutschland durchaus mit französischer Waffenhilfe durchsetzen wollten.

Treitschke wie Bismarck haben sich dann allerdings über die Idee lustig gemacht, daß Preußen durch die bloße Schwerkraft recht volkstümlicher Institutionen die andern Stämme als „Bannerherr" zu sich heranziehen würde. Heut kann es aber gar keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Preußen von 1815 genau so reif dazu waren und es verdienten, eine Volksvertretung zu haben, wie die Süddeutschen, daß ein solches Entgegenkommen unendlichen Nutzen gestiftet, die Gebildeten beschäftigt und geschult, ihre Verbitterung hintangehalten haben würde. Nicht in den feuchten Kerkern von Spandau und Küstrin, noch auf der Festung Kolberg war Jahns eigentlicher Platz, sondern in einem preußischen Parlament. Im gesellschaftlichen und amtlichen Verkehr durfte der Freiherr vom Stein ihn schneiden; dort aber würden die Standesherren dem Volksmann haben Rede stehen müssen. Ein Schatz politischer Bildung und Erfahrung hätte aus einem derartigen Ringen auf uns kommen können.

Niemals aber hat Jahn der Meinung gelebt, daß Preußen sich erlauben dürfe, die Deutschen mit „guter Verwaltung" abzuspeisen und ihren Hunger nach angemessener politischer Selbstbestimmung ungestillt zu lassen. Er hatte nicht nur die verderblichen Folgen einer Kastenherrschaft miterlebt, sondern in jenen Jahren, die der Erhebung vorausgingen, auch gesehn, wie förderlich in Zeiten der Not und Gefahr es ist, wenn die Standesunterschiede zurücktreten, wenn alle Tüchtigen ohne Schranken sich sammeln und dem Einzelnen für seine Tatkraft und Umsicht frei Feld eröffnet wird. Hier verband sich seiner politischen Wesensfaser die hygienisch-individuelle, zum Kampf gegen den bloßen Drill, für die bewußte Persönlichkeit. Und in diesem Kampf, der längst noch nicht ausgekämpft ist, der unsern nachwachsenden Schichten durch die Rückfälle der Oberklassen in überlebte Privilegierteninstinkte immer wieder aufgezwungen wird, ziehn Jahns Gedanken heute noch in der vordersten Reihe der Streiter mit uns zu Felde.

Karl Friedrich Schinkel
1781–1841

Es ist gelegentlich behauptet worden, daß der politische Charakter eines Volkes sich vornehmlich an seinen Monumentalbauten und ihrer Architektur erkennen lasse. Bei dieser Behauptung hat man wohl England und sein berühmtes Parlament im Auge gehabt, während es durchaus nicht einleuchtet, weshalb das triviale, sich in nichts von andern Häusern jener Straßenfront unterscheidende frühere preußische Abgeordnetenhaus am Dönhoffsplatz in Berlin den politischen Charakter der Niederdeutschen ausdrücken sollte. Es war höchstens ein Ausdruck niederdeutscher Sparsamkeit oder noch richtiger: preußischen Geldmangels.

Berlin hat nun zweimal schon in seinen architektonischen Zügen eine gewisse Einheitlichkeit zur Schau getragen; das erste Mal in den letzten Jahren des Alten Fritz, der eifrig bauen ließ und wohlhabenden Bürgern zu bauen befahl, bis die Friedrich-, Luisen- und Dorotheenstadt, mindestens an Privathäusern und Kasernen, einen nur noch leis an die Renaissance anklingenden nüchternen Zopfstil blicken ließen. Friedrichs Lieblingsbaumeister Georg v. Knobelsdorff hat sich in dem reizenden Rokokoschlößchen Sanssouci verewigt und lenkte am berliner Opernhause zu den Formen klassischer Baukunst zurück. Doch nicht nur die kommodenartige Königliche Bibliothek am Opernplatz, sondern auch manche andern öffentlichen Gebäude gehören durchaus zum friderizianischen Barock.

Wie das schnelle Wachstum der Stadt jene Formen allmählich verwischt und gesprengt hat, so ist auch ein zweiter Versuch in ähnlicher Richtung nur halb, nur vorübergehend gelungen. Wir meinen hier das Berlin, das Friedrich Wilhelm III. bei seinem Tod (1840) hinterließ. Gleich nach den Befreiungskriegen stand wohl der schöpferische Meister da, der mit seiner geläuterten Eigenart das Ganze hätte durchdringen und verschönern können, doch die Umstände sprachen gegen ihn. In den Tagen seiner frohesten Kraft waren sehr selten die Mittel vorhanden, um aus dem Vollen zu gestalten, und was ihm nach und nach zufiel, hatte er meistens unter Verzicht auf hohe Pläne, die nach dem Geldbeutel beschnitten werden mußten, auszuführen. So ist es wohl Übertreibung, für irgend eine Zeit von dem Berlin Schinkels zu reden. Denn die Umrißlinie der Linden z. B.

wurde und wird noch heute wesentlich durch das von Langhans in einem herben, schweren Hellenismus aufgeführte Brandenburger Tor bestimmt, mit Schadows Viktoria drauf (aus dem Jahre 1795), im Hintergrunde durch die massigen Renaissance-Formen des von Schlüter vor und nach 1700 umgebauten Schlosses, auf der Hälfte des Weges zwischen beiden aber durch das herrliche Standbild Friedrichs des Großen von Rauch aus dem Jahr 1851.

Fassen wir die markantesten Leistungen Schinkels, die heute noch unser Auge erfreuen, zusammen, so steht das Königliche Schauspielhaus von Berlin unbedingt voran, weil der Meister hier einmal wenigstens aus ganzem Holz schnitzen durfte. Ist es erlaubt, Baukunst und Musik zu vergleichen, so möchte man mit Paul Klopfer sagen, daß die mächtige, mauerbegrenzte Steintreppe, die zur giebelgekrönten jonischen Säulenhalle emporführt, als Ouvertüre einsetzt, daß als Hauptstück der Schauseite die hochdramatisch gesteigerten Massen des Mittelbaus folgen, bis das Finale in der Figur am obern Giebelfelde jauchzend ausklingt. Alles atmet Kraft und Größe; auch der geräumige Konzertsaal innen ist eine in ihrem „einfachen Reichtum" gewaltige Leistung.

Dazu kommen die Haupt- oder Königswache unter den Linden; das alte Museum samt Lustgarten und Springbrunnen; am Schinkelplatz die königliche Bauschule, genannt das „rote Schloß"; die Singakademie im Kastanienwäldchen, das Palais des Grafen Redern am Pariser Platz; das Denkmal für Scharnhorst auf dem Invalidenkirchhof und das Siegesdenkmal auf dem Kreuzberg. Auch das Potsdamer Tor ist von Schinkel, doch werden die Wachthäuser zur Linken und Rechten nachgerade zusehr als Verkehrshindernis empfunden, als daß man eine ungetrübte Freude an ihnen haben könnte. Ferner zeugen für Schinkel verschiedene Bauten in Potsdam, wie die romanische Nikolaikirche mit der vom freistehenden Säulenring getragenen Kuppel; der Kristallpalast in Leipzig; die Universität in Halle u. a. m.

Der Schöpfer all dieser Herrlichkeiten war zugleich einer der vorbildlichsten Charaktere, eine der reinsten und liebenswürdigsten Naturen, die unsre deutsche Heimat jemals hervorgebracht hat. Geboren ward er zu Neuruppin am 13. März 1781 als Sohn des dortigen Superintendenten, der sechs Jahre später kurz nach dem großen Feuer, das (1787) die ganze Stadt eingeäschert hatte, infolge der dabei durchgemachten Aufregungen und Anstrengungen starb. Karl Friedrich wuchs im Predigerwitwenhaus auf; seine Jugend war dürftig, doch geschah zu seiner Ausbildung das Notwendige.

Seit seinem vierzehnten Jahr wohnten die Mutter und er in Berlin. Hier machte 1797 auf einer Ausstellung der vom jungen Gilly herrührende phantastische Entwurf zu einem Denkmal Friedrichs des Großen einen so mächtigen Eindruck auf ihn, daß er plötzlich seinen Weg vor sich liegen sah. Darum verließ er 1798 die Schule und trat in die Werkstätte der Gillys, Vaters und Sohnes. Der Sohn war der größere von beiden. Als dieser ebenso geniale wie geistvolle und liebenswerte Künstler starb, erfuhr Schinkel die Genugtuung, sich durch einen ausdrücklichen letzten Wunsch zum Vollender der von jenem begonnenen Arbeiten bestellt zu sehen.

1803 ging er nach Italien, wo er das Wesen antiker Kunst wohl tief in sich aufnahm, allein die sarazenischen Baudenkmäler ihm fast noch besser gefielen. Man nennt ihn heut einen Neubeleber des antiken Klassizismus. Sieht man genauer hin, so findet man jedoch, daß er die reinsten Stilarten, einschließlich der Gotik, nur in seine eigne Herzenssprache übersetzt hatte, sodaß er sie alle mit feinstem Takt praktischen Bedürfnissen anzupassen verstand, ohne sie jemals in sklavischer Weise nachzuahmen. Das herrliche Schauspielhaus in Berlin ist kein hellenischer Tempel, und der Massivbau des „roten Schlosses", obschon ein echter Schinkel vom Fundament bis zum Dach, ist alles, nur nicht im klassischen Sinn antik.

Man hat gefunden, er sei für Malerei, — und einige meinen sogar: für Musik, — ebenso begabt wie für Architektur und für Plastik gewesen, und in der Tat hat Goethe seine Ansichten von Messina, Palermo usw. „groß und bewunderungswürdig" genannt. Gleichwohl werden wir kaum darin fehlgehn, es zu bedauern, daß dieser seltene Genius nach seiner Heimkehr aus Italien (Januar 1805) ganze zehn Jahre sich mit der Herstellung idealer Landschaften in Öl befassen mußte, weil ihm teils wegen ungenügender Beachtung, teils wegen der damaligen preußischen Staatsnöte, sein eigentlicher Beruf noch nicht offenstand.

Immerhin war er 1810 in die Ober-Baudeputation berufen worden, und das Jahr 1815 mit dem endlichen Friedensschluß brachte den entscheidenden Wandel; er durfte wirken.

Seine Gesamttätigkeit umfaßte freilich nach wie vor alle Gebiete des künstlerischen Lebens, weshalb er auch dem Kunsthandwerk seine besondre Aufmerksamkeit schenkte und es nicht verschmähte, selbst dem Kleinsten zu edleren Formen zu verhelfen. Es war die trostlose Zeit, als nach der finanziellen Erschöpfung Preußens durch die französische Aussaugung und

die Opfer des Freiheitskampfes auch viele Gebildete wieder von Holztellern aßen. Schinkel versah Tischler und Holzschneider mit Mustern, die Töpfer mit neuen Modellen. Tücher und Teppiche wurden nach seinen Vorlagen gewirkt, die Öfen, früher bloße altväterische Ungetüme, wurden jetzt ein Zimmerschmuck. Mit vielen dieser Formen leben wir noch heute, ohne zu wissen, wem wir sie verdanken.

Unermüdlich war Schinkels Fleiß, materielle Genüsse existierten nicht für ihn, er nahm nur gerade soviel Nahrung, um weiterleben zu können.

Seit 1839 war er Oberlandesbaudirektor. Er hatte längst eine Schule gesammelt, die heute noch sein Andenken heilig hält. Zwar zog im Wechsel der Zeiten seit den sechziger Jahren eine neue Herrschaft der Renaissance herauf, allein der größte und fruchtbarste seiner Nachfahren, Alfred Messel, hat, nachdem jene Flut wieder zur Ebbe geworden war, schon um 1890 aus einem geschmacklos, ja protzig gewordenen Eklektizismus bewußt und gläubig in Schinkels Bahnen zurückgelenkt.

Aber mochten es die ewigen Aufreibungen seines Amtes verschuldet haben, weil er eigentlich niemals durfte, wie er wollte; oder war es, daß er in der Tat seinem Hirn die notwendigen Ruhepausen zur Stofferneuerung mißgönnt hatte: eines Tages brach er zusammen. Er hat ein ganzes Jahr noch, ohne nachweisbare Organerkrankung, in erzwungener Teilnahmlosigkeit vegetiert, zu jeder Arbeit unfähig. So fand ihn im Sommer 1841 sein alter Freund Thorwaldsen auf dem Siechenbett. Schinkel fixierte ihn lang und sprach dann leise: „Thorwaldsen! ... Sie gehen nach Rom?“ Der stürzte tieferschüttert, schmerzbewältigt von dannen. Im September folgten bei dem Hinfälligen Blutsturz und Fieber, am 9. Oktober 1841 der erlösende Tod.

Franz Kugler hat Schinkel folgendermaßen geschildert: „Wenigen Menschen war so wie ihm das Gepräge des Geistes aufgedrückt. Was in seiner Erscheinung anzog und auf wunderbare Weise fesselte, darf man nicht eben als eine Mitgift der Natur bezeichnen. Schinkel war kein schöner Mann, aber der Geist der Schönheit, der in ihm lebte, war so mächtig und trat so lebendig nach außen, daß man diesen Widerspruch erst bemerkte, wenn man seine Erscheinung mit kalter Besonnenheit zergliederte. In seinen Bewegungen war ein Adel und ein Gleichmaß, um seinen Mund ein Lächeln, auf seiner Stirn eine Klarheit, in seinem Aug' eine Tiefe und ein Feuer, daß man sich schon durch seine bloße Erscheinung zu ihm hingezogen fühlte.

Noch größer aber war die Gewalt seines Wortes, wenn das, was ihn innerlich beschäftigte, unwillkürlich und unvorbereitet auf seine Lippen trat."

Sein Freund Waagen wiederum wußte seine eiserne Ausdauer bei den langwierigsten, unangenehmsten Arbeiten zu rühmen. „Nie habe ich eine so entschiedene, ja fast grausame Herrschaft des Geistes über den Körper beobachtet, wie es bei ihm der Fall war ... Er bildete an seinen Werken mit einer ungeschwächten Liebe fort. Dessenungeachtet war er nichts weniger als blind für sie eingenommen. Mit echter Bescheidenheit betrachtete er sie immer nur als mehr oder minder gelungene Annäherungsversuche an eine in ihm lebendig gewordene Kunstidee. Ein unbedingtes und allgemeines Lob verletzte ihn daher, dagegen spiegelte sich seine Zufriedenheit in der liebenswürdigsten Weise auf seinem Gesicht, wenn jemand von selbst den Sinn seiner feineren, künstlerischen Intentionen auffand und hervorhob. So kam es, daß er auch in seinen spätesten Jahren mit der Kunst keineswegs abgeschlossen hatte, sondern sich immer im frischesten und freiesten Vorwärtsstreben befand. In der regen Begierde, etwas Neues zu lernen, in der Biegsamkeit und Empfindlichkeit seines Geistes für Aufnahme neuer künstlerischer Eindrücke ist er immer ein Jüngling geblieben. Wie streng er aber in jeder Beziehung sich selbst beurteilte, so mild, so liebevoll anerkennend war er gegen andre. Nur innere Unwahrheit, falsche Ostentation, hohles Aufblähen, leerer Dünkel, geistige Trägheit, Oberflächlichkeit und Gemeinheit waren Eigenschaften, welche im Leben wie in der Kunst zusehr mit seiner innersten Natur in Widerspruch standen, als daß sie nicht sein Mißfallen, bisweilen seinen lebhaften Tadel hervorgerufen hätten. Und in diesem Punkte: Wesen von Schein, Wahrheit von Lüge zu unterscheiden, besaß er eben vermöge seiner großen Reinheit einen sehr feinen, in unsern Tagen immer seltner werdenden Sinn."

Sind die Versuchungen durch unreine Tagesgeister seither stärker geworden oder die Widerstandskräfte schwächer? Wie tröstlich dann, sich dessen erinnern zu dürfen, daß auch die Mark so vornehme Männer zu erzeugen vermag.

Jakob Grimm
1785–1863

Wenn Fichte die Würde der deutschen Sprache, ihre Wohltaten wie unsre Pflichten gegen sie betont und schwungvoll erläutert hatte, war Jahn darüber hinaus als Reiniger zugleich und Mehrer des deutschen Sprachschatzes mit knappen, markigen Wendungen vorgeschritten. Einige seiner Griffe nach Reim und Stabreim waren glücklich, so wenn er forderte: „Leben und Weben soll auf einem Volksfeste sein, nicht Fraß und Quas;“ mitunter freilich, so wenn er die „Schlaf- und Schlafsucht“ anklagte, war er in Gesuchtheit und Künstelei verfallen.

Nun trat nach diesen Vorläufern der wirkliche Meister auf den Plan, um uns wissend zu machen und die von großen Dichtern ahnungsvoll gestimmte Nation forschend in ihren größten Reichtum einzusetzen, lehrend sie in diesem Besitz zu festigen: Jakob Grimm, „Anfang und Haupt der deutschen Altertumsforschung.“

Sein Urgroßvater, dem er ähnlich sah, war Prediger zu Hanau gewesen; sein Vater seit 1791 Amtmann zu Steinau im Hessischen. Jakob, am 4. Januar 1785 zu Hanau geboren, verlor ihn schon 1796 und blieb mit der Mutter, vier Brüdern und einer Schwester in dürftigen Verhältnissen zurück. Von diesen Brüdern hat ihm der etwas jüngere Wilhelm durchs ganze Leben hin als der treueste Kamerad und Mitarbeiter beigestanden.

1802 vom Lyzeum zu Kassel mit dem Lob herrlicher Geistesgaben und unaufhaltsamen Fleißes entlassen, geht Jakob Grimm nach Marburg als Jurist. Savigny, mit einer Geschichte des Römischen Rechtes im Mittelalter beschäftigt, hält ihn bald für seinen fähigsten Schüler und läßt ihn 1805 nach Paris zu sich kommen. Im selben Jahr wird der Heimgekehrte kurhessischer „Kriegssekretariatsakzessist“. Aber die schnell hereinbrechende französische Fremdherrschaft bringt ihm soviel amtliche Plackerei, daß er seinen Abschied nimmt. Erst 1808 verschafft ihm der von Berlin nach Kassel an den Hof Jérômes verschlagene Johannes von Müller den Posten eines Vorstehers der königlichen Privatbibliothek.

Nachdem diese Herrlichkeit 1813 zusammengebrochen war, nehmen ihn die Verbündeten als Legationssekretär herüber. Er ist als solcher auf dem Wiener Kongreß, fordert 1815 in Paris von den Franzosen geraubte

Handschriften zurück, lehnt aber nach dem Frieden fernere Anstellung, ja sogar eine Professur ab und begnügt sich mit der Stelle eines zweiten kurfürstlichen Bibliothekars zu Kassel, um seinen privaten Studien leben zu können.

Denn schon hatte die lange Reihe seiner epochemachenden Veröffentlichungen eingesetzt. 1811 war seine Schrift über den altdeutschen Meistergesang, 1812, in der Zeit der tiefsten nationalen Erniedrigung, als ein Göttergeschenk an die junge deutsche Welt der erste Band jener gesammelten Hausmärchen erschienen, denen seither Millionen und Abermillionen pochender Kinderherzen ihre glücklichsten Stunden verdanken.

Der schroffe Widerspruch vonseiten W. Schlegels über „wüstes Etymologisieren" hatte nur eine Vertiefung Grimms zur Folge. In seine „Deutsche Grammatik", deren erster Band 1819 erschien, verstand er „historisches Leben mit allem Fluß freudiger Entwicklung" zu zaubern; das von ihm entdeckte Gesetz der „Lautverschiebung" lieferte seither allerwichtigste Fingerzeige für die Vorgeschichte deutscher Wanderstämme; die 1828 publizierten „Deutschen Rechtsaltertümer" vollends bilden eine der wichtigsten Grundlagen für das Studium unsrer heutigen Germanisten.

1829 nahmen Jakob und Bruder Wilhelm, daheim unbefördert, einen Ruf nach Göttingen an, wo nun 1835 auch die „Deutsche Mythologie" erschien und zwei Jahre später eine folgenschwere Berührung beider mit der Tagespolitik stattfand.

Hannover war bekanntlich seit 1714 durch eine unnatürliche Personalunion, die zuweilen wohl im Interesse des Landes gelegen, doch oft genug nur zur Ausblutung hannöverscher Söhne im auswärtigen Dienst für fremde Interessen geführt hatte, mit Großbritannien verbunden gewesen. Der letzte gemeinsame Beherrscher, König Wilhelm IV. von England, hatte durch seinen Stellvertreter 1833 ein populäres Staatsgrundgesetz in Hannover eingeführt, mit parlamentarischer Zuziehung der bis dahin entrechteten Bauern und Bürger und einem Pflichteid aller Beamten auf die Verfassung.

Als Wilhelm IV. am 20. Juni 1837 kinderlos starb, hörte die Personalunion auf. Ihm folgten in England Königin Viktoria, in Hannover deren Onkel Ernst August, bis dahin Herzog von Cumberland, der nur gebrochen Deutsch konnte, ein harter Welf und böser Mensch, dem ein englisches Blatt nachsagen durfte, daß er außer Selbstmord jedes erdenkliche Ver-

brechen begangen habe. Thomas Moore nannte ihn den „Schef des Hauſes Beelzebub".

Dieſem paßte die vorgeſehene Vereinigung der Steuerkaſſe mit der Domänenkaſſe nicht. Er wünſchte die königlichen Domänen der eigenen Habſucht allein vorzubehalten, auch ſonſt wohl etwas abſoluter zu wirtſchaften, als die Verfaſſung von 1833 zuließ. Er war ein Bildungshaſſer, ein abgeſagter Feind aller Wiſſenſchaft, die vom „Federvieh der Tintenkleckſer" beſorgt würde, ſchmeichelte ſich, daß die Wege Gottes mit den Ratſchlüſſen des Welfenhauſes zuſammenfielen und die Vorſehung überall auf Seiten der Tories marſchiere, die er ſelbſt vorher im engliſchen Oberhaus angeführt hatte. Im übrigen glaubte er zu wiſſen, daß die Deutſchen zwar die beſten Soldaten der Welt ſeien, aber von ihren Fürſten jeden Fußtritt gelaſſen hinnähmen; zu welcher Auffaſſung ja leider viel Grund gegeben war.

Ernſt Auguſt ging nun folgendermaßen vor. Er traf noch Ende Juni ein und vertagte den Landtag ohneweiters. Auch die zweite Kammer zerſtreute ſich beſtürzt, weil ſie nicht wußte, woran ſie war, und ihren Mann leider nicht kannte.

Dann kam am 5. Juli ein königliches „Patent", worin Ernſt Auguſt ſeinen Regierungsantritt verkündigte, doch zugleich das Staatsgrundgeſetz für unverbindlich erklärte. Er ließ es offen, ob er die beſtehende Verfaſſung ändern oder auf die frühere von 1819 zurückgreifen wolle.

Die Miniſter verhielten ſich ziemlich kläglich; ſie duldeten es, daß der König ihnen einen Kabinettsminiſter Schele, mit dem Recht auf alleinigen perſönlichen Vortrag, überordnete. Dieſem hatte er die Verpflichtung auf das Staatsgrundgeſetz aus ſeinem Dienſteid geſtrichen.

Die öffentliche Meinung in Deutſchland ſtürmte, ſobald alles dies ruchbar ward. Der weimariſche Miniſter von Gersdorf erinnerte in einer anonymen Denkſchrift daran, daß am 15. Oktober 1830, bei dem braunſchweigiſchen Streit, Hannover ſelbſt in Frankfurt erklärt habe: eine in anerkannter Wirkſamkeit beſtehende Verfaſſung bedürfe *nicht* erſt der Zuſtimmung des neuen Regenten, weil ſonſt jeder Willkür Tür und Tor geöffnet ſeien.

Die badiſche, ſächſiſche, bayriſche Kammer nahmen Partei, Kommiſſionen tagten, Gutachten wurden eingefordert, Öſterreich und Preußen ſuchten zu beſchwichtigen. Da erklärte am 1. November 1837 ein zweites Patent

das hannöversche Staatsgrundgesetz für aufgehoben und die Verfassung von 1819 für wiedereingeführt.

Der König beanspruchte hiermit das Recht des Papstes, vom Eide zu lösen. Fast alle Beamten gerieten trotzdem natürlich in schwere Gewissensnot, ob sie den alten Eid nicht brächen, indem sie den neuen schwuren.

Dieser Not gaben sieben der mannhaftesten göttinger Professoren Ausdruck durch folgende Vorstellung beim Universitätskuratorium: „Das ganze Gelingen unsrer Wirksamkeit beruht nicht sichrer auf dem wissenschaftlichen Wert unsrer Lehren als auf unsrer persönlichen Unbescholtenheit. Sobald wir vor der studierenden Jugend als Männer erscheinen, die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben, ebenso bald ist der Segen unsrer Wirksamkeit dahin. Und was würde Sr. Majestät dem Könige der Eid unsrer Treue und Huldigung bedeuten, wenn er von Männern ausginge, die eben erst ihre eidliche Versicherung freventlich verletzt haben?"

Geplant war diese Vorstellung von Albrecht, entworfen von Dahlmann, mitunterschrieben von den Brüdern Grimm, von Weber, Ewald und Gervinus.

Ernst August schnob Wut. Die sieben wurden sofort entlassen, — und nur bis zum Tag der Entlassung sollte ihnen ihr Lohn ausgezahlt werden, — Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus binnen drei Tagen auch des Landes verwiesen, weil sie ein paar Freunde eingeweiht hatten.

Viele Studenten gaben den Mutigen, die noch heute den Dank der Nation verdienen, das Geleit bis Witzenhausen, wo es ins Hessische hinübergeht. Als im Grenzkruge der kleine Sohn der Wirtin sich vor Jakob Grimms majestätischem Lockenkopf und ernstem Blick hinter dem Rock der Mutter verbarg, sagte die Frau gutmütig: „Gib dem Herrn die Hand, es sind arme Vertriebene."

Die beiden Brüder waren im Dezember des Jahres wieder in Kassel vereint. 1838 planten sie gemeinsam das „Deutsche Wörterbuch", dessen erste wertvolle Bände sie uns noch zu schenken vermochten, auf dessen Vollendung durch andre wir aber nun schon ein halbes Jahrhundert warten.

Das ist bedauerlich, weil es das stärkste Band für den Zusammenhalt heutiger Nationen verkennen heißt, wenn man das schreibende Volk nicht mit einem handlichen Wörterbuch seiner Muttersprache auszurüsten versteht. Ein paar Monographien, wie Wustmanns „Sprach-Dummheiten" und Otto Schröders Büchlein vom „papiernen Stil", haben diesem großen Mangel nicht abzuhelfen vermocht, sondern erst recht auf ihn hingewiesen. In

keinem Kontor, in keiner Redaktion dürfte ein ſolches Wörterbuch fehlen, um die Achtung vor der Korrektheit aufrechtzuerhalten und einen Damm gegen die durch Nachahmung des Falſchen von allen Seiten drohende Verwahrloſung zu errichten. Es wimmelt in unſerm Schriftdeutſch von ſchiefen Bildern und verrenkten Phraſen (z. B. „auf ſeine Rechnung kommen“ ſtatt „auf ſeine Koſten“, oder „ſeine Rechnung dabei finden“), die häßlichſten Provinzialismen breiten ſich aus. Für unſer gutes „von vornherein“ iſt das unſinnige „im vorhinein“ aus Wien in die Zeitungen und ſogar in die Theater eingedrungen. Für ſolche ehrlichen Worte wie „der Präſes“, „der Rival“ lieſt man heut ganz ungrammatikaliſch „der Präſide“, „der Rivale“, und das Anflicken ſolcher überflüſſigen e an unſer ohnehin ſchon leicht meckerndes Deutſch mit ſeinen entſetzenerregenden, verendenden e-e-e-e bildet eine beſondre Lotterei.

Wenn man weiß, was dem ſchreibenden Amerikaner ſein Webſter und ſein Worceſter bedeuten, wie Samuel Johnſon ſchon 1755 ſein „Dictionary of the english language“ in nur zwei Bänden herausgab und einem dringenden Bedürfnis aller Gebildeten entgegenkam, ſo fühlt man, wie weit wir Deutſchen hierin trotz Duden zurück ſind, und wundert ſich nicht mehr, der gröbſten Unkenntnis unſrer Lautgeſetze, einer zimperlichen Unbeholfenheit in ihrer Anwendung und einer lächerlichen Anbetung fremder Formen zu begegnen. Ein ſo gutes deutſches Stammwort wie „ſchick“ (es ſchickt ſich, es hat Schick, es iſt im Schick), ein Wort noch dazu, das die Franzoſen uns entlehnt haben, wird kaum anders geſchrieben als „chic“ oder gar „chik“. Und nachdem die Deutſchen eine Zeitlang „Kautſchuk“ eingeführt hatten, gibt es heute faſt überall ſchon den viel feineren „Kaoutchouc“.

So wäre denn der Brüder Grimm Unternehmen nur freudig zu begrüßen. Leider iſt es auf einer ſo weiten Baſis angelegt, daß ſelbſt ihre große Arbeitskraft in zwei Jahrzehnten nicht mehr als die erſten fünf oder ſechs Buchſtaben unſres Alphabetes hatte bewältigen können. Populär kann dieſes Werk, wenn es fertig, niemals werden, dafür iſt es zu koſtſpielig und umfangreich. Doch ſei ein wichtiger Grundzug hier zum Ruhm des Verfaſſer hervorgehoben: ſie empfanden die deutſche Sprache als etwas Wachſendes, d. h. ſich Bereicherndes. Ihr Streben war alſo nicht nach Art der unſeligen „Puriſten“ auf eine Verarmung und Abſchnürung unſres Idiomes gerichtet.

Damit ſind wir bei der Fremdwörterfrage, die es bekanntlich bei keiner

andern Nation gibt. Die Brüder Grimm haben sie, wie zu erwarten stand, in einer freien und vernünftigen Weise gelöst. Sie führen „Autor“ als deutsches Wort mit einem Zitat aus Goethe, „disputieren“ nicht als Fremdwort oder Lehnwort, sondern als mittelhochdeutsch (mhd.). Der verkehrten Tendenz, die deutsche Sprache zu behandeln wie eine Tür, an die man „geschlossen“ schreibt, haben die ersten Bände des großen Wörterbuches keinen Vorschub geleistet.

Im Jahr 1840 folgte Jakobs Berufung an die preußische Akademie der Wissenschaften, 1841 die Übersiedlung nach Berlin und allmähliche Verwachsung mit dieser Stadt, nur durch mancherlei Reisen, wie 1848 ans frankfurter Nationalparlament, unterbrochen.

Er blieb unvermählt, doch gewährten ihm, bis zu seinem am 20. September 1863 erfolgten Tode, Wilhelms Haus und Familie alle Vorteile eines eignen Heimes. Wie sehr er zeitlebens an diesem treuen Gefährten hing, beweist am besten ein rührender Vorfall aus dem Jahr 1830, als in Göttingen kurz nach der Übersiedlung Wilhelm von einer Lungenentzündung befallen worden war. Jakob las eines seiner ersten Kollegien, stockte, und nach einer Pause vernahmen die erstaunten Studenten die Worte: „Mein Bruder ist so krank.“

Seit jenen „Göttinger Sieben“ gewöhnte sich das deutsche Volk daran, zu seinen Universitätsprofessoren als zu den Hütern seiner Geistesfreiheit aufzublicken. Unter denen, die dieses Kapital von Autorität erworben und vermehrt haben, ragt Jakob Grimm als eines der feinsten und vornehmsten Häupter heraus. Wenn nach seinen eignen Worten die Poesie zu den mächtigsten Hebeln der Erhöhung des Menschengeschlechtes gehört, um wieviel hat uns dann seine Lebensarbeit jenen Hebel zum Aufschwung alles Echten in unsrer deutschen Kultur nähergerückt.

Wie er dem Volk mit unermüdlicher Geduld auf den Mund gesehn, den volkstümlichen Ton seiner Märchen und Sagen — wie oft in Spinnstuben! — alten hessischen Mütterlein abgelauscht hatte, so geläufig war ihm der höchste Flug der Phantasie in seiner Forschung. Darum durfte Ludwig Speidel den „Scharfsinn der Liebe“ rühmen, der unsern Helden überall an den Born des Wissens führte, sodaß kein zweiter Gelehrter dem Genius des Deutschen so nahe getreten sei wie Jakob Grimm, „gerade als ob er im Rate der Geister gesessen, die unsre Sprache erfunden haben.“

Karl Maria von Weber
1786–1826

Es gibt keinen deutschen Musiker, dessen Schicksal, rein äußerlich betrachtet, mit jenem Mozarts soviel Ähnlichkeit aufwiese, wie das Karl Maria von Webers. Zarte, liebenswürdige Knaben, von ehrgeizigen Vätern in der Welt herumgeschleppt, geraten beide, kaum reif geworden, in eine unwürdige Stellung bei einem gewissenlosen Grandseigneur, haben mit Nahrungssorgen, haben beide gegen eine übermütige und intrigante italienische Oper zu kämpfen, müssen sich in langem Brautstand gedulden und sinken, bald nach endlich errungener Popularität, auf der Höhe des Könnens, zurück in ewige Nacht. Auch Weber war österreichischer Abkunft, ward aber (am 18. Dez. 1786) zu Eutin im Holsteinischen geboren. Sein Vater Franz Anton lebte dort als Musikdirektor, ein Vatersbruder war in Mannheim Sufflör und dessen dritte Tochter Konstanze Mozarts Gattin.

Karl Marias Begabung stand zum Glück nicht gar so früh schon fest wie diejenige seines großen Verwandten; ja ein Stiefbruder Fridolin, der ihm Unterricht gab, soll ihm einmal den Violinbogen mit den wegwerfenden Worten aus der Hand geschlagen haben: „Karl, du kannst vielleicht alles werden, aber ein Musiker wirst du nimmermehr."

Der Vater, 1796 in Hildburghausen tätig, gab den Sohn dort in die Schule des Kammermusikers Heuschkel, 1797 in die von Haydns Bruder Michael, einem gewiegten Kontrapunktisten in Salzburg, bald hernach in die Hände Kalchers zu München. Die Bekanntschaft mit Senefelders eben entdeckter Lithographie veranlaßte eine Übersiedlung nach Freiberg in Sachsen, wo übrigens noch im selben Jahr eine wertlose Oper des Knaben, „Das Waldmädchen," zur Aufführung kam.

Entscheidend ward bei einem Aufenthalt in Wien (seit Anfang 1803) der theoretische Unterricht des Abtes Vogler, eines damals beliebten Komponisten. Schon 1804, erst siebzehnjährig, kam Weber als Theaterkapellmeister nach Breslau, wo der Adel ihm zwar sein Musikantentum verdachte, sein heiterer Sinn, seine Begabung, sein warmes Gemüt ihm aber auch Freunde schufen, und von da (im Spätherbst 1806) mit dem Titel eines „Musikintendanten" auf das Schloß Carlsruhe in Schlesien, an den Hof des Prinzen Eugen von Württemberg.

Dieſer Schritt bedeutete mit ſeinen Folgen eine Hemmung in Webers muſikaliſcher Laufbahn, aber durch ſeine bittern Erfahrungen zugleich auch einen Fortſchritt zur Charakterreife.

Vor der anbrechenden Franzoſennot nämlich gewährte jener Platz nur einen kurzen Unterſchlupf, die Schloßkapelle mußte ſchon 1807 entlaſſen werden, damit war Weber überflüſſig und brotlos. Wo bleiben?

Prinz Eugen, als ein Bruder von König Friedrich und Prinz Ludwig in Stuttgart, empfahl ihn an dieſen zweiten, und zwar als „klug“. Prinz Ludwig aber brauchte einen Privatſekretär. So wurde Weber zum Vertrauten und widerwilligen Werkzeug eines Magnaten, deſſen Privatangelegenheiten nichts weniger als einwandfrei waren. Der Prinz trieb großen Aufwand, ſteckte ſtets in Schulden und verſchaffte ſich neue Mittel durch Stellenſchacher, hauptſächlich durch Befreiungen von der Konſkription, da der König als Rheinbundfürſt viele Soldaten brauchte, von den Pflichtigen aber, zumal ſolchen, die heut als Einjährig-Freiwillige dienen würden, damals jedoch unter keinen Umſtänden dienen wollten, ein großer Teil die nötigen Mittel zur Beſtechung beſaß. Ging es garnicht anders, ſo wurde der Betreffende im Hofhalt des Prinzen angeſtellt.

Der König, der dies Treiben durchſchaute, ließ häufig ſeinen Grimm an dem jungen Privatſekretär aus, der ſpäter jene Stunden zu den ſchwärzeſten ſeines Lebens rechnete. Indeſſen, der Prinz brauchte Geld, und das Unweſen ging weiter, bis es zum öffentlichen Skandal kam.

Karl Maria war durch das anſteckende Beiſpiel in einen leichtſinnigen Verkehr mit dem Theatervolk und ſelbſt in Schulden geraten, die Muſe, bis auf das niedliche Singſpiel „Abbu Haſſan“, kam zu kurz; dazu erſchien Webers unſtäter, wenig verläßlicher Vater mittellos und köperlich zerrüttet auf der Bildfläche. Was dann eigentlich vorging, iſt nie klar zu Tage getreten; doch ein Schlächtermeiſter, der für die Befreiung ſeines Sohnes vom Militärdienſt Geld geopfert hatte und ihn nachher trotzdem zu den Soldaten eingezogen ſah, ſchlug Lärm. Der König fuhr dazwiſchen und griff als Deſpot nach dem bequemſten Opfer; Weber ward eines Abends im Orcheſter verhaftet und blieb ſiebzehn Tage lang in Arreſt. Am 26. Februar 1810 geleitete die Landespolizei ihn und ſeinen Vater über die Grenze; das Verhör war abgebrochen worden, weil man augenſcheinlich den Rechtſchuldigen nicht ſtrafen und einen andern, der aus Schonung ſchwieg, nicht mit Gewalt zum Reden reizen wollte. Die Erinnerung an

dieſe ſchlimme Epiſode ſcheint auf den jungen Mann fortan gleich einem heilſamen Zügel gewirkt zu haben. Vor allem war er für ſeinen eigentlichen Beruf nun wieder frei.

Weber ging zunächſt nach Mannheim, wo er mit dem Beamten Alexander von Duſch und einem jungen Juriſten Gottfried Weber Freundſchaft ſchloß; dann im ſelben Jahre noch nach Darmſtadt, wo er, im Verein mit dem jungen Meyerbeer, bei Vogler einen zweiten Unterricht nahm, ſah auch im Herbſt des Jahres die beiden Opern „Sylvana“ und „Abbu Haſſan“ aufgeführt. Das wichtigſte Erlebnis blieb aber, daß er eines Tages auf dem Stift Neuburg im Neckartal in einem „Geſpenſterbuch“ die großenteils vom Herausgeber Apel ſelbſt erdichtete Freiſchützenſage fand. Sofort witterten Duſch und er einen „ſuperben Text“, ſaßen noch ſelbige Nacht bis zum Morgengrauen, „raſtlos mit bleichen Wangen, aber leuchtenden Auges“ über dem Szenarium jener Oper, die das unſtreitig volkstümlichſte Muſikſtück werden ſollte, das jemals von einem Deutſchen geſetzt worden iſt.

Noch folgten allerlei Kunſtreiſen, auf denen unſer Held als Klaviervirtuos in Konzerten glänzte. 1814, damals Leiter der Oper in Prag, erringt er als Komponiſt ſeinen erſten durchſchlagenden Erfolg durch „Lützows wilde Jagd“ und das „Schwertlied“ von Körner. Am 14. November 1817, nunmehr als Leiter der deutſchen Oper in Dreſden, verheiratet er ſich mit der Opernſoubrette Karoline Brandt. Allmählich werden die in der Tiefe ſeines Herzens ruhenden Geſtalten immer deutlicher und lauter; Wolfsſchlucht und Jägerbraut nehmen mehr und mehr Beſitz von ihm.

Die im Publikum vorhandene Stimmung war dem Stoff ganz außerordentlich günſtig. Goethes „Götz“ hatte fünfzig Jahre vorher die allgemeine Aufmerkſamkeit auf Deutſchlands Vergangenheit gerichtet, deren Reiz den Gebildetſten in der Gefahr der Verwälſchung nach dem Baſeler Frieden erſt recht aufging und teuer wurde. 1808 waren der erſte Teil des „Fauſt“, 1809 „Des Knaben Wunderhorn“, 1810 Jahns „Deutſches Volkstum“, 1811 Fouqués „Undine“, 1812 die erſten von Grimm geſammelten „Kinder- und Hausmärchen“ erſchienen. Seit der Befreiung vom franzöſiſchen Joch vollends ſtellten Gelehrte ihre Wiſſenſchaft, ſtellten Dichter ihre Kunſt in den Dienſt jenes „Zaubers der Vorzeit“, und die Romantik blühte. Heines Stern war gerade im Aufgehen, Hauff, Eichendorff, Chamiſſo, Novalis, Th. A. Hoffmann wurden Mode, das öffentliche Leben

aber war noch so gering entwickelt, daß Theater, Lyrik und Musik, besonders wenn von romantischem Klang, alles Interesse beherrschten. Darum der sofortige beispiellose Erfolg, als, verzögert durch den damaligen „Napoleon der Musik", Herrn Spontini mit seiner längst vergessenen „Olympia", die Oper „Jägerbraut" — auf Wunsch des Intendanten Brühl dann „Freischütz" genannt — am Erinnerungstage der Schlacht von Belle-Alliance (18. Juni 1821) endlich in dem von Schinkel erbauten und vor wenigen Wochen eröffneten Königlichen Schauspielhause in Szene ging.

Zur Vorbereitung dieses Erfolges hatte Webers kluge Verlobte wacker mitgeholfen, als sie forderte: „Mitten hinein ins Volksleben mit dem Beginne der Volksoper, lasse sie mit der Szene vor der Waldschenke einsetzen!" Sie war die Seele des Ganzen gewesen, Ännchens Rolle recht eigentlich für sie mit ihrem heitern, sonnigen Wesen geschaffen, das Mädchenduett die erste Nummer, die fertig wurde.

Doch während das Publikum den „Freischütz" mit Begeisterung aufnahm und ihm treu blieb, fiel die Kritik großenteils wieder einmal durch. Zelter berichtete so ungünstig an Goethe, daß Weber trotz einigen Berührungen mit dem Altmeister kein rechtes Verhältnis zu ihm, Goethe keines zu Webers Kunst gewann. Th. A. Hoffmann, Spontinis Freund, wußte in der Vossischen Zeitung gar zu tadeln, daß durch Webers Musik „die dumpfe, schwüle Gewitterluft des Gedichtes wehe".

Dieser vermeintliche Fehler ist recht eigentlich das gewesen, was den „Freischütz" vor allen andern Tonwerken auszeichnete und ihm diese starke Lebenskraft verlieh. Während Mozarts Opern und auch „Fidelio" allgemeine Menschentypen aufgestellt hatten, die Musik sozusagen als Weltsprache behandelten und ein Lokalkolorit allenfalls nebenher als etwas Zufälliges brachten, tummelt sich im „Freischütz" deutsches Volk in deutscher Landschaft, sind jedes Wort, jede Note mit deutschem Empfinden getränkt.

Der Text von Kind, einem dresdener Advokaten, obwohl nicht ganz ohne Plattheiten und Verzerrungen, weiß im wesentlichon doch die romantische Stimmung festzuhalten. Selten ist das deutsche Mädchen, wie es damals war, in seiner ernsten Sanftmut, seinem Gefühlsüberschwang wie seiner neckischen Schalkhaftigkeit, mit einer so treuen Charakteristik getroffen worden wie in den beiden Typen Agathe und Ännchen. Die Figur des Samiel, der wie die Versuchung selbst hinter dem jungen Jägergemüt lauert, zum Zugreifen schon auskrallend, ist schlechthin eine der wirksamsten

Bühnengestalten. Aber wie wundervoll hat Weber auch auf des Dichters Instrument zu spielen gewußt!

Heute noch nach neunzig Jahren ist jener Zauber unerloschen, der Freischütz ein Zugstück. Auch ist es nicht wahr, daß Richard Wagner jemals gering von ihm gedacht oder gesprochen oder sich gar eingebildet habe, ihn übertreffen zu können. Ihn einmal noch dirigieren zu dürfen, ist im Gegenteil einer seiner letzten Wünsche gewesen. Er fühlte nur zu gut den Fortschritt von der „absoluten" Musik zur nationalen, und wie Beethovens Erbe, von Mozart her, ihm recht eigentlich durch Karl Maria v. Weber verdeutscht übermittelt worden war.

Von ihm rühren die folgenden Zeilen aus Paris, als (1841) dort zum ersten Mal Webers Glanzwerk vollständig aufgeführt wurde: „O mein herrliches deutsches Vaterland, wie muß ich dich lieben, wie muß ich für dich schwärmen, wäre es nur, weil auf deinem Boden der Freischütz entstand! Wie muß ich das deutsche Volk lieben, das den Freischütz liebt, das noch heute an die Wunder der naivsten Sage glaubt, das noch heute, im Mannesalter, die süßen geheimnisvollen Schauer empfindet, die in seiner Jugend ihm das Herz durchbebten! Ach du liebenswürdige deutsche Träumerei! Du Schwärmerei vom Walde, vom Abend, von den Sternen, vom Monde, von der Dorfturmglocke, wenn es sieben schlägt! Wie ist er glücklich, der euch versteht, der mit euch glauben, fühlen, träumen und schwärmen kann! Wie ist mir wohl, daß ich ein Deutscher bin!"

Prophetische Worte! Die deutsche Gesittung würde ihr Kostbarstes, ihre Herzensfrische, eingebüßt haben, wenn es keine solche Jugend mehr gäbe, den Freischütz recht zu genießen.

Kurz vor ihm waren (1818) die „Jubelouvertüre" und (1819) die köstliche „Aufforderung zum Tanz" entstanden, unmittelbar nach ihm die „Preciosa" vollendet worden, die gar noch vor dem „Freischütz" in Szene ging und gleichfalls tosenden Beifall erntete. „Euryanthe" aus dem Jahr 1823 ist ein Werk mehr für Kenner, als für Liebhaber, „Oberon" jedoch, am 12. April 1826 in London zum ersten Mal aufgeführt, wiederum ein echter Weber, mit unvergänglicher Schönheit geschmückt. Der Komponist, lange schon leidend, war trotz geschwollenen Füßen zu den Proben hinübergeeilt und erlag dort am 5. Juni 1826 einer Hals- und Lungentuberkulose.

Es ist fast unglaublich, daß dieser Glanz, diese Frische, dieses Feuer, diese Grazie einem hinsiechenden Körper kurz vor dem Erlöschen sollten

abgewonnen sein. Darum geht die Meinung vieler heute dahin, daß Weber durch den Tod aus einer unberechenbaren Fortentwickelung herausgerissen worden sei, und Spitta prägte das Epigramm: „Mozart starb früh, Weber zu früh."

Unter den Klängen von Mozarts Requiem ward unser Landsmann, fern von den Seinen, in der katholischen Kapelle St. Mary zu Moorfield von londoner Musikfreunden am 21. Juni 1826 beigesetzt. Dort haben seine Gebeine achtzehn Jahre geruht, bis sein Nachfolger am dresdener Kapellmeisterpult Richard Wagner die Überführung nach der Heimat betrieb und durchsetzte.

Am 14. Dezember 1844 empfing man die Überreste des Verewigten in Dresden und geleitete sie in feierlichem Zuge nach dem Friedhof. Richard Wagner hielt die Grabrede und schloß mit den schwungvollen Worten: „Nun läßt dir der Brite Gerechtigkeit widerfahren, es bewundert dich der Franzose, aber *lieben* — kann dich nur der Deutsche. Du bist *sein*, ein schöner Tag aus seinem Leben, ein warmer Tropfen seines Blutes, ein Stück von seinem Herzen."

Alte Mitglieder der dresdener Hofkapelle haben dann die Person Webers also geschildert: „Er erschien als kleiner schmalbrüstiger Mann mit etwas langen Armen, schmalem, sehr blassem Gesicht, aus dem sehr lebhafte Augen unter einer starken Brille hervorblitzten .... Den meist ernsten Mund umspielte, wenn er freundlich sprach, ein wahrhaft bezauberndes Lächeln, und bei Momenten, die ihn ergriffen, neigte er den Kopf leicht auf die Seite, was den starren Zügen etwas Weiches und Lauschendes lieh."

Jawohl hat er gelauscht; es ist, als ob er die Sprache der Vögel im deutschen Wald verstanden habe. Eine seltene Mischung aus Innigkeit und stilistischem Adel, die uns an Webers Melodien erquicken, läßt uns die heute grassierende Sucht nur bedauern, mit artistischen Gewaltmitteln den Hörer aufzuregen. Wer jemals von einer seelenvollen Altstimme Webers schwermütiges Liedchen „Mein Schatz ist auf die Wanderschaft hin" vernahm, der wird sich beglückwünschen, daß dieser Tradition die Unsterblichkeit gesichert ist und ein dankbares Volk, sobald es vom Lärm ermüdet zu sich selber gekommen ist, jederzeit an sie wieder anknüpfen kann.

Friedrich List
1789–1846

Gleich einem Herold steht Friedrich List in Deutschland vor dem neuen Zeitalter des Verkehrs.

Das Heilige Römische Reich hatte niemals etwas gekannt, was man Verkehrs- oder Handespolitik hätte nennen können. Niemals kam ein Kaiser auf den Gedanken, das deutsche Mittelgebirge mit guten Fahrstraßen zu überqueren, das freie Meer zu gewinnen, Nord und Süd mit einander in stärkeren Austausch zu bringen. Der oberdeutsche Handel gravitierte nach Venedig, der niederdeutsche nach der Ostsee. Niemals ist die Nordsee mit ihrer Ausfahrt nach dem Weltmeer den Deutschen der älteren Zeit, von den Seeräubern abgesehn, das gewesen, was sie hätte sein können. Es ist bei Barbarossa schon beklagt worden, daß, als er endlich in die Lage kam, Heinrichs des Löwen Flotte als Stützpunkt für die Reichsmacht zu verwerten, diese einst einander so treuen Zeitgenossen verfeindet waren, sodaß das welfische Kolonialreich zertrümmert wurde. Seither gab es in deutschen Verkehrsfragen vollends nur Schadenfreude, Neid und gegenseitige Schikane. Wie Schnapphähne lagen an den Ufern unsrer großen Ströme die angrenzenden Territorialherren im Hinterhalt, um die Schiffahrt mit Zöllen zu belästigen. Die sieghafte englische Tuchpolitik im sechzehnten Jahrhundert, mit ihren Stapelplätzen Hamburg und Emden, von denen aus unsre eigne Tuchproduktion totgemacht wurde, ist ein geradezu kläglicher Beweis für die volkswirtschaftliche Unvernunft der alten Reichspolitik und für die Unfähigkeit der damaligen Deutschen, ihre Kräfte zu verwerten. Dabei blieb es im großen Ganzen bis zu Napoleons Tagen.

Nun war in den Freiheitskriegen von 1813—15 der vaterländische Boden wohl für immer von auswärtigen Feinden gesäubert; mit einer konvulsivischen Anstrengung hatten die Deutschen wenigstens ihre nationale Selbständigkeit zurückerobert. Aber was war ökonomisch damit gewonnen? Mit der napoleonischen „Kontinentalsperre", welche die englische Konkurrenz ferngehalten hatte, sanken auch die Ansätze niederdeutschen Gewerbefleißes in sich zusammen. Die Jahre gleich nach dem Friedensschluß sind für ganz Deutschland durch wirtschaftlichen Stillstand, Arbeitslosigkeit, Hunger, Verarmung und allgemeine Unlust gekennzeichnet. Der feurige Übergang zum

Freihandel Adam Smiths, der allein schon die ökonomische Seligkeit verbürgen sollte, hatte vorerst nichts weiter als einen erneuten Heimfall unter die kommerzielle Vorherrschaft Englands zur Folge. Man mag über den Verlust an Nationalwohlstand allenfalls noch hinwegkommen, schlimmer war die Zurückpressung, die Nichtentwickelung vorhandener Produktivkräfte, die zudem noch durch die Binnenmauten von einigen dreißig Spezialvaterländern gehemmt wurden. Wirklich ein Widersinn sondergleichen: dem Ausland gegenüber die Handelsgrenzen offen, und im Innern Zollschranken über Zollschranken!

Da kamen unsrer Volkswirtschaft, wie aus der Erde nachgewachsen, gewisse Fortschritte, die sich schlechterdings nicht mehr für ein einzelnes Land monopolisieren ließen, sondern schnell Gemeingut aller Denkenden und Gebildeten wurden, zumal gewisse Errungenschaften der Technik, zu Hilfe. Die Regung dieser neuen Kräfte am früheſten unter uns gewittert, sie am praktischsten durchschaut und am energischsten verkündigt zu haben, bildet Ruhm und Lebensinhalt von Friedrich List. Gegenständlich lauten die zwei Neuerungen, an denen sich die Riesenarbeit dieses Promethiden am eheſten messen läßt: Zollverein und Eisenbahnen. In Wirklichkeit jedoch umfaßte sein Feuergeist das gesamte Gebiet nationaler Produktivität. Sehen wir jetzt einmal zu, was die Deutschen ihrerseits mit ihm anstellten.

Er wurde von wohlhabenden Eltern am 6. August 1789 in der ehemaligen freien Reichsstadt Reutlingen geboren, die zur napoleonischen Zeit von Württemberg annektiert worden war. Vom Vater mit vierzehn Jahren für die Weißgerberei bestimmt, zeigte er durch sein Verhalten doch bald, daß er zum Handwerk nicht paßte, und ward in den subalternen Staatsdienst gesteckt. Hier machte er wider Erwarten schnelle Fortschritte, kam 1813 ans Oberamt in Tübingen, wo er die Gelegenheit wahrnahm, Vorlesungen zu hören, und wurde wegen seiner Tüchtigkeit 1816 als Rechnungsrat ins Ministerium nach Stuttgart berufen.

Die Eindrücke, die er als Beamter sammeln durfte, erinnern einigermaßen an die von Charles Dickens im englischen Justizdienst. Haß gegen einen tyrannischen Plunder von überlebten Vorschriften und gegen solche Formgewaltigen, die durch dessen heimtückische Anwendung Mitmenschen quälten und zur Verzweiflung trieben, war in beiden Fällen die natürliche Folge.

List selbst hatte in der eigenen Familie zwei Opfer zu beklagen, da die damalige württembergische Beamtenschaft ganz besonders borniert, aufgeblasen und gewalttätig war. Der Beisteher seiner Mutter, die nach des Vaters Tode das Anwesen verwaltete, hatte gegen eine unbedeutende Verordnung verstoßen, und die ganz unschuldige Frau wurde dafür öffentlich vor versammeltem Volk in roher Weise von einem Beamten beschimpft: er wolle ihr den himmelsakrament'schen reichsstädtischen Hochmut schon austreiben. Die Ärmste sank in ihrer Beschämung hin, mußte nachhause getragen werden und verschied wenige Wochen darauf (1815). Der ältere Bruder Lists wiederum, der heiraten wollte, bedurfte dazu der obrigkeitlichen Erlaubnis und wurde wegen gewisser Militärpapiere zwischen Reutlingen und Stuttgart hin- und herschikaniert. Zu äußerster Eile gezwungen ritt er in schnellster Gangart, stürzte mit dem Pferd und starb nach zwei Tagen an seiner Verletzung.

Da entschlossen sich im Jahr 1817 etwa siebenhundert Landleute der unteren Neckargegend wegen Steuerdruckes und Beamtenwillkür zur Auswanderung. List war es, der in Heilbronn am 29. April mit ihnen einen Termin abhalten mußte. Die Regierung schmeichelte sich, daß nur die Mißernte schuld sei, und bot Unterstützung an. Die braven Leute gaben zu Protokoll: Unterstützung wünschten sie keine, sie könnten arbeiten; aber sie wollten schon lieber in Amerika Sklaven, als im Amte Weinsberg Bürger sein. So gepeinigt waren diese ruhigen und fleißigen Menschen worden.

Damals verwaltete in Württemberg ein wohlwollender Mann, Freiherr von Wangenheim, das Ministerium des Innern. Er setzte eine Kommission ein, die den wahren Grund so häufiger Beschwerden untersuchen und Reformvorschläge machen sollte. List war ihr als Aktuar beigegeben und erregte den Unwillen der Mitglieder durch den unverblümten Freimut seiner Einmischung in die Debatten. Wangenheim aber ernannte ihn (1817) zum Professor für Staatswissenschaften in Tübingen, auf einem eigens für List eingerichteten Lehrstuhl.

Wie reif der Achtundzwanzigjährige trotz noch lückenhaften Kenntnissen für seine Aufgabe war, zeigte er durch seine Kritik sowohl wie durch die positiven Grundsätze, die er in Wort und Schrift verkündigte. Die Tatsache, daß württembergische Juristen die Beseitigung eines Jahresdefizits im Staatshaushalt für unerfüllbar erklärten, weil die Rechnungen doch

erst zehn Jahre nach Abschluß „abgehört" würden, kam durch List auf uns. Er forderte, daß alle Korporationen, zumal Stadtverwaltungen, selbständig zu handeln berechtigt sein sollten, insoweit sie der Gesamthilfe nicht bedürften und den Gesamtzweck nicht verletzten, was dem Grundgedanken von Steins Städteordnung entsprach.

Als Wangenheim daran ging, die Feudallasten nach Preußens Muster abzulösen, die Rechtspflege von der Verwaltung zu trennen, eine neue Gemeinde- und Kreisordnung vorzubereiten, mußte er dem Ansturm der Privilegierten schon 1817 weichen. Dazumal bildete sich in Württemberg die seltsame Verbindung von Feudalen und Bürokraten mit sogenannten „Altrechtlern". Kurzsichtig hat Ludwig Uhland mit seinem Liede vom „alten, guten Recht" einer sehr übeln reaktionären Sache Vorschub geleistet.

Bereits 1818 sah sich List gezwungen, seine Lehrtätigkeit vor dem Könige zu „rechtfertigen". Eine Kette von folgenschweren Ereignissen machte ihr dann bald ein Ende.

Im gleichen Jahre 1818 hatte nämlich Preußen seine Zölle an die Außengrenze verlegt, alle seine siebenundsechzig Differentialtarife aufgehoben und im Innern freien Verkehr geschaffen. So war denn endlich in Deutschland wenigstens *ein* großes Gebiet verständig eingerichtet, während die übrigen Deutschen, nach dem Wort eines Ausländers, Gefangene blieben, die nur durch ein Gitter mit einander verkehren durften.

Allein die öffentliche Meinung regte sich. Und in den Osterferien 1819 trafen sich zu Frankfurt a. M. List, der mit Cotta u. a. längst an dem Gedanken einer deutschen Handelseinheit gesponnen hatte, Bauerreis und Schnell aus Nürnberg, Weber aus Gera, Arnoldi aus Gotha samt andern Kaufleuten und Fabrikanten, die zur Messe dort waren. Gleichzeitig sammelte Elch aus Kaufbeuren Unterschriften für eine Petition an den Bundestag wegen Aufhebung der deutschen Binnenzölle.

Der Bundestag freilich sah in solchem Beginnen sofort eine demagogisch-revolutionäre Bewegung, und die Kleinstaaten zitterten für ihre Suveränität. Indessen ward am 18. April 1819 im Goldnen Roß zu Frankfurt jener Verein gegründet, der heute noch als Handelsverein bekannt ist, und Professor List wurde sein „Konsulent", richtiger sein Geschäftsführer, seine Seele.

Nur daß die württembergische Regierung nicht begriff, wie ein tübinger Professor den Zweck verfolgen könne, den gesunkenen Handel Deutschlands

zu heben. Keine zwei Monate gingen ins Land, da war List seines Lehrstuhles los und ledig.

Er hatte nun freie Zeit zur Agitation, griff sie großzügig an und stellte in dem Organ des Handelsvereins schon 1819 auch die Forderungen einer deutschen Reichspost, wie einer deutschen Gewerbe- uud Patentgesetzgebung auf. Während dann eine Deputation nach Berlin ging, um Preußen zu bearbeiten, fuhr List nach Wien.

In Berlin war der Finanzminister Maaßen grundsätzlicher Freihändler, d. h. er verstand von den Lebensbedingungen der damaligen deutschen Industrie zu wenig. Um dies vorweg zu nehmen: ein „grundsätzlicher" Freihändler ist ein Mensch, der auf einem kahlen Felsen, wo es nur Pinguin-Eier in Massen gibt, durchaus Vegetarier, und ein „grundsätzlicher" Schutzzöllner ist einer, der auf einem grünen Eiland, wo es nur Früchte, doch keine genießbaren Tiere gibt, durchaus Fleischesser bleiben will.

Der Freihändler Cobden war damals noch nicht aufgetreten; die nach dem Hauptquartier seiner Agitation sogenannte „Manchesterpartei" datiert erst von der Eingabe der dortigen Handelskammer ans Parlament um Aufhebung der Kornzölle im Jahr 1839. Doch hatten sich zur Zeit des Handelsvereins gewisse Schlagworte der alten „physiokratischen" Schule aus dem Französischen ins Deutsche verirrt, um hier total verdreht zu werden, und man hörte mancherlei vom Segen des „laisser aller", was Schmoller dann die „wirtschaftliche Verwaltungslosigkeit" getauft hat. Als ob alles Heil in Handel und Wandel davon zu erwarten wäre, daß der Staat ohne jeden Anteil den Dingen zuschaue. Worauf die Verwaltung, die er ablehnt, meistens von recht unsaubern Privathänden, unter Benebelung des Publikums mit wohlklingenden Phrasen von „freier Konkurrenz" oder alleiniger Regelung durch Angebot und Nachfrage, dennoch besorgt, dem Staat aber schließlich „Nachtwächterdienste" zugemutet werden, die darin bestehen, fremden Spitzbuben beim Einsteigen in das Nationalvermögen auch noch die Leiter zu halten. Schade nur, daß die Physiokraten niemals ein solches „Gehenlassen" gefordert hatten. Ihr Schlagwort hieß „laissez faire! — macht das Arbeiten möglich!"

Dieses „laissez faire" hatte seinen Sinn, als es vor hundertsiebzig Jahren von Gournay, Turgots genialem Lehrer, gesprochen ward, aus den wahnwitzigen Zuständen des französischen Fiskalstaates heraus, der seinen Acker- und Weinbau lahmlegte; der die Arbeitslust geschickter Handwerker ab-

schnürte, wenn sie zu mittellos waren, sich in eine Zunft einzukaufen; der Leute, die arbeiten wollten, sozusagen mit hohen Geldstrafen belegte, die nur den schon Besitzenden erschwinglich waren; der seinen Tuchmachern eine ganze Rolle Zeug in Fetzen schneiden ließ, wenn sie nicht genau nach den Vorschriften eines dicken Quartbandes angefertigt war; der seine Bauern aus der Ernte fortriß, damit sie zähneknirschend an den Wegen frohndeten, für die kein Adliger und kein Geistlicher einen Sou beizusteuern brauchte; der es fertig gebracht hatte, daß das gottbegnadete Frankreich seit Sullys Zeiten ein Viertel seiner Bewohner verlor. Deshalb sagte Gournay: „laissez faire, d. h. gebt frei die Herstellung (von Waren), laissez passer, gebt frei den Verkehr!"

Diese Worte waren gerichtet gegen die Bürger von Bordeaux, die den gesamten Weinbau der Garonne absperrten, sodaß die unglücklichen Weinbauern aus der Provinz nur im Winter nach der Stadt hinfahren durften, wenn der Hafen zugefroren und die ausländischen Schiffe weg waren. Sie wurden gerichtet gegen die unvernünftigste Beamtentyrannei, die jemals ein aufgewecktes Volk ertrug; aus ihrer Zeit allein sind sie zu verstehen. Die deutschen Nationalökonomen aber, die sich an den Lehren Adam Smiths berauscht hatten und in ihnen ein Allheilmittel zu besitzen glaubten, waren zwar gern bereit, unsre Arbeiter über den englischen Kamm zu scheren, hatten jedoch leider von den wahren Quellen deutschen Reichtums und den Bedürfnissen deutscher Volkswirtschaft keine Ahnung.

Darum wurde 1819 die Deputation des Handelsvereins in Berlin nur mit freundlicher Herablassung angehört, ohne weitere Folgen, und auch in Wien erreichte List so gut wie nichts. Metternich war besonders darüber verstimmt, daß der Handelsverein sich „eigenmächtig konstituiert" habe. Der Verein wuchs, und mit ihm leider die Mittelmäßigkeit. Manche kundigen Thebaner wünschten die Äpfel sofort aus dem Stamm hervorbrechen zu sehen, ehe sich Zweige und Knospen hatten ansetzen können, und weil sich nach dem Beitrittt ihre Einnahmen nicht sofort steigerten, begannen sie zu schelten. Garnicht verstand man List, als er Industrie- und Kunstausstellungen im Anschluß an die Messen forderte. Man beschuldigte ihn des Eigennutzes, und die alte Regel „Stank für Dank" bewährte sich an ihm. Zum Handelskongreß von Darmstadt im September 1820 ward ein andrer deputiert.

Er war hier, wie so oft noch, der Sämann gewesen, der die Saat ge-

ſtreut hatte, doch von der Ernte ausgeſchloſſen blieb. Denn das Weſen ſelbſt ſah er herrlich aufgehn. Schon 1819 hatte Preußen mit Schwarzburg-Sondershauſen den erſten Zollvertrag geſchloſſen; es folgte 1828 der mit Heſſen-Darmſtadt. Bayern und Württemberg, dann die mitteldeutſche Gruppe traten zu Preußen, bis am 1. Januar 1834 der große preußiſche Zollverein mit 18 deutſchen Staaten (7719 Quadratmeilen und 23 Mill. Einwohnern) daſtand. Noch ſpellten ſich Hannover, Oldenburg, Braunſchweig und Lippe-Detmold zu einem eignen „Steuerverein" ab; andre wie Baden und Naſſau kamen langſam nach; die Hanſeſtädte ſtanden abſeits. Doch die Idee ſelbſt hatte geſiegt. —

Inzwiſchen war Liſt von den guten Reutlingern in die württembergiſche Kammer gewählt worden und am 7. Dezember 1820 in ſie eingetreten, womit ſein eigentliches Martyrium begann. Er faßte die Beſchwerden und Wünſche ſeiner Wähler in einer Petition zuſammen, und ſofort richtete die nach ihrem Kompromiß mit den verblendeten Altrechtlern wärmer als je gebettete Bürokratie ſich ziſchend auf gleich einer gereizten Giftſchlange. Obwohl er nur von dem ganz ſelbſtverſtändlichen Vorrecht jedes Abgeordneten: die Grundſätze zu verkünden, nach denen ſeine Auftraggeber verwaltet und regiert ſein wollten, Gebrauch gemacht hatte, wurde Liſt in Anklagezuſtand verſetzt, und die Regierung erinnerte die Kammer daran, daß ſolche Leute, gegen die ein Verfahren ſchwebe, das mit Zuchthaus oder Feſtungshaft endigen *könnte*, ihre Würdigkeit verlören.

Teils aus Bosheit und Haß, teils aus Wortklauberei und fehlender Einſicht in das Weſen einer Volksvertretung, duldete dies die Kammer, und Liſt ward von den Sitzungen ausgeſchloſſen.

Die Richter beeiferten ſich ihrerſeits, ihn zu plagen, ja Stockprügel wurden ihm für ſeinen Mangel an Demut angedroht, ſeine Bibliothek, ſein Hausrat ihm gepfändet, ſodaß ſeine liebenswürdige Gattin, kaum geneſen, aufs neue gefährlich erkrankte. Am 6. April 1822 erging das Urteil, das ihn wegen „Beſchimpfung der Staatsdiener" und ähnlicher Verbrechen zu zehn Monaten Feſtungshaft mit „angemeſſener Beſchäftigung" beſtrafte. Um der Zwangsarbeit, die hierin ausgedrückt war, zu entgehn, begab ſich Liſt, nachdem er Berufung eingelegt hatte, am 13. April außer Landes.

Es war ſein erſtes, doch nicht ſein letztes Exil, und überallhin folgte ihm der Unkenruf der heimiſchen Behörden, die vor dem „Demagogen"

warnten und zu seiner schleunigen Abschiebung rieten. In Baden folgte man diesem Rat, und selbst in der freien Schweiz stieß List auf mancherlei Schwierigkeiten. Einmal, bei einer Kahnfahrt über den See von Luzern, als er den Begleitern seine Drangsal beschrieb und mit zornig geballten Fäusten zähneknirschend schrie: „O Schreiber, Schreiber!“ brachte er den Kahn ins Schwanken, fiel ins Wasser und wäre fast ertrunken. Von dieser Gelegenheit rührt Wolfgang Menzels Schilderung: „Er war der leidenschaftlichste Mensch, der mir jemals vorgekommen ist. Wer ihn einmal gesehn hatte, vergaß ihn gewiß nicht wieder, denn auf seiner kurzen und behäbigen Figur erhob sich ein unverhältnismäßig großer, löwenähnlicher Kopf. Seine Augen funkelten umher; immer spielten Gewitter auf seiner breiten Stirne, und sein Mund flammte beständig wie der Krater des Vesuv.“ Als Gegenstück berichtet aus der spätern pariser Zeit seine Tochter Emilie: „Der Vater war damals gesund, und wenn dies der Fall war, brauchte es nichts andres, um das Haus lebendig und angenehm zu machen. Er kam immer heiter nachhause, erzählte uns, was in der Welt vorging, und verstand es vortrefflich, seine Unterhaltung für alle anziehend und belehrend zu machen. Ich glaube nicht, daß es einen gütigeren, liebevolleren Vater geben kann.“

Der unvorsichtig nach Württemberg Heimgekehrte wird aufgegriffen und (wahrscheinlich Mai 1824) auf den Hohenasperg verbracht, wo er tatsächlich subalterne Schriftstücke über Waffenröcke, Tschakos, Quasten und Hosen hat kopieren müssen. Für kurze Zeit freigelassen, unter Polizeiaufsicht gestellt, dann wieder zurückgeschleppt, wurde er vom Aufsichtspersonal durch Hinterziehung von Briefen und Besuchen gequält, bis sein Plan, auszuwandern, ruchbar wurde. Der im Januar 1825 zu Stuttgart nochmals Verhörte sollte binnen drei Tagen seinen Paß haben, falls Metternich, der europäische „Oberpolizist“, wie Lists Biograph Karl Jentsch ihn treffend nennt, nicht reklamierte. Da dies zufällig unterblieb, eilte List Ende Januar durchs Badische nach dem Elsaß.

Die württembergische Bürokratie brachte die freche Verleumdung fertig, hinter dem durch sie aus dem Lande Getriebenen und mit ihrer vollen Zustimmung Entlassenen in amtlichen Bekanntmachungen von dem „entwichenen Sträfling“ zu sprechen und sofort die französischen Behörden gegen ihn anzuhetzen, bis wirklich der dortige Polizeiminister seinen Untergebenen befahl, ihn zur Abreise aus Paris zu drängen. Bedauerlich ist

es, wenn ein Geschichtsschreiber wie Heinrich v. Treitschke gleichfalls eine „Flucht vom Hohenasperg" erwähnt, die niemals stattgefunden hat.

In Amerika lächelte dem Auswanderer endlich einmal auch Fortuna. Dort hielt sich in jenem Jahr der alte Lafayette auf, den List 1823, während seines ersten Exiles, in Paris kennen gelernt hatte und mit dem er seither in brieflicher Verbindung stand. Lafayette hatte an dem feurigen Schwaben aufrichtiges Gefallen gefunden. Daher trat List, nachdem er am 26. April 1825 aus Havre abgefahren und am 10. Juni drüben gelandet war, durch des berühmten Franzosen Vermittlung sofort mit den ersten Politikern der Vereinigten Staaten, Henry Clay, Harrison und andern, in Verbindung.

Die Union, durch den englischen „Freihandel", — wir werden sogleich prüfen, ob er diesen Namen verdiente, — beinahe ruiniert, hatte damals bereits ihren Übergang zum Schutzzoll vollzogen, und das schlug in Lists Kerbe, der Zölle für solche Industrien, die noch des Schutzes bedurften, um zu erstarken, als ein gutes Erziehungsmittel betrachtete. Man forderte ihn auf, seine von Adam Smith sehr abweichenden Anschauungen öffentlich auszusprechen. So entstanden die „Grundzüge amerikanischer Nationalökonomie" (Outlines of American political economy), die in einer Zeitung Philadelphias erschienen, lebhaft nachgedruckt wurden und bei der amerikanischen Intelligenz das größte Aufsehn machten.

Mit einer Farm hatte er kein Glück, umsomehr mit einem Kohlenlager, das er in den Bergen Pennsylvaniens entdeckte und dessen Ausbeutung sofort mit einem Aktienkapital von 700000 Dollars unternommen wurde. Eine Eisenbahn sollte das Lager mit Port Clinton an der Küste verbinden, List sah noch ihre Anfänge, war aber bei ihrer Vollendung (1831) nicht mehr auf amerikanischem Boden. Das Heimweh hatte ihn gepackt. Er fand dafür den rührenden Ausdruck: „Mir geht's mit meinem Vaterlande, wie den Müttern mit krüppelhaften Kindern ... Im Hintergrund aller meiner Pläne liegt Deutschland, die Rückkehr nach Deutschland ..." Am 29. Dezember 1830 landete er, mit Zurücklassung seiner Familie, wiederum in Havre. Die fünfeinhalb glücklichsten Jahre seines Lebens lagen hinter ihm. Alles Deutsche, womit er sich neuerdings berührte, kam ihm so „dümmlich" vor, so „vertrackt". Und pünktlich mit dem Betreten des deutschen Bodens begannen die neuen Heimsuchungen.

Gekommen war er als ernannter amerikanischer Konsul für die Hanse-

städte. Doch erstens einmal verweigerte der amerikanische Senat die Bestätigung seiner Ernennung, und außerdem protestierte die württembergische Regierung sofort bei der hamburgischen, nach Heines Worten:

„Teurer Freund, du bist verloren:
Fürsten haben lange Arme,
Pfaffen haben lange Zungen,
Und das Volk hat lange Ohren."

Denn der schlimmste Feind, von dem List zu leiden hatte, war allerdings die gemeine, politische wie wirtschaftliche Unreife. Kaum ein paar Gebildete ahnten, welch ein Heilbringer so geplagt und herumgehetzt wurde.

Für das, was die Deutschen ihm vorenthielten, ward der Heimatlose einigermaßen durch den Gedankenaustausch mit belgischen und französischen Staatsmännern entschädigt. Und schon kreisten alle seine Gedanken um das neue gewaltige Verkehrsmittel, das er in Amerika kennen gelernt hatte: um die Eisenbahn. Als er im Jahr 1832 die Familie persönlich herüberholte, sah er die seinige zwischen Tamaqua und Port Clinton in Betrieb, doch wies er glänzende Aussichten und Anerbietungen sowohl für Amerika wie für Frankreich von der Hand, um seine Kräfte der Heimat zu widmen. Die Karlsruher freilich, denen er eine Linie Mannheim-Basel vorschlug, erklärten, sie hätten wahrhaftig Wichtigeres zu tun, als sich mit unsinnigen Projekten zu befassen. Immerhin waren zurzeit außer dem großen Dynamo Friedrich List auch ein paar kleinere Motore bereits am Werk; einer von ihnen hieß Fritz Harkort in Westfalen, ein andrer König Ludwig von Bayern.

Harkort hatte eine einfache Pferdebahn, wie sie seit zwei Jahren zwischen Linz und Budweis lief, 1830 zwischen Steele und Vohwinkel fertig. König Ludwig zwar wollte von einer Linie Ulm-Augsburg nichts wissen, da sie dem schwäbischen Nachbar bedenkliche Vorteile schaffen könnte, und ließ, weil er immer noch die Nordsee mit dem Schwarzen Meer zu verbinden wünschte, — obwohl diese Verbindung über See ja längst bestand, — lieber für acht Millionen Gulden Kanalaktien an der Börse unterbringen. Indessen gestattete er den Beginn der Linie Nürnberg-Fürth, und auf dieser fünfzehn Minuten langen, „Ludwigsbahn" getauften Strecke ward am 7. Dezember 1835 unter Kanonendonner tatsächlich der erste richtige Dampfwagenzug in Deutschland abgelassen. Die bayrische Medizinalbehörde hatte die Gelegenheit nicht versäumt, sich schwarzen Prophezeiungen

hinzugeben. Alle Insassen würden unfehlbar schwere Gehirnkrankheiten davontragen und mindestens die Zuschauer sollten durch Riesenzäune vor dem entsetzlichen Anblick geschützt werden.

In Leipzig, wohin List im Frühjahr 1833, diesmal als „badischer Konsul" der Vereinigten Staaten, übergesiedelt war, gediehen die Dinge langsamer. Denn der Engländer Elliot hatte entschieden, daß in Deutschland nur eine einzige Linie, nämlich zwischen Hamburg nnd Hannover, denkbar sei und rentabel auch nur, wenn sie von Engländern gebaut würde. Hannover war damals noch durch Personalunion mit Großbritannien verbunden; trotzdem gingen die guten Leipziger jenem Vogelsteller ins Garn. So bearbeitete sie List nun durch ein 1833 erscheinendes Büchlein: „Über ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden." Hier sind mit genialem Griff sämtliche großen Eisenbahnlinien vorgezeichnet, die später tatsächlich in Deutschland gebaut wurden.

List ließ diese Schrift in fünfhundert Exemplaren an hervorragende Bürger und Beamte verteilen. Sie erregte Aufsehen genug, doch witzige Eingesandts in der Tagespresse machten den Urheber lächerlich, und englische Geschäftsfreunde rieten dringend ab. Schließlich fanden sich ein paar jüngere Handelsherrn bereit, ein Stück Geld an den Plan zu wagen.

Obschon Homer in seiner Ilias neben dem Namen des Achill auch den des Thersites überliefert, wollen wir diesmal die Namen derer auslassen, die bei all ihrer hilflosen Unwissenheit eines doch vortrefflich verstanden: den unter sie verschlagenen Genius in der schmählichsten Weise zu kränken und zu prellen.

List, nach einem kürzlich erlittenen Vermögensverlust wegen finanzieller Krisis in Amerika, machte notgedrungen seine Existenz von dem Unternehmen Leipzig-Dresden abhängig. Allein „er, achtlos, edel, frei von allem Arg", wie es von einem kongenialen Prinzen heißt, besaß die nötige Härte nicht, um alberne Wichtigtuer niederzuhalten, war viel zu vornehm, um Personen bloßzustellen, die sein Vertrauen mißbraucht hatten, schlug nicht wider, gleich Bismarck, wenn er geschlagen worden war. So hatten die Krämer leichtes Spiel mit ihm. Nachdem er den Stein ins Rollen gebracht hatte, hielt man ihn geflissentlich fern und erniedrigte ihn zu der Rolle des bloß Geduldeten.

Zwar einige Quiproquos entbehrten der Heiterkeit nicht. Während die Herren von der Eisenbahn-Deputation den einzigen Mann, der in Deutschland vom Bahnbau wirklich etwas verstand, in Leipzig als einen politisch anrüchigen Herumtreiber und faulen Phantasten denunzierten, genossen sie selbst dieses letzten Rufes bei den Dresdenern und wären dort beinahe verprügelt worden. Einmal bat einer von den Gernegroßen den sächsischen Minister, ihnen doch ums Himmelswillen einen Mann zu nennen, von dem sie sich Rat erholen könnten, der Minister aber stellte den zufällig anwesenden List vor und empfahl, sich an den zu wenden. Es ging auch sonst nicht ohne den Meister. Jedesmal wenn das Komitee, von dem er selbst ausgeschlossen blieb, nicht weiter wußte, ward er zugezogen, und nur zum größten Schaden ihrer selbst wie der Sache wurden seine Vorschläge mißachtet. Einmal schwur einer in aufwallender Dankbarkeit: die Leipziger würden eines Tages nicht wie Yankees, sondern wie Ehrenmänner an ihm handeln. Es war derselbe, der, als die Bahn endlich fertig war, sich den Direktorposten zu sichern verstand und nichts unterließ, um List gänzlich wegzudrängen.

Übergehen wir all' die demonstrativen Ungezogenheiten, die Totschweigungen und sonstigen Gemeinheiten, die gegen den Großgesinnten damals verübt wurden. Die Eröffnung der Linie verspätete sich um ein Jahr, weil man bei der Trassierung seinen Rat in den Wind geschlagen hatte. Endlich am 24. April 1837 wurde die erste Strecke befahren, gab sofort reichen Ertrag und wirkte vorbildlich für ganz Deutschland, das wenigstens auf diesem einen Gebiet, infolge von Lists Feuereifer, den Franzosen vorankam. Er selbst wurde nach jahrelangen Mühen und Opfern mit zusammen viertausend Talern abgelohnt und abgeschoben. Der englische Ingenieur, der ein einziges, falsches und schädliches Gutachten für die Trasse erteilt hatte, war für diese Leistung mit fünftausend Talern honoriert worden.

Inzwischen hatte sich auch die württembergische Schreiberzunft bei der sächsischen gemeldet, und mit Lists amerikanischem Konsulat war es für immer aus. Ein „Eisenbahnjournal", das er 1835 ins Leben gerufen hatte, das recht gut ging und dessen die Nation dringend bedurfte, ward wieder im Lande Metternichs verboten, und er mußte es eingehen lassen.

Also fortgestoßen wandte sich List im Herbst 1837 über Belgien nach Paris, wo er sich mit allerlei literarischen Arbeiten, einmal auch mit

einer französischen Preisaufgabe beschäftigte und bis 1840 aufhielt. Seiner Gattin, die vorläufig noch in Deuschland zurückgeblieben war, schrieb er am 1. Januar 1838: „Du kannst Dir einen Begriff von meiner Leistung machen, wenn ich Dir sage, daß sie gedruckt zwei Bände füllen wird, daß ich sie in sechs Wochen deutsch geschrieben, ins Französische übersetzt und mit Noten versehen habe. Ich arbeitete zuhause von morgens 1 oder 2 Uhr bis 10, dann auf der Bibliothek bis 3 Uhr, dann wieder zuhause bis 6½, dann ging's zu Tisch und um 7 oder 8 Uhr zu Bett. In meinem Leben ist mir die Arbeit nie besser vonstatten gegangen, und nie war ich gesünder. In der letzten Zeit habe ich sogar, ohne zu Bett zu gehen, nur auf dem Sopha ein paar Stunden geschlafen."

Ein Beispiel für viele, wessen dieser Mensch fähig war, falls man ihn gewähren ließ und ihm Aufgaben stellte.

Sein 1820 in Tübingen geborener Sohn Oskar, als Techniker ausgebildet, war nicht abzuhalten gewesen, Soldat in Algier zu werden, und erlag dort einem hitzigen Fieber. Das verleidete List seinen Aufenthalt in Frankreich, und er strebte wieder einmal heimwärts.

Er kam zur Zeit, um durch seinen Einspruch eine große Torheit zu verhindern. Preußen wollte Halle mit Kassel durch eine gerade, direkte Bahn verbinden und die thüringischen Städte, an denen uns heute der Zug bis Bebra vorüberführt, Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach, links liegen lassen. Damals entwickelte List sowohl in mündlichen Verhandlungen wie in der Augsburger Allgemeinen Zeitung durch Artikel, die er Justus Möser zeichnete, den Unterschied zwischen isolierten Linien und einem vollständigen Netz, ganz besonders in Rücksicht auf Rentabilität, und schlug damit durch. Jena machte ihn wegen dieser Verdienste um Thüringen zum Ehrendoktor der juristischen Fakultät, es fehlte nicht an Deputationen mit Dankadressen, die thüringische Eisenbahngesellschaft aber spendete ganze hundert Louisd'or; einen Platz in der Verwaltung gab es nicht für ihren Retter.

Zu früh hatte List seine Familie nach Weimar nachkommen lassen; weder eine Regierung noch eine Universität riefen ihn. So setzte er sich, wiederum brotlos, an den Schreibtisch und verfaßte „Das nationale System der politischen Ökonomie", dessen erster und leider einziger Band im Mai 1841 erschien. Dies gibt uns Gelegenheit, noch einmal zusammenzufassen, worin die Vorzüge Lists als wirtschaftlichen Denkers bestanden.

Er durchschaute, man kann sagen: als einziger von allen damaligen

Deutschen, die Handelspolitik Englands. Diese Politik hieß Freihandel, war aber in Wirklichkeit gar keiner, sondern im Gegenteil ein Monopol.

Die englische Handelsfreiheit war die Freiheit eines Riesen gegen ein Kind. List sprach es aus, daß von Freiheit nur da die Rede sein könne, wo zwei Gleichstarke gegen einander antreten.

England besaß eben in Handelsdingen einen ganz naiven, gesunden Egoismus, der seinen Vorteil darin fand, andre niederzutreten, zu belügen und in Dummheit zu erhalten, falls für England gute Geschäfte dabei herausschauten. Es hegte die Lehren von Adam Smith zum Export nach dem Kontinent, richtete sich selbst aber nicht nach ihnen. Es belegte z. B., trotz angeblichem Freihandel, die geringste deutsche Veredlung von Rohstoffen mit hohen Eingangszöllen und hatte überdies hohe Kornzölle.

Gleich nach dem Aufhören der Kontinentalsperre warfen die Engländer für etwa sechzig Millionen Mark Wollen- und Baumwollwaren auf das Festland, und zwar zu Schleuderpreisen, um sich zunächst einmal den Markt zu erobern. Lord Brougham aber, der große Philanthrop, lobte dies Verfahren als nützlich, denn es diene dazu, die ausländische Industrie in der Wiege zu ersticken.

So gingen die wohlwollendsten Engländer über Leichen, sobald es ihrem eignen Land nützte. Umgekehrt waren noch in den siebziger Jahren Mitglieder des Deutschen Reichstages zugleich korrespondierende Mitglieder des Cobden-Klubs, dessen oberste Tendenz lautete: rücksichtslos den Handel Englands zu fördern.

In kurzen Worten: die Engländer waren schon seit anderthalb Jahrhunderten gewitzte und nüchterne Praktiker, als die Deutschen immer noch eigensinnige und phantastische Doktrinäre blieben.

List versuchte seine Landsleute aufzurütteln. Er zeigte ihnen den wirklichen Weg zum Wohlstand: billige Einfuhr von Rohstoffen, geschützte Manufakturen, und Ausfuhr von Waren, statt umgekehrt Ausfuhr von Holz und Getreide, und Einfuhr von Waren.

Er hat einmal die Deutschen gefragt, was das für eine „Handelsfreiheit" nach England hinüber sei, wenn englische Waren den deutschen Markt überschwemmten, während der ganze deutsche Export nach England (im Jahre 1844) gerade hinreichte, den einzelnen Briten auf einen Tag und neun Stunden mit Lebensmitteln, zu seiner Bekleidung mit ausgerechnet

einem Lot Wolle zu versorgen und ihm zur Stärkung jährlich zehn Tropfen Rheinwein einzuflößen.

Um diesen überwältigend nutzbringenden Zustand zu verewigen, schwärmten die deutschen Schüler Adam Smiths für „unverfälschten" Freihandel. Lebensmittel oder Waren, auch wenn die eigene Heimat sie bequem erzeugen konnte, sollten durchaus nur „am Weltmarkt" gekauft werden dürfen, sobald sie dort billiger zu haben waren. Und wenn die heimischen Produzenten keine Abnehmer hatten oder mit Schaden arbeiteten? Sehr einfach: dann „gingen sie zugrunde". Das stand ja im Lehrbuch.

Nun muß man freilich unterscheiden: der größte und lauteste Teil unsrer damaligen Freihändler war nicht blind gegen Landsleute, sondern an und für sich kosmopolitisch. Sie gebrauchten das Wort „Nation" nur spöttisch, oder allenfalls zum Aushängeschild; im Innersten fühlten sie *international*.

List aber war ein treuer Sohn seiner Heimat. Darum hieß auch sein Buch „Das nationale System". Er versuchte, die verträumten Gesichter seiner Landsleute gegen die greifbare Wirklichkeit zu kehren. Sie sollten vor allem erkennen lernen, daß in jeder Beziehung der *heimische Markt wichtiger als der auswärtige* sei. Da sein System gegen „*die* Lehre" von Adam Smith verstieß, konnte es jedoch nicht fehlen, daß er von allen möglichen Seiten verhöhnt und beschimpft wurde, zumal von „*der* Wissenschaft". Man warf dem originellsten Kopf in Deutschland vor, er habe alles gestohlen und abgeschrieben. Dabei hatte das Gute und Verständige, das er an Ideen in der Welt wahrgenommen, andern so gut zur Verfügung gestanden wie ihm. Nur hatten sie es nicht erfaßt, oder verdorben. Erst nachdem es die Schule seines urgesunden Temperaments durchlaufen, kam es als nationale Vernunft ans Tageslicht, mit Hand, Fuß und Schick.

Natürlich hallte trotzdem der Schreckensruf „Ein Schutzzöllner!" durch den deutschen Liberalismus. Aber gerade List, unfähig zu jeder Art schulweisen Vorurteils, war das so wenig, daß im Gegenteil er die sieben *Fehler* aufzählte, die bei der Anwendung des Schutzzolles gemacht zu werden pflegten. Zum Beispiel versäumten es die Staaten, in denen die Industrie schon blüht, durch Zulassung fremder Waren ihre eignen Fabrikanten und Kaufleute vor Indolenz zu bewahren; auch verkennten die Schutzzöllner die Notwendigkeit des Zusammenhangs der Nationen miteinander

und verleiteten, um diesen Zusammenhang zu zerreißen, die Regierungen zu Übertreibungen des Zollschutzes.

Man ersieht hieraus, daß Ultraprotektionisten einen Friedrich List nicht auf ihrer Seite haben würden. Er hat vielmehr mit seinem klaren Blick durchschaut, welche Verkehrtheit es ist, die Handelspolitik einer Nation programmatisch festlegen zu wollen, während schon ein Jahr darauf ganz neue Konjunkturen einen Frontwechsel erheischen können, vom Freihandel zum Schutzzoll, oder vom Schutzzoll zum Freihandel zurück.

Ebenso hat er sich gefragt, woher es denn käme, daß auch die nächsten Interessenten in Deutschland, die Fabrikanten, so häufig Anhänger des Freihandels seien und ihren eignen Vorteil nicht begriffen. Diese Frage zu beantworten, kam 1842, — List war mit seiner Familie soeben von Weimar nach Augsburg übergesiedelt, — die Gelegenheit, als England einen Dr. Bowring nach Deutschland geschickt hatte. Er sollte die deutschen Regierungen, namentlich die preußische, überreden, den Schutz der von England hartbedrängten Textil- und Eisenindustrie aufzugeben; England wollte dafür die Zölle auf Holz, Getreide und Spielwaren (!) herabsetzen.

Die Briten hatten den kindlichen Stand preußischer, zumal beamteter, Nationalökonomie nicht unterschätzt. Preußen war schon drauf und dran, nachzugeben, da schlug List in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" Lärm. Er betonte, daß gerade die ordinären Wollen- und Baumwollsachen, die England durchaus für die Deutschen zu fabrizieren begehrte, die Grundlage jeder Nationalindustrie seien. So hartnäckig verfocht er deren Interesse, daß gegen ihn, dessen Dienste doch die Nation gratis zu benutzen liebte, die Verleumdung aufkam, er sei gehörig bestochen worden. Er selbst aber beklagte in seiner Polemik mit Fug und Recht die Beeinflussung von Leipzig her, „wo man das Wohl oder Wehe der Nation nach der Güte der leipziger Messe und die Prosperität der Industrie nach der Größe der Provisionen bemißt, die die Meßbesucher den dortigen Bankiers liegen lassen. Endlich ist es nicht selten der Fall", so fährt er fort, „daß die nach einem kleinen Maßstab mit alten und schlichten Maschinen, mit geringen Kapitalien Arbeitenden und sich auf grobe Sorten Beschränkenden, wenn sie nur irgend ihr notdürftiges Auskommen haben, die Erhaltung des Bestehenden einem außerordentlichen Aufschwunge vorziehen, bei dem sie von der innern Konkurrenz in Schatten gestellt oder gar vernichtet zu werden fürchten".

Eine andre, von agrarischer Seite ausgehende, Opposition gegen geschützte Industrien fürchtete das aufkommende Fabrikelend, — bei schlummerndem sozialem Gewissen und mangelnder Fürsorge in der Tat eine Plage, — fürchtete die Auflösung der alten ländlichen Verfassung und die Umschmelzung gesunden Volkstumes in städtisches Proletariat.

Gegen diese Übel ist auch List auf die Dauer nicht blind gewesen und hat in seinen letzten Jahren die Engländer wegen „Bestialisierung" ihrer niedern Schichten gescholten.

Um der Agitation des schon genannten Bowring wirksam entgegenzutreten, gründete List im Einverständnis mit dem Verleger Cotta 1842 in Augsburg ein Zollvereinsblatt, das außerordentlich befruchtend wirkte. Unermüdlich verfocht er hier seine großen modernen Gedanken: deutsche Reichspost, Münzeinheit, Maß- und Gewichtseinheit, einheitliche Patentgesetzgebung, Staatsbahnen, der einheimische Markt wichtiger als der fremde, Industrie förderlich für Ackerbau als Abnehmerin, doch Seehandel unerläßlich zur Anregung, daher Marine, deutsche Flagge, Zollvereinskonsulate, überseeische Paketfahrt, Handelsverträge, Regelung der Auswanderung, Kolonien, wiederkehrende Industrie-Ausstellungen, dazu Selbstverwaltung, Geschwornengerichte, parlamentarische Institutionen, freie Öffentlichkeit. List war der festen Überzeugung, daß Deutschlands politische Einheit kommen müsse, um diesen Gedanken pulsierendes Leben zu verleihen, und zwar nur durch Preußen kommen könne. Doch Preußen versagte vorerst gänzlich.

Bürokratische Überhebung, die alles am besten wußte und jede Einwirkung von Bürgern als anmaßend verwarf, siegte über den gesunden Menschenverstand, List wurde wie gewöhnlich als der bezahlte Knecht etlicher Fabrikanten verleumdet, Bowring behauptete das Feld. Ein Aufschrei über diese Versündigung an der Zukunft ging durch die süddeutschen Gewerbe, als sich herausstellte, daß im traulichen Verein mit englischen Diplomaten die preußische Regierung gegen ihren eigenen Zollverein gearbeitet hatte, um von dem lieben englischen Handel die Gefahren abzuwenden, die ihm durch Erstarkung einer deutschen Industrie hätten erwachsen können. Die Verhandlungen waren nach echter Bürokratenart so geheimnistuerisch geführt worden, daß gelegentlich der Zollkonferenzen von 1842 die Süddeutschen erst aus den englischen Blättern die preußischen Absichten erfuhren. Die Parole: „Nichts durch das Volk, alles durch Beamte! Und vor allem keine Sachverständigen!" wirkte weiter, während

in England solche Dinge längst nur im breitesten Lichte der Öffentlichkeit behandelt wurden.

1844 war alles versäumt und alles vorüber. List ging nach Wien und Ungarn, wo er von leitenden Persönlichkeiten in jeder Weise ausgezeichnet wurde. Da auch ein Zollkongreß im Jahr 1845 den bedrohten Industrien den geforderten Schutz nicht brachte, schrieb er im nächsten Winter seine prächtigen Aufsätze über „die politisch-ökonomische Nationaleinheit der Deutschen". Doch im selben Dezember (1845) geschah etwas, das er selbst wohl, als unter den obwaltenden Umständen unvermeidlich, hatte kommen sehen, das ihm aber sein ganzes Konzept verdarb: Sir Robert Peel, der englische Premierminister, erkannte öffentlich an, daß die Zeit zum wirklichen Freihandel für England nunmehr gekommen sei. List eilte im Frühjahr (1846) hinüber und verkehrte dort in der ungezwungensten Weise mit seinen schärfsten Gegnern: Bowring, Mac Gregor, Cobden. Aber sowenig man in England einsehn wollte, daß Deutschland, jemehr seine Wohlhabenheit wachse, ein desto besserer Abnehmer englischer Waren werden müsse, sowenig erkannte man in Preußen, daß der englische Riese sich endlich stark genug fühlte, jeden Konkurrenten auch ohne staatlichen Schutz niederzuringen. Ganz kopfbenommen jubelten die deutschen Theoretiker und „Manchesterleute" über den Triumph ihres Prinzips, d. h. über die nun bevorstehende Niederhaltung der deutschen Industrie, die nur noch — ich erinnere an das Elend schlesischer Weber und den Aufstand dieser Gequälten im Sommer 1844, — durch Lohndrückerei und harte Ausbeutung ihrer Arbeiter sich einigermaßen weiterhalf. So ist die verfehlte preußische Zollvereinspolitik von 1842—44 eine der Hauptveranlassungen zur deutschen Sozialdemokratie geworden, die mit der Formulierung des damals und noch Jahrzehnte hindurch wahrheitsgetreuen „ehernen Lohngesetzes" recht eigentlich begann.

Abgehetzt, körperlich leidend, bedrückten Gemütes kam List im Herbst 1846 heim. Wir kennen seine Krankheit. Unsre Ärzte nennen dergleichen heut eine tiefe seelische Depression. Strauß hat, in seinem Büchlein von den „zwei Märtyrern" Arndt und List, für diesen die packenden Worte gefunden: „Der Jammer, ein ganzes Leben hindurch tauben Ohren gepredigt zu haben, brach seine Kraft." Ohne eigentlich in Geldnot zu sein, — denn eben erst hatten die Industriellen in ihre Tasche gegriffen und ihm sechstausend Gulden (etwa zehntausend Mark) zur Verfügung

gestellt, die er aber unangerührt bei der Bank liegen ließ, — schien er sich doch zu fragen: „Was soll aus mir werden? Und aus den Meinigen? Ich bin siebenundfünfzig, ohne Amt, ohne Sicherheit für das nun schnell heranrückende Alter. Ewig Artikel schreiben? Und Wasser ins Danaidenfaß schöpfen? Ewig ausgeschlossen sein wie beim Bau der Linie Leipzig-Dresden? Oder mich wirklich von den Fabrikanten abhängig machen und meinen Verleumdern damit Vorschub leisten?“ Er fühlte wohl: sein Platz war in der obersten Geschäftsleitung des Zollvereins. Aber das Reich, wo er Handels- und Eisenbahnminister werden, das Parlament, wo er schlimmstenfalls hätte die Opposition anführen können, gab es noch nicht.

Gewiß, er hatte manches erreicht, z. B. noch im Herbst 1844, durch sein persönliches Erscheinen in Brüssel, wo man ihn so gut kannte, das Scheitern der Zollvereinsverhandlungen hintertrieben und einen leidlichen Vertrag zustandegebracht. Aber in Preußen begriff man ja den Wert dieses Vertrages garnicht. Und wer begriff seinen Förderer, Friedrich List aus Reutlingen, überhaupt?

Eines seiner größten Verdienste war, daß er durch den fortreißenden Schwung seiner urwüchsigen, stets aus dem Vollen schöpfenden Publizistik den Deutschen überhaupt erst Geschmack an der Volkswirtschaft beigebracht und einem Publikum, das bisher nur über Theater, Kunst, Literatur, Philosophie und Religion ernsthaft zu debattieren gewohnt gewesen war, nationalökonomische Probleme reizvoll gemacht hatte. Doch jetzt nahm ihm die Aufhebung der englischen Kornzölle den Wind aus den Segeln, und die Vorboten der Revolution von 1848, die er wie Robert v. Mohl im Hinblick auf den steifen preußischen Feudal- und Bürokratendünkel prophezeit hatte, wendeten die allgemeine Aufmerksamkeit verfassungspolitischen Fragen zu.

Da reiste List über München nnd Tegernsee, von wo er den Seinigen die letzten Zeilen schrieb, nach Tirol, um sich, auch von körperlichen Beschwerden, in einem wärmeren Klima zu erholen. In Kufstein machte er Halt, ließ sich in seinem Gasthof das billigste Zimmer geben, weil er ein armer Mann sei, ging am 30. November 1846 aus und erschoß sich. Man fand seine Leiche im Schnee liegen.

Man hat ihn wegen dieses Endes mit den „Agitatoren“ Robert Blum und Ferdinand Lassalle in eine Reihe stellen wollen; denn alle drei seien von einer Kugel hinweggerafft worden: Blum 1848 bei einem Besuch in

Wien standrechtlich und widerrechtlich erschossen; Lassalle 1864 im Duell, List durch Selbstmord.

Der Kölner Blum war gewiß ein ausgezeichneter Volksmann und Redner, doch wie eng von Horizont im Vergleich mit jenem schwäbischen Befruchter! Wie großes Unrecht geschähe List, wenn man sich nur der Agitationskraft seines Naturells erinnern wollte, dessen Haupteigenschaft, wie bei der Wolke Shelleys, doch ein unaufhörliches Spenden war.

Sein Eigenstes spiegelt sich in der treffenden Sentenz: „Man muß Werte zerstören, um Kräfte zu erzeugen." Denn Kräfte erneuern sich durch Fortzeugung, tragen in sich selbst die hundertfältige Garantie des Aufwandes, durch den sie entstanden waren. Deshalb hielt List für den größten Reichtum eines Landes eine aufgeweckte, sich in freien Institutionen bewegende und selbstachtende, blühende Bevölkerung. Wie er Adam Smith die Überschätzung bloßen Sparens vorwarf, durch das zuletzt Nationen aus lauter Geizkrägen zustandekommen würden mit verdorrender Volkswirtschaft; wie er sich lustig machte über die klassische Lehre von den Produktivkräften, wonach, wer Schweine züchte, zu den Produktivständen gehöre, doch wer Menschen erziehe, nicht; der Arzt, der einen Patienten rette, unproduktiv, der Apothekerlehrling dagegen, der die verordneten Arzneien angefertigt habe, produktiv sei; so fand List auch Seherworte für die Kräfte, die einer Nation beim Fehlen freier und gemeinsamer Einrichtungen, eines großen öffentlichen Lebens, verloren gehn. Denn, so sagt Karl Jentsch, „wer vermöchte nur allein die Geistesfunken zu zählen, welche die österreichische Polizei schon erstickt hat!"

Und hier in der Tat sind wir an der Wurzel des Übels. List würde herzlich gern gelebt und gewirkt haben, falls man es nur geduldet hätte. Gegen die Rechtschuldigen aber, die diesen Wohltäter von Land zu Land hetzten, ist auch das herrlichste Denkmal nur ein verspäteter Protest.

Kaiſer Wilhelm I.
1797–1888

Wenige Deutſche ſind öfter und gründlicher mißverſtanden worden, als Wilhelm I. Wie hätten wir ihn auch richtig einſchätzen ſollen, ſolange die Kundigen mit der Sprache zurückhielten, während unſre Zuneigung ihn eigenſinnig und ausſchließlich idealiſierte? Sie nannte ihn den Heldenkaiſer, weil der alte Herr mit neunundſechzig, ja mit dreiundſiebzig Jahren noch ins Feld gerückt war, manche Unbequemlichkeit, manchen Ärger, manche geſtörte Nachtruhe nicht immer geduldig, doch ſtets voll hohen Pflichtgefühles, in den Kauf genommen hatte. Spät erſt fragte der Zweifel nach dem perſönlichen Anteil Wilhelms an den Ereigniſſen, die in ſeinem Namen geſchahen. Dieſer Anteil hat ſelten in zupackender Initiative beſtanden. Doch wenn ſcharfe Kritiker ſo weit gehen, gerade dieſen Mann als ängſtlich zu bezeichnen, lag doch ſicher niemals ein Mangel an perſönlichem Mut vor, ſondern lediglich eine Unentſchloſſenheit infolge von äußerſt entwickeltem Verantwortlichkeitsgefühl. Denn ebenſo oft übereilen ſich Hitzköpfe, die der Beſonnenheit ermangeln, wie mutige Männer ſich nicht entſchließen können, weil ihnen die Situation dunkel iſt. Wilhelm I. unterſchied ſich ſowohl von jenen Tollkühnen, deren Schnelligkeit im Handeln auf Skrupelloſigkeit beruht, wie von jenen Überlegenen, die ſchnell handeln dürfen, weil ihnen ihr ſchlagfertiges Urteil ein Gefühl von Sicherheit gibt. Wilhelm wollte jede Verantwortung mit vollem Bewußtſein tragen; darum hat er ſooft retardierend gewirkt, Widerſtand geleiſtet, geſchwankt und ſeinen Kanzler faſt zur Verzweiflung getrieben. Aber man achte darauf, wie hier immer nur peinlichſte Gewiſſenhaftigkeit ihn antrieb, alſo ein Licht ſeinen Schatten warf, nicht ein Charakterfehler ſeine Debetſeite belaſtet.

Was die Figur Wilhelms I. ganz einzig macht, iſt die Fülle der Schickſalswechſel, die ſeinem langen Leben beſchieden waren, ſodaß er uns tatſächlich wie ein unter Millionen Auserleſener, ein Mann der Erfüllung vorkam. Als neunjähriger Prinz erlebt er den Zuſammenbruch ſeines Staates, er muß mit den Eltern oſtwärts eilen. Zehnjährig, nach der Schlacht von Friedland, auf der Flucht von Königsberg nach Memel, ſieht er die ſchöne, inniggeliebte Mutter am Wegrand ſitzen und aus blauen Kornblumen für

ihre Knaben Kränze winden, die ſie mit heißen Tränen netzt, ſodaß ihm zeitlebens eine wehmütige Vorliebe für jene Blume bleibt. Zwölfjährig kehrt er nach Berlin zurück in eine wie verwandelte, von Franzoſen beherrſchte Welt. Im ſiebzehnten Jahr (am 26. Februar 1814) empfängt er bei Bar-ſur-Aube die Feuertaufe durch einen Adjutantenritt für das ruſſiſche Kaluga-Regiment. Zweimal, 1814 und 1815, ziehen die Preußen in Paris ein; dann kommen die langen Friedensjahrzehnte, die Prinz Wilhelm als militäriſcher Fachmann ausfüllt. Bei Eröffnung des Vereinigten Landtages im Februar 1847 nimmt er vom überlebten Deſpotismus des alten Preußens einen heut unmotiviert erſcheinenden ſchmerzlichen Abſchied. Ahnt er aus den zuckenden Vorboten die kommende Revolution? Kaum. Sein zum Regieren unfähiger, in myſtiſchen Träumen ſchwelgender Bruder führt den berliner Lärm lediglich auf „die europäiſche Schuftenſchaft“ zurück, von den wirklichen Stimmungen und Bedürfniſſen des Volkes iſt im Schloſſe nichts bekannt. Aber es fallen am 18. März 1848 auf dem Schloßplatz beim unblutigen Zurückdrängen der Bürgermaſſen zwei Schüſſe, der eine abſichtlos, der andre mutwillig durch einen Bummler verurſacht, ohne jemanden zu verletzen. Seitdem heißt Prinz Wilhelm der „Kartätſchenprinz“ und iſt bei ſämtlichen deutſchen Demokraten, weil er „das Kommando zum Schießen aufs Volk gegeben“ habe, der beſtgehaßte Mann. Er muß ſich verbergen und über Mecklenburg nach England fliehen.

Im nächſten Jahr wirft er an der Spitze der preußiſchen Truppen den badiſchen Aufſtand nieder, was ihn nicht populärer macht. Er gilt allgemein für ſtolz, für einen „Stockpreußen“, iſt Zeuge, wie (Februar 1850) eine revidierte Verfaſſung vom König beſchworen wird, und muß im November 1850 die Demütigung von Olmütz erleben, mit der Parole des Fürſten Felix Schwarzenberg: „avilir la Prusse, puis la démolir.“ Doch der böſe Öſterreicher ſtirbt ſchon im April 1852, und in Wilhelm verdichtet ſich der Eindruck ungenügender Rüſtung zu dem energiſchen Gedanken einer Heeresneugeſtaltung. Die vierzig vorhandenen Infanterieregimenter reichten entfernt nicht hin, um die waffenfähige Mannſchaft des volkreich gewordenen Staates zu faſſen und ſeine innere Kraft nach außen hin zu vertreten.

Dieſem Gedanken lebt Wilhelm erſt recht, ſeit er (Okt. 1857) für den kranken Bruder zum Prinzregenten ernannt worden und dem Kinderloſen

am 2. Januar 1861 auf den Thron gefolgt iſt. Die Heeresreorganiſation wird durchgeführt, doch von der Mehrheit der Volksvertretung mißbilligt, die die Mittel verweigert. Eine Auflöſung des Abgeordnetenhauſes (1862) hilft nichts. Der König will abdanken, was Bismarck ihm, am denkwürdigen 22. September 1862 in Babelsberg, ausredet. Bismarck wird Premierminiſter und der Mann ſeines Vertrauens.

Was nun folgt, iſt allbekannt. Drei glückliche Kriege im gleichen Jahrzehnt bedecken den König und ſeine Armee mit Ruhm. Was die Kaiſerkrone betrifft, ſo hat er ſich langſam dazu bekehrt, ſie zu tragen, weil die deutſchen Fürſten ſie ihm anboten, doch wäre er weit lieber beim preußiſchen „Heerkönigtum", wie Guſtav Freytag es nennt, geblieben.

Hierfür ſtehen authentiſche Äußerungen Wilhelms zur Verfügung. So hat er bei der Krönung zu Königsberg (Okt. 1861) zu einem hohen Würdenträger, der gratulierend auf den zum Kaiſertum hinſtrebenden Ehrgeiz der Königin Auguſta anſpielte, geäußert: „Was wollen Sie? Die Ereigniſſe können ſtärker ſein als ich. Wenn ſie über mein Ziel hinausgehn, glauben Sie mir: Ich werde für meine Perſon verſuchen, niemals einem deutſchen Verwandten einen Schmerz zuzufügen. Wenn trotzdem der Kaiſerthron mir angeboten wird, werde ich abdanken, und mein Sohn wird den Thron beſteigen." Auch als am 18. Dezember 1870 Eduard Simſon die Adreſſe des Norddeutſchen Reichstages mit dem Angebot der Kaiſerkrone in Verſailles überreichte, war Wilhelm abgeneigt. Er hegte von dieſen Dingen ganz eigne Auffaſſungen. So hat, nachdem Sohn, Schwiegerſohn und Kanzler noch wochenlang vorwärts gedrängt hatten, am Vorabend der Proklamation von Verſailles Bismarck ſich vergebens abgemüht, um den König zu überzeugen, daß er unmöglich als „Kaiſer von Deutſchland" ausgerufen werdeu könne, weil das verfaſſungsrechtlich nach einer Vaſallenſchaft unabhängiger, verbündeter Fürſten klänge und einen ungeſetzlichen Territorialanſpruch enthalte. Wilhelm blieb dabei, daß er keinesfalls „deutſcher Kaiſer" gleich einem „charakteriſierten Major" heißen wolle. Eine Zuſammenkunft, an der (abends den 17. Januar) nur der König, der Kronprinz, Bismarck und der Hausminiſter v. Schleinitz teilnahmen, endet reſultatlos. Der König will die Kaiſerproklamation abſagen laſſen, nennt den kommenden Tag den unglücklichſten ſeines Lebens. Die Nacht vergeht; König wie Kanzler treten vor die Fürſten total erſchöpft und verärgert, Wilhelm auffallend „geniert", wie der Herzog von

Meiningen findet. Großherzog Friedrich von Baden hat am 18. schon frühmorgens vom König einen Brief bekommen: er solle den Titel „Kaiser von Deutschland" beim Ausruf nur anwenden, obwohl Graf Bismarck ihn nicht wünsche. Bismarck, als ihn der Großherzog in einem der versailler Säle trifft, ist außer sich hierüber, nennt es unmöglich, auf diese Art Geschäfte zu führen, will sofort nach dem Friedensschluß abgehen. Der König wieder äußert sich in heftigen Ausdrücken über Bismarck und will nicht immer handeln, wie der Herr Graf es „bestimme". Schließlich wird alles dem Großherzog überlassen, da weder Einigung noch längere Zögerung möglich, und der, wie die Reihe an ihn kommt, ruft kurz entschlossen: „Seine kaiserliche und königliche Hoheit — Kaiser Wilhelm lebe hoch!" Sechsmal erschallt das Echo der Fürsten und Führer. Die Schwierigkeit ist vertagt; auf unsern Goldmünzen steht heute natürlich „deutscher Kaiser".

So erscheint uns auch diese berühmte Krönung gleich vielem, was rund und voll im Andenken der Menschen lebt, verworren und mühsälig, sobald wir zu den geheimen Triebfedern und Reibungen hinabsteigen. Aber war die Schlacht an der Katzbach darum geringer, weil unmittelbar hinterher, noch auf dem Siegesfelde, York und Gneisenau einen heftigen Streit miteinander hatten? Dem demütigen Sinn, der die Wahrheit aufsucht, werden unsre Helden nur um so teurer, weil ihnen Fortuna nichts umsonst herschenkt, sondern sie den glänzendsten Erfolg noch kurz vor Toresschluß mit schwerer Gewissensnot und seelischen Leiden zu bezahlen hatten.

Durch die beiden Attentate, die gegen den greisen Landesvater im Jahr 1878 verübt wurden, wuchs Wilhelms Popularität so sehr, daß man sagen kann, ihm habe 1887 zu seinem neunzigsten Geburtstag die ganze Welt nicht etwa nur gratuliert, sondern aufrichtig Glück gewünscht. Vornehm, wohlwollend, freundlich und doch imponierend, ein Patriarch, so steht uns dieser Kronenträger vor Augen. Die Deutschen hätten sich für das neu erstandene Reich gar keinen sympathischeren, vertrauenweckenderen Repräsentanten wünschen können. Freilich ließen die Kräfte zuletzt nach; doch neben ihm stand ja Bismarck, der alles besorgte.

Allein auch das war ein schweres Verhängnis. Wilhelm I. hat, im Bann dieses noch stärkeren Eigenwillens, nie mehr so recht zeigen können, was in ihm selber steckte. Ja, seit jenem 22. September 1862 sehen wir seine

ganze politiſche Perſönlichkeit faſt nur noch durch das Medium eines fremden Temperamentes und hinter dieſem zeitweiſe ſogar verſchwinden. Daher ſein rührender und völlig überzeugender Seufzer: es falle ſchwer, unter einem ſolchen Reichskanzler Kaiſer zu ſein.

Dies iſt einer der gewinnendſten Züge an ihm: daß er ſelbſtlos und auch klug genug dachte, um ſich auszulöſchen, wo es galt, paſſende Männer im Vordergrund gewähren zu laſſen.

An „Seitenſprüngen" freilich, an der Neigung, hinter dem Rücken Bismarcks dynaſtiſch zu wirken, hat es auch bei ihm nicht ganz gefehlt. Wir kommen damit zu dem entſcheidenden Punkt.

Wilhelm war, um an der Wurzel zu beginnen, auf den Beruf eines modernen Herrſchers über ein erwachtes Volk ſo ſchlecht wie möglich vorbereitet worden. Seinem Vater Friedrich Wilhelm III. hatte der Blick für das Werdende gänzlich gefehlt; ſeine Prinzen lebten dahin, als ob Friedrich der Große noch immer abſolut über eine Schar von Hörigen regierte. Daher die verblüffende Weltfremdheit ſelbſt in einem verhältnismäßig ſo nüchtern blickenden und gewiſſenhaften Mann, wie Wilhelm I. es war. Er iſt nur mit Mühe davon abgebracht worden, im Oktober 1861 bei der Krönung in Königsberg unter Hintanſetzung der Verfaſſung auf eine „Erbhuldigung der Stände" zu dringen. Denn allein ſchon die eine liebenswürdige Anekdote, die uns Bismarck berichtet, wirft ein grelles Schlaglicht auf die Kenntnis Wilhelms von preußiſchen Grundgeſetzen. Er bat Bismarck einmal inſtändig, doch keine Bauern zu ſchinden oder ſchinden zu laſſen. Bismarck antwortete lächelnd, daß ihm, dies auch nur zu wollen, verfaſſungsmäßig unmöglich gemacht ſei; es fehle jede Handhabe. Der König ſah ihn ungläubig an; er hatte augenſcheinlich noch nie davon gehört, daß im Jahr des Heils 1807 ein preußiſches Emanzipationsedikt erlaſſen und eine Bauernbefreiung im Anſchluß durchgeſetzt worden war. Hatte er davon gehört, ſo hatte er doch die Bedeutung nicht recht erfaßt und es als unerheblich bald wieder vergeſſen.

So erklärt ſich des Kaiſers Verhältnis zum Abſolutismus in einem angeblich konſtitutionellen Staat. Wie er ſich ohne Bismarck auf die Dauer zu ihm geſtellt haben würde, iſt ſchwer zu ſagen. Bismarck fand ja leider ſeinen Vorteil darin, gerade dieſe Überlebtheit in Preußen aufzuwärmen und zu pflegen. Obgleich er vorurteilslos und wandlungsfähig genug war, um 1867 eine ſo demokratiſche Maßregel wie das allgemeine, gleiche

und direkte Wahlrecht für den Norddeutschen Bund einzuräumen, sah er doch, daß ein absoluter König ihm die Geschäftsführung wesentlich leichter machte, als ein konstitutioneller.

Daher seine kecken verfassungsrechtlichen Erläuterungen, bei denen man ihn jeweils — ertappt, kann man nur sagen. In seinen „Gedanken und Erinnerungen", die bekanntlich *nach* seiner Entlassung entstanden, sagt er wohl (Band I, S. 15): „Der Absolutismus bedarf in erster Linie Unparteilichkeit, Ehrlichkeit, Pflichttreue, Arbeitskraft und innere Demut des Regierenden; sind sie vorhanden, so werden doch männliche oder weibliche Günstlinge, im besten Fall die legitime Frau, die eigene Eitelkeit und Empfänglichkeit für Schmeicheleien dem Staate die Früchte des königlichen Wohlwollens verkürzen, da der Monarch nicht allwissend ist und nicht für alle Zweige seiner Aufgabe gleiches Verständnis haben kann. Ich bin schon 1847 dafür gewesen, daß die Möglichkeit öffentlicher Kritik der Regierung im Parlament und in der Presse erstrebt werde, um den Monarchen vor der Gefahr zu behüten, daß Weiber, Höflinge, Streber und Phantasten ihm Scheuklappen anlegten, die ihn hinderten, seine monarchischen Aufgaben zu überblicken und Mißgriffe zu vermeiden oder zu korrigieren." Aber das war nicht die Lesart, nach der Bismarck sich während seiner Amtszeit selber zu richten liebte, und seinem Herrn hat er ganz andre Dinge suggeriert.

Darum wurden am 29. November 1881 die Reichsboten angedonnert: „Glauben Sie doch nicht, daß ich Ihnen diene. Ich diene dem Kaiser, dem festen Punkt, den Sie anerkennen ... Diese Gesinnung, ich hoffe nicht, daß sie mit mir ausstirbt; aber solang ich lebe, wird es einen Royalisten und einen sichern Diener des Kaisers geben." Darum hieß es ein andermal (24. Januar 1882): „Bei uns regiert der König selbst, die Minister redigieren wohl, *was der König befohlen hat*, aber sie regieren nicht ... Der Minister ist also ein in der Verfassung kaum genannter Lückenbüßer (!) ... Der wirkliche, faktische Ministerpräsident in Preußen ist und bleibt Seine Majestät der König."

Die Tragikomödie begann, als jemand Bismarck beim Wort nahm. Wilhelm I. hat ihn wohl nie ganz durchschaut und ihm je länger desto lieber geglaubt, obschon, abgesehn vom Kanzler, auch seine Gattin Auguste, sein Hausminister v. Schleinitz und andre ihn stark beeinflußten. Von seinen eigenen Ministern so behindert und gekreuzt, daß er gelegentlich

das Blatt mit der ihm abgerungenen Unterſchrift zu einem Knäuel ballte und in die Ecke warf, — wo es dann hervorgeholt und aufgebügelt wurde, — wähnte er doch, in Preußen allein zu regieren. Ja Bismarck durfte, bei dem ſtillen Widerwillen des Hofes gegen die ihn beſchränkenden Grundrechte andrer, ſo weit gehen, öffentlich zu behaupten, daß es dem König von Preußen zuſtehe, durch ſogenannte „Verordnungen“ ſeinen Willen einfach zu diktieren. Er hat, als er dem Königtum dieſe Richtung gab, einen Übergriff gewagt, an dem wir heute noch zu leiden haben. Die preußiſche Verfaſſung gibt in Artikel 63 den Königen das Recht zu direkten Verordnungen lediglich, wenn ſolche für „die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit“ erforderlich, aber „die Kammern nicht verſammelt ſiud“. Nach Zuſammentritt der Kammern hat der König ihnen ſeine Verordnung „zur Genehmigung ſofort vorzulegen“. Dies verdiente bekannter zu ſein, als es iſt.

Schade, daß Wilhelm I., der in jüngeren Jahren immerhin Anwandlungen von Modernität blicken ließ und 1857—62 ſogar mit einem altliberalen Miniſterium ſich eingerichtet hatte, durch Bismarck in die Fiktion des Abſolutismus und des Gottesgnadentumes, — das Friedrich der Große bekanntlich von ſeiner Titulatur hinwegſtrich, — rückfällig wurde. Beides war zum Glück beim erſten Kaiſer harmlos und hieß vor allem nicht, daß er überhaupt niemandem verantwortlich ſei. Im übrigen wird das Reſultat ſeiner Lebensarbeit meiſtens dahin gezogen: er habe dem monarchiſchen Gedanken in Europa zu neuem Kredit verholfen.

Das kann zweierlei bedeuten: daß die Nationen Europas geneigter wurden als bisher, das Tüchtige der Monarchie anzuerkennen, oder daß ſie geneigter wurden als bisher, auch das Untüchtige in Kauf zu nehmen und zu dulden.

Gewiß wird nur ein Narr dort, wo ein regierendes Haus mit der Nation hiſtoriſch feſt verwachſen und ihrem Herzen teuer geworden iſt, *ohne* ſehr zwingende Gründe auf deſſen Beſeitigung hinarbeiten. Die Monarchie, oder was man in Verfaſſungsſtaaten heute ſo nennt, birgt zweifellos gewiſſe Garantien der Stetigkeit in ſich, die nicht hoch genug zu ſchätzen ſind, zumal wenn man auf Republiken ſieht, wo wieder ganz andre Mängel, und noch dazu ſehr peinliche, zutagetreten. Im ganzen ſcheint aber die Evolution der menſchlichen Kulturgemeinſchaft die Monarchie gleich andern Staatsverfaſſungen unter das Geſetz der Weiterbildung zu

ſtellen, ſodaß entweder von ihr, oder nach ihr, noch zweckmäßigere Formen ſtaatlicher Einrichtung, als die momentan vorhandenen, denkbar ſind. Selbſt in Rußland hat man den ſtarren autokratiſchen Zügel, freilich erſt nach der Revolution von 1905, gelockert und eine Volksvertretung zugelaſſen, teils um die ungeheure Verantwortung eines Einzelnen, die nur von Verblendeten und Gewiſſenloſen mit Leichtigkeit getragen oder gar noch ausgedehnt wird, einzuſchränken, teils um der unſtillbaren Sehnſucht gebildeter Volkskreiſe nach Mitverantwortung endlich zu genügen. Es wird alſo darauf ankommen, ob eine Monarchie ſich rechtzeitig anzupaſſen und zu beſcheiden verſteht. Deshalb wäre es innig zu wünſchen, wenn Hiſtoriker ſpäterer Jahrzehnte in die Lage kämen, die Regierungszeit Wilhelms I., auf die doch von außen ſoviel Glanz gefallen war, wegen ihrer Einwirkungen und Überlieferungen in nächſter Nähe nicht als eine Periode des Rückſchritts, der Ausſaat für neue ſchwere Verfaſſungskämpfe betrachten zu müſſen. Denn ſicher würde das eine Wirkung bedeuten, die von dieſem ſo wohlwollenden, ehrenhaften, vornehm denkenden Manne niemals beabſichtigt war, der nur in Ausübung einer ſchweren Pflicht, oft gewiß ungern, einen viel Stärkeren, deſſen hohe Fähigkeiten er neidlos anerkannte, hat gewähren laſſen.

Otto von Bismarck
1815–1898

„Es wird eine Zeit der Helden sein
Nach der Zeit der Schreier und Schreiber.
Bis dahin webt mit Fleiß und List
Eure Schlingen ineinander:
Wenn der gordische Knoten fertig ist,
Schickt Gott den Alexander!"
Graf Strachwitz.

Lange Jahre sind es schon her, daß wir ihn verloren haben, doch wandelt er immer noch mitten unter uns, und wir spüren die Wirkung seiner Taten im Guten wie im Schlimmen.

Ein so starker Kämpfer hat natürlich alles um sich her zur Partei machen müssen; wer nicht für ihn war, wider den war er selbst. Gleichwohl bemühen sich heute sogar seine grimmigsten Gegner, die geistigen Erben der alten Fortschrittler, tastend seine positive Lebensarbeit und deren geheimste Triebfedern zu begreifen. Am spätesten werden die Sozialdemokraten dazu gelangen, da Bismarck leider kein Organ für die Ideen und Schmerzen dieser neuen Klasse gewachsen war und sie mehr von ihm zu leiden hatten als irgendwelche andern Widersacher. Am völligsten werden Bismarck verstehn und bewundern Abkömmlinge altpreußischer Familien, aus denen womöglich Freiheitskämpfer im heiligen Frühjahr mitausgezogen waren. Es gehörte zu seinen stolzesten Überlieferungen, daß 1813—15 gegen die Franzosen sieben Bismarcks im Felde gestanden hatten, von denen drei fielen und vier mit dem eisernen Kreuz heimkehrten.

Er selbst wurzelt mit allen Fasern im friderizianischen, durch die Freiheitskriege frisch aufgerichteten Preußenstaat, ein Sprößling jenes Adels, den eine furchtbare Schande und die Pflicht, sie abzuwaschen, in einem noch nie dagewesenen Maß patriotisch und selbstlos gemacht hatten. Der beste Teil der tiefen Erregung, durch die damals die Stämme der niederdeutschen Ebene aufgerüttelt worden waren, sprühte in diesem Spätling auf, der während jener „hundert Tage" zur Welt kam, die nach der Rückkehr Napoleons von Elba begannen und nach der Schlacht von Belle-Alliance ihren Abschluß fanden.

Die ersten Jugendüberlieferungen, die man charakteristisch nennen kann, schreiben sich von der Plamann'schen Erziehungsanstalt in Berlin her, wo einst Jahn gewirkt hatte. Der kleine Held mußte sie mit sechs Jahren,

also 1821, beziehen und sammelte unter seinen Mitschülern bald eine Partei, deren anerkanntes Haupt er in allen Händeln blieb. Dabei litt er schmerzlich an Heimweh und lernte die „zuchthausmäßige Pedanterie“ jenes Lehrbetriebes verabscheuen.

Erst 1827 übersiedelten die Eltern für ein paar Jahre von Schönhausen (bei Stendal) nach Berlin, und Otto ward wiederum ein regelmäßiges Familienmitglied, kam 1831 dann von Plamann fort und zu einem Dr. Bonnel in Pension, als Primaner des Gymnasiums vom Grauen Kloster solid und still in seinem Wesen, doch von freundlicher Gesprächigkeit, wenn man ihn aufsuchte. Schon 1832 bezog er die Universität Göttingen.

Bismarck hat es später oft betont, daß die Burschenschaft und er aus demselben Jahr 1815 stammten. Sie war 1819 aufgehoben worden und hatte nur heimlich weiterbestanden. Was 1832 auf unsern Hochschulen sich von Burschenschaftern zeigte, war ein sehr lautes, radikales Geschlecht, dessen Formen dem feinen Aristokraten mißfielen. Aus dem gelegentlichen „Wetterleuchten“ des Genius in der Studentenzeit ist aber wohl zuviel gemacht worden. Alles was man sagen kann, beschränkt sich darauf: er galt unter seinen Kameraden für sarkastisch und lustig, hörte Kollegia kaum, suchte dagegen geistige Nahrung nach seinem Geschmack auch außerhalb seines „Corps“ Hannovera. Wer wissen will, wie Bismarck tatsächlich damals war, der blicke auf die Zeichnung aus dem Jahr 1834. Es liegt eine zurückhaltende, unbesorgte Zukunftsgewißheit auf diesen hübschen, durch das energische Kinn auffallenden Zügen. Ein Gustav v. Kessel hat den „verträumten Stolz“ des nachlässig hingelehnten Studenten ganz wundervoll erfaßt.

Der im Schwange gehende Liberalismus interessierte den Werdenden nur insofern, als er bei heftigster Abneigung gegen die bürokratischen Wichtigtuer, die lange Jahre hindurch seine Befehlshaber hätten abgeben müssen, eine Beamtenlaufbahn schlechterdings nicht vor sich sah und erst nach einer Konstitution, also nach Schaffung parlamentarischer Formen in Preußen und Öffnung des innern Ringes für Außenstehende, darauf rechnen konnte, das Heft in die Hand zu bekommen.

In diese Kerbe schlagen zwei bezeichnende Äußerungen. „Ich glaube schwerlich,“ so schreibt er als Auskultator im Jahre 1835, „daß mich die vollkommenste Erreichung des erstrebten Zieles, der längste Titel und der breiteste Orden in Deutschland, die staunenswerteste Vornehmheit entschä-

digen könnten für die körperlich und geistig eingeschrumpfte Brust, welche das Resultat dieses Lebens sein wird." Also bestellt er schließlich dem Regierungspräsidenten in Potsdam, der ihn zu lang im Vorzimmer warten läßt: er sei gegangen und käme auch nicht mehr wieder. In einem Brief aus dem Jahr 1838 aber bekennt er sich nicht etwa zu weitgespannten Idealen, sondern zu dem Gefühl seiner schlummernden Kraft. Er will wirken; und lenken. An die Stelle der früheren trotzigen Bescheidung: am Befehlen liege ihm weniger als am Nichtgehorchen, ist ein ganz bewußter Trieb zum Herrschen getreten.

Da stirbt seine Mutter 1839, eine ehrgeizige, verstandeskalte Frau. Bismarck hat ihr gelegentlich mit einem Seufzer die Verödung seiner Jugend an Freuden des Gemütes zum Vorwurf gemacht und sie grausam genannt. Aber sie ist es gewesen, die seine Begabung besser als andre durchschaut und ihn zum Diplomaten bestimmt hat. Sie war die Tochter des preußischen Kabinettsrats Mencken und litt an einer gewissen Sucht nach Beförderung. Ein Teil von Bismarcks Haß gegen Beamtentum und Staatsmaschine mag auf diese Antipathie gegen der Mutter innerste Neigungen zurückzuführen sein. Doch hat sie in der Hauptsache Recht behalten.

Ein Rückgang in des Vaters Vermögensverhältnissen zwingt Bismarck, die pommerschen Familiengüter zu übernehmen, was von 1839—46 dauert. Hier ist er oberflächlichen Beobachtern „der tolle Junker vom Kniephof"; für Tieferblickende der „hinterpommersche Phönix", „der große interessante Weltmann mit der gefährlichen Glätte". Innerlich so unbefriedigt, daß er 1843 mit dem Gedanken spielt, nach Amerika zu gehn, oder nach Indien, um unter englischen Fahnen (!) Dienst zu nehmen, bewältigt er nebenbei ganze Bibliotheken historischer Literatur und vertieft sich in seinen Liebling Shakespeare. Von der in Kniephof erworbenen Belesenheit gab er die stärkste und zugleich erheiterndste Probe vielleicht am 25. März 1850 im erfurter Volkshaus. Als nämlich Eduard Simson, der Präsident, darauf hinwies, daß gerade vor tausend Jahren auch ein Reichstag zu Erfurt stattgefunden habe, ergänzte Bismarck diese Mitteilung dahin: nach Meinung der Spangenbergschen Chronik habe König Ludwig der Deutsche jene Tagfahrt zu dem Zwecke berufen, „um der Schinderei der Fürsprecher und Zungendrescher, deren Unwesen damals in Deutschland unerträglich geworden war, ein Ende zu machen."

Es folgt im Dezember 1846 der wundervolle Werbebrief des inzwischen bekehrten Junkers an Herrn von Puttkammer auf Reinfeld, um die Hand seiner Tochter. Die Seele dieses ganzen Unternehmens war die ebenso schöne wie fromme Frau Marie von Blankenburg-Cardemin gewesen, die Tochter eines Herrn von Thadden auf Triglaff. Sie starb ein Jahr nach der Hochzeit ihrer Freundin.

Das junge Paar übersiedelt nach Schönhausen. Und hier endlich sucht der Strom der Geschichte ihren stolzen Helden auf. Die Elbe überschwemmt Park und Schloß von Schönhausen und zerstört vieles. Aber der Deichhauptmann Otto von Bismarck gewinnt sich in jener Wassersnot das Vertrauen seiner Landleute. Sie wählen ihn für den Kreis Jerichow als Stellvertreter des Herrn von Brauchitsch zum sächsischen Provinziallandtag. Dieser Mann erkrankt, und Bismarck tritt als Abgeordneter in den ersten Vereinigten Landtag des Königreichs Preußen vom Jahr 1847, um nicht mehr von der Bühne zu verschwinden.

Zwar eine Klippe gilt es noch zu vermeiden: Friedrich Wilhelm IV., der ihn entdeckt zu haben glaubt, fahndet auf ihn als seinen zukünftigen Helfer, den er, der König, sich erziehen und formen müsse, oder in der drastischen Sprache des Betroffenen selbst: als „das Ei, woraus Friedrich Wilhelm einen Minister ausbrüten wollte." Bismarck weicht, zuweilen bei Gefahr der königlichen Ungnade, diesem vorzeitigen Verbrauche glücklich aus. Doch weder als preußischer Bundesgesandter in Frankfurt a. M. (1851—59), noch auf seinen Botschafterposten in Petersburg (1859—62) und Paris (seit Mai 62) hat er vorgefaßte Pläne, ist er etwas andres als ein Standesherr, der nun am Spiel der Europa bewegenden Kräfte Teil hat, und vor allem: Stockpreuße.

Wer niemals echter Preuße war, niemals den alten Staat und noch weniger das neue Reich geliebt hatte, wie sollte der wohl einem Bismarck nachfühlen können?

In sein von Hause aus edelmütiges und, wie besonders die zarten Briefe an seine Braut und junge Frau Johanna beweisen, aber auch viele Augenzeugen aus früheren Jahren berichten, gutherziges Naturell hatte der Schöpfer eine Begabung gelegt, die zu den seltensten gehört, die auftauchen: die des Machtkünstlers. Diese Gabe wurde unterstützt durch einen weiten, scharfen und schnellen Intellekt, der ganz wie beim Freiherrn vom Stein

den praktiſchen Dingen dieſer Welt zugekehrt war; ſowie durch den feinſten Takt. Diplomatie iſt die ſchwere Kunſt, andre dahin zu bringen, wohin man ſie haben will. Bismarck beſaß aber nicht nur die Gabe der Willensübertragung, ſondern auch die der inſtinktartigen Witterung für Natur und Stimmung jedes Mitſpielenden.

Es liegt auf der Hand, daß derartige Kräfte ſich bemerkbar machen, daß ſie nicht brachliegen konnten, daß ſie früher oder ſpäter ihren Träger beunruhigen und vorwärts treiben mußten. Daß Bismarck im trivialen Sinne nicht ehrgeizig war, haben wir oben von ihm ſelber gehört. Aber es iſt klar, daß ein Machtkünſtler zunächſt einmal die Macht *haben* will, um ſie ausüben zu können, und daß er, ſobald er ſie hat, ſie nicht mit ſolchen teilen mag, die ſie verpfuſchen könnten. Jeder tüchtige Geſchäftsinhaber, in welchem Fach es auch ſei, möchte am liebſten alles Wichtige allein beſorgen, weil er es eben beſſer beſorgt als andre. Dies iſt es, was gewiſſe Epigonen heute Bismarcks „Herrſchſucht“ ſchelten.

Seine Begabung war ein Dämon, der in demſelben Augenblick alle andern Intereſſen in ihm auslöſchte, ſobald er frei Feld bekam. Und das geſchah am 22. September 1862, nachdem König Wilhelm trotz langem Zögern und Hinhalten ihm das Miniſterpräſidium in Preußen angeboten hatte. Von Stund an exiſtierten, außer dem Tiſchgeſpräch im Schoß der Familie, für ihn kaum noch Lebensfreuden, die nicht amtlicher Natur waren. Wie Maria Thereſia ſeit ihrer Thronbeſteigung wohl Zehntauſende von politiſchen Denkſchriften, aber nicht mehr eine Seite ſchöngeiſtiger Literatur geleſen haben ſoll, ſo hat Bismarck ſchließlich ſelbſt auf das Anhören von Muſik verzichtet, das er in den Abendſtunden, zumal wenn Robert v. Keudell ſpielte, zur Beruhigung ſeiner Nerven geliebt und geſchätzt hatte.

Sein ſtiller Vorſatz ging dahin: etwas zu leiſten, wozu andre nicht fähig waren, und es auf ſeine eigne Art zu tun. Doch ſah er auch jetzt noch nicht ein Deutſches Reich in weiter Ferne; ſondern das ihn umgebende Preußen, das von einſtiger Höhe herabgeſunken war, das in Europa nicht ſoviel galt, als es durch innere Kraft zu gelten verdiente, das wollte er wiederum in die vorderſte Reihe führen, durch eine ſelbſt bewußte Betätigung. Wie bei ſeinem ſpäteren Freunde Beaconsfield in jungen Jahren die Parole nicht Whig oder Tory, ſondern einfach England gelautet hatte, genau ſo dachte Bismarck als Preuße, ja vielleicht iſt ihm niemals eine ärgere Verkennung

angetan worden, als durch den Kronprinzen im Jahr 1862, als der seinen Vater warnte: „Er ist ein Parteigänger Frankreichs.“ Denn Sympathien oder Antipathien, sobald fremde Mächte im Spiel waren, verstand Bismarck einfach nicht. Warum Zorn für ein Land, solang es uns nützt, warum Sympathie, solang es uns schadet, warum Eifer, wenn es uns überhaupt nichts angeht? Deshalb machte er schon von Frankfurt aus dem General v. Gerlach (Mai 1857) den Vorwurf, daß dessen auswärtige Politik „die Realitäten ignorierte“. Deshalb meinte der Schweizer Cherbuliez eines Tages von Bismarck, er habe seine Leidenschaften wie Gliedmaßen gebraucht, auf Deutsch: selbst den Affekt noch benützt und sich allein von der salus publica, wie er sie begriff: der Größe und Kraft Preußens, dann des Deutschen Reiches, leiten lassen. Seine ganze Verachtung aber galt einer „passiven“ Politik, die sich immer nur weiterschleppen will, sich ihre Richtlinien von andern vorzeichnen läßt und groß nur ist in Beseitigung von Schwierigkeiten, die sie sich durch mangelnden Überblick und Halbheit selber geschaffen hatte. Umgekehrt schreibt Lothar Bucher 1865, der Schef sei so genial, daß man sich für ihn „totarbeiten“ könnte.

Da der Gutsbesitzer Otto v. Bismarck-Schönhausen von sich aus keine Macht besaß, mußte er die Person, bei der die Macht, oder doch ihr wesentlichster Teil, in Preußen lag, so zu lenken und jene Macht so zu steigern suchen, daß sich mit ihnen etwas Erkleckliches ausrichten ließ. Das hat er meisterhaft, wenn auch unter schwerer Belastung der deutschen innerpolitischen Zukunft, verstanden. Treffend, wenigstens für die späteren Jahre, ist bemerkt worden, daß, wenn Wilhelm I. überhaupt „ein Instrument in der Hand des Herrn“ gewesen sei, so in der Hand des Herrn v. Bismarck.

Beide Männer fühlten, gleich einem Stachel im Fleisch, die Erinnerung an die schrecklichen Märztage von 1848, als die preußische Königskrone von einem unklugen und überspannten „Herrscher“ durch den Kot geschleift wurde. Friedrich Wilhelm IV. selbst kam spielerisch über jene Krisis hinweg, ritt in schwarz-rot-goldner Schärpe durch die Straßen Berlins und erklärte vom Gaul herab der Menge: „Preußen geht fortan in Deutschland auf.“ Bismarck aber las kurz nachher dem Prinzen von Preußen jenes Gedicht vor, dessen Anfangsworte lauten:

„Das waren Preußen, schwarz und weiß die Farben,
So schwebt die Fahne einmal noch voran,

Als für den König seine Treuen starben,
Für ihren König, jubelnd Mann für Mann.
Wir sahen ohne Zagen
Fort die Gefallnen tragen,
Da schnitt ein Ruf ins treue Herz hinein:
‚Ihr sollt nicht Preußen mehr, sollt Deutsche sein.'"

In der Schlußstrophe heißt es:

„Schwarz, Rot und Gold glüht nun im Sonnenlichte,
Der schwarze Adler sinkt herab entweiht;
Hier endet, Zollern, deines Ruhms Geschichte,
Hier fiel ein König, aber nicht im Streit.
Wir sehen nicht mehr gerne
Nach dem gefallnen Sterne.
Was du hier tatest, Fürst, wird dich gereu'n,
So treu wird keiner, wie die Preußen, sein."

Wilhelm brach damals in heftiges Schluchzen aus; es war eine der ersten Stunden, die ihr magisches Band zwischen jenen zwei Gleichgesinnten woben. Bismarck wußte aus früher Erfahrung, daß militärische Gesichtspunkte den König stärker anzogen, und hat im Dienst kaum jemals noch die Uniform abgelegt, weil er in ihr mehr durchsetzte, mehr erreichte. Darüber hinaus lag ihm selbst aber das Militärische im Blut. Er wäre zweifellos, vorausgesetzt, daß ihn die Kugeln in jungen Jahren verschont hätten, ein großartiger Stratege geworden, und die neidischen Militärs begingen ein Unrecht, die Lehre ihres Meisters v. Clausewitz: daß der Krieg nur eine Fortsetzung der Diplomatie mit andern Mitteln sei, gerade Bismarck gegenüber zu vergessen.

Wenn Bismarck selbst noch in seinen „Gedanken und Erinnerungen" einen Ruhm für Preußen darin sucht, sich „von jeder schmachvollen Verbindung mit der Demokratie" ferngehalten zu haben, als ob die Berührung schon befleckte, so ist das natürlich eine Befangenheit, die man bedauern muß. Aber wer sich der tiefen, schmerzlichen, vergiftenden Beleidigung erinnert, die dem Preußentum 1848 angetan worden war, wird jene Befangenheit historisch verstehen und noch vieles andre in Bismarcks ganzer Psychologie. Jeder sieht heute: die von ihm selbst, von Roon und König Wilhelm repräsentierten, altpreußischen Kräfte waren fruchtbarer, wertvoller, zukunftreicher als die von der Opposition verkörperten.

Überfliegen wir die Hauptaktionen, die den Namen Bismarcks unsterb-

lich gemacht haben, so finden wir: seine Behandlung des „Bundeselends"; den Militär- und Verfassungskonflikt; die polnische und schleswig-holsteinische Frage; die Auseinandersetzung mit Österreich und Gründung des Norddeutschen Bundes; die emser Depesche; die Aufrichtung des neuen Reiches; den Kulturkampf; die Zolltarifreform; den Wiener Vertrag; die soziale Gesetzgebung; die Staatsbahnen; das Septennat.

Unter die bald „biergemütliche", bald unverschämte Manier der damaligen Österreicher, die deutschen Angelegenheiten zu behandeln, machte Bismarck als Bundesgesandter in Frankfurt a. M. einen dicken Strich. Aber Führerschaft für Preußen war ohne Heeresreorganisation nicht zu haben. Die kleingesinnte Mehrheit des Abgeordnetenhauses im Gegenteil wünschte den Staat recht wehrlos, da ja eine zielbewußte auswärtige Politik doch niemals von ihm zu erwarten und alles Geld hier nur weggeworfen sei. Vielmehr galt es ihr, Preußen „seinen Großmachtkitzel auszutreiben".

Einzelne behaupten heute, Bismarck habe den Militärkonflikt, der bei gutem Willen auch früher beizulegen gewesen wäre, absichtlich hingezogen, um den König in Sorgen und sich selbst als unentbehrlich an der Macht zu erhalten. Hätte er keine andre Möglichkeit hierzu gesehn, so ist es denkbar, daß er zum Besten seines hohen Zieles: Kraft und Größe Preußens, auch dieses gewagte diplomatische Mittel angewendet habe; beweisbar ist es nicht. Viel plausibler ist die Annahme, daß er sich in der Vollblust seines Genius gesträubt habe, vor Leuten, die ihm nicht imponierten, auch nur einen Schritt zurückzuweichen. Die Fortschrittler murrten: Wo will dieser Mensch nur hin? Ihm fehlt ja „jedes leitende Prinzip!" Bismarck dagegen zitierte Goethes Ausspruch: „Allgemeine Begriffe und großer Dünkel sind immer auf dem Wege, entsetzliches Unheil anzurichten." Das Maß der sich ihm hier aufdrängenden Weisheit bekundete sich in dem Abrüstungsantrag Virchows zu einer Zeit, als nach den Worten Prévost-Paradols, des französischen Botschafters in Washington, Preußen und Frankreich zwei Schnellzügen glichen, die auf demselben Gleis gegen einander abgelassen waren. —

Während des polnischen Aufstandes (1863) legte Bismarck durch seine neutrale Haltung Rußland eine Verpflichtung ersten Ranges auf, deren Frucht wir bald genießen sollten. Prinzessin Viktoria freilich war unbedingt für sofortige Kriegserklärung an Rußland zugunsten der Polen, falls Preußen nicht für immer „seine Großmachtstellung einbüßen" wollte. —

Sein diplomatiſches Meiſterſtück aber, nach eignem Zugeſtändnis, lieferte Bismarck in der ſchleſwig-holſteiniſchen Angelegenheit. Sein geheimes Ziel war natürlich: „Hinaus mit den Dänen! Verhinderung eines weiteren Kleinſtaats! Womöglich Annexion!“ Wie das anfangen? Er ſtellt ſich, — im Gegenſatz zu den ſogenannten Eiderdänen, die Schleſwig däniſch machen und Holſtein bei Deutſchland laſſen wollen; aber auch zu den Liberalen, die durchaus einen neuen Kleinſtaat wünſchen, — auf den Boden des londoner Protokolls von 1862, das die Rechte der beiden Herzogtümer zu gemeinſamer Erbfolge („up ewig ungedeelt“) feſtgelegt hatte. Hierdurch zwingt er Öſterreich, mit Preußen gegen Dänemark für jenes Recht zu kämpfen, und erklärt durch den Krieg wieder das londoner Protokoll für zerriſſen. Aber der „Kondominat“ (Preußen in Schleſwig, Öſterreich in Holſtein) iſt nicht lange haltbar. Öſterreich beſteht auf Einrichtung eines ſelbſtändigen Kleinſtaats; Preußen will nicht. Es kommt zum Krieg von 1866.

Bewundernswert iſt die weiſe Mäßigung Bismarcks nach dem Erfolg. Er fragt ſich: was hülfen alle Siege, wenn ſie nur die Zahl der unverſöhnlichen Gegner vermehren? Der König dringt auf Gebietsabtretungen, Bismarck ſucht es ihm auszureden und ſetzt, nach heißen Mühen, ſein Stück durch. Öſterreich kann uns nun auf keinem Bundestag mehr durch ſeine Wühlarbeit hindern und lähmen, Preußen hat in Deutſchland frei Feld.

Ein Meiſterzug iſt auch die Gewinnung Tweſtens, eines berliner Fortſchrittsführers, zum Entwerfen des Paſſus, der in der nächſten Thronrede die Indemnität des preußiſchen Abgeordnetenhauſes für die budgetloſe Regierung von 1862—66 nachſucht. Damit iſt der Konflikt beſeitigt; es entſteht die nationalliberale Partei, die ſtärkſte im Norddeutſchen Bund. —

War die Redaktion der vielgenannten, vom König herkommenden Emſer Depeſche durch Bismarck wirklich eine diaboliſche Leiſtung? Ein verabſcheuenswerter Streich ſeines in Blut watenden Dämons? Obwohl man den Krieg in Paris ja längſt beſchloſſen hatte? Da ſcheint eine andre pſychologiſche Löſung doch viel näher zu liegen. Wilhelms Haltung war nachgiebig, war duldſam geweſen; Bismarck wünſchte ſeinem König mehr Würde, mehr Feſtigkeit in den Augen der Welt zu verleihen. Daher ein paar Kürzungen des Wortlauts, und aus der „Schamade“ wird eine „Fanfare“. Zweifellos ſchaffte ſie Waſſer auf Olliviers Mühle. Aber Bismarck wie Moltke waren für das Unvermeidliche lange vorbereitet

und gefaßt. Sie haben die Verantwortung mit wachſamſter Treue und mit Glück getragen. Anfechten kann dieſes Glück nur, wer ein ſtarkes Deutſches Reich, zu großzügiger Politik nach innen wie nach außen fähig, verwünſcht.

Es folgt nach dem Kriege zunächſt der Ausbau der neuen Einheitsverfaſſung. Das gehobene Selbſtgefühl der Deutſchen jauchzt einem Kampf mit Rom, dem ſogenannten „Kulturkampf", zu, der nach allerlei Plänkeleien mit Aufhebung der „katholiſchen Abteilung" im preußiſchen Kultusminiſterium leiſe beginnt, 1873 zu den durch Falk im Abgeordnetenhaus eingebrachten Maigeſetzen führt und 1875 ſeinen Höhepunkt erreicht. Der Verſuch, den deutſchen Klerus in erſter Linie national zu machen, ſchlägt fehl, und wenn der Staat auch Anzeigepflicht und Einſpruchsrecht bei Beſetzung neuer Stellen als Symbole ſeiner Oberhoheit behauptet, lenkt er doch ſeit 1878 ein. Bismarck, der ſich zeitweiſe lebhaft an den Debatten beteiligt hat, bedauert ſpäter gegenüber dem ſächſiſchen Staatsminiſter von Frieſen, ſich die Geſetze nicht näher angeſehn zu haben, bevor er ſie unterſchrieb, es würde ſonſt manches „dumme Zeug", das darin ſtand, von ihm herausgeſtrichen worden ſein. Er hatte in dieſem Augenblick wahrſcheinlich vergeſſen, daß mancher andre Paſſus auch wert geweſen war, im Gedächtnis behalten zu werden, wie z. B. die Begründung des preußiſchen Ordensgeſetzes, wo es heißt: „Vereinigungen, deren Mitglieder in der Hand ihrer Oberen nichts als willenloſe Werkzeuge ſind, und deren Einrichtungen zur Vernichtung der geiſtigen Perſönlichkeit ſeiner Bürger führen; welche die wirtſchaftlichen Fundamente ſeiner Exiſtenz negieren und deren übermäßiges Anwachſen ihn ſelbſt in Gefahr bringen muß, iſt der Staat zu dulden nicht verpflichtet." — —

Nach dem Krach, mit dem 1873 die ſogenannten Gründerjahre ſchloſſen, hatte in Deutſchland eine Periode ſinkender Preiſe und allgemeiner ökonomiſcher Unluſt eingeſetzt. Beſonders die Eiſeninduſtrie, der allmählich jeder Zollſchutz genommen worden war, und die Großlandwirtſchaft klagten ſchwer. Bismarck, der dieſe Dinge bis dahin dem freihändleriſch geſinnten Rudolf Delbrück, ſeinem Vertreter im Amt, überlaſſen hatte, ſann auf Abhilfe und bereitete einen Umſchwung in unſrer Zollgeſetzgebung vor. Man ſagt ihm heute nach, daß er durch dieſe Maßregel nur den verhaßten Liberalismus habe treffen wollen, wo der am ſtärkſten daſtand: auf

wirtschaftlichem Gebiet. Und in der Tat waren die deutschen Freihändler so kapitelfest, daß sie lieber *mit* dem Prinzip zugunsten Englands siegen, als ihr Prinzip zugunsten Deutschlands aufgeben wollten.

Sie hatten vor allem einen, nur aus der damaligen Paupergesetzgebung Englands zu verstehenden Fehler Adam Smiths noch nicht eingesehn: daß er Arbeit und Armut fast wie selbstverständlich gleichsetzte. Unsre Manchesterleute dachten sich daher blühende Industrien mit ausgemergelten Arbeiterschaften* als normal und wehrten sich später auch gegen staatliche Arbeiterfürsorge als störend. Ging in Deutschland ein Industriezweig samt den Arbeitern ein, nun, so gab es ja irgendwo im Ausland andre Proletarier, die den betreffenden Artikel herstellten, worauf man ihn „am Weltmarkt" kaufte. Und gingen unsre sämtlichen Ackerbauer ein, so gab es ja in Indien ungezählte Millionen von braunen Kulis, die für eine Hand voll Mais täglich Weizen bauten, den dann der deutsche Konsument sehr billig und mit Wohlbehagen erstehn würde. Bismarck machte jedoch einen Unterschied, weil ihm das Hemd näher saß als der Rock. Er wollte auch unsre Landbewohner als Abnehmer der städtischen Gewerbe erhalten, und die seither eingetretene „steigende Konsumkraft des Ostens", infolge deren z. B. die Schäden der von Amerika herüberflutenden Handelskrise 1907 und 1908 einigermaßen wettgemacht wurden, dürfte ihm als Ideal vorgeschwebt haben.

In der aufbrennenden Kontroverse kamen die Gedanken Friedrich Lists von dem Wert des einheimischen Marktes, von der Pflege der Konsumfähigkeit und dem Nutzen der Zölle als eines Erziehungsmittels für junge, noch kämpfende Industrien endlich zu ihrem Recht. Was geschehen sein würde, wenn man dem Ruf Bismarcks zur Umkehr nicht gefolgt wäre, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Jedenfalls haben sich die schwarzen Prophezeiungen der deutschen Manchesterleute *nicht* bewahrheitet. Es ist aber ganz außerordentlich schade, daß Bismarck sich gezwungen sah, statt mit den Linksliberalen, die bei jener Gelegenheit aus den schon genannten Gründen heftig opponierten, die Zollreform mit den Konservativen zu machen und diesen den Dank für das Gelingen auf dreißig Jahre zu sichern. Denn in sämtlichen deutschen Gauen geht es den Bauern heut entweder gut oder doch besser, als es ihnen jemals gegangen ist, und sie glauben auch zu wissen, weshalb, während manche Zollgegner, die statt mit Realitäten immer noch mit Prinzipien rechnen, die Abschaffung nicht etwa

* Man vergl. das Kapitel über Friedrich List, S. 277 und 280.

deshalb fordern, weil die Zeiten sich inzwischen geändert hätten, sondern weil die Zölle schon 1879, als sie eingeführt wurden, ein Fehler gewesen seien.

Der Gang der deutschen Industrie vollends ist aber in den letzten drei Jahrzehnten einem ununterbrochenen Siegeslaufe vergleichbar, und der Nationalwohlstand hat sich so gewaltig gehoben, daß nur noch gewisse Auguren, wenn das Reich Bedürfnisse hat, die abgestandene Phrase verkünden: die Deutschen seien ein mittelloses Volk. Zwar macht sich in letzter Zeit ein Ansteigen der Preise für alltägliche Lebensbedürfnisse lästig, sodaß alle Gehälter, einschließlich der preußischen Zivilliste (1910), einer Heraufschraubung benötigten. Allein hohe Preise, hoher Zinsfuß und dem entsprechend auch hohe Gehälter und hohe Löhne waren noch stets Begleiterscheinungen einer aufstrebenden Volkswirtschaft mit starker Unternehmungslust. Was für Bismarck den Ausschlag gegeben hat, dürfte freilich außer dem Wunsche, sich durch Zolleinnahmen im Budget freier von der liberalen Opposition bewegen zu können, der Blick auf seine ländlichen Standesgenossen gewesen sein, die gegen Ende der siebziger Jahre mehr und mehr in Schulden gerieten. Es ist möglich, daß er, indem er sie stützte, gewalttätig einen Prozeß verzögert hat, der in der natürlichen Evolutionslinie liegt, also trotzdem unaufhaltsam ist. Denn Rittergüter, die überhaupt nur noch mit ausländischen Wanderarbeitern zu bestellen sind, fallen aus der nationalen Wirtschaft heraus, während ihre Parzellierung dort, wo sie durch ausreichende Wiesen gestattet ist, sowohl den Menschen- wie den Viehstand auf dem selben Areal in Bälde verdreifacht. Indessen haben die Engländer mit der Aufhebung ihrer Kornzölle im Jahre 1846 auf die Dauer böse Erfahrungen gemacht. Lebensmittel für die Städter gab es ja nun billig, aber das Getreide lohnte den Anbau nicht mehr, oder doch nicht genug. Die Verödung des platten Landes, auf dem dort kaum noch eine Million Menschen lebt, die Umwandlung uralten Weizenbodens in Weidetrift sind unnatürliche soziale Rückschritte, die den englischen Nationalökonomen schwere Sorgen verursachen. Und wenn irgendwo, soll man bei dieser Gelegenheit gewisse Prozente nicht zählen, sondern wägen. Die Rechnung, in Deutschland gäbe es 5,7 Millionen landwirtschaftlicher Betriebe, und von diesen seien nur 21 % an den Getreidepreisen beteiligt, ist irreführend, ist grundfalsch. Denn von jenen 5,7 sind mindestens drei Millionen Zwerg- oder Nebenbetriebe, also Gemüsebeete, Gärten, Sämereien, Baumschulen, Acker-, Weinbergs- und Wiesenfetzen in der

Nähe der Städte. Die große Mehrzahl dieſer Parzellen unter 1 Hektar gehört Induſtriearbeitern oder Tagelöhnern und kommt für die eigentliche Landwirtſchaft garnicht in Betracht. In Wirklichkeit ſollte man nicht Köpfe zählen, ſondern die Geſamtfläche des landwirtſchaftlichen Areals in Rechnung ſtellen, und von der entfallen in Deutſchland mehr als fünf Sechſtel, nämlich 26,7 Millionen Hektar (von imganzen 31,8) auf Güter und „ſpannfähige“ Höfe, die an leidlichen Getreidepreiſen durchaus intereſſiert ſind. Die Großgüter (von 100 Hektar und mehr) decken 7 Millionen, die Höfe (von 5 bis 100 Hektar) decken 19,7 Millionen, jene Unmenge von Zwergbetrieben dagegen kaum eine Million.

Möglich, daß gewiſſe Induſtrien inzwiſchen reif und ſtark genug geworden ſind, um keines Schutzes mehr zu bedürfen, ſodaß der von Liſt empfohlene Wechſel des Syſtems wieder einmal angebracht wäre. Möchte er, ſo kann man nur wünſchen, ebenſo günſtig ausfallen wie der von Bismarck im Jahr 1879 vollzogene. Daß er mit ihm etwas für die Ewigkeit, etwas Prinzipielles, Doktrinäres habe einrichten wollen, iſt ausgeſchloſſen. Er ſah nur nicht ein, weshalb deutſche Bauern und Arbeiter durchaus „zugrundegehn“ ſollten, ſelbſt wenn es „die Lehre“ forderte. Liſt ſchon hatte ja gewarnt: man dürfe nicht kaltherzig, wie die Schule das tue, die Überzähligen zum Hungertod verurteilen, noch dazu in einem viel zu frühen Stadium. Und ſoviel hat ſich auch herausgeſtellt: das Zugrundegehn erfolgt nicht mit einer Schnelligkeit, die der Schule genügen könnte. Die Verurteilten kämpfen, und zwar äußerſt unangenehm für andre; die Fabrikarbeiter in der Sozialdemokratie; die Gutsbeſitzer und Bauern im „Bund der Landwirte“. Die Mancheſterleute ſchienen zu glauben, daß auch „zugrundegegangene“ Produktivſtände noch als Konſumenten weiterlebten. Gerade hier ſetzte Bismarck ein. Er zog dem rätſelhaften „Weltmarkt“ den greifbaren Nutzen vor, der durch gemeinſame Sprache, Erziehung und Heimat für Handel und Wandel geſchaffen wird. Eben darum, wegen ſeiner Mängel an prinzipieller wirtſchaftlicher Bildung, ſtellt ihm noch einer ſeiner jüngſten Biographen, in den Spuren Eugen Richters, das Zeugnis gänzlicher Nichtbefähigung für innere Politik aus. Im ganzen jedoch hat inzwiſchen auch auf der linken Seite der Nation die wirtſchaftliche Reife ſo erfreulich zugenommen, daß Zollfragen mehr und mehr unter dem einzigen Geſichtswinkel, den ſie erlauben: dem des wechſelnden Vorteils, der „Opportunität“, behandelt werden.

Als im Osten der Panslawismus zu lärmen begann, fuhr Bismarck 1879 nach Wien, schloß mit Kaiser Franz Josef das berühmte Septemberbündnis, das bis heute vorgehalten hat, und erntete somit die Frucht seiner vorschauenden Weisheit von 1866.

Die Idee der sozialen (Kranken-, Unfall-, Altersversicherungs-) Gesetzgebung, die durch die sogenannte „kaiserliche Botschaft" vom 17. November 1881 inauguriert wurde, stammt nicht von Kaiser Wilhelm, dem jener Gedankenkreis fernlag, sondern von Hermann Wagener, dem ersten Redaktör der jungen Kreuzzeitung, einem ungewöhnlich klugen, besonnenen und weitblickenden Mann, der, seinerseits auf den Schultern von Huber und Radowitz stehend, am frühesten und meisten dazu beigetragen hat, die Konservativen für den Gedanken sozialer Fürsorge zu erziehen. Er gehörte zu denen, auf die Lasker 1873 das Odium der Gründerzeit abzuwälzen verstand, während die Rechtschuldigen ganz anderswo saßen, und zog sich gebrochen aus dem politischen Treiben zurück, obschon Bismarck ihn gern gehalten hätte. Von Wagener stammt auch der Plan, jene Gedanken, um sogleich das Vertrauen der breiten Schichten zu wecken, feierlich in einer Thronrede verkünden zu lassen. Bismarck gebührt das Verdienst, sich in die soziale Reform eingelebt, ihre Ausführungsmöglichkeiten durchdacht und langsam auch den Kaiser dafür gewonnen zu haben, der ihm dann auf diesem Gebiet freie Hand ließ. Nur die Beseitigung der Lebensmittelzölle nahm er von Wagener nicht herüber, weil ihm dazumal der Ausbau der indirekten Steuergesetzgebung, um dem Reich eigne Finanzen zu schaffen, zu sehr am Herzen lag.

Den diplomatischen Zweck, den Bismarck nebenbei verfolgte: die Aussöhnung der Lohnarbeiter mit der Regierung, hat er nicht erreicht und nicht erreichen können, weil eine fünfzigjährige Verelendung, vom Aufhören der Kontinentalsperre 1813 bis zum „Offnen Antwortschreiben" Lassalles 1863, zu tiefe Spuren im Proletariergemüt eingedrückt hatte. Ihre neuerliche Prosperität haben die Arbeiter natürlich zur politischen Hebung ihrer Klasse, *gegen* die herrschenden Gewalten, zu verwerten gesucht und Bismarck dadurch erst recht in Harnisch gebracht. Indessen ist der enorme Vorteil des Planes: den Wohlstand einer Nation in der Tiefe zu begründen, indem die niedersten Schichten kaufkräftig erhalten werden, insofern eingetreten, als wir sechzehn *Milliarden* Mark Sparkasseneinlagen in Deutschland zählen, wovon reichlich die Hälfte auf kleine Leute zu buchen ist, die

also mehr zu verlieren haben, als eine revolutionäre Stimmung vertragen kann. —

Die Verstaatlichung der Eisenbahnen, die seit 1880 in Preußen vorging, war ein Stück aus dem Erbe Friedrich Lists und hat sich außerordentlich bewährt.

Seinen letzten großen Triumph erlebte Bismarck durch die sogenannten Septennatswahlen vom Februar 1887, durch die die Opposition („Windthorst-Richter-Grillenberger") endlich in die Minderheit kam. Seine Popularität gipfelte wohl nach der großen Reichstagsrede vom 6. Februar 1888, als er die Begründung der neuen Heeresvermehrung zu einer Friedenskundgebung großen Stils zu gestalten wußte. In den Städten Australiens wie der ganzen zivilisierten Welt wurden Extrablätter mit dem Wortlaut gedruckt und in den Straßen ausgerufen.

Nur einen Monat später verschied Kaiser Wilhelm.

Übergehn wir ein paar großartige Aktionen, die wohl Erwähnung verdienten, wie das Sozialistengesetz von 1878, dessen Nichterneuerung durch den Reichstag er 1890 noch als Kanzler miterlebte, das Tabaksmonopol, die Währungs- und Polenpolitik, weil sie allesamt zusehr umstritten sind, und halten uns an den tragischen Abschluß der großen Laufbahn.

Bismarck hatte, wie schon erwähnt, häufig zu verstehn gegeben, daß der persönliche Wille des Königs in Preußen der wichtigste, der ausschlaggebende Faktor sei. Mit jenem Handkuß nach der ersten Thronrede, die Wilhelm II. am 25. Juni 1888 im Reichstag verlas, einem Vorgang, den die historisch Eingeweihten als zu der ganzen absolutistischen Tendenz gehörig auffassen, besiegelte der Kanzler sein Schicksal, fing er sich in der eignen Schlinge. Das Zurücktreten des bis dahin Allgewaltigen lag wohl in der Natur der Dinge und mußte irgend eines Tages erfolgen. Doch will es trotz mancher Starrheit und Überlebtheit, die sein Scheiden aus gewissen Ämtern zu einem Aufatmen für andre machte, keineswegs notwendig erscheinen, daß ein so ungeheurer Vorrat lebendiger geistiger Kraft seit dem Tage der Entlassung (20. März 1890) noch volle acht Jahre ohne jeden praktischen Nutzen für die Nation in der Ecke verglimmen mußte. Denn Bismarck ist in Reichsgeschäften nie mehr um Rat gefragt worden.

Nun war er wohl im Lande seiner stillen Sehnsucht, wo Heidekraut und Thymian duften und „man nur noch den Specht hört". Auch trug

es der große Humoriſt bei Gelegenheit launig vor, wie unwichtig er doch ſein müſſe, da noch nicht einmal die Bewohner ſeines eignen Forſtes ihn kännten. Eine Häuslerin, von der er, beim Wandern verirrt, einen Trunk Milch erhielt, hatte noch nie von ihm gehört und ſichtbarlich auch keinen rechten Glauben an ihn. Den Oberförſter, ſo meinte ſie, den hätte ſie gern einmal geſehn.

Aber das Herz des Verjagten war voll Bitterkeit. Zu Heinrich Friedjung, dem öſterreichiſchen Hiſtoriographen, der in den erſten Monaten kurz nach der Entlaſſung in Friedrichsruh weilte, hat Bismarck bei Tiſch geäußert: „Jetzt habe ich wieder Zeit zu poetiſcher Lektüre. So habe ich den Schiller vorgenommen und leſe ſeine Dramen jetzt noch einmal in der Reihenfolge der Entſtehung. Als ich jüngſt beim Schlafengehn die Räuber vornahm, kam ich an die ergreifende Stelle, wo Franz den alten Moor ins Grab zurückſchleudert mit den Worten: ‚Was? Willſt du denn ewig leben?‘ Da ſtand mir mein eignes Schickſal vor Augen.“ Friedjung fügt hinzu: „Der Eindruck dieſer Worte war unbeſchreiblich. Sie wurden mit einer leiſen Bewegung in der Stimme, aber ohne Veränderung in dem tief gefurchten Antlitz geſprochen.“

Zugeben muß man: Bismarck beſaß zuletzt nicht mehr die Geſchmeidigkeit, die Schlagfertigkeit, den Stolz ſeiner jungen Jahre. Herrſchen war ihm ſo natürlich geworden wie Atmen. Es mag ihn gewurmt haben, zu bemerken, daß ſeine bewährte Methode der Kaiſerbehandlung diesmal verſagte; er wollte es nicht recht glauben. Dazu ſcheinen väterliche Rückſichten beim Ertragen des Unerträglichen im Spiel geweſen zu ſein; er wünſchte ſeinen Sohn Herbert als Nachfolger einzuſetzen. Sein Vorſchlag einer das Dekorum wahrenden Verzögerung des Abganges, bis er die neue Militärvorlage noch im Reichstag verteidigt haben würde, erſcheint an ſich berechtigt und maßvoll, war aber wegen der Differenzen in Sachen der Arbeiterſchutzkonferenz, wie des miniſteriellen Geſchäftsganges in Preußen, kaum noch tunlich.

— — — — — — — — — — — — — — —

Bismarck hat uns zunächſt drei böſe Erbſchaften hinterlaſſen: eine durch das Ausnahmegeſetz von 1878—90 gereizte, ſtetig wachſende Sozialdemokratie; ein völlig unbefriedigendes Verhältnis zu den herausgedrängten Deutſchen Öſterreichs; und eine Tendenz, nur das Gouvernementale gelten zu laſſen, alles nicht mit der Regierung Gehende als reichsfeindlich zu

denunzieren, an die Wand zu preſſen, gewiſſermaßen vogelfrei den untern Exekutivorganen zur Beluſtignng hinzuwerfen.

Dieſe Tendenz, die uns eine neue Kaſtenherrſchaft großzuziehen und einen neuen Privilegienſtaat, bewohnt von Bevorrechteten und Bevormundeten, ſo wie er kurz vor 1806 und kurz vor dem März 1848 beſtand, zu beſcheeren drohte, iſt bei Bismarck am erſtaunlichſten. Denn welch ein Maß von dreiſter, infamierender Gehäſſigkeit und Fronde iſt ihm gerade durch ſeine Standesbrüder angeboten worden, bis er Ende 1872, ingrimmig „über die ruchloſe Überhebung und politiſche Unbrauchbarkeit der Konſervativen" als Miniſterpräſident ſeine zeitweilige Entlaſſung nahm! Der Streit zog ſich bis 1876 hin und noch länger; bei der Zolltarifreform kam endlich der Friede zuſtande. „Ganz wird man den Junker doch nie los," iſt ein Geſtändnis, das man ihm aufs Wort glauben darf.

Was die Deutſchen in Öſterreich betrifft, ſo hat er ſich über ihre Zukunft augenſcheinlich keine Skrupel gemacht. Seine Löſung der deutſchen Frage war blendend erfolgreich und gleichwohl übers Knie gebrochen.

Weit anfechtbarer noch iſt ſein Verhältnis zur Sozialdemokratie. Er hat ſie einfach unterſchätzt, ſonſt würde er den, von der Geſchichte ſo oft ſchon widerlegten, Verſuch nicht unternommen haben, eine geiſtige, ganz in der Tiefe wurzelnde und zugleich aus ökonomiſchen Urſachen ſich nährende Bewegung mit repreſſiven Gewaltmaßregeln erſticken zu wollen. Bismarck war zornig nicht nur über die Oppoſition, die ihm die Sozialdemokraten machten, ſondern darüber, daß er in einer beſonders hellen, doch wie er ſelbſt zuletzt wohl meinte: in einer ſchwachen Stunde, dieſen Feinden das Machtmittel des allgemeinen direkten Wahlrechts in die Hand gedrückt hatte.

Der Segen des allgemeinen Wahlrechts iſt unberechenbar. Es hat die beſitzenden und gebildeten Schichten dazu gezwungen, ſich ihren Anſpruch auf die Führung der andern zu verdienen, d. h. ſich um die Bedürfniſſe, die Lebensbedingungen der Maſſen ganz energiſch und befliſſen zu kümmern, ſtatt daß ihnen eine parteiiſche Wahlgeſetzgebung auch fernerhin ſolches Bemühen erſpart hätte. Es iſt hauptſächlich durch das allgemeine Wahlrecht der ſoziale Sinn in den Oberklaſſen geweckt und geſchärft worden. Die breiten Schichten aber haben das Gefühl verloren, eine von aller Macht und Selbſtbeſtimmung ausgeſchloſſene, willkürlich behandelte Heerde zu ſein, ſie genießen durch ihre Vertreter einen beſcheidenen Anteil an der Reichsregierung; ſchade nur, daß in Preußen der

halbkonstitutionelle Staat mit dem Zensus ihnen die Lust am Reich verdirbt. Die Vorstellung aber, ein Drittel der deutschen Nation, — denn die 4¼ Millionen sozialdemokratischer Reichstagswähler können mit Weib, Kind und Angehörigen kaum weniger als 20—21 Millionen Häupter ausmachen, — zu entrechten und ins Gefängnis zu sperren, richtet sich selbst. Es handelt sich um die aufgewecktesten, strebsamsten Arbeiterkreise, ohne deren Fleiß und Anstelligkeit unsre Industrie ihre hohe Leistungskraft und ihren Weltruhm nie gewonnen haben würde. Sie steuern wie andre Bürger, gehorchen den Gesetzen, dienen im Heer, das zurzeit mit Einschluß von Reserven und Landwehr weit über eine Million Sozialdemokraten mustern dürfte, und mausern sich, wie Süddeutschland zeigt, wenn man sie richtig anfaßt, bald aus utopischer Verbissenheit zu praktischer Mitarbeit auch in der Politik.

Als Bismarck 1867 im Norddeutschen Bund das allgemeine Wahlrecht einführte, hatte er die gewaltige Entwickelung unsrer Industrie samt den durch sie verursachten gesellschaftlichen Änderungen nicht vermutet. In Frankreich mit seiner wohlgeölten Präfekturmaschine sah er auf Grund jenes direkten und gleichen Wahlrechts regierungsfreundliche Majoritäten erstehn, während umgekehrt in Preußen auf Grund des indirekten Dreiklassenwahlsystems das Abgeordnetenhaus bis 1866 fanatisch oppositionell gewesen war. Da er den Landmann und Kleinstädter in Deutschland als monarchisch zu kennen glaubte, erhoffte er sich also von der direkten Wahl fortan einen gefügigen Reichstag, während wiederum Bebel aus den gleichen Gründen damals einen gefügigen fürchtete und das allgemeine Wahlrecht bekämpfte. Beide Männer irrten sich; Lassalle war der Prophet, dem sich die Zukunft mit ihren „Arbeiterbataillonen" entschleiert hatte.

Das andre Kalkül, von dem Bismarck sich hatte leiten lassen: daß er im allgemeinen Wahlrecht eine Werbekraft für den demokratischen Süden annahm, war vollkommen richtig.

Leider sprechen viele Zeichen dafür, daß er gegen das Ende seiner Amtszeit sich mit dem Gedanken getragen habe, jenen Segen rückgängig zu machen, d. h. schlimmstenfalls das Reich in seiner bisherigen Gestalt aufzukündigen und die deutschen Fürsten zu einer Neuformierung auf dem Boden einer abgeänderten Verfassung, mit beschränktem Wahlrecht, einzuladen. Er würde vor wiederholten Reichstagsauflösungen und Anwendung militärischer Gewalt nicht zurückgeschreckt sein. In diesem Punkt

muß man dem jungen Kaiſer, der nicht gleich am Anfang ſeiner Regierung „in Blut waten“ wollte, Recht geben. Er war dazumal arbeiterfreundlicher als Bismarck und hat uns vielleicht davor bewahrt, das Bild unſres pater patriae in letzter Stunde noch befleckt zu ſehn.

Möglich auch, daß der Kanzler beim Vorſchreiten ſeines Irrtums innegeworden wäre und einen Frontwechſel wie beim Kulturkampf und andern Gelegenheiten vollzogen hätte.

Aber was bedeuten Möglichkeiten und bloße Hypotheſen gegenüber der erdrückenden Fülle tatſächlicher, unvergänglicher Verdienſte?

Deutſchland vor und nach Bismarck verhält ſich wie ein Äpfelkahn auf der Elbe zu einem Ozeandampfer von dreißigtauſend Tonnen.

Die Wohltat, uns endlich in großen Verhältniſſen zu bewegen, ſowie der Sporn, uns deſſen würdig zu zeigen, ſind uns durch Bismarck zuteil geworden. Daher ſein Motto: Setzen wir Germania in den Sattel, reiten wird ſie ſchon können!

Bevor er auftrat, bildete (nach Thiers) Deutſchlands Uneinigkeit und politiſche Leiſtungsunfähigkeit „einen Teil des europäiſchen Völkerrechts“. Weshalb ein Holländer zu dem ſeltſamen Verdikt gelangte: „O ſchweigen Sie mir von dieſem entſetzlichen Menſchen!“ Bismarck hatte den Europäern ein beliebtes Spielzeug fortgenommen.

Solang er die Geſchäfte führte, fühlten wir uns geborgen wie in Abrahams Schoß. Erſt nachdem er uns entriſſen war, wurden wir inne, was es heißt, bei ſtürmiſchem Wetter die hohe See zu halten. Denn in dieſer Kunſt, buchſtäblich genommen, hatte uns Bismarck überhaupt nicht unterrichtet. Er war Feſtlandspolitiker geweſen; ſelbſt die Kolonialbegeiſterung hatte er mehr gewähren laſſen als gefördert. Rußland, Öſterreich, Frankreich hießen ſeine drei großen Gegenſpieler, deren Stellung zueinander und zu uns er unermüdlich berechnete. England hat er gering geſchätzt, wofür manche witzige Äußerung zeugt. Denn was konnten Deutſchland und England ſich gegenſeitig viel antun? Wo berührten ſie ſich?

Die Welt änderte ſich für uns mit dem ungeahnten Aufblühen des deutſchen Außenhandels, mit dem dämmernden Verſtändnis für die Notwendigkeit einer angemeſſenen Flotte. Wir begaben uns damit auf den maritimen Boden Englands, und England wuchs vor unſern Augen an Wichtigkeit, weil wir ſeine Daſeinsbedingungen, ſeine Verteidigungsweiſe annehmen mußten, um neben ihm beſtehen zu können.

Als dieſe unabſehbaren überſeeiſchen Komplikationen auftauchten, deckte den Hünen von Friedrichsruh ſchon der Sargdeckel. Der Burenlärm war die erſte Gelegenheit, wo wir, ohne unſern bewährten Leiter, falſch unterrichtet und ſentimental, es verſäumten mit England in Ordnung zu kommen. Nur die Schwärmerei für den weggejagten Battenberger hatte Bismarck (1886) gerade noch Zeit, im Keim zu erſticken. Damals fiel das Wort von den „Knochen eines pommerſchen Grenadiers“. Und ſo müßte man hinter dem, was er vollbracht, eine zweite Geſchichte deſſen beginnen, was er glücklich verhindert hat. Man denke nur an den frankfurter Fürſtentag von 1863, den Wilhelm I. von Baden-Baden her durchaus beſuchen wollte, um Öſterreichs Übergewicht in Deutſchland vermutlich nie wieder loszuwerden! — —

Für alle, die Bismarck beſſer verſtehn, birgt er einen verjüngenden Zauber, einen Born der Erquickung voller Schwungkraft und Grazie. Denn eine bare Verleumdung iſt es, Bismarck ſei ein grober Menſch geweſen. Wie ſeine Mäßigung auf der Höhe des Glücks, war auch ſeine Mäßigung in der Form ſtaunenswert. Als jener Schacherer aus Wien zu ihm kam, kurz bevor unſer Held den Botſchafterpoſten in Petersburg bezog, und ihm antrug, Bismarck möchte doch für dreißigtauſend Gulden oder ſo zugleich auch öſterreichiſche Intereſſen in Petersburg wahrnehmen, hat er da dem plumpen Verſucher den Mund verboten oder ihn geohrfeigt? Nein, er hat ihn ſehr höflich nur auf die eigene „Überlegenheit an Muskelkraft“ und auf die „Steilheit der Treppe“ hingewieſen. Worauf der Gauner verſchwand. Und als ein beſtechlicher Kaſtellan jeden zu Bismarck hereinließ, der zwei Taler Trinkgeld gab, hat er da den Kerl unverſchämt und pflichtvergeſſen genannt? Nein, er ſagte: „Ich höre, Sie laſſen mich für Geld ſehn?“ Wie packend, wenn er einen etwas rückgratloſen Politiker „einer mit Eiſenfarbe beſtrichenen Latte“ vergleicht; oder wenn er jemanden dahin charakteriſiert, er möchte „alle Tage Geburtstag feiern“.

So ſprudelt es von Draſtik und Kauſtik bei dieſem Rieſen, wo man auch in ſeinen Reden oder in ſeinen Erinnerungen, oder in denen von Zeitgenoſſen an ihn, blättern mag. Auch er hat uns nicht alles auf einmal erſchaffen können, denn er war kein Gott und noch weniger ein Engel. Aber wie richtig hat Friedrich Liſt ſchon gewarnt: die Völker ſollten ihr Teuerſtes und Beſtes nicht immer nur als Geſchenk von den

Miniſtern erwarten, ſie ſollten ſich ihre politiſchen Güter erkämpfen. Hätte Bismarck im Reichstag einen Antagoniſten gefunden, der nur einigermaßen an patriotiſcher Wärme wie an Unbefangenheit des Blickes für die Wirklichkeit mit ihm ſich hätte meſſen und ihm dadurch als Demokrat imponieren können, es würden manche Dinge heut beſſer ſtehn.

Der Jugend aber, die ſich in ſeine Vorausſetzungen, ſeine Lebensarbeit und ſeine Tragik hineindenkt, wird er für alle Zeiten ein ſtählendes Vorbild bleiben. Das wonnige Bewußtſein, daß die einſt als ungeſchickt und täppiſch verhöhnten Deutſchen den gewandteſten und ſchlagfertigſten Staatsmann, den bezauberndſten Weltmann Europas ihr eigen nannten, daß deſſen Qualitäten alſo doch die der deutſchen Raſſe ſein mußten, wird noch manche Energie beflügeln.

Als am 30. Juli 1898 die Flagge des Herrenhauſes zu Friedrichsruh auf Halbmaſt ging und der Draht in alle Himmelsrichtungen die Kunde trug: „Bismarck iſt geſtorben," da ſtanden ſelbſt unſre Feinde erſchüttert.

Den Deutſchen aber ſprach Theodor Fontane recht aus dem Herzen, als er für dieſen urwüchſigen Sohn ſeiner leidenſchaftlich geliebten Heimaterde nicht Dom oder Fürſtengruft, ſondern den dunkelſten Wald als Ruheſtatt forderte und Widukind unſern Altmärker alſo grüßen ließ:

„Ein Sachſe war er, drum iſt er mein,
Im Sachſenwald ſoll er begraben ſein.

Der Leib zerfällt, der Stein zerfällt,
Aber der Sachſenwald — der hält —
Und kommen nach dreitauſend Jahren
Fremde hier des Weges gefahren
Und ſehen, geborgen vor'm Licht der Sonnen,
Den Waldgrund in Epheu tief eingeſponnen
Und ſtaunen der Schönheit und jauchzen froh,
So gebietet einer: „Lärmt nicht ſo; —
Hier unten liegt Bismarck irgendwo!"

Helmuth von Moltke
1800–1891

Wie Blücher in ſchwediſchen, Gneiſenau in anſpachiſchen, Scharnhorſt in hannöverſchen, ſo war auch Helmuth von Moltke nicht in preußiſchen, ſondern in däniſchen Dienſten aufgewachſen. Sein Vater hatte den umgekehrten Weg, aus dem preußiſchen in den däniſchen Staat hinüber, gemacht und war dort bis zum Generalleutnant aufgeſtiegen. Den am 26. Oktober 1800 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin geborenen Helmuth brachte er 1811 in der königlichen Kadetten-Akademie zu Kopenhagen unter, wo Schmalhans Küchenmeiſter war.

Sehr früh leuchteten an Moltke eine hohe Intelligenz, eine ungemeine Gewiſſenhaftigkeit in der Erledigung von Aufgaben und eine ſtrenge Selbſtzucht hervor. Daß die freudloſe, faſt ſpartaniſche Lebensweiſe der Kadettenanſtalt ihn Kämpfe genug gekoſtet habe, bezeugt ein Anflug von Trauer, den Beobachter auf ſeinem jungen Geſicht noch in den Leutnantstagen wahrnahmen.

Die Offiziersprüfung beſtand er 1818 mit Auszeichnung, damals „ein ſchlanker junger Menſch mit vollem blondem Haar und gutmütigen blauen Augen, von ſtillem, aber freundlich entgegenkommendem Weſen“. Er war vollkommen friedlich und hat, obſchon ſeine Eigenſchaften ihm überall ſchnell eine gewiſſe Autorität unter Gleichaltrigen ſicherten, niemals geſucht, andern zu imponieren. Sein ganzes Weſen atmete Schlichtheit und Gerechtigkeit.

Im Jahr 1822 nahm er ſeinen Abſchied und trat, nach glänzend abgelegtem Examen, als jüngſter Leutnant in das preußiſche Grenadierregiment Nr. 8, das in Frankfurt an der Oder ſeine Garniſon hatte. Schon 1823 kam er nach Berlin zu dem üblichen dreijährigen Kurſus an der „Allgemeinen Kriegsſchule“, der jetzigen Kriegsakademie. Hier machten Fleiß und Gaben ihn zum Lieblingsſchüler ſeiner Lehrer; doch da ſein Vater ihm keinen Heller Zuſchuß gab, mußte er ſich ſelbſt für den Unterricht in fremden Sprachen wie für die notwendigſte Lektüre das Geld von ſeinem knappen Leutnantsgehalt abſparen.

Nach kurzem Dienſt bei der Truppe ward er 1827 als Lehrer an die frankfurter Diviſionsſchule, 1828 zur Landesaufnahme und zum Großen Generalſtab einberufen.

1832 zum Premierleutnant aufgerückt, ist er nie mehr in die Front wieder eingetreten. Aber der kommende „Schlachtendenker" ging auch auf auswärtige Schulen, und so finden wir ihn im Herbst 1835 in Konstantinopel, wo sein Urlaub sich zu einer Abkommandierung behufs „Organisation und Instruktion der türkischen Truppen" ausdehnte.

Der Sultan und sein Kriegsminister faßten großes Vertrauen zu Moltke, der auf ausgedehnten Reisen die Türkei kennen lernte und 1839 als Berater von Hafiz Pascha zum türkischen Heer abging, das in Syrien gegen Ibrahim, den Sohn des Usurpators Mehemed Ali von Ägypten, kämpfen sollte. Doch obwohl Moltke mit Entschiedenheit dazu riet, in der vorhandenen Stellung den überlegenen Ägyptern auszuweichen, ließ es der eigensinnige Türke bei Nisib, einem Dorf nordöstlich von Haleb, auf dem rechten Euphratufer, am 24. Juni 1839 zu einer Schlacht kommen, die unglücklich endete. Das einzige Mal, daß Moltke sich auf der Flucht befand. In Begleitung seines preußischen Kameraden von Mühlbach, „in zerlumpter türkischer Kleidung, mager und abgezehrt, in langen Bärten," gewannen sie bei Samsun die Küste und vermochten über See Konstantinopel wieder zu erreichen. Daheim wurde Moltke, im Frühjahr 1840, zum Generalstab des vierten Armeekorps in Magdeburg kommandiert. Am 20. April 1842 durfte er mit einer schönen Verwandten englischer Herkunft, Miß Mary Burt, deren Herz er durch die Briefe gewonnen hatte, die seine Schwester, Marys Stiefmutter, aus dem Orient von ihm empfing, einen eigenen Hausstand gründen. Obwohl dem Bunde Kinder versagt blieben, ist er unserm Helden doch länger als ein Vierteljahrhundert zum Quell ungetrübten Glückes geworden. Der Tod war gnädig genug, die Gattin noch den Ruhm ihres Teuern im hellsten Glanz erleben zu lassen.

Der Aufstieg Moltkes wurde nur durch eine kurze Abkommandierung nach Rom, als Adjutanten des Prinzen Heinrich, eines Bruders von König Friedrich Wilhelm III., — er starb schon 1846, — unterbrochen. 1855 ward er persönlicher Adjutant des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Diesen begleitete er als Oberst auf seinen Reisen nach London, Petersburg und Paris, wo Kaiserin Eugenie von den beiden schlanken lebensvollen Gästen einen solchen Eindruck empfing, daß sie die Deutschen für „die Rasse der Zukunft" erklärte. Im Oktober 1857 übernahm der nunmehrige Generalmajor die Geschäfte des preußischen Generalstabes, dessen Schef er am 18. September 1858 endgültig wurde.

Was hat ein Generalstab zu tun, da es doch schon ein Kriegsministerium gibt? Er hat diesem, das mit dem inneren soldatischen Dienst, mit Ersatz, Ausbildung und Ausrüstung der Truppen beschäftigt ist, die Sorge für alle Truppenbewegungen abzunehmen, d. h. im Krieg alle Operationen so zu leiten, daß an jedem bedrohten Punkt überlegene Kräfte eingesetzt werden können, und im Frieden schon alles vorzusehen, damit jeder Aufmarsch rechtzeitig und zweckmäßig erfolge. Jeder denkbare Krieg muß also in sämtlichen Frontstellungen durchgearbeitet sein, bevor er beginnt, und zwar einschließlich aller Transport- und Verpflegungsverhältnisse, aller dazu nötigen Karten usw.

Was ein schlechter Generalstab ist, hatten die Verbündeten im Frühjahr 1813 zu spüren, als durch das Ungeschick des russischen Oberbefehlshabers Fürst Wittgenstein unsre Truppen vor Lützen sich bis in den Nachmittag hinein durcheinanderschoben und die starke Reiterei überhaupt eigentlich nur dastand, um sich beschießen zu lassen. Was ein vortrefflicher Generalstab ist, erfuhren zu ihrem Staunen die Bayern Mitte Juli 1870, als die Generale nach der befohlenen Mobilmachung in großer Sorge beisammensaßen und sich die Köpfe zerbrachen, wie das wohl anzustellen sei, an die französische Grenze zu kommen. Da ließ ein preußischer Major, von Moltke gesendet, sich melden und legte ihnen die fertigen Fahrpläne für jeden Truppenteil, bis ins kleinste genau vorausberechnet, auf den Tisch. Sie brauchten nur noch einzusteigen und abzureisen.

Berühmt, aber vielfach leider mißverstanden ist der preußische Aufmarsch von 1866 gegen Österreich. „Getrennt marschieren und vereint schlagen" gilt heut im Publikum ungefähr als der Weisheit letzter Schluß. Nur vergißt man dabei Verschiedenes. Erstens daß der Bogen, auf dem die drei preußischen Heersäulen, — die Elbarmee bei Torgau, die erste Armee in der Lausitz, die zweite in Mittelschlesien, — ursprünglich standen, immerhin an zweihundertfünfzig Kilometer betrug, daß diese weite Trennung keineswegs durch irgendwelche Verpflegungsschwierigkeiten veranlaßt worden war, und daß man sie einem Napoleon unter keinen Umständen hätte anbieten dürfen. Er würde sich mit den Sprüngen eines Tigers und mit seiner ganzen Macht auf die nächste isolierte Kolonne gestürzt und sie zerschlagen haben, so wie er das im Frühjahr 1814 mit den einzelnen Korps der Schlesischen Armee machte, die ja gleichfalls „getrennt marschierte", doch nicht um „vereint zu schlagen", sondern um getrennt geschlagen zu

werden. Man stelle sich vor, daß Blücher im belgischen Feldzug von 1815 den Einfall gehabt hätte, seine Armee zu spalten, eine Katastrophe wäre unvermeidlich gewesen. Vor allem aber haben auch die preußischen Armeen im Juni 1866 garnicht „vereint geschlagen", sondern getrennt; die Elbarmee bei Hühnerwasser, die erste bei Liebenau, Turnau und Podol (am 26.), bei Münchengrätz (28.) und Gitschin (29.), die zweite Armee unter dem Kronprinzen bei Trautenau, Nachod und Auschwitz (27.), bei Soor und Skalitz (28.), bei Königinhof und Schweinschädel (29. Juni). Als die erste und die Elbarmee am 3. Juli morgens die Schlacht von Königgrätz begannen, war des Kronprinzen Armee noch weit zurück und konnte erst am Nachmittag um zwei Uhr eingreifen. Es war also höchst gefährlich gewesen, den Aufmarsch derartig zu verteilen, und hätte, — man denke nur an den Rückschlag bei Trautenau! — äußerst übel ablaufen können. Ungefährlich ist ein solches zangenartiges Anfassen nur, wenn die in Aktion gesetzten Heerteile für sich dem Gegner schon gewachsen oder überlegen sind. Was in aller Welt kann Moltke zu seinem Vorgehen veranlaßt haben?

Es waren hauptsächlich höfische Rücksichten, die jenen riskierten Aufmarsch verschuldet und auch später noch die Tradition gepflegt haben, daß er, „strategisch ohne Gefahr, taktisch sehr große Vorteile gewährt" habe. König Wilhelm, beschwerten Gemütes, zauderte und war Monate hindurch zu keinem festen Entschluß zu bewegen gewesen. Bismarck hatte die größte Mühe, ihn vorwärtszureißen, damit B gesagt würde, nachdem A gesagt worden war; der König wollte sich fast bis zur letzten Stunde nur „angreifen lassen". Dadurch gewannen die längst entschlossenen Österreicher einen Riesenvorsprung für die Mobilmachung; sie waren schon fünf Wochen bei der Arbeit, als die Preußen am 5. Mai erst begannen. Dennoch wurden diese vermöge unsers ausgezeichneten Generalstabes früher fertig. Aber von einer Konzentration der Streitkräfte war nicht mit Vorbedacht, sondern wahrscheinlich sehr ungern abgesehn worden. Die beiden rheinischen Korps stießen zur Elbe vor als Elbarmee; das pommersche, märkische, sächsische Korps machten den wenigst zeitraubenden Weg nach Süden und Südosten zur böhmischen Grenze; die drei östlichen Korps, das preußische, posische, schlesische, dazu die Garde, blieben östlich und sammelten sich in Schlesien, weil der kürzeste Aufmarsch, mit geringster Belastung der noch nicht wie heute leistungsfähigen Eisenbahnen, nachgerade der beste geworden war.

Natürlich wird keine große Armee fortwährend in einem Ballen marſchieren, und ſchon Napoleon hat die Maxime aufgeſtellt, man müſſe ſich zeitweiſe trennen, um ſich zu verpflegen. Aber gleich auf zweihundertfünfzig Kilometer? Daß dies Moltkes Anſicht ganz und garnicht geweſen iſt, hat er klipp und klar in dem denkwürdigen Entwurf über den „Aufmarſch der geſamten deutſchen Streitkräfte am Rhein“ ausgeſprochen, wo er nach Würdigung gewiſſer ſtrategiſch-politiſcher Geſichtspunkte „in einer Verſammlung aller unſrer verfügbaren Streitkräfte ſüdlich der Moſel“ das alleinige Heil ſuchte. Daß die umgekehrte Methode, die Spaltung vor Beginn des Krieges, ein Notbehelf war, klingt noch aus den Worten Roons, als er auf dem Schlachtfeld von Königgrätz Bismarck die Hand ſchüttelte: „Der brave Muſketier hat uns noch einmal herausgehauen.“ Die beiden hatten mehr auf dem Spiel ſtehn, als nur den Ausgang einer Schlacht; aber der König hatte ihnen die Prüfung diesmal durch ſein Zaudern ganz beſonders erſchwert.

Vollkommneres als die Schlacht von Königgrätz hat Moltke auch gegen die Franzoſen nicht geleiſtet. Nur die geniale Vorahnung der Einkreiſung von Sedan in jenem nämlichen Entwurf, der die Abdrängung der franzöſiſchen Streitkräfte von Paris in nördlicher Richtung nach der Grenze vorſieht, ſei hier erwähnt. Als „die ewige Siegerei“ den übermütigen Deutſchen langweilig wurde, wollten manche ihm faſt einen Vorwurf daraus machen, daß er durch ſeine beiſpielloſen Erfolge niemals in die Lage kam, die höchſte Feldherrnprobe abzulegen: das Wettmachen einer Niederlage. Allein wie er ſelbſt ſo ſchlicht und ſo treffend einmal geäußert hat: „Glück hat auf die Dauer doch nur der Tüchtige.“

Und er war, bei all' ſeiner perſönlichen Liebenswürdigkeit und Güte, Kriegsmann durch und durch. Darum beſaß er, was die Sachlichkeit fordert, jenen Haß auf den Gegner, den Bismarck einmal belauſchte. Der brachte ihm die Nachricht, daß die Öſterreicher aufs rechte Elbufer hinüber, alſo den Preußen entgegengezogen ſeien. Moltke ſprang mit gleichen Füßen aus dem Bett und rief: „Dann haben wir ſie!“ Sogleich war er Feuer und Flamme.

Sehr ergötzlich ſchildert auch Bismarck, wie an dem bald Sechsundſechzigjährigen, der noch ſo wenig in ſeinem wirklichen Fach hatte arbeiten dürfen, das Auf und Nieder in den Kriegs-, den Friedensausſichten jener inhaltſchweren Wochen ſich ausgeprägt habe. Gab es Krieg, dann war Moltke

aufrecht, elaſtiſch, ordentlich jung; gab es Frieden, dann erſchien er unluſtig und wie gealtert. Doch als der Krieg endlich in greifbare Nähe rückte, da wurde er ganz aufgeräumt und ſchreckte ſelbſt vor einem kleinen Kalauer nicht zurück. Die Hand an der Türklinke, rief er Bismarck zu:

„Wiſſen Sie ſchon, daß die Sachſen in Dresden die Elbbrücke geſprengt haben?“

„Wie! Mit Pulver?“

„Nein, mit Waſſer.“

Aber welch ein feiner Äſthet war dieſer Mann in allen ſeinen ernſthaften Leiſtungen; welch ein Stiliſt! Seine Reiſebriefe zählen zu unſerm vornehmſten und genußreichſten Literaturbeſitz. Mit einer ſeltſamen Verkennung iſt er lange Zeit als „der große Schweiger“ bewundert worden. Denn wortkarg war er nur im Dienſt, wo es jeder ſein ſollte; in guter Geſellſchaft gehörte er ſtets zu den lebhafteſten und unterhaltlichſten Teilnehmern. Von ſeiner Kauſtik gibt es manche Anekdote, und beſonders die folgende Antwort, obwohl im Grunde gutmütig, ſcheint mir durch Knappheit und Schlagkraft bemerkenswert.

Jeder kennt das lateiniſche Sprichwort: „Doppelt gibt, wer ſchnell gibt.“ Nun war Moltke ein großer Whiſtſpieler und liebte zumal auf ſeinem Landſitz Creiſau in Schleſien ſeine Partie. Zu ihr gehörte jeweils der Hauslehrer, der die Kinder von Moltkes Neffen in Obhut hatte, ein junger Mann, der nach des Feldmarſchalls Geſchmack zu haſtig und ſorglos die Karten austeilte. Als er ſich nun glücklich einmal vergeben hatte und aufs neue miſchen mußte, zitierte Moltke: „Bis dat, qui cito dat.“

Dort in Creiſau ſah man den greiſen Herrn an allen Sommertagen ſeinen Weg zu den dunkeln Tannen des Parkes nehmen, die ein Mauſoleum bargen, wo Gattin und Schweſter den ewigen Schlaf ſchliefen und wo auch er im Frühling 1891 beigeſetzt wurde. Winters war er faſt regelmäßig in Berlin, wo er bis in ſein achtundachtzigſtes Jahr hinein mit ungebrochner geiſtiger Friſche den Generalſtab leitete und nach dem Abſchied (im Auguſt 1888) faſt noch drei Jahre den Vorſitz der Landesverteidigungskommiſſion führte.

Viele von uns haben die leicht vornübergebeugte Geſtalt im Tiergarten wandeln geſehn. Immer war Moltke tief in Gedanken verſunken. Auch aus Reichstag und Herrenhaus, denen er als Mitglied angehörte, nahm er ſeinen Weg am liebſten zu Fuß, nach ſeiner Dienſtwohnung im General-

ſtabsgebäude. Noch kurz vor ſeinem Tod hielt er im Reichstag eine Rede zugunſten der mitteleuropäiſchen Einheitszeit, die wir jetzt haben. Stets war ſein Wort von nachhaltiger Wirkung, und unvergeßlich bleibt aus dem Jahr 1874 ſeine Mahnung, daß wir Deutſchen das in einem Halbjahr mit den Waffen Errungene wohl noch ein halbes Jahrhundert durch unſre Waffen würden ſchützen müſſen.

Den Großen Generalſtab hat er verſtanden mit ſeinem Geiſt zu erfüllen, der auf unabläſſige Vorbereitung gerichtet war, weil es, wenn irgendwo, ſo im Waffenhandwerk Stegreiferfolge nicht gibt. Nur wenn man ſeinen Wahlſpruch „erſt wägen, dann wagen“, richtig lieſt, verſteht man die ungeheure Kühnheit, deren dieſer Mann auf ſtrategiſchem, wie Bismarck auf politiſchem Gebiete, fähig war.

Kann man ſich Moltke in einem hellgrauen Militärmantel vorſtellen? Zuweilen iſt es, als ob ſeine dunkle Geſtalt jene vornehme Schlichtheit, die ein beſſeres Preußentum auszeichnete und die er in ſeiner Perſon, durch ſein jedem Prunk, jedem falſchen Schein, jeder Wortberauſchung abholdes Weſen, gleich einer Vollendung verkörperte, mit ins Grab genommen habe. Sogenannte „Ehrungen“ waren ihm zuwider, Schmeichler verſtummten vor ſeiner Abweiſung.

Ohne Krankheit, ohne Kampf iſt dieſer große Sieger abends am 24. April 1891 von uns geſchieden, nachdem er im heitern Familienkreiſe am Whiſttiſch ſeinen Gegnern ein „Groß Schlemm“ abgewonnen hatte. Er ging, wie von einem Unwohlſein befallen, ins Nebenzimmer; ſein Neffe folgte und fand ihn ſterbend, von einem Herzſchlag betroffen.

Kaiser Friedrich III.
1831–1888

Als am 16. März 1888 Wilhelm I. zu Grabe getragen wurde, sahen dem Leichenzug zwei von einer tückischen Krankheit zu baldigem Tod Verurteilte schmerzlich nach: von ihrem Palais, dort wo die Linden beginnen, Kaiserin Augusta; vom charlottenburger Schloß Kaiser Friedrich III., der vor wenigen Tagen erst aus San Remo eingetroffen war, um den Thron zu besteigen.

Er hatte sich lange gedulden und in den besten Mannesjahren mit der Rolle eines oppositionell gesinnten Zuschauers begnügen müssen. Die Tragik, die darin lag, daß er nun stimmlos und halbgebrochen ans Ziel gelangte, wurde in der ganzen zivilisierten Welt verstanden und ist es wohl wert, daß man dem Lebenslauf dieses Fürsten aufmerksam nachgeht.

Friedrich Wilhelm, — so hieß er als Prinz und Kronprinz, — war am 18. Oktober, dem Gedenktage der Schlacht von Leipzig, 1831 geboren worden, als sein Vater Wilhelm ebenfalls nur Prinz von Preußen war und der damalige Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., sehr wohl noch hätte Nachwuchs haben können. Die Mutter Augusta war eine weimarische Prinzessin und brachte von jenem Hof, aus der Nähe Goethes, gewisse Traditionen mit, die den preußischen jedenfalls widersprachen. So schwarz, wie Bismarck sie in seinen „Gedanken und Erinnerungen" malt, ist sie wohl nie gewesen; doch richtig bleibt, daß sie, von Anbeginn seine geistige Antipodin, durch den Gang der Politik mehr und mehr seine Feindin wurde und Preußen durch ihre ultramontane Befangenheit manche diplomatische Demütigung eingebrockt hat. Sehr energisch, vom eignen Gatten „Feuerkopf" geheißen, hat sie auf die Betätigung ihrer Denkweise nicht verzichten wollen, sich vollkommen logisch zu diesem Zweck des gleichen Instrumentes zu bedienen gesucht, dessen auch Bismarck zur Ausübung seiner Herrschaft benötigte: Wilhelms I., und den Kanzler tatsächlich gezwungen, eine Unsumme von Kraft an die Beseitigung ihrer Konterminen zu verschwenden. Dieser Haß, der zeitlebens vorhielt, rührt anscheinend aus den Märztagen von 1848. Damals hat Augusta Bismarck für den Plan gewinnen wollen: nach Abdankung ihres Gatten, des spätern Kaisers, für ihren sechzehnjährigen Sohn die Regentschaft zu

übernehmen, d. h. in Preußen die Zügel zu führen. Doch Bismarck lehnte jede Beteiligung ab.

Über ihren Stammhalter ſchrieb ſie 1849 (an Roon), daß „Charakterſtärke und Geiſtesfähigkeit, namentlich Schärfe und Logik der Gedanken", nicht auf der gewünſchten Höhe ſtünden und „einer fortwährenden Anregung" bedürften. Dies iſt in der Tat Friedrich Wilhelms Schickſal geweſen: unter dem Bann weiblicher Anregung, zuerſt vonſeiten ſeiner Mutter Auguſta, dann ſeiner engliſchen Gattin Viktoria, oder beider zugleich, ſeinen Lauf zu vollenden. Beide waren ihm an Willenskraft und Zungenfertigkeit erheblich voran.

Nun iſt es freilich keineswegs geſagt, daß die beiden hohen Frauen in der preußiſchen Politik ſtets im Unrecht geweſen ſeien. Vielmehr empfanden beide mit weiblicher Spürkraft, was wir heute wiſſen: daß die Härte des von Bismarck beliebten Syſtems mit ſeiner Unduldſamkeit, ſeinen polizeilichen Verfolgungen, ſeinem Niedertrampeln jeder aufrechten Oppoſition, auf die Dauer viele edle Kräfte hemmen, rückentwickeln, zerſtören mußte. Der politiſche Drill mit dem ewigen ſtrammen „Einſchwenken" ſchafft für Machtzwecke brauchbare Menſchenmaſſen, die jedoch in der Fremde auseinanderlaufen, als ob ſie nie ein Vaterland gehabt hätten. Wirkliche Selbſtachtung und Selbſtverläßlichkeit, ein höheres Menſchentum alſo, konnten eben nur bei einer Verwaltung gedeihen, die freier als die von Bismarck beliebte war. Die beiden Kaiſerinnen ahnten die Verödung unſers politiſchen Lebens voraus, falls man in der Oppoſition das Entwickelungsmoment leugnete; ſie wollten dieſer gelegentlich auch entgegenkommen, Bismarck ihr ſtets nur entgegentreten. Darum erinnert ſeine Tendenz, die Regierung als einzig maßgebenden Faktor hinzuſtellen, alles politiſch Regſame ihr anzugliedern und die Entwickelung eines ablöſenden Faktors als „Parlamentarismus" mit allen Mitteln zu hintertreiben, einigermaßen an die Höhle des Raubtiers, das ſich — nach einem Gleichnis des Freiherrn vom Stein — mit einer wüſten Zone zu umgeben liebt. Die Verarmung an ſelbſtändigen und fruchtbaren politiſchen Talenten, die wir heut im Reich zu beklagen haben, fällt leider großenteils Bismarck zur Laſt. Jene beiden Frauen aber, die eine aus Weimar, die andre aus England, ſahen die Notwendigkeit eines ſo drakoniſchen Waltens, das am liebſten jeden Widerſpruch mit Gefängnis beſtraft hätte, nicht ein.

Daraus erklärt ſich das bedeutendſte, ja man kann ſagen einzige, politiſche

Hervortreten des Kronprinzen im Jahr 1863. Bismarck hatte jene „Preßverordnung“ erlassen, die am 1. Juni erschien und so peinlich an Polignacs berüchtigte Preßordonnanz vom Juli 1830 erinnert. Angeblicher Zweck: „die leidenschaftliche und unnatürliche (!) Aufregung, welche in den letzten Jahren infolge des Parteitreibens die Gemüter ergriffen“ habe, solle „einer ruhigeren und unbefangneren Stimmung weichen“. Durch Verfolgung von Freimütigen, Ausweisung und Bestrafung von Mißliebigen! Ein Sturm des Widerspruchs erhob sich im Lande gegen diese, — weil die Kammern zwar nicht versammelt waren, aber auch die öffentliche Sicherheit in garkeiner Gefahr stand, — völlig ungesetzliche, verfassungswidrige Maßregel*. Sobald das Abgeordnetenhaus tagte, hob er jene Verordnung auf.

Unter den Opponenten aber hatte sich Kronprinz Friedrich Wilhelm befunden und nicht nur in Briefen an Bismarck und seinen Vater, sondern sogar in einer öffentlichen Ansprache zu Danzig, wo er befehligte, seine abweichende Gesinnung bekundet. Der König war sehr verstimmt; Bismarck bat: „Verfahren Sie säuberlich mit dem Knaben Absalom!“ Am 11. Juni erfolgte die Verzeihung. Des Kronprinzen politische Rolle war jedoch damit ausgespielt, zumal er am 30. Juni von Stettin aus an Bismarck nochmals in seinem alten Sinne schrieb: „Ich aber meine, daß eine Regierung ein stärkeres Fundament bedürfe als mindestens höchst zweifelhafte Auslegungen“ usw. Bismarck, mit seiner feinen Witterung für die Lebenskraft der „Dynastien“ in Deutschland wegen des monarchischen Gefühles im Volk; mit seinem tiefen Haß gegen alles, was nach Demokratie schmeckte und ihn an 1848 erinnerte; mit seiner phänomenalen Staatskunst und Menschenkenntnis, seiner Verachtung phrasenhafter Doktrinäre, seinen beispiellosen Erfolgen, durch die er Deutschland hypnotisierte, blieb der stärkere. Er hat in seinen späteren Händeln den Kronprinzen, so (Juli 1866) beim Vorfrieden von Nikolsburg, bei der Indemnität (Aug. und Sept. 1866) und der Verfassung des Norddeutschen Bundes vom April 1867 gelegentlich noch als Vermittler benutzt, doch nie mehr an die eigentliche Politik herangelassen. Jene Gelegenheit aber, Opposition zu machen, von wem auch immer der eigentliche Impuls dazu herstammen mag, war höchst ehrenvoll und verbietet uns, von der Umgebung des Kronprinzen gering zu denken.

* Vergl. Seite 289.

Indeſſen hatte das Schickſal auch eine große Genugtuung für ihn in Bereitſchaft; das war ſeine Feldherrnzeit. Friedrich Wilhelm, obwohl von Gemüt noch weicher als ſein Vater und in Zivilgeſchäften, wie ſeine Mutter ſagte, „fortwährender Anregung“ bedürftig, war ein geborener Heerführer, vorausgeſetzt daß er einen guten Generalſtäbler zur Seite hatte. Nun ſagt man wohl, daß Leonhard von Blumenthal neben ihm die gleiche Rolle geſpielt habe wie Gneiſenau neben Blücher, und das kann ſtimmen. Dann muß man aber hinzufügen, daß der Kronprinz den Vergleich mit Blücher ſeinerſeits nicht zu ſcheuen hat. Ein an ſich unbedeutender Zwiſchenfall mag ſeine Art und Weiſe illuſtrieren. Es war im böhmiſchen Feldzug, kurz nach Trautenau. Unſre ermüdeten Truppen lagerten auf der Höhe und waren beim Abkochen. Plötzlich geht weit unten im Tal eine Staubwolke auf und wälzt ſich bergan. Offiziere eilen herzu und fragen, was geſchehen ſolle. Der Kronprinz beſieht ſich die Sache durch ſein Fernrohr und meint ruhig: ſelbſt wenn es Kavallerie wäre, könnte ſie nicht vor einer Stunde oben ſein; es wäre ſo ſchade, die hungrigen Mannſchaften zu ſtören. Und was ſtellte ſich heraus? Ein kleines Gewitter war unten niedergegangen; die Windsbraut hatte den Staub im Hohlweg aufwärts getrieben. Ebenſo kaltblütig war Friedrich Wilhelm in der Schlacht ſelbſt, im Kugelregen, dem er ſich auszuſetzen liebte; von unermeßlicher Popularität bei den Soldaten durch ſein gewinnendes, menſchenfreundliches Weſen mit dem ſonnigen Lächeln, wie durch ſeine Tapferkeit. Jene Jahre, da er uns wie ein Abbild des Kriegsgottes erſchien, als er im Auguſt 1870 die erſten ſieghaften Schläge führte, um uraltes Reichsgut wieder heimzubringen, als er neben Roon, Bismarck und Moltke unter den „Paladinen“ des Kaiſers in der vorderſten Reihe ſtand, ſie haben Licht auch auf ſeinen Weg geworfen.

Dann kamen ſechzehn lange Friedensjahre, da er höchſtens als Repräſentant hierhin und dorthin geſchickt wurde; — denn das kurze Interim von 1878 nach der Verwundung des Vaters fiel nicht ins Gewicht, da an eine ſelbſtändige Politik neben Bismarck, ſolange der alte Kaiſer lebte, garnicht zu denken war; — und endlich die Kataſtrophe.

Am 21. Mai 1887 war in Berlin alles fertig für eine an ſich ungefährliche Operation zur Entfernung einer kleinen Stimmbandgeſchwulſt, an der der Kronprinz litt. Wenn man in ſehr berühmten Lebenserinnerungen darüber lieſt: „Die behandelnden Ärzte waren Mai 1887 ent-

schlossen, den Kronprinzen bewußtlos zu machen und die Exstirpation des Kehlkopfs auszuführen, ohne ihm ihre Absicht angekündigt zu haben", so ist das leider eine, wohl nur durch falsche Information von weiblicher Seite erklärbare, Entstellung des Sachverhaltes. Geplant war ein kleiner Ausschnitt aus dem behafteten Stimmband, nicht eine Wegnahme des gesamten Kehlkopfs, für die garkein Grund vorlag. Noch weniger hatte man dem Kronprinzen etwas Nichtbeabsichtigtes anzukündigen. Unsre Koryphäen, ein Gerhardt, ein Bergmann waren für frühen Eingriff, das Staatsministerium hatte eingewilligt; denn läßt man einer solchen, als böswillig vermuteten, Geschwulst Zeit, ihr Gift in die benachbarten Lymphdrüsen zu verstreuen, so besteht keine Aussicht auf Heilung mehr.

Da mischen sich die Damen des Hauses drein und gewinnen Bismarck für die Ausflucht: erst solle noch ein fremder Spezialist zugezogen werden. Der Kaiser untersagt die chirurgische Behandlung, und zum zweiten Mal erhält ein englischer Arzt Gelegenheit, unheilvoll auf die Gesundheit von Hohenzollern zu wirken. Morell Mackenzie heißt er und behauptet, die Geschwulst für gutartig zu halten. Doch das Mikroskop solle mitsprechen. Er exzidiert sehr geschickt aus einem ganz gesunden Teil der Stimmbänder, — Gerhardt hat die Narbe später festgestellt, — ein Gewebsfetzchen, und Virchow begutachtet, Krebs läge hier nicht vor; nach einem zweiten Präparat: mit Bestimmtheit ließe sich nichts aussagen. Also wird von einer Operation gänzlich abgesehen und der Kronprinz von seiner Gattin nach England mitgenommen, um unter der Pflege Mackenzies bald ganz zu „gesunden". Am 13. Juni 1887 hat er seinen Vater zum letzten Mal gesprochen.

Was hatte hinter den Kulissen gespielt? Nur die ganz alltägliche „Messerscheu" der Frauen? Oder durfte der Kronprinz keinen Krebs haben? Wegen des hohenzollerischen Hausgesetzes, das körperlich behinderte Prinzen von der Thronfolge ausschloß?

Der Krebs hat ihn später in keiner Weise davon abgehalten, die preußische und die Kaiserkrone zu tragen. Morell Mackenzie wurde von der englischen Queen zum Ritter geschlagen, doch von seinen Kollegen mit Verachtung gestraft. Etwa sechsmal ist der Listenreiche gezwungen gewesen, den Vertretern unsrer Wissenschaft zuzugeben, daß Krebs vorliege und seine Anfangsdiagnose ein Fehler war; sechsmal hat er sich auf seinen geschäftlichen Trick zurückbesonnen und hinter dem Rücken die

Damen ſamt dem Hofhalt wieder auf ſeine Seite zu bringen gewußt. Eine frühe Operation hatte die Möglichkeit von etlichen geſunden Jahren geboten; ob ein Rezidiv überhaupt folgte, ſtand in Gottes Hand.

Im September 1887 iſt der Kronprinz in Toblach, dann in Venedig. „Meine Geneſung iſt in vollem Gang," ſchreibt er. Einen Monat ſpäter tritt Verſchlimmerung des Befindens mit Stimmloſigkeit ein. Man überſiedelt nach San Remo an der Riviera und läßt den hohen Patienten hier faſt erſticken, nur um den ganz notwendigen Luftröhrenſchnitt bis zum Äußerſten hinauszuſchieben. Die Kronprinzeſſin will keine Atemnot bemerken, ja dem Intriganten gelingt es, den herzugerufenen Profeſſor Bergmann wieder heimzuſenden, bis endlich deſſen erſter Aſſiſtent Bramann kurz vor dem Fallen des Vorhangs durch ſeine glückliche Hand am 9. Februar 1888 dem gequälten Kranken einmal noch das Leben friſtet. Der trägt fortan eine Kanüle in der Luftröhre, um atmen zu können, während die Geſchwulſt weiterwächſt. So erhält er am 9. März das Telegramm vom Ableben ſeines Vaters. So rüſtet er die Heimreiſe.

Neunundneunzig Tage hat ſeine Regierung gewährt, von jenem 9. März bis zum 15. Juni 1888. Mackenzies letzte Bemühungen galten der Verhinderung einer Sektion der Leiche, damit der begangene Frevel womöglich übers Grab hinaus abgeſtritten werden könne. Dies war vergebens. Doch wieviel von dem Glück, das die Vorſehung ſo verſchwenderiſch über die Deutſchen auszuſtreuen ſchien, hatte der Verblichene mit hinweggenommen!

Denn immerhin, wenn auch an wirkliche Neuerungen, an einen Kampf mit Bismarck in dieſem Zuſtande gar nicht zu denken war, hat Kaiſer Friedrich an einer beſtimmten Stelle gezeigt, daß er das „ſtarre Syſtem" nicht ſchätzte. Er nötigt, wenige Tage vor ſeinem Tod, ohne Bismarck zu fragen, deſſen Schwager, den Miniſter v. Puttkamer, ſeine Entlaſſung zu nehmen, wegen der ſkandalöſen Wahlbeeinfluſſungen und andrer Verwaltungsgepflogenheiten, die Eugen Richter im Abgeordnetenhauſe beleuchtet hatte, und bezeichnet einen ſchriftlichen Rechtfertigungsverſuch Puttkamers als völlig ungenügend.

Bismarck iſt in hellem Zorn. Er hat eine harte Hand auf den neuen Herrn gelegt; der darf ſeine alten liberalen Freunde nicht ſehen, auch nicht dekorieren, außer etwa v. Forckenbeck für ſeine Tätigkeit „zur Unterſtützung der Überſchwemmten". Der Kronratsbeſchluß, den Hofprediger

Stöcker zu entlaſſen, wird von Bismarck einfach nicht ausgeführt. Und die Sozialdemokraten mußte der Kaiſer eigens aus ſeinem Gnadenerlaß beim Antritt der Regierung ausſchließen.

Wäre Kaiſer Friedrich ein geſunder Mann geweſen, es dürfte mit Bismarck noch früher zum Kampf gekommen ſein, als es mit Wilhelm II. kam. Denn jener unglückliche Kaiſer, obwohl an Intelligenz tief unter ſeinem Kanzler ſtehend, hatte dennoch gewiſſe geſunde Inſtinkte, die Wachstum und Entwicklung als politiſche Prinzipien zuließen und das Dogma verwarfen: daß hinterm Berg keine Leute mehr wohnen. So ſchrieb er voll Unmut ſchon am 5. Mai 1863 ſeinem Erzieher Curtius: „Aber jetzt iſt das Loſungswort, ‚revolutionäre Umſturzzeit', und ‚Demokrat' heißt ſo ziemlich jeder, der nicht lobt, was die Regierung tut". Dieſer Ablehnung des Rigorismus iſt Friedrich III., wie der Fall Puttkamer zeigt, bis an ſein Ende treu geblieben.

Gewiß, es läßt ſich auch unter dem andern Syſtem leben; ſelbſt Ruſſen leben ja. Die Möglichkeit, eine ſolche Regierungsmethode, die ſozuſagen auch erwachſene Jünglinge immer noch prügeln will, mit einer andern, neue Kräfte weckenden, anerkennenden, heranziehenden abzuwechſeln, war in Deutſchland durch das Vorhandenſein eines oppoſitionell geſinnten Kronprinzen gegeben. Es hätte auf das abſolutiſtiſche A von Kaiſer Wilhelm I. ein freiheitliches B unter Kaiſer Friedrich folgen ſollen. Dieſes B wurde von einem grauſamen Geſchick unterdrückt. Statt deſſen folgte A-Quadrat.

Merkt man jetzt, was wir bei einer Regiernng Kaiſer Friedrichs III. auch nur durch zwei oder drei kraftvolle Jahre, gewonnen haben würden? .. Und was uns durch ſein ſchattenhaftes Auftreten, ſein tragiſch frühes Verſchwinden vom Thron, anſcheinend für immer verloren gegangen iſt?

Was mag auf ihn eingeſtürmt ſein, ſobald er an die Pläne, die Hoffnungen ſeiner geſunden Tage zurückdachte? Denn an dem einen volksfeindlichen Gewalthaber, den er noch im Todesmonat fällte, erwies er die Tatze des Löwen.

Man hat prophezeien wollen, daß auch er autokratiſch geendet haben würde; und ſicher beſaß er ein hohes Gefühl ſeiner Würde. Doch die Verfaſſung, auf die er den Schwur leiſtete, war ihm etwas Heiliges; und ſie war ihm, vor allen Dingen, bekannt.

Wenn in jüngeren Tagen an ſeinem Charakter gewiſſe Schwächen ſichtbar wurden, ſo ſollten wir in Anſchlag bringen, welchen Verſuchungen er,

gerade durch die Beliebtheit ſeiner ſonnigen Perſon, zeitlebens ausgeſetzt war. Als er das charlottenburger Schloß bezog, da brauchte kein Roon mehr wie 1863 davor zu warnen, daß der Kronprinz ſich „in Szene ſetze". Der Ärmſte hat ſein ſchreckliches Los ertragen wie ein Held und wie ein Märtyrer. Wir aber wären ein ſchlechtes Volk, wenn wir jener vielleicht noch bohrenderen Schmerzen vergäßen, die er um unſrer Freiheit willen, zur Ohnmacht verurteilt, gelitten hat.

Hermann Heinrich Meier
1809–1898

„Navigare necesse, vivere non necesse.“

Es ward im List-Kapitel schon erwähnt, wie der niederdeutsche Handel des Mittelalters nach der Ostsee gravitiert habe. Bremen am Unterlauf der Weser war als Bistum berühmt, gelegentlich auch bei dem hansischen Unternehmen gegen England (1472—74) beteiligt gewesen, stand aber an Bedeutung hinter Lübeck soviel zurück, wie der damalige deutsche Nordseehandel hinder dem Ostseehandel überhaupt.

Der Name Hansa verkam nach dem Dreißigjährigen Kriege derart, daß er fast in Vergessenheit geriet und die letzten drei, die 1630 noch eine Bundesversammlung („Tagfahrt“) beschickten, Lübeck, Hamburg und Bremen, nicht mehr Hanse-, sondern Ansee-Städte genannt wurden. Sie vegetierten schlecht und recht, wie das bei dem politisch uneinigen, jeder gemeinsamen Vertretung über See entbehrenden Hinterland nicht anders möglich war. Gerieten sie jemals in deutsche Händel hinein, so hatten sie's wie Hamburg, als Friedrich der Große sich mit Peter III. von Rußland und Holstein-Gottorp gegen die Dänen geeinigt hatte, schwer zu büßen. Gern segelten sie unter fremden Flaggen, mußten manchen Rippenstoß ertragen und sich von den stolzen Vereinigten Staaten einmal den Hohn bieten lassen: das amerikanische Roß dulde die Hansestädte wie Hühner, die an seinen Füßen scharrten.

So war man politisch weder warm noch kalt, nicht gerade französisch oder englisch, aber auch nicht deutsch gesinnt. Vom Zollverein wollte man jedenfalls garnichts wissen. Darum donnerte List noch 1841: was das für eine Wirtschaft sei, zuzusehn, wie die Engländer jährlich für siebzig Millionen Gulden (etwa hundert Millionen Mark) Manufakturwaren in Brasilien absetzten, dort für ungefähr ebensoviel an Kolonialprodukten einhandelten und diese, zu zwei Dritteln auf eignen Schiffen, nach Deutschland brächten. Könnte der Zollverein nicht lieber unsre Spinnereien beschützen, um die Seestädte in den Stand zu setzen, rohe Baumwolle direkt aus Brasilien einzuführen und Zucker und Kaffee von dort mit deutschen Manufakturwaren zu bezahlen, statt Garn in England zu kaufen? List beschwerte sich, daß von der See nur egoistische Spitzfindigkeiten ins

Land kämen und das Inland erſt die Seekante über ihre wahren Intereſſen aufklären müſſe. Worauf ein Freund ihm antwortete: das Hauptgebrechen des Zollvereins ſei ſeine bürokratiſche Verfaſſung. Die Hanſeſtädte wollten ihre Bewegungsfreiheit nicht verlieren. Wenn irgendwo in der Welt etwas loswäre, würde der Zollverein wohl wagen, einen Kaufmann hinzuſchicken, ſtatt eines beamteten Diplomaten?

Jene Stimme kam aus Bremen. Und ſie hatte Recht. Denn im Jahre des Heils 1846 war etwas Einziges, von unabſehbaren, höchſt günſtigen Folgen, durch die Beginnkraft einiger bremiſcher Bürger in Angriff genommen worden, etwas, deſſen Entwickelung unbedingt keine bürokratiſche Einſchnürung vertragen haben würde: die Dampferlinie Bremen-Neuyork.

Es fuhren zunächſt nur zwei Raddampfer hin und her, von denen der erſte, die „Waſhington", am 19. Juni 1847 in Neuyork landete. Doch damals zuerſt wurde in weiteren Kreiſen der Name eines Mannes genannt, der mit der Geſchichte Bremens, wie mit dem Aufſchwung der deutſchen Dampfſchiffahrt im allgemeinen, untrennbar verbunden iſt: des Konſuls Hermann Heinrich Meier.

Geboren zur Franzoſenzeit am 16. Oktober 1809 und in Stuttgart zur Schule gegangen, hatte er ſich in der Schweiz, in England und Amerika für den Beruf des Großkaufmanns vorgebildet, in Bremen ein Geſchäft begründet und ſich zugleich den öffentlichen Angelegenheiten gewidmet. Er bewies den klaren Blick und ſprach zu rechter Zeit das rechte Wort: „Wir brauchen einen wöchentlichen Dienſt, und zwar mit Schraubendampfern."

So wurde am 18. Februar 1857 der Norddeutſche Lloyd gegründet, mit zwei Millionen Talern gezeichneten Kapitals. Es fuhren zunächſt nur vier Schiffe, alle Monate eins; doch die Fahrten wurden bald verdoppelt und vervierfacht.

Zwar an Rückſchlägen fehlte es nicht. Gleich im erſten Jahr gingen zwei ſchöne Schiffe verloren, und die Anteilſcheine der Geſellſchaft fielen an den Börſen der Binnenſtädte auf ein Viertel ihres Nennwertes. Noch unter dieſem Preiſe wollte die Darmſtädter Bank Lloydaktien im Nominalwert von einer Million Taler losſchlagen. Doch Konſul H. H. Meier beſaß nicht bloß den Gemeinſinn, ſondern auch die Kaltblütigkeit, den ſteifen Nacken, um das junge Unternehmen über die gefährlichen Jahre glücklich hinüberzuleiten. Es geſchah jener Griff, jener kaufmänniſche Huſaren-

ſtreich, der von einem Kenner mit dem Ankauf der Suezkanal-Aktien durch Earl of Beaconsfield verglichen worden iſt. Zwar pflegen die Hamburger zu ſagen: „Der erſte Verluſt iſt der beſte“; doch die Bremer machten eine Ausnahme von jener goldnen Regel. Auf den Rat von H. H. Meier kaufte die Verwaltung jene Papiere zurück. Es war ſehr gewagt; es hätte ſehr übel ablaufen können. Allein Fortuna lächelte den Braven in Bremen, die durch die Sorge für den Weltruf ihrer Stadt aufopfernd und kühn geworden waren.

Schon lange vorher (1827) hatte der ausgezeichnete Bürgermeiſter Johann Smidt Bremerhaven an der Weſermündung angelegt. H. H. Meier verband beide Städte durch eine wohlorganiſierte Schleppſchiffahrt und gründete die Bremer Bank. Seitdem bot der „N. D. L.“ ein Bild kaum unterbrochenen Wachstums und Gedeihens. Der Segen, den er ins deutſche Leben gebracht, die Anregung, die er, nicht zum mindeſten dem Wetteifer der Schweſterſtadt Hamburg, verliehen, die Milliarden, die er umgeſetzt, die Rieſenaufträge, die er der deutſchen Induſtrie, ja der deutſchen Kunſt, erteilt, die vielen Millionen, die er alljährlich an Lohn und Gehältern ausgezahlt hat, bilden einen Ehrentitel für die alte Hanſeſtadt. Und welch einen ganz neuen Trieb hat der Norddeutſche Lloyd in unſern Schiffbau gebracht! Ja man kann ſagen, daß erſt durch den Verkehr, den er und ſein Beiſpiel hervorriefen, eine deutſche Flotte nötig geworden iſt.

Jahre hindurch waren die Dampfer des Lloyd die ſchnellſten, die zwiſchen der alten und neuen Welt liefen, bis neuerdings die Cunard-Linie von Liverpool durch rieſenhafte Anſtrengungen „das blaue Band“ — für die kürzeſte Fahrt zwiſchen Europa und Amerika — vorerſt wieder nach England heimbrachte. Ob für immer, bleibt abzuwarten.

Was aber kein Engländer und noch weniger eine andre fremde Nation nachahmen kann, iſt die Muſterhaftigkeit, die Nobleſſe des innern Betriebes. Wie der Lloyd von Anbeginn lieber auf eine Dividende, als auf einen techniſchen Fortſchritt verzichtete, ſo geht eine Tendenz, den höchſten Anſprüchen zu genügen, durch ſeine ſämtlichen, weitverzweigten Verkehrsadern. Sauberkeit, Ruhe, glatte Funktion, Pünktlichkeit, Vornehmheit herrſchen in ſeinem ganzen Dienſt. „Alle Schikane,“ ſagt Willy R. Rickmers, „hört auf, ſobald wir unſern Fuß in den Bereich des Lloyd geſetzt haben. Vermieden iſt jede aufdringliche Kontrolle, jede kleinliche Beläſtigung, welche die Angſt um den Pfennig laut hinausſchreit, jede Unfähigkeit zu ſtiller Ordnung. Wohl wacht der Lloyd über ſeine kleinſte Ausgabe, wohl hält

er ſtramme Disziplin, aber man merkt es nicht, ſondern fühlt ſich ruhig geleitet, als wüßte und fände man alles ſelber.“ So hat, zumal da die Hamburger nicht zurückblieben, jenes Lob eines Engländers: „I know, I am on a german steamer“ zum Sprichwort auf dem Ozean werden können, als wenn „in der Obhut eines deutſchen Kapitäns“ und „in Abrahams Schoß“ gleichbedeutend wären.

Und eben dieſe Richtung auf Gediegenheit zugleich und Freiheit, dieſe Verneinung aller Bürokratie, ſie ſind ein Erbteil des großgeſinnten Kaufmannes Konſul Meier.

Er genoß als Lohn das weiteſte Vertrauen. Wie er ſchon 1848 von ſeinen Mitbürgern als Abgeordneter nach Frankfurt ins Nationalparlament geſendet worden war, ſo hat er ſeit 1867 Jahrzehnte hindurch dem Reichstag angehört, zuletzt als Vertreter Bremens. Wiederholt iſt er Vorſitzender des Deutſchen Handelstages geweſen. Und wie von ſelbſt verſtand es ſich, daß er, als von ihm und von Geſinnungsgenoſſen die „Geſellſchaft zur Rettung Schiffbrüchiger“ gegründet war, er ihr Präſidium übernahm. In ſeinem Sterbejahr zählte die Geſellſchaft gegen fünfzigtauſend Mitglieder; ſie hat ſeit ihrem Beſtehen ſchon weit über dreitauſend Schiffbrüchige, wie oft vom ſichern Untergang! errettet.

Mit ſeiner Gattin Mathilde, geb. Quentell, lebte der Patriarch in der glücklichſten Ehe. Auch war „Konſul Meier“ mit irdiſchen Gütern geſegnet und betrieb, neben ſeinen bremiſchen Bank- und Handelsgeſchäften, als Induſtrieller noch ein großes Eiſenwerk am Harz.

Es hält heute ſchwer, ſich in die Zeit ſeiner Anfänge zurückzuverſetzen. Denn ſelbſt Bremerhaven ward erſt 1863 mit Bremen durch einen Schienenſtrang verbunden, Bremen mit Hamburg gar erſt 1874. Und wie eng, wie klein war zu jener Zeit auch manches andre noch! Aber was dieſen Seltenen ſofort ausgezeichnet hatte, war ein kühner Schwung in dürftiger Zeit. Wie er ſich 1866 ohneweiters zu Preußen ſtellte, ſo war er aus den Schranken partikulariſtiſchen Denkens ſchon als junger Mann herausgetreten.

Er hat den Namen der Hanſa wieder zu Ehren gebracht. Als man ihn, nach einem arbeitreichen, aber auch von koſtbarem Erfolg gekrönten Leben, im November 1898 zu Grabe trug, da hatte das Reich einen ſeiner treueſten und hochherzigſten Bürger verloren. Sein Sarg aber ruhte auf der Flagge des Norddeutſchen Lloyds.

Fritz Reuter
1810–1874

„Wer die Wahrheit kennet und saget sie frei,
Der kommt nach Berlin auf die Hausvogtei."

Von der preußischen Demagogenriecherei, die den berüchtigten Karlsbader Beschlüssen von 1819 gegen Freiheit in Wort und Schrift folgte, hatten in erster Linie hochverdiente Patrioten wie Jahn, Arndt, List und Görres zu leiden. Die Angst der deutschen Fürsten vor dem heraufbeschworenen Gespenst einer großen Konspiration gegen ihr Leben wurde wachgehalten durch fünf tatsächliche Revolutionen des Jahres 1820, in Spanien, Portugal, Neapel, Piemont und Griechenland; durch die „Tüchtigkeit" gewisser Polizisten, die fortwährend Anzeigen erstatteten; endlich durch die prahlerische Unvorsichtigkeit einzelner Studentenkreise von der Art des bekannten Herrn Wühlhuber. Nur Karl August von Weimar behielt sein Herz auf dem rechten Fleck und warnte: die allgemeine Aufregung sei eine natürliche Folge der Ereignisse; Mut und Vertrauen könnten sie ersticken, Argwohn und Gewalt sie nur vermehren und allerlei Unheil in Deutschland anrichten.

Da wird 1823 von den Spionen ein „Jünglingsbund" entdeckt, von unsagbarer Gefährlichkeit. Im Sommer 1829, also sechs Jahre später, war es den preußischen Behörden zwar immer noch nicht gelungen, festzustellen, ob jener fürchterliche Bund überhaupt ins Leben getreten sei. Doch was für schöne Verfolgungen gab es inzwischen, zumal gegen die Burschenschaften! Einmal saßen in Kolberg kurze Zeit zwei Antipoden gemeinsam: der konservative Jahn und der radikale Arnold Ruge. Beide hielten sich gegenseitig für komplette Narren, galten aber in Berlin für schwere Hochverräter und Verbrecher.

Da begann in den dreißiger Jahren die Demagogenverfolgung aufs Neue, verschuldet hauptsächlich durch das laute Gebahren eines politischen Flügels der jenenser Burschenschaft, der „Germanen". Sie dachten wohl etwas Tüchtiges zu leisten, als sie 1832 mit großem Halloh das gänzlich unverteidigte Haus des jenenser Justizamtmannes stürmten. Bei dieser Gelegenheit war, da ein Freund ihn angezogen hatte, der Schlafrock eines jungen Mecklenburgers beteiligt, der dadurch der Polizei verdächtig wurde, eines harmlosen guten Jungen, dem Politik gänzlich fern lag, mit Namen Fritz Reuter.

Fritz war am 7. November 1810 zu Stavenhagen geboren, wo sein Vater als Bürgermeister Landwirtschaft betrieb, und hatte sich als Schüler nur wenig hervorgetan, außer im Zeichnen, in der Mathematik und im Deutschen. Er machte verhältnismäßig spät, zu Michaeli 1831, sein Abiturientenexamen, studierte einen Winter in Rostock, wo es ihm jedoch zu eng wurde, und bezog Ostern 1832 die Universität Jena.

Seine Kameraden schilderten ihn später als jedem Ehrgeiz abhold, stillfreundlich, doch als einen vorzüglichen Erzähler von Geschichten in kleinem Kreise. Das jenenser politische Bramarbasieren widerstand ihm zuletzt, er nahm seine Exmatrikel und zog sich in den großen Ferien von 1833 nach dem thüringischen Städtchen Camburg zurück, um in der Jurisprudenz das Versäumte nachzuholen.

Schon das „Hambacher Fest" vom 27. Mai 1832 in der Rheinpfalz, mit seinen „aufrührerischen", in Wirklichkeit ganz belanglosen Reden, hatte die Regierungen ungeheuer aufgeregt; nun war leider am 3. April 1833 noch eine andre Kinderei, der sogenannte „Frankfurter Putsch", hinzugekommen. Fünfzig Studenten und Polacken hatten sich für ein paar Stunden der dortigen Konstablerwache bemächtigt, sie jedoch nicht zu halten vermocht, sondern waren auseinandergerannt, sobald Militär kam. Angeblich sollte es dem Bundestag gegolten haben, der die Sache sehr übel nahm.

Nun ging es an ein Spüren hinter den Burschenschaftern. An zweitausend junge Leute sind in jenem Sommer in Anklagezustand versetzt, gefangen, an Zukunft und Gesundheit schwer geschädigt worden. Reuters Vater schrieb seinem Sohn besorgt, er solle heimkommen und sich in Acht nehmen. Der fuhr trotzdem über Berlin und fiel in der Nacht auf den 31. Oktober 1833 den Häschern in die Finger. Da er seine Bundesbrüder nicht angeben wollte, galt er bald für einen besonders gefährlichen und verstockten Bösewicht. Die Untersuchung dauerte ein Jahr, das Reuter in der modrigen berliner Hausvogtei zubrachte. Dann ward er nach der Festung Silberberg in Schlesien transportiert. Im April 1836 war endlich auf dem Kammergericht sein Urteil gesprochen; im Januar 1837 ward es verkündigt. Es lautete auf Tod mit dem Beil und wurde im Begnadigungswege in dreißigjährige Festungshaft umgewandelt.

Um die entsetzliche Grausamkeit dieses Urteils zu begreifen, muß man den Stumpfsinn des Königs kennen, unter dem es gefällt wurde. Friedrich Wilhelm bietet den peinlichen Eindruck eines Mannes, den auch furcht-

bare Prüfungen unverändert laſſen. Er ſehnte ſich zurück nach jenem Zuſtand, in welchem Preußen zugrundegegangen war. Die Begeiſterung, die ihm ſeine verlorenen Lande zurückerobert hatte, blieb ihm in tiefſter Seele zuwider. Er ſah in ihr nur „aufgeregtes Weſen", das er „kalmieren" müßte. Und er kalmierte nun mit einer Art von Behagen, da er den Gedanken einer nationalen Einheit völlig verſtändnislos abwies, ja es nicht ungern hörte, wenn Metternich ihn eine Verruchtheit ſchalt. So hat er hohe Beamte, die ſich für den oder jenen jungen Demagogen vom Schlage Reuters verwenden wollten, hart angelaſſen. Ein verächtliches Kleeblatt von boshaften Unterſuchungsrichtern, deren Namen ich um der unſchuldigen Nachkommen willen hier verſchweigen will, durfte ſein ſchwarzes Weſen treiben, und die Zeit, da „der Verdacht des Verdachtes" den Kopf koſten konnte, dehnte ſich aus.

Reuter lernte nach Silberberg die Feſtungsfreuden von Glogau kennen und wurde 1837 nach Magdeburg übergeführt, wo im Korridor ein Leidensgefährte ihn anrief: „Unſeliger Menſch! Wie kommſt du hierher?" Denn in Magdeburg hatten faſt alle Gefangenen abgezehrte Geſtalten und bleiche Geſichter. Der erſte Kommandant war ein mitleidloſer Feudaler, dem es Vergnügen machte, „Hochverräter" zu martern. Es fehlte den Zellen an Luft und Licht; die Koſt war ſchlecht; auf den Spazierweg im Hof mündeten zwei Kloaken.

Endlich drang der Geruch dieſer Hölle bis nach Berlin; die Gefangenen ſollten „evakuiert" werden. Da Reuter noch einen Mantel hatte, kam er tatſächlich ſchon im kalten März 1838 nach Graudenz.

Nun erbarmte ſich das Schickſal. Während früher mancher deutſche Landesvater ſeines Suveränitätsdünkels vergeſſen und angeſtammte Demagogen nach Köpenick zur preußiſchen Unterſuchung ausgeliehen hatte, dachte der damalige Großherzog von Mecklenburg-Schwerin doch anders. Er hatte von Fritz Reuter gehört und reklamierte ihn; worauf der preußiſche Staat, wenn auch ungern, ſein Opfer (am 14. Juni 1839) fahren ließ, und zwar nach der mecklenburgiſchen Feſtung Dömnitz an der Elbe, wo Reuter es, bis auf die Unmöglichkeit der Ortsveränderung und die fernere Verpfuſchung ſeiner Exiſtenz, erträglich hatte.

Da ſtarb Friedrich Wilhelm III. im Jahr 1840, und ſein Nachfolger erließ eine Amneſtie, — in der Fritz Reuters Name fehlte. Worauf ihm der Großherzog eigenmächtig die Freiheit ſchenkte.

Sieben schöne Jahre, die wichtigsten für jede akademische Ausbildung, waren verschwendet, Reuter dreißig alt. Dazu hatte ihm der lange, trübe Aufenthalt in den preußischen Kasematten ein böses Leiden eingetragen. Das störte, sobald es bemerkt würde, sein Verhältnis zum strengen, wenn auch wohlmeinenden Vater.

Wir werden dessen hartes Urteil nicht unterschreiben. Wenn ein russischer „Verschickter" in irgend einem sibirischen Strafbergwerk das Quecksilberzittern in die Glieder bekommt, so verdient dieser Unglückliche unser Mitleid, nicht unsern Spott. Und wenn ein aufgeweckter Bursch sieben lange Jahre ohne Beschäftigung in oft kalten, oft feuchten, stets aber trostlos langweiligen Käfigen herumgezerrt wird, mag er wohl in seiner Verzweiflung zur alkoholischen Stimulanz und Betäubung greifen, gerade wie unsre braven Vorposten bei Metz, wo sie oft halbe Tage lang bis zum Bauch im herbstlichen Wasser stehen mußten, zur Kognakflasche gegriffen haben.

Reuter war kein Trinker, er war *krank*. Er hatte sich diese Krankheit nicht durch Nachgiebigkeit gegen ein Laster, sondern vielmehr durch die Energie seines Widerstandes zugezogen, sobald ihm die zurückerlangte Freiheit die Möglichkeit des Kampfes gewährte. Allein seine Nerven vertrugen diese Entziehung nicht mehr und rächten sich durch wiederkehrende Krisen.

Wenn ein so Behafteter trotzdem schöpferisch wirkt, und zwar zur Erquickung weitester Volkskreise, so ist das bewundernswert und groß. Seine Krankheit gehört seinen Peinigern ins Schuldbuch; seine Dichtungen aber, klar, frisch und rein wie Quellwasser, erweisen erst recht die geistige Gesundheit ihres Urhebers. Doch zurück zu seinem dunkeln Lebenslauf.

Ein Versuch, in Heidelberg (1840) nochmals das Studium aufzunehmen, schlägt fehl. Nun will Reuter Landwirt werden. Er kommt in die Lehre nach Jabel zu seinem Onkel, dem Pastor Ernst Reuter, und lernt dort in Küster Suhr zugleich ein wertvolles Muster für das drollige „Messing'sch" seines unsterblichen Onkels Bräsig kennen, zu dem übrigens noch Stadtonkel Herse in Stavenhagen und verschiedene andre aufrechte, herzensfreundliche Männer als Modell gedient haben. Von 1842—44 ist er auf Demzin, einer Besitzung des Grafen Hahn; dann von 1844—48 fast ununterbrochen auf Thalberg, dem Gut seines Freundes Fritz Peters.

In dieser Zeit starb (1845) Reuters Vater, hatte jedoch gegen den Sohn sein Testament so verklausuliert, daß nichts abfiel. Ewig konnte der Land-

wirt ohne Vermögen bei seinem Freunde auch nicht hocken, so übersiedelt er nach Treptow, um Schulmeister zu werden, und gibt Privatstunden, sogar im Turnen; wird auch zeitweise Redaktör.

Auf diese Weise hat er sein Leben gefristet, ja am 16. Juni 1851 „Lowising" geheiratet, eine Pastorstochter aus Roggensdorf. Sie ist sein guter Engel geworden und hat zur Belohnung bald schon an dem aufsteigenden Ruhm des Gatten ihren stolzen Anteil nehmen dürfen.

Zu Reuters ersten Reimereien („Läuschen un Rimels") wollte sich freilich kein Verleger finden, obwohl die packende Art des Vortrages selbst alte Geschichten originell und neu erscheinen ließ. Da borgt Justizrat Schröder zweihundert Taler; Fritz Reuter druckt seine Gedichte im Selbstverlag, im Herbst 1853; und zu Weihnachten ist schon die ganze Auflage vergriffen, ihr Autor ein gemachter Mann.

Nun kamen in schneller Folge, um nur die bekanntesten zu nennen: 1857 „Kein Hüsung", 1858 „De Reis' nah Belligen", 1860 „Ut de Franzosentid" (als erstes Stück der „Ollen Kamellen") und „Hanne Nüte", 1861 „Schurr Murr", 1862 „Ut mine Festungstid" und der Anfang der „Stromtid", eines wohlgegliederten, vortrefflich ausgesponnenen Romans.

Dies darf man nicht vergessen, wenn man Fritz Reuter so obenhin einen Humoristen nennt. Als solcher zeigt er freilich die vornehmsten Eigenschaften, in erster Linie Überlegenheit. Sein Humor hat etwas Ausgesöhntes, darum steht er über jeder Situation, auch über der eigenen, wo er seine Schicksale erzählt. Soviel zu erdulden und trotzdem nicht verbittert zu werden, was das bedeutet, merkt man, wenn man des Piemontesen Silvio Pellico österreichisches Kerkerleben („le mie prigioni") in seiner gekränkten Pathetik mit Fritz Reuters „Festungstid" vergleicht. Reuter hat einen viel schärferen Blick für alles Absurde als jener Italiener. Doch sein Witz äußert sich in tausend Zügen lustiger Schelmerei, weil seine Gutherzigkeit ihn davon abhält, Mitmenschen zu zerfleischen. Tröpfe zeichnet er, nicht Schurken, obschon ihm selbst einst von Leuten, die keinen bessern Titel verdienten, „der lebendige Strom seines Lebens zu einem See aufgestaut" worden war.

Nun freilich hätten die Niederdeutschen gerne gutgemacht, was an seinen jungen Jahren gesündigt worden war. Rostock ernannte ihn 1863 zum Ehrendoktor; da bewohnte er schon seine eigne Villa bei Eisenach, wo die ersten Männer der Zeit ihn aufsuchten. Sein schreckliches Leiden

behielt er bis zum Tode, allmonatlich hat es ihn heimgesucht und zerbrochen. Auch hat er in Eisenach nur noch weniges hervorgebracht, was wie „Dörchläuchting“ und „De Reis' nah Konstantinopel“ an seine besten Schöpfungen erinnert. Aber als er am 12. Juli 1874 in den Armen von Lowising starb, hatte Unkel Bräsig die Mainlinie längst siegreich zu überschreiten begonnen, und Verehrer unsers großen plattdütschen Dichters wohnen heute nicht nur an der Waterkant und in Mitteldeutschland, sondern ebensogut am Bodensee, in den Städten Oberbayerns und auf den Triften der Alpen. Ja drüben, „auf der andern Seite“ des Atlantik noch leiht

Fritzing Reuter zahlreichen Vereinen den Zauber seines
Namens zu festerem Zusammenschluß
in treuer Heimatpflege.

Eduard Simson
1810–1899

In dem langen Zuge von Fürstlichkeiten und Würdenträgern, die dem Sarge Kaiser Wilhelms I. folgten, fiel wohl jedem Zuschauer diese markante Gestalt auf: ein hochgewachsener Greis, gebeugt schon, doch noch rüstig ausschreitend; das Gesicht glattrasiert, von mächtigem Profil; die schwarzen Locken von Silberfäden durchsetzt; auf dem Haupt ein Sammetbarett, um die Glieder einen violett sammetnen Talar. Es war der Präsident des Reichsgerichts Eduard Simson, der sogenannte ewige Präsident. Er war es schon 1848 zu 49 in der Nationalversammlung der frankfurter Paulskirche gewesen; 1850 für das heut fast vergessene „Erfurter Volkshaus"; 1867 im konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes, dann im Deutschen Reichstage bis 1874; zuletzt am Reichsgericht.

Geboren ward Simson am 10. November 1810 als der Sohn eines jüdischen Kaufmanns und Wechselmaklers zu Königsberg i. Pr. Er teilte die Eigenschaften begabter Kinder seines Stammes: Frühreife und großes Selbstgefühl bei Mangel eigentlicher Jugendlichkeit. Was versöhnend und gewinnend an ihm wirkte, waren seine schöne, sonnige Erscheinung und ein Ausdruck von Wohlwollen, als Kennzeichen eines durchaus gutartigen Charakters bei großer Willensfestigkeit. 1823 wurde er zwar getauft. Aber es ist fast, als ob es dessen gar nicht für ihn bedurft hätte, um vollständiger als irgend ein Zeitgenosse gleicher Herkunft in der deutschen Kultur aufzugehn.

Im März 1826, erst fünfzehneinhalbjährig, macht er zu Königsberg am Fridericianum ein vorzügliches Abiturientenexamen. Um diese Zeit verarmen seine Eltern. Er wird Jurist und verdient sich seinen Unterhalt mit Stundengeben. Der spätere preußische Minister Graf Fritz Eulenburg und dessen Bruder sind seine Schüler gewesen.

Simson hört an der königsberger Universität auch einen Jünger Kants mit Namen Herbart, lobt seinen Vortrag und hat sich dessen elegante Persönlichkeit augenscheinlich als Muster genommen. Er besteht achtzehnjährig seine Doktorprüfung, will Privatdozent werden und erhält sogleich die venia legendi samt einem königlichen Reisestipendium.

Freilich hat man mehr, und vor allem ganz andres, von ihm erwartet,

als er nachher leiſtete. Denn mit ſeiner ſtaunenswerten Rezeptivität ſtand ſeine Fruchtbarkeit nicht auf gleicher Höhe, ſodaß er als Univerſitätslehrer, Geſetzgeber und Redner nur ſelten ſchöpferiſche Gedanken geäußert hat. Gleichwohl zeigte ſich an ihm, was ein tüchtiger Charakter, unterſtützt von einer bedeutenden formalen Begabung, einem rieſenſtarken Gedächtnis und einer logiſchen Schärfe, die ihn zu ſchneller Überſicht und klarem Vorgehen befähigten, wert iſt. Wenn irgendeiner, gehörte Eduard Simſon zu den Leuten, die, in welcher Verſammlung auch immer, nur zehn Minuten anweſend zu ſein brauchen, um auch ſchon das Wort zur Geſchäftsordnung nehmen zu können.

Mit ſeinem Stipendium zog Simſon ohne Zögern in die Welt. Er hoſpitierte in Berlin und Halle und ſprach mit einer Empfehlung Zelters, des letzten Dutzbruders von Goethe, bei dieſem in Weimar vor. Der Achtzehnjährige macht die Geburtstagsfeier des Achtzigjährigen mit, wird mit Auszeichnung und Wärme von dem Dichterpatriarchen behandelt und nimmt aus jenen Tagen eine Lebensleuchte mit hinweg. Er hat es an einem ſeiner ſpäteren parlamentariſchen Abende geſtanden, wie er nicht einſchlafen könne, ohne zehn Seiten Goethe geleſen zu haben. Sein Auge ſoll feucht geworden ſein, als nach Ablauf zweier Menſchenalter der Greis in Weimar bei einer Feier der Goethe-Geſellſchaft anweſend war und Erich Schmidt einen Zettel, eben jenen von Zelter, auskramte, auf dem etwa die Worte ſtanden: „Ich empfehle Dir angelegentlich dieſen jungen Doktor.“

Von Weimar zog er noch 1829 nach Göttingen, von da wegen Mangels an Mitteln zu Fuß nach Bonn, wo damals Niebuhr lehrte. In einer bitterkalten Februarnacht von 1830 gerät deſſen Haus in Brand. Der große Hiſtoriker rettet kaum das nackte Leben und ſteht vor Froſt ſchauernd, ratlos, während vor ihm ſeine Manuſkripte verglimmen, im Gedränge. Da legt ihm ein junger Unbekannter ſeinen eignen Flaus um die Schultern. Niebuhr, nachdem die Aufregung vorüber, möchte ſeinen Samariter kennen lernen, der aber meldet ſich trotz Aufruf nicht. Endlich bringt ein Zufall den Sachverhalt ans Licht. Niebuhr will den Vielverſprechenden in die diplomatiſche Laufbahn einführen, ſtirbt aber zu früh, um ernſtlich fördern zu können. Simſon geht einſtweilen nach Paris, wo er die ablaufenden Wogen der Julirevolution von 1830 noch wahrnimmt, und kehrt 1831 nach Königsberg zurück.

Von 1831—60 iſt er dort akademiſcher Lehrer. Man hört ihn gern; ſein Vortrag iſt voll, rund, elegant wie der ganze Mann. Gottſchall beſchreibt ihn als einen Jupiterkopf mit altteſtamentlicher Schattierung; Laube ſpricht ſpäter von „klaſſiſcher Grazie“. Nur Skeptiker wie Bismarck und Hohenlohe finden ihn zu gepflegt.

Seine Begabung kommt ans Licht, da er, ſeit Januar 1834 Hilfsarbeiter am berühmten königsberger Tribunal, zum Protokollführer bei den Beratungen über die Reviſion des preußiſchen Provinzialrechtes auserſehn wird. Hier ſchwimmt er ſofort in ſeinem eigentlichen Strom.

1836 wird er ordentlicher Profeſſor, 1846 Tribunalsrat, 1847 iſt er in England. Hier will er in den öffentlichen Einrichtungen überall eine „unbewußte Genialität“ beobachten. Aber daß er aus England nicht etwa die Geſchwornengerichte, ſondern die Friedensrichter nach Deutſchland einführen möchte, zeugt von einem Mißverſtändnis, das übrigens erſt Gneiſt (ſeit 1857) uns einzuſehen gelehrt hat. Denn wenn die Friedensrichter drüben gratis arbeiten, ſo iſt das eben doch nur möglich auf Grund einer oligarchiſchen Bodenverteilung zu Ungunſten der Bauern, die in England nachgerade verſchwunden ſind, und zu Gunſten der Ariſtokratie, die dadurch in den Stand geſetzt wurde, ſich jenen Luxus der Selbſtverwaltung zu leiſten. Die Billigkeit war alſo recht koſtſpielig fürs Ganze, und wir ſollten ſolchen eingebildeten Vorteil nicht mit einer gemeinſchädlichen Agrarverfaſſung bezahlen wollen.

Es kommt 1848 zu den Wahlen für die deutſche Nationalverſammlung, und es zeigt ſich, daß in Königsberg nur zwei Männer im Vordergrund der Öffentlichkeit ſtehen: Johann Jakoby und Eduard Simſon. Simſon wird gewählt und geht nach der alten Mainſtadt. Er wird erſt Schriftführer ſeiner Abteilung; dann, da er das Protokoll immer gleich nach der Sitzung fertig hat, Schriftführer des Hauſes. Da ſein klangvolles Organ, ohne jede Färbung oſtpreußiſchen Dialektes, bald auffällt, erhält er den ſcherzhaften Ehrentitel eines „Reichsvorleſers“, wird Vizepräſident und, nach Heinrich von Gagerns Abgang, im Dezember 1848 Präſident, was er bis zu ſeinem eignen Ausſcheiden (Mai 1849) bleibt.

Daß auch er es bisweilen an politiſchem Scharfblick fehlen ließ, iſt kein großer Vorwurf in einer Zeit, da die Deutſchen eben erſt in das Stadium ihrer nationalen Kinderkrankheiten eintraten. Welch eine Verſammlung allgemein menſchlicher Genialität in jener Paulskirche! Von ihnen, deren

Schickſal wir hier begleiten, iſt nach Jahn, Grimm und H. H. Meier Eduard Simſon ſchon der vierte, der jenem denkwürdigen Parlament angehört hat. Durchblättert man aber die Sitzungsberichte, ſo erſcheint, wenn wir etwa von den Reden Robert Blums über den mainzer Krawall oder Wilhelm Jordans über die Polen in Preußen abſehn, die Ausbeute an praktiſcher Staatsklugheit minimal. Faſt alle anweſenden Liberalen täuſchten ſich ſchwer über die tatſächliche Lebenskraft der im Bundestag vertretenen Dynaſtien und die Anhänglichkeit des Landvolkes an das „angeſtammte Herrſcherhaus“, — ein verhängnisvoller Irrtum, da das Deutſche Reich damals noch zu reichlich drei Vierteln aus Landbewohnern beſtand, und über dieſe hinweg zur Tagesordnung übergehn zu wollen, zu rein garnichts führen konnte.

Immerhin hatte Simſon Gelegenheit, ſeine beſten Eigenſchaften: Freimut und Charakterfeſtigkeit, zu bewähren, als er im Auftrag der Nationalverſammlung, d. h. eben nicht im Auftrag des Bundestages, ſich aufmachte, um dem König von Preußen Friedrich Wilhelm IV. am 3. April 1849 die deutſche Kaiſerkrone anzubieten, richtiger: ihm ſeine Erwählung durch die Nationalverſammlung mitzuteilen.

Deutſche Fürſten pflegten um jene Zeit von ſolchen demokratiſchen Angeboten nicht übermäßig erbaut zu ſein. Hatte doch ſogar der gutmütige Prinz Friedrich Auguſt von Sachſen, als man ihm nach dem dresdener Aufſtand von 1830 die Regierung antrug, gemurrt: „Ich will nicht König von Rebellen ſein.“ Ebenſo zitierte Bismarck nach der frankfurter Wahl die Worte Kaſpars aus dem „Freiſchütz“: „Glaubſt Du, dieſer Adler ſei Dir geſchenkt?“ Die Abſage Friedrich Wilhelms IV. fiel deshalb ſchneidender aus, als man nachher vor der Öffentlichkeit wahr haben wollte, und es iſt ein Verdienſt Simſons, daß über dieſe unliebſame Tatſache ſelbſt keine Verſchleierung glückte.

Geſunden Inſtinkt verriet er beim Militärkonflikt, als nach ſeiner Meinung der Liberalismus die Gelegenheit vorüberließ, ſich regierungsfähig zu machen. Er ſtand aufſeiten des Königs, ſchloß 1866 ſeinen Frieden mit Bismarck und äußerte Genugtuung, daß einer ſeiner Söhne beim Einheitskampf ins Feuer gekommen war.

Vier Jahre ſpäter hatte das Schickſal an dieſen Aufrechten auch eine Belohnung auszuteilen. Wiederum war eine Deputation unterwegs, um einen preußiſchen König mit der Kaiſerkrone zu ſchmücken; diesmal von

Oſt nach Weſt; aber wieder war Eduard Simſon ihr Führer. Es ging nach Verſailles, wo König Wilhelm auf der Präfektur ſein Hauptquartier hielt.

Gleich nach der Ankunft am 17. Dezember 1870 folgte eine lange Konferenz mit Bismarck, der für die morgige Antwort des Königs jene Schärfen zu vermeiden wünſchte, die im April 1849 aus Friedrich Wilhelms IV. Munde ſoſehr verletzt hatten. Aber obſchon diesmal die Deputation ſich im Einklang mit den deutſchen Fürſten und freien Städten wußte, ward leider auf den Reichstag, das Organ des Volkes, in der Antwort wenig Bedacht genommen. Immerhin, wenn König Wilhelm auch noch nicht von Herzen zuſtimmte, war ein großer Schritt nach vorwärts getan. Bismarck ſoll Simſons zweite Sendung einen „Witz der Geſchichte", nach andrer Lesart „ein reizendes Spiel des Geſchickes" genannt haben. Und in der Tat iſt es, als ob der kräftige Optimismus jenes Geſchäftsträgers der guten Sache doch Glück gebracht, als ob die Zähigkeit jenes Einzelnen für das Gelingen des Ganzen ihren Wert gehabt habe.

Am 10. November 1910, bei der hundertſten Wiederkehr ſeines Geburtstages, der zugleich Luther- und Schillertag war, entwarf uns Friedrich Dernburg von der Perſönlichkeit des Verewigten wie von der Phyſiognomie des damaligen Reichstages folgendes farbige Bild: „Die Freunde der neuen Ordnung im hochgeſchwellten Gefühl des Triumphes, die Gegner zurückgedrängt, gereizt, aber nicht entwaffnet. Im Mittelpunkt Bismarck, ſcharf und rückſichtslos im Angriff, überempfindlich für den Gegenſtoß. Das Zentrum hatte ſeinen Kampf eröffnet und floß über von ſtreitbaren Männern. Da war der verſchlagene liſtenreiche Windthorſt, ſtets nach der ſchwachen Seite der Gegner ſpähend, Schorlemer-Alſt mit den dicht niederſauſenden Schwadronshieben; Mallinckrodt, das dunkle Feuer eines Torquemada in dem ſcharfgeſchnittenen Geſicht, hinter ihnen eine trotzige Schar kampfgieriger Kapläne. Da war unter den Sozialdemokraten der wilde Haſſelmann mit dem Temperament des Raubtiers, Moſt mit den verzogenen Zügen und den Allüren eines Marat, die ſüddeutſchen Partikulariſten, die Welfen und Dänen, alle an ſich machtlos, aber durch den gemeinſamen Haß verbunden. Die alten Gegner Bismarcks aus der Konfliktszeit, durch ſeine Erfolge halbbeſchwichtigt, doch immer noch voll tiefen Mißtrauens, ihr Führer der ritterliche Freiherr v. Hoverbeck; die Altkonſervativen nur mühſam ihren Groll zurückdrängend. Dann die alten Nationalliberalen Bennigſen, Forckenbeck, Stauſenberg, Laſker, Bamberger,

Gneist, immer bestrebt, Bismarck über die Grenzen, die er sich gesteckt hatte, hinüberzudrängen. Zwischen diesen allen stets neue Streitpunkte und Zwischenfälle, wie ein Widerspiel des nervösen Temperaments Bismarcks, die Empfindung wie die einer perennierenden Krisis. Der ruhende Pol in dieser gegeneinanderstürmenden Welt war in seiner olympischen Ruhe Simson, der Präsident. Er hatte über das Maß der Redefreiheit weitherzige Begriffe, war in keiner Richtung Pedant. Doch man mußte ihn sehn, wenn ein gefährlicher Redner am Worte war. Dann neigte er das Haupt vor, schief nach dem Sprecher gewendet, man sah das ausdrucksvolle Profil mit der hohen, etwas zurückfallenden Stirn, die starken Augenbrauen, das energische Kinn, doch die sonst so mild und freundlich blickenden Augen lagen gespannt wie die des Jägers, der sich zum Schuß bereit hält, die lange Oberlippe zog sich zusammen. Jetzt faßte er die Klingel, jetzt erhob er sich, jetzt ließ er die Klingel ertönen: Totenstille mit einemmal. Und was er sprach, war immer das Angemessene, das ernste strafende Wort stand ihm ebenso zu Gebot wie der leicht humoristische Ruck am Zügel. Nie ist es einem beigekommen, seine gleichmessende Gerechtigkeit zu bezweifeln."

Eduard Simson, durch den ihm von Kaiser Friedrich verliehenen Schwarzen Adlerorden jetzt v. Simson genannt, hatte sich 1833 mit Klara Warschauer vermählt und war Vater von zwei Söhnen und sieben Töchtern, von denen fünf heirateten.

1874 vom Reichstagspräsidium zurückgetreten und 1876 aus dem Parlament für immer geschieden, hat er sich als Schefpräsident des Appellationsgerichts in Frankfurt a. O. nur durch Bismarcks Drängen 1879 bewegen lassen, das Reichsgericht zu Leipzig in den Kreis unsrer Institutionen als Präsident einzuführen. 1891 nahm er auch hier seinen Abschied, hat in ungeschwächter Geisteskraft und immer noch in den Spuren Goethes die Weiterentwickelung unserer Kultur aufmerksam verfolgt und ist, ein knappes Jahr nach dem Tode des großen Kanzlers, am 2. Mai 1899 gestorben. Ein Mann von Stil und im edelsten Sinne liberal wird er mit dem Gründer des Reiches und des Reichstages, wie er es verdient, in das Andenken der deutschen Nation an ihre Heroenzeit übergehn.

Robert Mayer
1814–1878

Wenn laut Napoleon Siege über Dummheit und Unwiſſenheit die wahren Eroberungen bedeuten, ſo haben wir in Robert Mayer einen der größten Feldherren der Menſchheit vor uns. Nur dürfen wir ihn leider zu den Siegern nicht rechnen, inſofern er perſönlich für ſeinen kühnen Zug hart geſtraft wurde und nach unſäglichen Martern, die er zu erdulden hatte, gebrochen in halbem Stumpfſinn endete.

Geboren ward Mayer zu Heilbronn am 25. November 1814 als der Sohn eines fleißigen und geſchäftsklugen Apothekers, der gern für ſich experimentierte. Auf der Schule zeigte Robert keine hervorragenden philologiſchen Tugenden, ſaß öfters als vorletzter und letzter, verriet jedoch Anlagen für Mathematik. Auch fiel ſchon damals ein gewiſſes Überſpringen an ſeinen Gedankengängen auf, eine Witterung alſo für entlegene Analogien, weshalb er Bibelverſe und Sprichwörter nicht ohne Witz bei ſonſt ungebräuchlichen Gelegenheiten anwendete.

Mayer war hiernach in höherem Sinne begabt, wenn auch im Lateinlehrerſinne „ſchuldumm“. Daß er einen ſtarken Willen hatte, bewies er auf der Univerſität, als er wegen Teilnahme an einer verbotenen Verbindung (1837) in Unterſuchungshaft genommen war und ſechs Tage hindurch jede Nahrung außer Waſſer verweigerte, bis man ihn freiließ.

Er überſiedelt nach München, von da nach Wien, promoviert und ſetzt es dann, um nicht in der Heimat „als angehendes Doktorlein eine geringe Rolle zu ſpielen“, gegen den Willen ſeiner Eltern durch, Schiffsarzt bei den Holländern zu werden.

Am 22. Februar 1840 tritt der fünfundzwanzigjährige in Rotterdam auf der „Java“ ſeine Reiſe an und erreicht am 4. Juli Surabaya. Auf der dortigen Reede durchzuckt ihn blitzartig die erſte Ahnung jenes Gedankens, der heut eine der Grundlagen der geſamten modernen Phyſik bildet und nach der Erläuterung durch Helmholtz das Geſetz von der „Erhaltung der Kraft“ genannt zu werden pflegt.

Mayer hatte einige Matroſen ſeines Schiffes zur Ader zu laſſen. Dabei fiel ihm die merkwürdig helle Beſchaffenheit des Venenblutes auf. Er ſpricht in der Stadt zu Kollegen die Beſorgnis aus, jedesmal eine

Arterie mitangestochen zu haben. Die beruhigen ihn aber; das sei eine ganz gewöhnliche Tropenerscheinung.

Hier sehen wir den Unterschied zwischen einem Genie und der Mittelmäßigkeit klaffen. Jenes Phänomen war seit vielen Jahren bekannt gewesen, aber keinem der Berufenen etwas dabei auf- oder eingefallen, bis Robert Mayer kam.

Dieser stand im Banne der Schulmeinung, daß der Körper seine Gesamtwärme durch langsame Verbrennung (Oxydation) der Nahrung erziele, vermöge der Tätigkeit des Sauerstoffes oder Oxygens. Er grübelt nach und kommt zu dem Schluß, daß in den heißen Tropen der Menschenkörper einen geringeren Anlaß zur Wärmebildung habe, weshalb das Venenblut einen Sauerstoffüberschuß, wegen mangelnder Oxydation, führe. Auf diesem und andern Umwegen gelangt er zu dem Gedanken, daß Arbeit und Wärme äquivalent seien und als Ausdrucksformen desselben Wesens in einander überzugehen vermöchten.

Auf der Heimreise ist er unausgesetzt mit seiner These beschäftigt, im Februar 1841 trifft er wieder in Europa ein und begibt sich nach Heilbronn, um sie zu Papier zu bringen.

Hier erfährt seine Idee dadurch einen Aufenthalt, daß er in der Mechanik unbewandert ist. Diese Wissenschaft war durch Leibniz angebaut worden, aber Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege zu weit in der Kultur zurück, um ihm folgen zu können. Die Franzosen hatten die Zügel an sich gerissen und Leibnizens Opposition gegen den mechanischen Grundsatz des 1650 verstorbenen Descartes als einen bloßen Wortstreit sehr mit Unrecht abgetan. Descartes, bei dem Bemühen, das Verhältnis von Bewegung (motus) und Wärme (calor) auf eine Formel zu bringen, hatte mc als Kraftmaß aufgestellt, während Leibniz, mit schärferem Blick, vor allem die Notwendigkeit erkannte, jene beiden Größen geometrisch zu summieren. Denn es gibt einen Faktor, der sich stets gleichbleibt, sobald eine gleiche Arbeitsmenge an die Bewegung verschiedener Massen gewendet wird; das ist die sogenannte lebendige Kraft, die nach Leibniz der Masse und dem Quadrat der Geschwindigkeit proportional ist, während — nach W. Ostwald — „gleichen Arbeiten bei verschiedenen Massen keineswegs gleiche Bewegungsgrößen entsprechen", sodaß $\frac{1}{2}$ mc^2 in der Tat ein allgemeines Erhaltungsgesetz abgibt, mc aber zur Anerkennung eines Perpetuum mobile verleitet. Es würde zu weit führen, hier noch genauer

auseinanderzusetzen, weshalb des Leibniz Formel $^1/_2$ mo^2 allein richtig ist. Genug, daß Robert Mayer in den Spuren der Franzosen zunächst jene falsche Formel mo seiner Forschung zugrundelegte und für das, was wir in der Dynamik heut Arbeit nennen, den engeren Begriff der bloßen Bewegung unterschob.

Es war bei dieser Sachlage kein Unglück, daß Poggendorff in seinen „Annalen der Physik und Chemie" den von Mayer eingesendeten Aufsatz weder abdruckte, noch zurücksandte, noch sonst irgend ein Zeichen gab, daß die Idee selbst auf ihn gewirkt habe. Mayer gewann dadurch Zeit zum Ausreifen. Vom Physiker Nörremberg in Tübingen gröblich angelassen, von Jolly in Heidelberg und auch von seinem Freunde Baur in der Mechanik gefördert, ist er Anfang 1842 in hartem Ringen mit seinem Problem so weit, um es in allen wesentlichen Punkten, wie es heute noch gilt, formulieren zu können. In dieser Fassung ist es durch Justus Liebig im Frühjahr 1842 in den „Annalen der Chemie" veröffentlicht worden.

Betont sei der leitende Grundgedanke Mayers: daß alle Kraft oder Energie in sämtlichen Ausdrucksformen (Wärme, Licht, Schall, Elektrizität, Magnetismus, chemische Differenz, Bewegung usw.) zwar unwägbar, doch ebenso real und konstant wie der Stoff selbst sei. Man nimmt nach Mayer heute ganz allgemein als den Urquell aller Energien, die wir auf Erden beobachten, die Sonnenstrahlung an.

Im selben Jahre 1842 heiratete Mayer und war damals in Heilbronn ein beschäftigter Arzt, ein geachteter Bürger, ein glücklicher Mensch. Sein Martyrium begann, als er, durch die Nichtbeachtung der stumpfen Welt gezwungen, wie auch aus innerem Drang, zum logischen Ausbau seiner Grundgedanken fortschritt und in erneuten Publikationen die Aufmerksamkeit auch der Physiologen und Biologen für seine Entdeckung zu erregen versuchte.

Das erste tragische Moment kam in sein Leben dadurch, daß er, im Besitz eines richtigeren Grundgedankens, nun in der Nahrungsmittelchemie gerade seinem bisherigen Gönner Liebig widersprechen mußte, der dazumal ohnehin schon einen schweren Stand hatte und sich von Mayer zurückzog. In einer dritten größeren Schrift aber gleich Kant auf der Suche nach dem primus motus begriffen, nach der Energiequelle für die Sonne, der Abstammung ihrer Wärme, ward er durch das Revolutionsjahr 1848 überrascht, sodaß, wie für seines Landsmannes List Volkswirtschaft, auch für Mayers Himmelsdynamik das Interesse vorerst erlosch.

Bereits 1843 hatte Joule in England einen Verſuch gemacht, ihm die Priorität ab- und ſich ſelber zuzuſprechen, mit der unhaltbaren Behauptung, daß Mayer eine Entdeckung von Joule über das Wärmeverhältnis der Luft bei Druck benutzt habe, während Mayer auf einem viel früheren Experiment von Gay-Luſſac gefußt hatte. Der berichtigte Joule verſchwieg dies, weshalb gewiſſe Kreiſe in England heute noch nicht aufgeklärt ſind. Schlimmer war es, daß 1848 in Deutſchland ſelbſt, bei dem jahrzehutelangen Bemühen, Robert Mayer ſein Verdienſt zu rauben, ein tübinger Privatdozent mit Namen Seyffer den Reigen führte. In der „Allgemeinen Zeitung" erſchien dieſes Unkundigen plumper, hämiſcher Angriff; Mayers Berichtigung dagegen wurde nicht aufgenommen.

Er hatte 1850 noch die Kraft, an die Methodik der energetiſchen Grundſätze heranzugehn. Aber ſchon im Mai des Jahres, mit dieſen Gedanken beſchäftigt, ſprang der durch fortgeſetzte pöbelhafte Inſulte und die Abſchneidung des Wortes tief erregte Mann in einer ſchlafloſen Nacht wie delirierend zum Fenſter hinaus und verletzte ſich ſo ſchwer, daß er zeitlebens einen ſchleppenden Gang behielt. Nach einer Kur in Wildbad und nach Wiederaufnahme ſeiner Praxis hat er jene ſoeben angedeuteten „Bemerkungen über das mechaniſche Äquivalent der Wärme" niedergeſchrieben, die dann im Buchhändlerjahr 1851, alſo wohl im Oktober des Kalenderjahres 1850, in Heilbronn erſchienen ſind. Sie gelten heute für klaſſiſch in ihrer muſtergültigen Beweisführung. Aber auch ſie verhallten faſt ungehört.

Im Herbſt 1851 erkrankte der Unglückliche, infolge der durchgemachten Aufregungen, an einer Gehirnentzündung, der ſchwärmeriſche Ekſtaſien voraufgegangen waren. Die Krankheit verlief ſchnell und günſtig, zeitigte aber das Üble, daß man Robert Mayer, ohne jemals wirklichen Irrſinn an ihm nachgewieſen zu haben, in ſeinem geſchwächten Zuſtande vorerſt nach einer Privatirrenanſtalt zu Göppingen verbrachte, dann zwangsweiſe in die ſtaatliche Irrenanſtalt zu Winnental überführte, wo er laut Wilhelm Oßwald* „über ein Jahr lang mit körperlichen Zwangsmaßregeln auf das Roheſte mißhandelt wurde". Er ſelbſt hat es in ſeiner ſpäteſten Schrift über „Auslöſungen" einen unverantwortlichen Schlendrian genannt, wenn man bei pſychiſchen Leiden die unausbleiblichen Erregungszuſtände mit Zwangsjacken, Zwangsſtühlen und Zwangsbetten zu unterdrücken ſuche.

* „Große Männer," Leipzig 1909.

Die gegen ihn von den Nervenärzten Griesinger und Landerer, unter Zellers Oberleitung, in Winnental sechzehn Monate hindurch angewendeten Prozeduren hatten den Zweck, ihm den „Größenwahn" auszutreiben, daß er eine physikalische Entdeckung gemacht habe. Er blieb standhaft, ohne zu widerrufen, ward aber nach dieser Quälerei als ein Todeskandidat, völlig zusammengebrochen und erschöpft, entlassen.

Auf die sich anschließende Zeit eines resignierten, bevormundeten Vegetierens fällt ein trauriges Licht aus dem späteren Verkehr Mayers mit seinem Verehrer Dühring und aus der von diesem überlieferten Schilderung des heilbronner Zirkels: „Da jedermann weiß, daß ich ein Narr bin, so hält sich auch jedermann für berechtigt, eine geistige Kuratel über mich auszuüben." Auf Deutsch: ein Genius war durch zähe Stupidität seiner Angehörigen zum Familien-Kretin, wenigstens in ihrer Schätzung, heruntergewirtschaftet worden.

Mayer hing mit allen Fasern seines Herzens an Heimat, Weib und Kind, und leider bleibt uns die peinliche Gewißheit, daß in erster Linie seine Frau, von der er selbst sich nicht losreißen konnte, eine willenskräftige, eng horizontierte Kleinstädterin, es gewesen ist, die ihn verriet und in die Hände der Philister zur Drangsalierung auslieferte, da sie weder die Einsicht noch auch die Geduld besaß, den literarischen Arbeiten ihres Gatten fernerhin zuschauen zu wollen. Man kann sie sich gut vorstellen, wie sie alle Zeit, die er an den Ausbau und an die Verteidigung seines Systemes verwendete, als der Praxis gestohlen ansah, wie sie nach Hausfrauenart, obschon ausreichendes Vermögen dawar, doch den Mann von seinem „Steckenpferd" abzubringen, ihn „nützlicher Arbeit" zuzuwenden wünschte und kennerhaft bei Seyffers Angriffen triumphierte: „Da liest man es nun! . . Jetzt weiß man es endlich!"

Ein Jahrzehnt dauerte das Hindämmern, während sich Mayers Gedanken in Europa allmählich ausbreiteten. Aber er galt für tot. Justus Liebig erwähnte 1858 bei einem Vortrag in München Mayers Entdeckung als grundlegend, bedauerte jedoch, daß ihr Urheber im Irrenhause gestorben sei. Ebenso wurde er in Poggendorffs Handwörterbuch als tot geführt.

Erst 1862 hatte sich der Bedauernswerte von seiner furchtbaren Heimsuchung soweit erholt, um in einer gedankenreichen Abhandlung „Über das Fieber" wieder ein geistiges Lebenszeichen geben zu können. Im selben Jahr erfolgte vor der gesamteuropäischen wissenschaftlichen Welt seine

Rehabilitierung. Ein hochſinniger Engländer, John Tyndal, ſtattete ſeinen Dank für den in Deutſchland genoſſenen chemiſchen Unterricht dadurch ab, daß er auf einer internationalen Feſtverſammlung Robert Mayer als den wirklichen Schöpfer der mechaniſchen Wärmetheorie verherrlichte.

Weit langſamer und weniger vornehm verfuhr Deutſchland ſelber. Dem Privatdozenten E. Dühring, der 1872 in ſeiner kritiſchen Geſchichte der allgemeinen Prinzipien der Mechanik Robert Mayer gegen ſeine Nachtreter hervorhob, hatte dieſes Unterfangen zu büßen und mußte von der berliner Hochſchule weichen. Helmholtz behauptete das Feld, ja durfte in einer Rede über „das Denken in der Medizin“ die Tatſache, daß er ſelbſt mit ſeinem Prinzip von der Erhaltung der Kraft fünf Jahre nach Mayer aufgetreten war, zu ſeinen eigenen Gunſten auslegen. Denn es beſtehe ein Unterſchied zwiſchen ſolchen, die, wenn ſie zufällig eine Idee ſtreifen, ſogleich die Priorität vor der Öffentlichkeit beanſpruchen, während weit gediegnere geduldig warten, bis ſie ihr ganzes Syſtem ausgebaut haben, dann aber leicht zu ſpät kommen.

Wenn hiermit, wie leider kaum bezweifelt werden kann, ein Vorwurf gegen Robert Mayer erhoben wurde, ſo iſt er ungerecht; denn gleich die erſte Publikation Mayers aus dem Jahr 1842 ſtand auf ſo feſten Füßen, daß ihr kaum etwas hinzuzufügen wäre, und auch von ſeinen weiteren Publikationen gehören manche, wie beſonders die „Bemerkungen über das mechaniſche Äquivalent der Wärme“ zum Ausgereifteſten, was die geſamte phyſikaliſche Literatur aufzuweiſen hat. Er antwortete ſehr beſcheiden, daß Arago den Grundſatz ausgeſprochen habe: „Bei Prioritätsfragen entſcheidet nur das Datum der Veröffentlichung.“

Die Deutſchen würden ſich in der Tat ſehr im Lichte ſtehen, falls ſie ſich in dieſer Kontroverſe gegen Arago und für Helmholtz entſcheiden wollten. Denn ſie dürften ſich dadurch nur zu häufig der Vorteile berauben, die ſie aus der unter ihnen keimenden Genialität ziehen könnten, um dafür die Zunftgelehrſamkeit noch hochmütiger zu machen, als ſie ohnehin ſchon iſt. Hier wird es immer ganz wie in den Städten des Mittelalters Zunftmeiſter geben, die ſofort „Pfuſcher“ und „Bönhaſe“ rufen, ſobald ein andrer ſich erlaubt, früher aufzuſtehen als ſie.

Robert Mayer ſtarb am 20. März 1878. Sein ſchreckliches Los: mit knapper Not nur gerade dem Tode durch körperliche und geiſtige Marterung entgangen und auf der Höhe der Schaffenskraft zehn Jahre zur Stumpf-

heit verurteilt worden zu ſein, dann ſechzehn lange Jahre noch reduziert, ohne Freude, ohne Schwung, ohne Trieb das Aufgehn ſeiner Saat faſt wie etwas Fremdes zu erleben, hat inzwiſchen doch manches Gewiſſen aufgerüttelt.

Das Wärmeproblem, obwohl wir durch Mayer einen rieſenhaften Schritt vorwärts getan haben, harrt natürlich noch ſeiner endgültigen Löſung. Denn auch Mayer blieb in mancher Hinſicht ein befangenes Kind ſeiner Zeit, und einige der Vorausſetzungen, die ihn zu ſeinen Schlüſſen führten, ſind anfechtbar.

So täuſchte er ſich zweifellos bei der Behauptung einer geringeren leiblichen Wärmeproduktion in den Tropen. Die Europäer, die dorthin kommen, geben erfahrungsgemäß ihre Stauungsgluten an eiskalte Getränke ab, die ſie in Unmaſſen konſumieren, und helfen ſich außerdem durch eine viel ſtärkere Verdunſtung von Schweiß. Die Eingebornen aber verbrauchen, ſobald ſie arbeiten, in ihren Muskeln und großen Drüſen durchaus keine geringere Menge von Sauerſtoff als arbeitende Europäer.

Wäre die heiße Tropenluft wirklich die Veranlaſſung einer geringeren Oxydation in unſern Geweben, ſo müßte ſich das hellere Venenblut auch in Mitteleuropa während der Hundstage vorfinden, was nirgend der Fall iſt.

Was an jenem hellen Venenblut auf der Reede von Surabaya hätte auffallen ſollen, war nicht Sauerſtoffüberſchuß, ſondern die Unterbilanz an Kohlenſäure. Von ihr, d. h. von ihrem fünffachen Übergewicht über den Sauerſtoff, haben die Venen das blauſchwarze Blut, in welchem die kirſchbraune Farbe des Hämoglobins (des Blutfarbſtoffes) oft ganz verdeckt iſt.

Indeſſen ſei dem, wie ihm wolle, wir können den Umſtand nur preiſen, daß Robert Mayer nicht, wie die Logik es erfordert hätte, von einem Kohlenſäuremangel, ſondern von einem Sauerſtoffüberſchuß im tropiſchen Venenblut ausging, und ſehn voll Staunen, wie der Irrtum den förderlichen Durchgang für eine große Wahrheit gebildet hat.

Weit näher berührt uns das perſönliche Schickſal Mayers, als ein beſchämender Beitrag zur ſogenannten „Nationalökonomie des Talentes".

Darf eine Nation ſo mit ihren beſten Söhnen verfahren laſſen? Darf ſie es ruhig mitanhören, wenn Mayers Schickſal als ganz normal oder als gleichgültig hingeſtellt wird?

Wir wenden hier eine der verborgenſten Falten der Menſchenbruſt um;

und der Anblick, der sich uns bietet, ist leider nicht erfreulich. Das Genie ist im allgemeinen unbeliebt, weil es sich unterscheidet, ganz besonders in der Heimat und vor der nächsten Umgebung, durch seine unbequeme Forderung: umzudenken und von gewohnten Anschauungen abzulassen. Begibt sich ein Genie, statt einen freieren Boden aufzusuchen, willig in die ökonomische und gemütliche Abhängigkeit von Gewohnheitsmenschen, so wird es verlacht und malträtiert. Ein Kleinstädter kann es ja nicht begreifen, weshalb sein Schwager plötzlich eine europäische Größe sein soll, während er selbst eine viel bedeutendere Korpulenz und womöglich noch fünftausend Gulden mehr im Beutel hat.

Eine andre Partei spricht schon gelehrter. Das Genie sei an sich so bevorzugt, daß es ihm durch eine Art natürlicher Kompensation auf Erden übel ergehn müsse. Man erwerbe sich also ein Verdienst, wenn man begabte Leute „schlecht behandle". Denn „Druck erzeugt Kraft", und „wahres Genie bricht sich Bahn". Zugrundegerichtetes Genie wie das von Kleist oder List oder Robert Mayer wäre dann überhaupt garnicht „wahr" gewesen.

Nur ein verschwindendes Häuflein glaubt bemerkt zu haben, wie die dem Genius gegenüber begangenen Sünden weder den Wohlstand, noch die Bildung jemals vermehrt haben, und richtet sich nach den Worten Bacons: „Unterstützen, ermutigen und fördern Sie fähige Männer jeder Art, jeden Grades, jeden Berufes." In seinen Spuren hat Wilhelm Ostwald neuerdings methodisch die Vorbedingungen für das Entstehen wie für das Gedeihen geistiger Schöpferkraft analysiert. Hierfür den nötigen Takt zu entwickeln, ist allerdings nicht leicht; ohne Mißgriffe kann es auch bei dieser Tendenz nicht abgehn, und es gibt kaum etwas Widerlicheres, als eine mit Protektion und Stipendien großgepäppelte, sich blähende Impotenz einstiger Musterknaben. Dennoch sollte jedes Volk in seiner Gesittung wenigstens soweit sein, daß Vernachlässigung und Schadenfreude Begabungen höherer Art gegenüber nicht länger als Verdienst gelten.

Das Wichtigste für jeden Genius ist freilich die Selbsterhaltung; zugleich das Schwierigste. Denn ob wir schon hierin weitergekommen sind und eine wilde Sucht nach Selbstzerstörung und Gehenlassen nicht länger für genial, sondern für „genialisch" und albern ansehn, so kommen eben doch die meisten Begabten durch die Verfeinerung ihrer Nerven wie durch ihren Zug zur Einsamkeit, um ihren Träumen nachhängen zu können,

früher oder später in Konflikt mit den robusteren Forderungen des Alltagdaseins und scheitern am „Broterwerb".

Darum sollten die Hochbegabten bei dem gehässigen und aufreibenden Daseinskampf, dem sie fast immer ausgesetzt sind, sich einer Diplomatie befleißigen, die ihnen ihre nächste Umgebung nicht über den Kopf wachsen läßt. Wohl mag es richtig sein, daß Robert Mayer, einmal gebrochen, sich am Neckar immer noch behaglicher fühlte, als es im Kreise von berliner Geheimräten nun der Fall gewesen sein würde. Auch gleichen zum Glück nicht alle besseren Hälften jener Heilbronnerin; von Justus Liebigs Gattin z. B. ist uns bekannt, daß sie ihrem Gefährten zeitlebens ein Born der Güte und Erleichterung war. Beschränkte Frauen aber, die dazu noch willensstark sind, werden durch nichts tiefer beleidigt als durch die Gewißheit geistigen Abstandes. Und wenn es auch fast unmöglich ist, sich zuzuschließen, wo man liebt und vertrauen möchte, so scheint Robert Mayer doch jene Lebensweisheit etwas vernachlässigt zu haben, die Theodor Fontane eines Tages in die bittern Verse faßte:

„Nur, willst Du rasch die Gunst verscherzen,
So zeig ein Fünkchen Seligkeit, —
Man wünscht Dir Glück, von ganzem Herzen,
Und birst vor rückgestautem Neid."

Was aber könnte diesen Neid wohl versöhnen? Auch wem die schwere Kunst gelang, sich seiner Tugenden zu schämen, weil Mitmenschen sich durch diesen Besitz beleidigt fühlen könnten, wie darf er auf seine Leistungen verzichten? Sie sind ja für den als überspannt, als Faulenzer, als Verschwender, als Trottel Verschrieenen und Verklagten soviel wie Gerichtsurkunden, unentbehrlich, um ihn unter den Menschen eines Tages wieder ehrlich zu machen.

Zwar wird gemütsleere Gedankenlosigkeit sich niemals davon abbringen lassen, einem ohnehin schon halb zu Tode gefolterten Lichtbringer auch sein Letztes und Heiligstes noch rauben zu wollen: das Anrecht auf sein geistiges Eigentum, — weil es ja nur darauf ankäme, daß die Erfindung da sei, und es, wenn wir sie weghätten, ohne Belang bliebe, ob sie Herrn Mayer aus Heilbronn oder Herrn Müller aus Eßlingen zugeschrieben würde. Doch sollte das eben beschriebene Geschick uns darin bestärken, mit solcher Gesinnung nicht eine Sekunde länger zu sympathisieren.

Richard Wagner
1813-1883

Noch immer ſind die Akten über das bedeutendſte und aufregendſte künſtleriſche Ereignis, das nach Goethes Heimgang den Deutſchen beſchieden war, nicht geſchloſſen. Nur daß Richard Wagners Muſikdramen der Schönheit und Größe entbehrten, wird höchſtens noch von hartnäckigen Sonderlingen behauptet.

Ein heftiger Streit um die Anerkennung dieſes Werkes hat Jahrzehnte hindurch unſre Öffentlichkeit mit ſeinem Lärm erfüllt, während ihr Urheber, großenteils in einem unfreiwilligen Exil, mit literariſchen Fronarbeiten beſchäftigt, um das nackte Leben kümmerlich zu friſten, ſich in Sehnſucht verzehrte, einmal wenigſtens den „Rienzi", den „Lohengrin" aufführen zu ſehn und zu hören. Kleiſt ſtarb abſeits, unbeachtet; hinter Wagner lärmte der Janhagel mit Gaſſenbubenwitzen, und zwar nicht auf der Gaſſe, ſondern in den erſten Zeitungen und Zeitſchriften Deutſchlands. Er war ſo durch und durch unpopulär, daß von 1860 bis 1870 in jeder Poſſe ein Spottvers auf ihn und ſeine Töne ſicher ſein konnte, ſchallenden Beifall auszulöſen. Wäre der Mann ebenfalls mit vierunddreißig Jahren in ſein Grab geſunken, eine Katzenmuſik würde alles geweſen ſein, was die lieben Landsleute außerhalb Dreſdens für ihn übrig hatten. Er ſelbſt hat während ſeines erſten pariſer Aufenthaltes gleich Fauſt geſtöhnt:

„Nur mit Entſetzen wach ich morgens auf,
Ich möchte bittre Tränen weinen,
Den Tag zu ſehn, der mir in ſeinem Lauf
Nicht Einen Wunſch erfüllen wird, nicht Einen."

Selbſt nach dem franzöſiſchen Kriege noch blickten die Deutſchen einander kopfſchüttelnd an und wunderten ſich über die Verarmung an Kunſt im neuen Reich, über die Verflachung des Theaters, ohne Wagner zu bemerken, bis dann langſam, langſam, hauptſächlich durch das Wirken der Wagner-Vereine, der Genius an Boden gewann.

Richard Wagner wurde zu Leipzig am 22. Mai 1813, dem Tage der Schlacht von Bautzen, als Sohn des Polizeimeiſters der erſtgenannten Stadt geboren. Der Vater ſtarb ein paar Monate ſpäter; ein Stiefvater, der ſympathiſche, künſtleriſch gerichtete Geyer, ſtarb ſchon 1820.

Der elfjährige Knabe erringt auf der Kreuzschule einen Preis durch das beste Gedicht auf den Tod eines Mitschülers. Sein Dichterberuf steht ihm fest. Da hört er eines Abends eine beethovensche Symphonie aufführen, wird nach seiner Schilderung derart ergriffen, daß er Fieber bekommt, und erhebt sich vom Krankenlager als Musiker.

Als junger Student in Leipzig mit grüner Mütze ein rechter Kampfhahn, der, augenscheinlich weil er sich nichts gefallen läßt, sofort mit den stärksten und ältesten Raufbolden der Hochschule Händel hat, kann er mit besserm Recht als Gottsched einst von sich rühmen: „Doch mich errettet' Apollo". Denn alle jene sechs oder sieben Haudegen zerstieben in den Ferien unter zumteil romantischen Umständen wie Spreu vor dem Winde. Wagner hat es in seinen Erinnerungen launig geschildert, wie er gegen den letzten von ihnen doch noch antreten soll und im Stillen schon über die Verfassung schmunzelt, in der er zu Mutter und Schwestern heimgebracht werden wird, sein Senior ihn aber unterwegs mit den Worten abfängt: „Geh' nur nachhause, Kleiner, heut ist es nichts".

Bald wendet er sich kontrapunktischen Studien zu. Der Zwanzigjährige wird in Würzburg Chorleiter für zehn Gulden monatlich und erhält erst 1834 eine leidliche Stellung als Kapellmeister am Stadttheater von Magdeburg, wo er bis 1836 bleibt. In dieser Zeit verliebt er sich in die hübsche Schauspielerin Minna Planer, folgt ihr im Januar 1837 nach Königsberg i. Pr. und heiratet sie dort. Von da wird er im Sommer 1838 nach Riga verschlagen, wo er seinen „Rienzi" in Angriff nimmt.

Die russischen Verhältnisse sind ihm bald unerträglich. Enge Theater zweiten oder gar dritten Ranges können überhaupt seine hohen Pläne nicht fördern, er blickt nach Paris, wo Rossini durch seinen „Tell" (1829) und Meyerbeer durch „Robert den Teufel" (1831) eine neue Ära der Großen Oper heraufgeführt haben.

Mit kühnem Entschluß flieht Wagner im Juli 1839 zurück über die Grenze und besteigt in Pillau samt seiner Frau und seinem Neufundländer ein Segelschiff. Die Fahrt, die über Norwegen nach London führt, ist strapaziös, doch auch ergiebig. In den norwegischen Schären tritt fordernd aus dem Nebel die Figur des Fliegenden Holländers vor seine Dichterphantasie. Zugleich bemächtigt sich ihrer die Idee der Erlösung, die „Sehnsucht nach dem Heil".

Sein pariser Aufenthalt zieht sich vom September 1839 bis zum April

1842 hin, ohne das gehoffte Reſultat zu zeitigen. Die Große Oper lehnt ſeinen franzöſiſchen Entwurf zum „Fliegenden Holländer“ ab, er verkauft ihn ſchließlich an den Direktor für fünfhundert Francs und geht jetzt erſt an die Vollendung des deutſchen Textes.

Endlich trifft ihn die gute Botſchaft, ſein „Rienzi“ ſei in Dreſden angenommen. Im Frühjahr 1842 iſt er dort; im Oktober des Jahres folgt die Aufführung, mit Tichatſchek in der Titelrolle, und bringt einen beiſpielloſen Erfolg, desgleichen im Januar 1843 der Holländer. Sein Komponiſt wird in Dreſden Hofkapellmeiſter.

Das Eis iſt gebrochen. Doch was alles noch war zu überſtehn!

Auch der „Tannhäuſer“, 1845 wiederum durch Tichatſchek dargeſtellt, ſchlägt in Dreſden wohl ein, erweckt aber ſonſt in Deutſchland nur ein geringes Echo, desgleichen der 1847 zu 48 vollendete „Lohengrin“.

Die revolutionäre Stimmung des Jahres 1848 zieht auch Wagner in ihren Strudel; er erhofft von einer Revolution vor allem künſtleriſche Reformen; denn ſein ſehr ſachkundiger und praktiſcher Entwurf zu einem deutſchen Nationaltheater bleibt vom ſächſiſchen Kultusminiſterium unbeachtet. Wagner, damals im Verkehr mit dem Ruſſen Bakunin, entſchädigt ſich, indem er in Röckels „Volksblättern“ gegen Adel und Geldwirtſchaft wettert, ohne übrigens von ſeiner angeſtammten Treue zum ſächſiſchen Königshauſe zu laſſen.

Den blutigen dreſdener Aufſtand vom Mai 1849 unterſtützt er. Wenn er auch nicht perſönlich auf den Barrikaden gekämpft hat, iſt er doch ſo kompromittiert, daß er fliehen muß. Er wendet ſich nach der Schweiz. Zum Glück hat dieſe Wolke ihren ſilbernen Rand. Wagner gewinnt ſich auf der Durchreiſe in Weimar den ſehr einflußreichen Franz Liſzt zum Freund und Helfer. Am 29. Mai trifft er in Zürich ein; von Dreſden her folgt ihm ein Steckbrief.

Am 22. Auguſt 1850 wird „Lohengrin“ zu Weimar erſtmals in Deutſchland aufgeführt, und Wagner iſt nicht bei den Proben geweſen, hat fernbleiben müſſen! Kein Wunder, wenn er in Zürich ſeine Zeit mit dem Abfaſſen von Kampfſchriften hinbringt. Auch dichtet er hier 1853 den „Ring des Nibelungen“ fertig. Viermal, 1849, 1850, 1853 (mit Franz Liſzt) und 1858 iſt er für kurze Zeit in Paris. Er hat inzwiſchen ſeine Trutzoper „Triſtan und Iſolde“ vollendet, um ſeine Gegner zu entwaffnen. Doch an Aufführung iſt vorläufig noch garnicht zu denken.

Im Jahr 1858 verläßt ihn ſeine herzleidende Gattin, um (1866) im Schoß ihrer Familie zu ſterben. Die Ärmſte hatte, neben dem erfolg- und ruheloſen Meiſter umhergeworfen, ein hartes Los zu tragen gehabt. Sie war nicht ſo ſtark wie Robert Mayers Frau geweſen; ſonſt freilich hätte ſie wohl allen guten Willen beſeſſen, auch ihren Gatten zu „nützlicheren" Beſchäftigungen anzuhalten. Doch den zieht es wie mit magiſchen Kräften immer nur nach Paris. Im September 1859 ſiedelt er noch einmal über und bleibt bis zum Frühjahr 1862 dort.

Inzwiſchen hatte ſich Weimar als ein Kriſtalliſationskern für die Wagner-Gemeinde bewährt. Franz Liſzt und ſein Schwiegerſohn Hans v. Bülow, Koſimas erſter Gatte, der dem verehrten Meiſter ſchon 1853 nach Zürich gefolgt war, um durch ſeine Konzerte Wagners Kunſt zu verbreiten, wirkten unabläſſig.

Zwar im ſpröden Paris wurde „Tannhäuſer" im Jahr 1861 ausgepfiffen, hauptſächlich durch die feudalen Herren vom Jockeyklub; wenigſtens hat man die franzöſiſchen Wagnerianer damals rufen hören: „A la porte les jockeys!" Doch im ſelben Jahr werden auch „die Meiſterſinger" als Text fertig und erſcheinen 1862 in Mainz. Wagner ſelbſt war in jenem Frühjahr nach Biebrich am Rhein übergeſiedelt, begann hier die Kompoſition, ſetzte ſie in Penzing bei Wien fort, hat ſie jedoch erſt 1867 vollendet.

Inzwiſchen war der entſcheidende Umſchwung in ſeinem Leben eingetreten: König Ludwig II. hatte am 10. März 1864 in München den Thron der Wittelsbacher beſtiegen. Eine ſeiner erſten Regierungshandlungen war es, daß er den damals in einem Gaſthof zu Stuttgart ohne Barmittel Harrenden zu ſich rief. Der Meiſter bezahlte die Hotelrechnung mit einem Demantring, der vielleicht den zehnfachen Wert hatte, und machte ſich auf. Er glaubte: nun ſei er geborgen.

Dort in München ſah er in der Tat endlich ſeinen Schwanenritter heranziehn, durfte er das köſtliche Werk proben und dirigieren.

Aber die Höflinge wurden neidiſch, die Eingeborenen wollten den ſächſiſchen „Ausländer" nicht in der Nähe ihres Königs dulden. Am 10. Januar 1865 erlebt er „Triſtan und Iſolde" unter Hans v. Bülows Leitung. Schon am Ende des Jahres muß er weichen und findet noch einmal in der Schweiz, in der Villa Triebſchen bei Luzern, Frieden und Ruhe, diesmal begleitet von einem häuslichen Glück, das nicht ohne

tragiſche Verkettung gewonnen war. Hier werden „die Meiſterſinger“ fertig. Er ſieht ſie am 21. Juni 1868 in München aufführen, von der königlichen Loge aus; das hat ſein hoher Freund ſich doch nicht nehmen laſſen.

Seit 1871 rühren ſich überall in Deutſchland die Wagnervereine. 1872 erfolgt zu Bayreuth die Grundſteinlegung zum „Feſtſpieltheater“, wie es heute noch ſteht; im ſelben Jahr ſiedelt Wagner dorthin über.

Der Sieg freilich iſt längſt noch nicht erfochten. Immer wieder kommen Rückſchläge. Wohl geht im Auguſt 1876 „der Ring des Nibelungen“ zu Bayreuth in Anweſenheit hoher Herrſchaften dreimal in Szene. Doch um den finanziellen Ausfall zu decken, muß Wagner die nächſten Lebensjahre auf Konzertreiſen, in einer ihm ganz beſonders verhaßten Tätigkeit, zubringen. 1877 erſcheint „Parſifal“, ſein letztes Werk, als Dichtung. Die Kompoſition zieht ſich hin und wird erſt im Frühjahr 1882 zu Palermo vollendet. Im Juli des Jahres bringt dann eine ſechzehnmalige Aufführung zu Bayreuth einen vollen Erfolg, den Zuhörer aus allen fünf Erdteilen bejubeln.

Am 13. Februar 1883 ſtirbt Wagner zu Venedig, im ſiebzigſten Lebensjahr. Seinem Leichenzuge heimwärts werden fürſtliche Ehren erwieſen.

Gleichwohl hält es ſchwer, aus dieſem gewaltigen Werk die rechte Summe zu ziehen. Wenn auch nur noch ſehr, ſehr wenige gleich der öſterreichiſchen Gräfin ſprechen: „Seit ich ihn kenne, gefallen mir die andern nicht mehr, und Wagner gefällt mir noch nicht,“ ſo gehört der Meiſter ganz doch nur den vorgeſchrittenen Technikern, die in kontrapunktiſchen Schönheiten und Kühnheiten verſtändnisvoll ſchwelgen. Vor den „Meiſterſingern“ pflegen ſich die Wege zu teilen. Die Muſikaliſcheren können hier liebevoll mitgehen, die Naiveren bringen jedwenig mehr nachhauſe als die erſten Takte des Vorſpiels und das Preislied. Für die große Menge der Gebildeten iſt Wagner hauptſächlich der Schöpfer des Holländers, Tannhäuſers und Lohengrins, allenfalls noch der Walküre. An dieſen Opern, die den Vorgeſchrittenen zumteil ſchon verblaſſen, altmodiſch und überholt klingen, können ſie ſich nicht ſatthören, und richtig iſt es: vieles von dem andern, was ihnen ehedem an Muſik reizvoll war, iſt wie das Zirpen von Grillen vor dieſem dröhnenden Pathos. Die Zukunftsmuſik iſt Gegenwart geworden. Doch wo liegt heute die Zukunft der Muſik?

Manche behaupten geradewegs, Wagner habe den bel canto vernichtet, auf deutschen Opernbühnen würde heute nur noch gebrüllt. Das ist höchstens halbwahr und keinesfalls notwendig. Man denke an Elisabeths Gebet im dritten Akt des „Tannhäuser"; welche Kantilene aller italiänischen Meister zusammen könnte sich an Innigkeit und Schmelz mit ihr messen?

Doch wer Wagner als einen Künstler würdigen will, muß ihn vor allem als Dichter nehmen. Er ist einer der größten Dramatiker, die wir in Europa gehabt haben, und zeigt in seiner ganzen Anlage mit Schiller sehr viel Ähnlichkeit*. Was würde Schiller aus der „Jungfrau von Orleans" für eine herrliche Oper geschaffen haben, falls er ein Musiker gewesen wäre! Allein den Chor, den er suchte, in dessen „weit entfaltetem Purpurgewand" sich die handelnden Personen frei und edel bewegen sollten, ihn hat uns Wagner in seinem wunderbaren Orchester geschenkt.

Und wie kraftvoll drängen sich seine Handlungen zur Höhe, mit welcher klaren Kunst sind überall die Fäden ausgelegt, wie straff und unheilschwanger schürzt sich vor unsern Augen der Schicksalsknoten, wie tief sind die rein menschlichen Konflikte seiner Helden, seiner Heldinnen gegriffen! Wie knapp, wie voll, wie packend, wie reich endlich ist seine Sprache! Ja, welch ein begnadeter Lyriker war dieser Mann! Es ist ein Hochgenuß, die Textbücher von „Tannhäuser" und „Lohengrin" zu lesen. Und wer im Irrgarten des „Ringes" Bescheid weiß, findet vollends reiche Ausbeute an dramatischen Schönheiten, wenn dann freilich auch durch die Musik von der Bühne her uns manches zu gedehnt vorkommen will.

Ganz erlogen war es, was man Wagner lange Zeit nachsagte, daß er alle seine Vorgänger mißachtet und sich hoch über die besten erhoben habe. In diesem Buch ist es schon erwähnt worden, wie es einen seiner letzten und aufrichtigsten Wünsche bildete, den „Freischütz" nur einmal noch dirigieren zu können. Und recht aus dem eignen Herzen heraus legt, in einer von Wagners kleinen Novellen, der sterbende Musiker das Bekenntnis ab: „Ich glaube an Gott, Mozart und Beethoven."

Dazu darf man Gluck als Vorbild nicht auslassen, und Marschner. Kurz, andre hatten ihm die Tonsprache schon geschaffen, die Wagner zu so grandiosen Wirkungen steigern sollte. Doch er hat es auch keinen Augenblick vergessen. Wenn er bei seinem ersten pariser Aufenthalt sich berühmte: „Man zeige mir die Oper des großen Meyerbeer, die ich nicht besser

* Vgl. Richard Sternfeld: „Schiller und Wagner". Berlin 1905.

machen würde," ſo haben wir eben hier das hohe Selbſtgefühl vor uns, das die Berufenen beſeelt und, angeblich vor einem Bilde Raffaels, Correggio die Worte entriß: „Anch' io son' pittore."

Freilich iſt dies auch der Punkt, gegen den ſich, vor und nach Wagners Tod, ſeiner Feinde gehäſſigſte Angriffe richteten. Man vermißt Servilität im Umgang mit den „Großen der Erde", da ſich Wagner im Bewußtſein ſelbſtgeſchaffenen Wertes unbefangen neben König Ludwig ſtellte. Auch enttäuſchte er alle Satten vom Orden der „zahlungsfähigen Moral", die ihn ein Finanzgenie ſchalten, weil ſie ſich angeſichts eines echten Genies doch erſt beruhigen, ſobald ſie hören, daß es verkommen und ortsarm geendet habe. Wagner im Aufſtieg forderte zuweilen viel von ſeinen Freunden, nicht um ſeiner ſelbſt willen, ſondern weil er ſich für die Kraft verantwortlich fühlte, die nur er allein lebensfähig erhalten konnte. Er tat es in dem Bewußtſein, der Welt unendlich viel mehr zu ſpenden, als er von Einzelnen wiederbekam. Gewiß erſcheinen uns Kleiſt, Liſt, Robert Mayer liebenswürdiger als er in ſeinen ſpäteren Jahren; doch warum ſollte die Natur für das Genie-Problem nicht noch eine andre Löſung bereit halten, als einen frühen und beklagenswerten Zuſammenbruch?

Auch Wagner iſt ihm trotz aller Ellbogenhärte, die das rauhe Leben unter Neidern und rückſichtsloſen Feinden ihm auf die Dauer anerzogen hatte, nahe genug gekommen; vergeſſen wir nie, wie namenlos er gelitten hat. Noch 1849, als bei ſeinem flüchtigen Aufenthalt ihm jene erſte ſchreckliche pariſer Zeit wieder einfiel, ſchrieb er an Franz Liſzt: „. . als ich vor zehn Jahren hierher kam und ſich oft Spitzbubengedanken meiner bemächtigten, wenn ich die heißen Tage aufſteigen ſah, die mir in den leeren Magen ſcheinen ſollten. Ach, was dieſe gemeinſte Sorge den Menſchen entehrt!"

Wagner, alles in allem, war ein kerniger Mann, kein Weichling, ſondern voll Feuer und werktätiger Begeiſterung, in jungen Jahren bezaubernd liebenswürdig, ein luſtiger Improviſator, geiſtſprühend und witzig im Geſpräch wie mit der Feder. Wenn er an Freundſchaft wirklich vielleicht mehr empfing, als empfand, ſo war ihm doch von den feineren und ſympathiſchen Regungen des Gemütes nicht eine fremd, das beweiſen ſeine Dichtungen wie ſeine Briefe. Mammon blieb ihm ein Mittel, kein Zweck. Von des Alberich Goldgier hat er ſich poetiſch ſelbſtbefreit; aber gerade daß er geringgeſchätzt haben muß, was er mit vollen Händen weggab, ſobald er es beſaß, ſcheinen ihm die rechten Mammonskinder am wenigſten

verziehen zu haben. Viel zu nobel von Natur ist er laut Pecht anfänglich „immer die nachteiligsten Kontrakte“ eingegangen.

Naheſtehenden gegenüber bewies er oft einen überlegenen Humor, z. B. in einer Epiſode mit Heinrich Laube, den Wagner von Paris her kannte. Laube war ſeit 1847 nicht wenig ſtolz auf den Erfolg ſeiner „Karlsſchüler“, doch Wagner zerpflückte eines Abends unerbittlich dieſen Ruhm und verſuchte dem Autor klarzumachen, wie wenig Verdienſt darin läge, den Reiz eines Dramas vom Gebrauch eines berühmten Dichternamens — der junge Friedrich Schiller ſtand im Mittelpunkt jenes Stückes — herleiten zu wollen, ohne aus eigenen Kräften irgend etwas hinzuzufügen, was an Schiller hätte erinnern können.

Laube, tief gekränkt, wandelt die Nacht hindurch in den Straßen herum, klopft morgens bei Wagner an und teilt ihm mit, daß dieſe Beleidigung nur mit Blut abzuwaſchen ſei. Wagner jedoch ſeufzt auf: „Heinrich, mir graut vor dir,“ und läßt ihn ſtehn.

Ob ſeine theoretiſchen Ideen vom Zuſammenwirken aller Künſte in ihren letzten Konſequenzen ausführbar ſind oder nicht, braucht uns hier nicht zu beſchäftigen. Genug, daß das Muſikdrama, das er uns beſcheert hat, eine Erfüllung für Schillers Herzenswunſch bedeutet, den er Ende 1797 Goethen gegenüber äußert: „Ich hatte immer ein gewiſſes Vertrauen zur

Oper, daß aus ihr wie aus den Chören des Bacchusfeſtes
das Trauerſpiel in einer edleren Geſtalt
ſich loswickeln würde.“

Werner Siemens
1816–1892

Unter den deutſchen Heroen der Technik, will ſagen der Aufſpürung und Dienſtbarmachung von Naturkräften, überſtrahlen Alfred Krupp und Werner Siemens alle Nebenbuhler an Erfolg und Ruhm.

Krupp hatte vor Siemens nur ſcheinbar eine noch größere Zähigkeit voraus, weil er nicht ſo vielſeitig begabt und beweglich wie dieſer war. Krupp war der Charaktermenſch, der Organiſator ſchlechthin und hatte dazu vom Kaufmann wie vom Erfinder gerade genug, um jenen beiden großen Eigenſchaften einen fruchtbaren Boden zur Betätigung zu ſchaffen. Siemens wieder zeigt in allen Phaſen die proteiſche Wandlungsfähigkeit des Genius, ohne an irgend einer Stelle doch das nötige Maß von Energie und Beharrungskräften vermiſſen zu laſſen. Wenn Krupp in manchen Augen die impoſantere, ſo iſt Werner Siemens die inhaltvollere, vielſeitigere, poetiſchere Natur.

Krupps Domäne läßt ſich in die zwei Worte faſſen: ſchmiedbarer Gußſtahl. Man braucht hiergegen in einem Atem nur Telegraph und elektriſches Licht zu nennen, um zu ermeſſen, wie uns der Geiſt von Werner Siemens alltäglich mit ſeinen Wohltaten überſchüttet.

Den ſchmiedbaren Gußſtahl hatte der ältere Krupp ſchon vor Alfreds Geburt erfunden und in ſeinem Stahlwerk zu Eſſen in winzigen Tiegeln hergeſtellt. Er hinterließ bei ſeinem Tod im Jahr 1826 einen Betrieb mit ganzen vier Arbeitern. Das ärmliche Wohnhaus ſteht heute noch inmitten von rieſigen Maſchinenpaläſten als eine Reliquie. Krupp ſelbſt erzählt in ſeinen Erinnerungen: „Von meinem vierzehnten Jahre an hatte ich die Sorgen eines Familienvaters und die Arbeit bei Tage, des Nachts Grübeln, wie die Schwierigkeiten zu überwinden wären.“ Es ging ſo langſam vorwärts, daß noch 1848 einmal das der Familie gehörende Silberzeug verkauft werden mußte, um die Arbeiter entlohnen zu können. Dampfhammer, Gußſtahlkanonen und Eiſenbahnſchienen haben ihn dann großgemacht. Die Experimente mit gezogenen Hinterladern freilich hat Krupp wegen der Säumigkeit des preußiſchen Staates lange Jahre nur als Patriot und nur als eine koſtſpielige „Nebenbeſchäftigung“ ſich leiſten müſſen, bis endlich 1859 der Prinzregent, unſer ſpäterer Kaiſer Wilhelm,

eine Bestellung auf hundert Rohre eigenhändig in dreihundert umschrieb und die Sache in Fluß kam.

Die Jugend von Werner Siemens, — er wurde am 13. Dezember 1816 geboren, — war froher, sonniger, schonender, nicht so früh schon auf harten Lebenskampf und Nervenspannung gestellt. Sein Vater, einem alten niedersächsischen, durch Kindersegen ausgezeichneten Geschlecht entsprossen, hatte sich der Landwirtschaft gewidmet und im Hannöverschen das Gut Lenthe, etliche Meilen südwestlich von der Hauptstadt, am Fuß eines Ausläufers vom Deisterberge, gepachtet. Hier durfte er 1811 seine Braut Eleonore, die Tochter des Amtmanns Deichmann, heimführen; hier sah sich Werner bald von einer heranblühenden Geschwisterschar umgeben.

Papa Siemens war ein hochgebildeter, liberal gesinnter, herzensguter, aber auch gestrenger und heftiger Mann; eine aufrechte, edelmütige Natur augenscheinlich. Von der Mutter vollends spricht Werner in seinen Lebenserinnerungen durchweg nur in den Ausdrücken höchster Verehrung und innigster Liebe.

Man sagt so gern, das Kind sei der Vater des Mannes; und in der Tat gewährt es einen eignen Genuß, in jenem reizvollen literarischen Dokument, das uns Werner Siemens hinterließ, früh schon alle die Züge angedeutet zu finden, durch die der Mensch sich, ganz abgesehn vom Erfinder, vor andern hervortat. Gleich das erste wirkliche Erlebnis des kaum Fünfjährigen war ein wohlverdienter Erfolg. Die drei Jahr ältere Schwester Mathilde weigerte sich in hellen Tränen, aber sehr bestimmt, noch länger auf den Pfarrhof zur Schule zu wandern, weil sie dort stets von einem gräßlichen Gänserich angegriffen und verfolgt würde. Der Vater gab dem Buben einen Stecken, der länger war als der ganze kleine Kerl, mit der Weisung, die Schwester zu verteidigen und sich nicht zu fürchten.

Die Expedition geht vor sich, und richtig kommt am Tor des Pfarrhofes auch schon das fauchende Untier hochaufgerichteten Halses auf die Kinder zu. Schwester Mathilde läuft schreiend zurück; der kleine Held aber, wenn auch mit zugekniffenen Augen, beginnt um sich zu schlagen und gegen den Feind zu marschieren. Als er die Augen wieder öffnete, machte er eine sich tief einprägende Erfahrung: der Ganter floh lautschnatternd und verschwand in der Herde.

Werner selbst schreibt diesem kleinen Erlebnis einen entscheidenden Einfluß auf seine ganze Entwickelung zu. Und wirklich verleiht Erinnerung

an gehabten Erfolg ebenſo häufig Selbſtvertrauen, wie umgekehrt Erinnerung an Mißerfolge ſchüchtern macht. Nur müſſen wir nicht glauben, daß jenes Ereignis erſt etwas in den Knaben hineingelegt hatte; im Gegenteil, weil es ſchon vorhanden war, erlebte er jenen Zwiſchenfall. Ohne ihn würde irgend eine andre Gelegenheit ſeine Freude am Wagnis und ſeine Unerſchrockenheit gefeſtigt haben.

Noch ein andrer wichtiger Zug rührt ſchon aus der Kindheit her: das Gefühl der Verantwortlichkeit für die jüngeren Geſchwiſter. Er iſt ihnen, ſolange ſie ſeiner bedurften, mehr als ein Bruder, ein väterlicher Freund und ein Verſorger geblieben.

Die Vorausſetzungen für das Entſtehen von Genies, wie wir ſie nach neueren Forſchungen kennen, waren in der Familie Siemens beſonders günſtig. Es müſſen mehrere Generationen die Vorbedingungen angeſammelt haben, ohne perſönlich zu äußerſtem Verbrauch ihrer feinſten Nervenkraft gezwungen geweſen zu ſein, die Eltern alſo zu der intellektuell zwar entwickelten, aber noch nicht abgenutzten Maſſe der Gebildeten gehören. Die Natur der Mutter ſpielt eine große Rolle; wenn gütig und fruchtbar, d. h. ſtark, und aufgeweckt, wird ſie begabte Söhne haben. Dieſe müſſen außerdem in großer Freiheit, ungeſchnürt und ungequält von abhetzendem Schuldienſt aufwachſen.

Vonſeiten der Eltern ſcheinen dieſe Vorbedingungen im Hauſe Siemens ungefähr ſo gelegen zu haben, wie im Hauſe Goethe; weshalb ſich neben Werner von ſeinen ſieben Brüdern Wilhelm ihm faſt ebenbürtig, Friedrich dieſen beiden nur wenig nachſtehend und Karl wenigſtens durch ſeine kaufmänniſch-diplomatiſchen Fähigkeiten wie als Charakter ihrer würdig zeigen ſollte. Tüchtig und begabt waren auch die andern.

Indeſſen lagen in Lenthe die beruflichen wie ſozialen und politiſchen Verhältniſſe für Werners Vater auf die Dauer ungünſtig. Die Getreidepreiſe deckten zur Freihandelszeit kaum die Herſtellungskoſten. Und Hannover bildete zwar (bis 1837) nominell eine „königlich großbritanniſche Provinz“; doch kümmerte man ſich von London her nicht viel um ſie. Darum ſtand, wie wir aus dem Jakob Grimm-Kapitel ſchon wiſſen, im „deutſchen China“ der Feudalismus zum Schaden der Bürger in Blüte, und die Jagdgeſetze waren um nichts beſſer als zur Zeit des Bauernkrieges. Die ganze Dorfbewohnerſchaft von Lenthe mußte Monate hindurch den Schlaf opfern, um durch Wächterketten die Saat vor Wildſchaden zu

schützen. Ja die Redensart lief um, daß es in Hannover für strafbarer gelte einen Hirsch zu töten, als einen Menschen.

Das Wild, bei solcher Verwöhnung, wurde natürlich frech, und eines Tages kam ein Rudel Hirsche bis auf den lenther Hof. Das Tor ward verschlossen, dann trieb man die Tiere in einen Stall und machte Meldung.

Sofort kam eine Kommission und stellte fest, daß den unverletzlichen „Zwang angetan" worden sei. Vater Siemens wurde zu einer sehr hohen Geldstrafe verurteilt, weil er das Wild kurze Zeit in der Verwüstung seiner Felder behindert hatte; was ihm den ferneren Aufenthalt in Hannover derart verleidete, daß er die Pachtung aufgab und 1823 im Ratzeburgischen die großherzoglich strelitzische Domäne Menzendorf auf eine lange Reihe von Jahren übernahm. In jenem gesegneten Ländchen gab es nur ein einziges adliges Gut.

Hier folgten für den Knaben glückliche Jahre, mit den Geschwistern und mit der Dorfjugend vertollt. Doch wurde seit 1828 auch unter Hauslehrern, wie unter des Vaters eigner Anleitung, ernsthaft gelernt und zumal die Mathematik angebaut. Bald geht's auf die lübecker Katharinenschule, wo auf der Sekunda der Plan, in das preußische Heer einzutreten, heranreift und vom Vater gebilligt wird. Ostern 1834 nimmt der Siebzehnjährige Abschied. Zu Fuß, mit sehr geringem Taschengeld, wandert er nach Berlin und steigt, — kein übles Omen, wenn man die pekuniäre Nebenbedeutung der Knöpfe kennt, — in der Knopfmacherherberge ab, wo ein wohlmeinender Verwandter ihn voll Entsetzens auslöst. Der beim Ingenieurkorps abgewiesene junge Held wendet sich nach Magdeburg zur Artillerie, besteht die Prüfung, wird ausexerziert und rückt 1835 zum Bombardier empor. Auf dem Schießplatz kommt ihm zum ersten Mal das Gefühl seiner technischen Begabung, da ihm alles mögliche sofort einleuchtet, was andern zu begreifen schwer fällt. Von 1835—38 besucht er die Ingenieur- und Artillerieschule zu Berlin. Charakteristisch ist hier, daß er gegen „die Tyrannei der Fähnriche" revoltiert. Auch erwirbt er einen treuen Freund und späteren Mitarbeiter in William Meyer.

Nach abgelegtem Examen heimgekehrt und kaum wiedererkannt findet er seinen fünfzehnjährigen Bruder Wilhelm zu schade für den Kaufmannstand und nimmt ihn mit nach der Garnison Magdeburg, wo er ihn in einer Maschinenfabrik unterbringt und ihm täglich vor dem Dienst, von fünf bis sieben Uhr morgens, Mathematikunterricht gibt.

1839 ſtirbt die Mutter, 1840 der Vater; die Sorge um die jüngeren Geſchwiſter ſpornt Werners Erfindungsgabe. Im Sommer 1840 dröhnt in ſeiner Wohnung beim Experimentieren mit Sprengſtoffen eine Exploſion, von der er zwar ohne größere Wunden, doch mit geſprengtem Trommelfell, für lange Zeit ſchwerhörig, davonkommt.

Es folgen von 1840—42 langweilige Garniſonsjahre zu Wittenberg, die wegen Sekundierens bei einem Duell in eine Feſtungshaft zu Magdeburg ausklingen. Sofort richtet ſich Siemens da mit Hilfe eines Apothekers ein kleines Laboratorium ein und macht Verſuche zur Elektrolyſe, d. h. er iſt der Verſilberung und Vergoldung minderwertiger Metalle durch Anwendung des konſtanten (galvaniſchen) Stromes auf der Spur. Die Verſuche glücken und feſſeln ihn derart, daß der begnadigte Übeltäter darum einkommt, noch ein paar Tage weiterſitzen zu dürfen, was der Kommandant, der ſich für ihn verwendet hat, ſehr übel aufnimmt. Mit militäriſcher Gewalt wird Werner Siemens um Mitternacht geweckt und in die Freiheit verſtoßen. Anſcheinend zur Strafe für dieſen Laboratoriumseifer kehrt er nicht mehr zur Truppe zurück, ſondern wird zur Luſtfeuerwerkerei nach Spandau kommandiert. Von hier aus brennt er im Sommer 1842 am Havelſee zu Glienicke vor den königlichen Herrſchaften ein ganz apartes und modernes Feuerwerk ab, das wegen ſeiner farbigen Flammen großes Aufſehen macht.

Ihn beſchäftigt aber um jene Zeit außer der Galvanoplaſtik hauptſächlich eine Vorrichtung zur genaueren Regulierung von Dampfmaſchinen. Mit der Neuſilberfabrik von J. Henniger in Berlin wird ein Vertrag geſchloſſen, und ſchon belohnt ſich die brüderliche Aufopferung für Wilhelm. Dieſer jetzt knapp zwanzigjährige Jüngling macht ſich 1843, zur Verwertung der von Werner gewonnenen Patente, über Hamburg auf nach England. Mit ſicherm Inſtinkt wendet er ſich ſofort an den londoner Konkurrenten für Galvanoplaſtik, mit Namen Elkington. Der entgegnet: „Was wollen Sie nur? Sie machen ja genau das Gleiche wie ich?“ Worauf Wilhelm dreiſt und ſchlagfertig: „Durchaus nicht. Wir verwenden thermo-elektriſche Ströme.“ Das war noch garnicht wahr; eine Thermokette von Eiſen und Neuſilber wurde erſt nachträglich durch Werner zuſammengeſtellt. Doch Elkington hält es für geratener, den Brüdern ihr Patent um 1500 Pfund abzukaufen.

Dieſe ſehr willkommenen zehntauſend Taler ſchärfen natürlich den

Hunger nach mehr. 1844 ſind beide Brüder zeitweilig in London. Auf der Rückreiſe über Brüſſel und Paris, wo Louis Philipp gerade ſeine Induſtrie-Ausſtellung eröffnet hat, gerät Werner in arge Geldklemme, da ein geiſtreicher Hausknecht in Brüſſel das Porto für einen Brief an Wilhelm unterſchlagen hat. Vierzehn Tage lang, ohne etwas von der Ausſtellung zu haben, durchzieht er die pariſer Straßen, um ſich „den Hunger zu verlaufen", bis endlich aus London Geld eintrifft.

Trotz allen möglichen neuen Erfindungen und Patenten zeigt ſich Fortuna doch wiederum ſpröde; die Jahre der Not und Sorge ſind längſt noch nicht zu Ende. Mit heroiſchem Entſchluß reißt ſich Werner von dieſem Hazardſpiele los und will ſich ausſchließlich der ſtrengen Gelehrſamkeit widmen. Den Zwieſpalt, in den er gerät, ſchildert er ſchlicht und ergreifend: „Meine Liebe gehörte ſtets der Wiſſenſchaft als ſolcher, während meine Arbeiten und Leiſtungen meiſt auf dem Gebiete der Technik liegen."

Es war die Zeit, als die Gelehrten es noch unter ihrer Würde hielten, Intereſſe für die Technik zu bekunden. Werner Siemens iſt uns gerade durch jenen Zwieſpalt zum Führer ins Reich der „angewendeten" Wiſſenſchaft geworden. Die entſcheidende Wendung zum Beſſern tritt ein durch die Verbindung mit dem Mechaniker Halske, der damals unter der Firma Böttcher und Halske eine kleine Werkſtätte betrieb. Dieſen Mann des Schickſals charakteriſiert Werner Siemens in ſeinen Erinnerungen folgendermaßen: „Halske adoptierte ſtets freudig meine konſtruktiven Pläne und Entwürfe, die er mit merkwürdigem mechaniſchem Taktgefühl ſofort in überraſchender Klarheit erfaßte, und denen er durch ſein Geſtaltungstalent oft erſt den rechten Wert verlieh. Dabei war Halske ein klardenkender, vorſichtiger Geſchäftsmann, und ihm allein habe ich die guten geſchäftlichen Reſultate der erſten Jahre zu danken."

Ihm demonſtrierte Siemens den ſogenannten Zeigertelegraphen, der für alle heut verwendeten ſelbſttätigen Wecker und Klingeln grundlegend war. Halske erfaßte die Sache ſogleich kongenial, widmete ſich fortan mit Siemens gemeinſam der Idee der elektriſchen Telegraphie, — denn damals gab es nur erſt eine optiſche, mit Signalen, — und ließ ſich endlich bewegen, die eigne Firma aufzulöſen, um mit Werner Siemens eine neue zu gründen. So entſtand am 12. Oktober 1847 das jetzige Welthaus Siemens & Halske, mit einem Kapital von 6000 Talern, die ein Verwandter, Juſtizrat Georg Siemens, hergeliehen hatte.

Es konnte nicht fehlen, daß auch das Kriegsministerium auf den in der berliner Gelehrtenwelt längst bekannten jungen Artillerieleutnant allmählich aufmerksam wurde. Es lernte die von Werner, auf eine Anregung des londoner Bruders, vorgeschlagene Isolierung elektrischer Drähte mit Guttapercha anwenden. So war die erste unterirdische Telegraphenlinie in Deutschland zwischen Berlin und Großbeeren schon im Sommer 1847 entstanden; für oberirdische Leitungen erfand Siemens bekanntlich nachher die uns allen vertrauten Porzellanglocken. Im März 1848 war gerade vom Fiskus eine Konkurrenz für den besten Apparat ausgeschrieben worden, Siemens & Halske hatten alle Aussicht, den ersten Preis zu gewinnen und damit ohneweiters an die Spitze zu gelangen, als die Revolution vom 18. jenes Monats alle diese Pläne über den Haufen warf.

Damals waren die beiden Elbherzogtümer soeben gegen Dänemark aufgestanden, und Werners Schwager Himly lebte in Kiel, das von Kopenhagen her mit einem Straf-Bombardement bedroht wurde. Preußen selbst erklärte im April 1848 an Dänemark den Krieg, und die Beurlaubung des Artillerieleutnants Werner Siemens nach Kiel bildete, wie der Kriegsminister scherzte, „die erste feindliche Handlung." Allein Siemens machte den Scherz zum Ernst.

Er plante die Verteidigung Kiels durch elektrisch entzündbare unterseeische Minen, sah aber mit kundigem Blick, daß vor allem das Fort Friedrichsort, das den Hafeneingang beherrschte, nicht länger in dänischen Händen bleiben dürfe.

Er spricht zur kieler Bürgerwehr, und die Leute wollen ihm folgen, falls er voranginge. Darauf wird unter seiner Führung das Fort bei Nacht, wenn auch ohne Blutvergießen, gestürmt und die Besatzung gefangen. Sofort richtet er eine Batterie für glühende Kugeln ein, bereitet Seeminen vor und hält ein dänisches Kriegsschiff in respektvoller Entfernung. Aber die Bürgerwehr zerstreut sich schnell, die Privatgeschäfte rufen. Da wendet sich Siemens in die Probstei, — wo der prächtige holsteinische Saatroggen herkommt, — und wirbt sich hundertfünfzig kräftige Bauernburschen. Nun hat er sein eignes Freikorps.

Das Oberkommando wirft ein Auge auf diesen seltsamen Leutnant, er wird mit einer Batterie nach Tondern geschickt, unterwegs zurückgerufen und bekommt die beiden Festungen Friedrichsort und Eckernförde samt ihren Häfen unterstellt. Er hat noch Gelegenheit, in Eckernförde jene be-

rühmte Strandbatterie einzurichten, die im nächſten Jahr zwei däniſche Kriegsſchiffe in Brand ſchießt und gefangen nimmt. Allein er ſehnt ſich, ohne rechte Aufgaben feſtgelegt, nach Berlin und ergreift, zumal da Preußen Friedensverhandlungen angeknüpft hatte, die ſich bietende Gelegenheit, für das Handelsminiſterium die Telegraphenlinie Berlin-Frankfurt a. M. unterirdiſch zu bauen.

Dieſer Auftrag wird von der Firma Siemens & Halske ſo raſch bewältigt, daß der Betrieb ſchon gegen Ende des Winters beginnen kann und die Kaiſerwahl vom 28. März 1849 eine Stunde ſpäter in Berlin bekannt iſt.

Das preußiſche Kriegsminiſterium indeſſen leidet ſolchen Mangel an Sekondeleutnants, daß dieſer Mann, der unter einem Napoleon längſt Oberſt oder General geweſen ſein würde, durchaus die Garniſon irgendeiner langweiligen Feſtung vermehren ſoll. Darauf nimmt Werner Siemens im Juni 1849 ſeinen Abſchied. Preußen hatte nichts mit ihm anzufangen gewußt; aber die fünf Erdteile waren frei für ihn geworden.

Er hat ſie mit ſeinem Ruhm erfüllt und zum Andenken an ſein Genie mit einem Drahtnetz überzogen, das uns auf allen großen Fahrſtraßen begleitet. Er ſchrieb den Gedanken „überirdiſche Leitung an Stangen“ auf ſein Panier, und Millionen von weißen Porzellanglocken klingen den Namen ihres Erfinders in die Welt.

Nach Preußen kam Rußland an die Reihe, deſſen ausgedehnte Linien von den Brüdern Siemens erbaut wurden. 1868 übernehmen ſie den indoeuropäiſchen Telegraphen von Thorn nach Teheran, eine Kleinigkeit von fünftauſend Kilometern, die ſie in achtzehn Monaten bewältigten. 1874 ließen ſie das erſte Kabelſchiff, den „Faraday“, vom Stapel und legten das erſte, vorbildliche unterſeeiſche Kabel zwiſchen Europa und Neuyork.

Werners glänzende Verſuche mit Schießbaumwolle aus dem Jahre 1847 ſind ſo gut wie unbekannt geblieben, da der Militärfiſkus genug getan zu haben glaubte, wenn er den Bericht ſeinem Archiv einverleibte. Darum durfte ihm ein andrer (Otto) ſpäter die Priorität beſtreiten und wegnehmen. Ebenſo galt für Seeminen lange Zeit Prof. Jacobi in Petersburg mit Unrecht als Erfinder. Dafür iſt aber Werner Siemens hundertfältig auf andern Gebieten entſchädigt worden.

Bismarck und er, obſchon wegen der Verſchiedenartigkeit ihrer Berufe nicht mit dem gleichen Maß zu meſſen, ähneln einander doch durch die

gewaltige Phosphoreſcenz ihres Geiſtes. Beide ſind kühn, wageluſtig und auf der Höhe der Situation unerſchöpflich an Hilfsmitteln; beide würden, geborene Führer, als Militärs Großes geleiſtet haben, wenn ſie ſich der Landesverteidigung hätten widmen müſſen oder dürfen. Nur daß Werner Siemens um eine Note ſonniger geraten war. Mit ſeinem lockenumwallten Löwenkopf blieb er als Greis noch, wenn er auch zornig aufbrauſen konnte, zugänglich und harmlos. Seine Gutmütigkeit konnte ſich im Spenden und Helfen nicht genugtun, wo er Not oder Würdigkeit ſah. Wenn es ſchon gar nicht anders ging und der Stolz irgend einer Frau beſonders zarter Schonung bedurfte, dann bat er, ihm in der Lotterie Glück zu bringen und mitzuſpielen, kaufte ein fingiertes Los, gewann und kam frohlockend, um den Gewinn auszuzahlen. Lange bevor von der großen Reichsverſicherungsanſtalt die Rede war, hatte die Firma Siemens & Halske für ihr Arbeiterheer durch die Freigebigkeit der Inhaber eine Kranken-, Alters- und Invalidenkaſſe eingerichtet, außerdem eine Gewinnbeteiligung für alle Treuen und Verdienten.

Siemens war dreimal glücklich vermählt, — zuletzt ſeit dem 13. Juli 1869 mit einer ſchönen und liebenswürdigen ſchwäbiſchen Baſe, Antonie Siemens aus Hohenheim, — und widerlegt einigermaßen die Maxime, daß das Genie ſich auf Koſten der Arterhaltung auslebe. Denn er hinterließ drei Söhne, von denen ſich, als er der Firma nurmehr noch als „Kommanditiſt“ angehörte, die zwei älteren, Arnold und Wilhelm, bereits „ihrer ſchweren und verantwortlichen Stellung vollſtändig gewachſen gezeigt“ hatten; dazu vier liebliche Töchter. Wilhelms energiſchem Anſtoß verdanken wir die heut übliche Metallfadenlampe, einen Sieg der ſaubern Elektrizität über luftverſchlechterndes Gas.

Den ganzen Mann zeichnet die Antwort, die Werners Siemens gab, als ihm ein gewiſſer Titel durch hohe Gnade zugedacht wurde: „Leutnant, Dr. phil. honoris causa und Kommerzienrat vertragen ſich nicht. Das macht ja Leibſchmerzen.“ Der Kommerzienrat unterblieb. Dafür wurde dann durch Kaiſer Friedrich ohne Vorfrage die Nobilitierung über ihn ausgeſprochen, die er mit gutem Humor hinnahm. Vier Jahre ſpäter, am 6. Dezember 1892, iſt er für immer von uns geſchieden, vielbetrauert, unvergeßlich.

Gustav Freytag
1816–1895

„Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Getan, der hat gelebt für alle Zeiten."
Prolog zu „Wallensteins Lager".

Wer in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die zeitgenössischen Größen unsers Parnasses nachzählte, dem trat Freytags Name fast immer zuerst auf die Lippen. Gottfried Keller war noch wenig bekannt, Spielhagen, Auerbach, Paul Heyse, Gutzkow wetteiferten mit Freytag als Erzähler, Fritz Reuters Ruhm war im Aufgehn, Benedix beherrschte den Spielplan der Stadttheater, Scheffel die Studentenkneipen. Doch Freytag vereinigte in sich Eigenschaften, die ihn über jede poetische Leistung hinaus populär machten.

Das hatte mancherlei Ursachen. Gustav Freytag stammte aus einem alten deutschen Siedlergeschlecht, das vor Jahrhunderten, vermutlich aus dem Thüringischen zugewandert, in Schlesien die Grenzwacht gegen das Polentum bezogen hatte, Markmannen, gewohnt auf Posten um sich zu schauen und ihr Deutschtum hochzuhalten. Die Freytags hatten sich der Reformation angeschlossen; ein Grund mehr für sie, nach den Drangsalierungen durch die österreichischen „Seligmacher" treu zu Friedrich dem Großen und zum Preußenstaat zu stehn. Gustav ist ein Jahr nach den Feiheitskriegen geboren worden. Der Vater, Arzt in der Grenzstadt Kreuzburg im Bezirk Oppeln, hatte die böse Franzosenzeit mitdurchgemacht. Sein Sohn trat gleich Bismarck als ein Spätling jenes idealen Schwunges, durch den der vaterländische Boden gereinigt worden war, in die Welt und hat uns auf seine Weise, nach seinen Kräften, das Werk des eisernen Kanzlers ergänzt.

Auf dem Gymnasium zu Öls herangebildet, studierte der junge Philologe zuerst in Breslau, dann in Berlin und habilitierte sich 1839 an der erstgenannten Universität für deutsche Sprache und Literatur. Zwar strichen ihm die allgewaltigen Herren Ordinarii die angekündigte Vorlesung einer Geschichte der deutschen Kultur als ganz unakademisch. Aber er sammelte nun erst recht, ein wahrer Pfadfinder, über Leben und Treiben unsrer Urväter jene tausend Einzelzüge, deren Kenntnis uns Genießenden dann so nützlich und lieb werden sollte. Aber er wandte sich bald auch der Bühne

zu, errang schon 1846 mit dem Schauspiel „Die Valentine“ nachhaltigen Erfolg und einen durchschlagenden mit den „Journalisten“ im Jahr 1853.

Er hatte um diese Zeit, ohne der Forschung jemals untreu zu werden, seinen Gelehrtenberuf bereits an den Nagel gehängt, war im Brausejahr 1848 nach Leipzig übergesiedelt und hier in die Redaktion der grünen „Grenzboten“-Hefte eingetreten, um ihnen (bis 1870) ganz wesentlich durch seine Mitarbeiterschaft und Leitung den Charakter einer geradsinnigen, aufgeklärten, evolutionistisch zur Einheit drängenden, aber auch bodenständigen und patriotischen Zeitschrift aufzuprägen.

So hatte sich Freytag also, wie es in den „Journalisten“ einmal heißt, der „Hexe Politik“ in die Arme geworfen. Darum konnte er nach wenigen Jahren schon von überreicher Anschauung zehren, als er sich für sein Lustspiel einen so modernen Stoff auswählte. Unerschöpfliche gute Laune, scharfe Charakteristik, eine nun schon durch Bühnenpraxis geübte Gestaltungskraft, frische Einfälle und einen gepflegten deutschen Stil brachte er für seine Aufgabe mit.

Es entstand jene Figur, die ihm auf einen Schlag die Herzen aller gebildeten und vorwärtsblickenden Landsleute gewann: Konrad Bolz, ein Befriediger stiller Sehnsucht, ein Deutscher und doch ein Weltmann. Er vereinigte in sich den bis dahin nur aus französischen Stücken bekannten geistvollen Schwerenöter mit einem Schuß falstaffischen Humors, ohne auf deutsche Gemütstiefe und Gediegenheit zu verzichten.

Bolz, der allen Leuten ein Schnippchen schlägt und über jeder Situation steht, ist eine Vorahnung Bismarcks am Deutschen Bundestag, wie der sich in Gegenwart des hemdärmligen österreichischen Geschäftsträgers ebenfalls den Rock auszieht. Oder umgekehrt: Bismarck ist der Erfüller des Ideales, genannt Konrad Bolz.

Die Figur des Literaten Schmock wieder, den mitten in seinen „breljanten“ Perioden das Heimweh nach einem Laden mit alten Kleidern ergreift, hat der feuchtfröhliche Freytag dem Deutschböhmen Alfred Meißner um eine Flasche Rheinwein abgehandelt und ein Kabinettstück aus ihr gemacht.

„Die Journalisten“ wurden bekanntlich am Königlichen Schauspielhaus zu Berlin durch den Intendanten zurückgewiesen, weil er die Kerle, über die er sich schon alltäglich ärgern müßte, nicht auch noch auf seiner Bühne haben wollte. Nachdem diese künstlerische Tat einigermaßen in Vergessenheit

geraten war, ist unser Lustspiel dann gerad an jenem Institut Kassenstück geworden und geblieben.

Leider hat es im Lauf der Jahre doch einen leisen Zug von Verwitterung angesetzt, zumal da man im Technischen, nachdem wir durch die Schule des Naturalismus gegangen sind, heute manches nicht mehr so „macht". Bolz aber, mit einem Vertreter wie Mitterwurzer es war, kann niemals an Wirkung einbüßen.

Etwas Ähnliches läßt sich von dem Roman „Soll und Haben" sagen, mit welchem Freytag 1855 an die Spitze der deutschen Erzähler trat. Die ersten dreihundert Seiten dieses Buches lesen sich heute noch so prächtig, daß man sagen kann: sie sind selbst von Spielhagens „Problematischen Naturen" (1860) im Vortrag wohl erreicht, doch nicht übertroffen worden. Freytag zeigt uns Breslau, als es noch ein mächtiger Stapel- und Handelsplatz war, mit einem riesigen Exportgeschäft nach Polen hinein. Die heut gelöschte Großfirma Molinari hatte ihm die Einzelheiten für die köstliche Milieuschilderung des ersten Teiles geboten; für alles Polnische fußte er wohl auf des Vaters Abenteuern, der oft und weit über die Grenze auf Praxis gefahren war.

Vorgedruckt stand ein Motto von Julian Schmidt: „Der deutsche Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit." Wir werden diese Richtung loben, wenn wir uns erinnern, wie Goethes Bildungsroman „Wilhelm Meister" sich noch ganz und gar ohne Staat, ohne Beziehungen auf Bürgersinn und öffentliche Verhältnisse beholfen hatte.

In der Tat bedeutete „Soll und Haben" weit mehr, als wir es heut merken, die Eröffnung einer lebensvolleren, fruchtbareren, der Wirklichkeit zugewandten Darstellungsperiode. Die Gräfin Hahn-Hahn mit ihren wohlgekleideten Faulenzern, die nichts behindert, sich völlig der Erforschung mehr oder minder geräumiger Frauenherzen zu widmen, war jetzt abgetan.

Im Jahr 1864 erneuerte „Die verlorene Handschrift" den Ruf des Dichters. Dann kamen die preußischen Siege, und 1867 zog Freytag als Mitglied der nationalliberalen Partei in den Norddeutschen Reichstag ein.

Wenn irgendwer, so hatte dieser Mann seiner Nation etwas zu sagen. Er war besonnen, politisch eingeweiht, nicht ohne diplomatisches Geschick, ein origineller Kopf mit warmem Herzen, ein guter Redner. Er ist hieran verhindert worden durch den, in großen Parteien vielleicht schwer vermeid-

baren, Futterneid gewisser Stimmführer, die der Volksmund nicht mit Unrecht „Primadonnen“ getauft hat. Soviele waren schon da, die sich für ganz unentbehrlich hielten, weil das Publikum nach ihren Tönen lechzte. Nun noch Freytag? Der sie womöglich ausstach? Es ward ihm schließlich einmal das Wort gestattet. Er sprach, sehr bescheiden, über eine Lokalangelegenheit, die leipziger Einjährigfreiwilligen, fließend und sachlich. Beim Sprechen fällt ihm ein, daß er ja ein paar Zahlen hatte mitteilen wollen, und er greift in alle Taschen seines Rockes, ohne den Zettel zu finden. Das erspähen die eignen Parteifreunde. „Was sucht er nur?“ „Die verlorene Handschrift“, antwortet ein Witzbold. Man lacht lauthalsig; Freytag, verwundert, bricht ab und verläßt die Tribüne. Es ward ihm nicht mehr erlaubt, sie wieder zu betreten.

Inzwischen hatte sich der Treue durch seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, die 1859—67 erschienen, längst ein neues Verdienst um uns erworben. Zwar der erste Band, wo er als „Urzustand“ zwei Jahrtausende durcheinanderwirft und weder die Zeit der Sage von der geschichtlich beglaubigten, noch, — was doch nahelag, — die des Cäsar von der des Tacitus, noch diese beiden von der Wanderzeit, noch deren Beginn und Schluß recht auseinanderhält, verletzen unser historisches Empfinden zuweilen durch ihr Kunterbunt. Allein die Daten an sich, die Züge, die Analogien sind mit wundervollem Instinkt zusammengetragen und sämtliche Bände auch durch eine wertvolle Auswahl zeitgenössischer Stimmen bereichert.

Diese Studien benutzte Freytag nach dem Kriege von 1870/71 für die Romanserie der „Ahnen“. Ihn hatte, während er im Quartier des Kronprinzen den Krieg mitmachte, oft ein seltsames Erinnern beschlichen und aufgemahnt. In dem Gedränge der Männer, Wagen und Rosse auf den Landstraßen Frankreichs war er sich vorgekommen, als wenn er einem der vielen Einbrüche unsrer Urväter in die gallischen Gaue beiwohnte. Er sah sie „auf Flößen und Holzschilden über den Rhein schwimmen“, das Hurrageschrei der Soldaten vom 5. und 11. Korps ward ihm zum Hara der alten Franken und Alamannen.

Heimgekehrt begann er jene Romanreihe zu spinnen. Sie setzt ein mit Ingo dem Wandalen, der wegmüde aus der großen Schlacht kommt, die Kaiser Julianus Apostata 357 in der Gegend vom heutigen Straßburg über die Alamannen gewann. Der zuweilen etwas geschraubte Stil der

Sprechweise mag anfechtbar sein, da Freytag ihn ohne Urkunden zu erfinden hatte; das Kolorit aber ist in den ersten drei Bänden von einer so saftigen Frische, die Belebung der altdeutschen Landschaft so täuschend, das Hineinhören in die Denkart unsrer Altvordern so gelungen, dazu der Knoten der Fabel meist mit so geschickter Hand geschürzt, daß „Ingo und Ingraban", „Das Nest der Zaunkönige" und „Die Brüder vom deutschen Hause" jedem ans Herz wachsen müssen, der überhaupt ein Herz für unsre Ahnen hat. Daß Thüringen den poetischen Mittelpunkt bildet, hängt damit zusammen, daß Freytag wohl eben in der Idee, in die alte Heimat seines eignen Geschlechtes zurückzukehren, sich in Siebleben bei Gotha angesiedelt hatte. Der vierte Band („Markus König") führt uns zur Reformationszeit auf den blutgetränkten Boden der alten Siedlerfeste Thorn, als dort schon die polnische Wirtschaft begonnen hatte. Bis zur Mitte dieses Romanes halten sich Erfindungs- und Gestaltungskraft auf der früheren Höhe; nachher und in den weiteren Bänden ist allerdings ein gewisses Nachlassen nicht abzuleugnen.

Freytag beteiligte sich nur einmal noch öffentlich am Treiben der Zeit, mit seiner Broschüre „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone", kurz nach dem Ableben Kaiser Friedrichs. Im selben Jahr 1888 gab sein Doktorjubiläum den Anlaß zu Huldigungen vonseiten aller gebildeten Kreise der Nation.

Auch seine Erinnerungen sind wertvoll, doch stellenweise so diskret, daß sie Freytags Privatleben, — er war dreimal und zuletzt glücklich verheiratet, — absichtlich verhüllen. Er hatte sich zu einer philosophischen Vornehmheit durchgerungen, in deren Bereich es keine Eitelkeit mehr gibt, und repräsentiert alles in allem einen Typus deutscher Kultur, hinter dem die heutige Generation zurückbleibt. Gelehrter, Publizist, Dramatiker, Epiker, Parlamentarier, Kulturhistoriker in Einer Person, jeder Zoll ein Höhenmensch, imponiert er durch die Geschlossenheit seiner ganzen Bildung. Stauffer-Bern, der ihn 1866 in Siebleben für die berliner Nationalgalerie porträtierte, rühmte an den Gesprächen, die bei den Sitzungen stattfanden, die gedrungene Knappheit und Festigkeit jedes Urteils, das von des weisen Dichters Lippen fiel. Von Person war er hochgewachsen, breitangelegt, „groß und stramm wie ein Oberst", sagt Stauffer, der sich in den „alten Prachtmenschen" ordentlich verliebt hatte. Sein Gesicht war von einer lebhaften Röte, die tiefliegenden, daher klein erscheinenden Augen blitzten

unternehmend. Er brachte es zu großem Wohlſtand, ward Exzellenz und hätte nach dem Adel in Gotha oder ſonſtwo nur die Hand auszuſtrecken brauchen. Er hat es aber, ganz wie Grimm, feſt und wiederholt ausgeſprochen, warum in unſern Tagen der Bürgersmann es ablehnen ſollte, ſich adeln zu laſſen.

Freytag iſt der Nation durch Ungunſt gewiſſer oben geſchilderter Umſtände nicht ganz das geworden, was er ihr hätte werden können. Sein körniger Humor wie ſein geſundes Gefühl haben unſern Reichstagsdebatten gefehlt. Aber es iſt immer noch genug übrig geblieben, daß nachkommende Geſchlechter lange zu arbeiten haben werden, um ihre Dankbarkeit an dieſen Mann richtig auszumeſſen, indem ſie ihm nacheifern. Wilhelm Scherer hat das in einem Geburtstagsbrief in die ſchlichten Worte gefaßt: „Ich weiß ganz ſicher, daß mich in jungen Jahren nächſt Jakob Grimm niemand mit einer ſolchen Liebe für unſer Volk erfüllt hat wie Sie!“ — — Ein echter Sohn ſeiner Muttererde hat Freytag mit den Landleuten von Siebleben gute Nachbarſchaft gehalten. Dort iſt er am 30. April 1895 geſtorben und von ſieblebener Bauern zu Grabe getragen worden.

Theodor Fontane
1819–1898

Theodor Fontane stellt in seinem Naturell eine Mischung dar, wie sie heute schwerlich mehr gedeiht. Ein französischer Aufzug ist an seinem Gewebe deutlich erkennbar und ein altpreußischer Einschlag.

Als er geboren wurde, hielt die hugenottische „Kolonie" in der Mark noch zusammen, die Leutchen heirateten viel unter einander. Seinen Vater schildert Fontane als einen forschen Gaskogner, der mit seinem Grenadierbart und einem weißen Brustlatz sofort in die alte Garde von 1815 hätte eintreten können. Die Mutter, ganz auf Besitz und gute Manieren erpicht, war doch so leidenschaftlichen Sinnes, daß von ihr aus die Glaubenskriege der Cevennen gleich wieder hätten beginnen dürfen.

Dem Vater gehörte zu Neuruppin eine gewinnbringende Apotheke, wo Theodor am 30. Dezember 1819 geboren ward. Der flotte alte Herr verwendete aber die Erträgnisse zu reichlich an Spieltisch und gutes Leben, mußte verkaufen und übersiedelte in bescheidnere Verhältnisse nach Swinemünde. Der Aufenthalt an seinem Geburtsort, wo die Erinnerung an die Zeiten des Alten Fritz und des Prinzen Heinrich nachzitterte und Zietens Landsitz vom andern Seeufer herüberwinkte, hatte jedoch hingereicht, um dem Knaben das friderizianische Element einzupflanzen.

An Fontanes literarischer Persönlichkeit treten folgende Züge deutlich hervor: eine sehr verzögerte, späte Entwickelung des eigentlich Originellen an ihm, dafür aber auch ein ganz köstlicher und fruchtreicher Herbst; sodann eine Neigung zur „causerie", die seine Erzählungen reichlicher, als es bei andern erträglich sein würde, mit Dialog anfüllt und auch in Feuilletons und Briefen, wenn die Neigungen zu verblüffendem Hinreden — „blague" nennen es die heutigen Franzosen — den in Schwung befindlichen fortriß, ihn zuweilen Dinge aussprechen ließ, die er beim Nachdenken kaum aufrechthalten konnte. Stark danebengehauen hat er freilich nur selten; das verhinderten sein wachsamer Blick für das Absurde und seine schonungslose Selbstkritik; er war eben nur ein Feind alles Langweiligen, ein Freund alles Unterhaltlichen in Dichtung und Leben.

Ein Drittes, was von Hause aus nicht in ihm gelegen hatte, trat als Nachwirkung seines Geschickes hinzu: eine nichts weniger als optimistische

Auffaſſung, die der Menſchenverachtung nahekam, und eine Verbitterung, die der Dichter nur mit Anſtrengung und ſelten zu lächelndem Verzicht auflöſt, während ſie ſich an andern Stellen entweder in ergötzlichem Spott entladet oder in oſtentativer Trauer gehen läßt.

Dies werden wir begreifen, ſobald wir Fontanes Laufbahn verfolgen.

Vom Vater 1836 für den Apothekerberuf beſtimmt, nach Abſolvierung der Lehrlingsjahre in Berlin, Leipzig und ſonſtwo, kommt Fontane 1844 nach Berlin, um bei den „Franzern" ſein Militärjahr abzudienen, und findet auf Grund ſeiner poetiſchen Erſtlinge Zutritt zum berühmteſten Literatenklub, den Berlin jemals aufzuweiſen hatte, dem ſogenannten „Tunnel über der Spree", dem u. a. Graf Strachwitz, Heyſe, Geibel, Storm, Dahn, Adolf Menzel vorübergehend oder dauernd angehört haben.

Die berühmten „Reliquien altengliſcher Poeſie", die ſogenannten „Percy relics", waren zwar ſchon 1765 erſchienen, fanden aber in jenem Tunnel ganz beſondere Pflege und Nachahmung. Darum ward es für Fontane ein entſcheidender Glücksfall, daß er im ſelben Jahr 1844 eine kurze Urlaubsreiſe nach London machen durfte. Hier hat ſich zum erſtenmal ſein Auge für Beobachtung aparter Figuren geſchärft und ſeine Phantaſie mit fremden Eindrücken vollſaugen dürfen.

Nach Beendigung des Dienſtes (Oſtern 1845) geht es wieder in den Apothekerladen zurück. Die Ausſichten auf Selbſtändigkeit werden zwar durch des Vaters mangelhafte Ökonomie zunichte, doch verlobt ſich Fontane im Dezember 1845, und dieſer ganze Vorgang iſt für die noch durchaus jugendlich ſorgloſe Gemütslage des faſt Sechsundzwanzigjährigen ſo charakteriſtiſch, daß wir ihn aus des Dichters Autobiographie („Von Zwanzig bis Dreißig") wiedergeben wollen. Der Liebhaber hat ſeine Schöne eines Abends nach Hauſe zu begleiten. „Da wir beide plauderhaft und etwas übermütig waren, ſo war an Verlegenheit nicht zu denken, und dieſe Verlegenheit kam auch kaum, als ſich mir im Laufe des Geſpräches mit einem Male die Betrachtung aufdrängte: ‚ja, nun iſt es wohl eigentlich das Beſte, dich zu verloben.' Es war wenige Schritte vor der Weidendammer Brücke, daß mir dieſer glücklichſte Gedanke meines Lebens kam, und als ich die Brücke um ebenſoviele Schritte hinter mir hatte, war ich denn auch verlobt. Mir perſönlich ſtand dies feſt. Weil ſich aber die dabei geſprochenen Worte von manchen früher geſprochenen nicht ſehr weſentlich unterſchieden, ſo nahm ich plötzlich, von einer kleinen Angſt

erfaßt, zum Abſchied noch einmal die Hand des Fräuleins und ſagte ihr mit einer mir ſonſt fremden Herzlichkeit: ‚Wir ſind aber nun wirklich verlobt.‘“

Die Braut, ebenfalls ein Reis der franzöſiſchen Kolonie, hieß Emilie Rouanet, als Adoptivkind Emilie Kummer. Sie hatte eine harte und vernachläſſigte Jugend allein durch die Tüchtigkeit ihrer Natur zu verwinden gehabt. „Indeſſen war ſie mit Hilfe großer Elaſtizität und noch größerer Phantaſie doch auch wieder glücklich, ja vorwiegend glücklich und wartete, wenn der Sturm vorüber, heiter und mit einer Art Sicherheit auf ihren Prinzen. Auf Abſchlag nahm ſie mich.“

Des Dichters praktiſche Mutter aber, als der nun „wirklich Verlobte“ ihr ſein Bräutchen vorſtellte, ſagte kurz und gut: „Du haſt Glück gehabt, ſie hat genau die Eigenſchaften, die für dich paſſen.“

Fontane war fünf Jahre Bräutigam, das letzte Jahr als freier Schriftſteller, nachdem er die Apothekerſchaft quittiert hatte. Die Zeit mag dem Ungeduldigen oft lang genug geworden ſein, bis er ſeine Liebſte heimführen konnte.

Das geſchah am 16. Oktober 1850 auf Grund einer diätariſchen Anſtellung, die ihm ſein Tunnelfreund W. v. Merckel im „Literariſchen Büro“ des Miniſteriums des Innern verſchafft hatte. Pünktlich nach den Flitterwochen ging dieſes Inſtitut ein, dem jungen Paar wurde der wirtſchaftliche Boden unter den Füßen weggezogen.

Jetzt beginnt ein heroiſcher, beinahe vierzigjähriger Kampf um die Exiſtenz. Zweimal, 1852 und 1855—59, macht Fontane London zu ſeinem dauernden Aufenthalt, um von dort aus die Heimat mit Berichten zu verſorgen. Der Zurückgekehrte tritt 1859 als Nichtpolitiker in die Kreuzzeitung ein und beginnt 1861 ſeine berühmten „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ zu veröffentlichen, zieht als Reporter mit unſern Truppen in die Kriege von 1864, 66 und 70, wird zuletzt kriegsgefangen und ſchildert ſeine Abenteuer in einem intereſſanten Büchlein (1871).

Balladen und Gedichtſammlungen ſind ſchon früh von ihm erſchienen; dazu „Ein Sommer in London“, und ähnliches aus Schottland; mehr und mehr wächſt er ſich zum Epiker aus. Den Reigen beginnt er mit dem vierbändigen Roman „Vor dem Sturm“, der die ſchwüle Stimmung vor den Freiheitskriegen malt, ohne freilich auf dieſem Gebiet ſeinen Rival Willibald Alexis ausſtechen zu können. Es folgen „Grete Minde“, „Ellern-

klipp", „L'Adultera", „Schach von Wuthenow", „Petöfi", „Unter dem Birnbaum", „Cécile", dieſe letzte Erzählung dicht vor dem Wendepunkt von 1888.

Überſchauen wir von hier aus, rückwärts gewendet, dies Lebenswerk, ſo finden wir: ſein Urheber iſt von einem Bienenfleiß, in allen Sätteln gerecht. Aber es fruchtet nicht. Zwar ſeine Douglas-Ballade („Ich hab es getragen ſieben Jahr und will es nicht tragen mehr"), von Löwe herrlich komponiert, wird in allen Konzerten, in allen Salons, an allen Biertafeln geſungen, wo es einen Bariton gibt; auch bellen Tauſende von preußiſchen Sextanern und Quintanern alljährlich bei Schulfeſten und ſonſt: „Joachim Hans von Zieten, Huſarengeneral, dem Feind die Stirne bieten" uſw. Aber der preußiſche Staat kümmert ſich nicht um dieſen Erzieher, der ihm ſeine Jugend patriotiſch machen hilft. Die Familie wächſt; die Hausfrau, trotz ihrem goldnen Gemüt, kann es nicht verſtehn, warum die Schriftſtellerei ſo wenig abwerfen ſoll, wenn ſie rechtſchaffen gehandhabt wird.

Zum Unglück begeht Fontane ein ökonomiſches Verbrechen, das auch Luthers „Dominus" Käte nicht verziehen haben würde. Es wird ihm März 1876 ein Amt übertragen; keine Sinekure; doch gut beſoldet und mit ausreichender Muße für dichteriſche Betätigung; er iſt jetzt „Sekretär der Königlichen Akademie der Künſte". Allein, kaum eingetreten, fühlt er die Krallen des Teufels Bürokratius in ſeinem Nacken; der Mangel an Bonhomie in der preußiſchen Verwaltung verleidet ihm den Platz. Er hat jetzt Vorgeſetzte und ſoll vor ihnen auch hübſch den Untergebenen ſpielen. Seine Begabung kann man nicht gebrauchen, man verlangt andres; er ſoll ſich ducken, den Mund halten, Aktenſtaub ſchlucken und mit Luſt. Man erlaubt ſich, ihn als „matten Pilger" zu behandeln, der Gott danken müſſe, irgendwo untergekrochen zu ſein. Er bricht aus und iſt froh, ſeinen Kopf „aus dieſer dreimal geknoteten Sekretärſchlinge" herausgezogen zu haben.

Aber die Gattin murrt und vergißt nur ſchwer. Fontane ſelbſt entſchuldigt ſich vor ſeiner vertrauten Freundin Mathilde von Rohr in folgenden charakteriſtiſchen Zeilen: „Alle Welt verurteilt mich, hält mich für kindiſch, verdreht, hochfahrend. Ich muß es mir gefallen laſſen. Das Sprechen darüber hab ich aufgegeben. Es führt doch zu nichts. Ich muß durch Taten beweiſen, daß ich nicht leichtſinnig gehandelt habe ... Ja, es iſt ſo, man kann nicht gegen ſeine innerſte Natur, und in jedes Menſchen

Herz gibt es ein Etwas, das ſich, wo es mal Abneigung empfindet, weder beſchwichtigen noch überwinden läßt. Ich hatte mich zu entſcheiden, ob ich um der äußeren Sicherheit willen ein ſtumpfes, licht- und freudloſes Leben führen oder, die alte Unſicherheit bevorzugend, mir wenigſtens die Möglichkeit heiterer Stunden zurückerobern wollte. Ich wählte das letztere, während meine Frau das erſtere von mir forderte. Ich würde dieſe Forderung unendlich lieblos nennen müſſen, wenn ich nicht annähme, ſie hätte ſich in ihrem Gemüt mit dem berühmten Alltagſatze ‚beruhigt: der Menſch gewöhnt ſich an alles. Dieſer Satz iſt falſch. Ich bin ſo unſentimental wie möglich, aber es iſt ganz gewißlich wahr, daß zahlloſen Menſchen, alten und jungen, das Herz vor Gram, Sehnſucht und Kränkung bricht. Jeder Tag führt den Beweis, daß ſich der Menſch nicht an alles gewöhnt. Auch ich würde es nicht gekonnt haben und wäre entweder, wenn ich durchaus hätte aushalten müſſen, tiefſinnig geworden oder hätte doch wenigſtens eine traurige Wandlung aus dem Friſchen ins Abgeſtandene, aus dem geiſtig Lebendigen ins geiſtig Tote durchgemacht. Das heißt dann freilich „ſich gewöhnen“, aber wie! Noch jetzt empfinde ich täglich, wie wenig meine Stellung, die Dinge wie die Menſchen, für mich taugt, und doch iſt ſeit meiner eingereichten Demiſſion, der eine große Szene im Senat zwiſchen Geheimrat Hitzig und mir vorausgegangen war, eine weſentliche Änderung zum Beſſern eingetreten. Denn ſo ſind die Menſchen: man flößt ihnen erſt Reſpekt ein, wenn man ihnen den Beweis führt, das man ſich aus ihnen ſelbſt, aus ihrem Geld und ihrer Gunſt, aus ihren Ehren und Ämtern nicht das Geringſte macht.“

Leider waren Freiheit und Frieden teuer genug erkauft. Denn Freiheit wurde hier mehr und mehr mit Kargheit, mit Sorgen, mit Entmutigung identiſch. Gewiſſe Stimmen in Fontanes Sprüchen verraten keinen Kampfeseifer mehr. Da heißt es:

„Andre regierten (regieren noch),
Ich ſtand unten und ging durchs Joch.

Entſagen und lächeln bei Demütigungen,
Das iſt die Kunſt, die mir gelungen.“

Da klagt der alte Muſikant:

„Um ſchweift mein Aug', um geht der Teller,
Ein Scherflein, zögernd, fällt hinein,

Ich nehme meinen Beifalls-Heller
Und muß es noch zufrieden ſein.

Ach hingeſchwundne junge Tage,
Nie wieder kehrt ihr mir zurück, —
Und doch an Frau Fortunas Schlage,
So fruchtlos Bitten auch und Klage,
Harr ich noch immer auf mein Glück."

Noch einmal hatte der bald Neunundſechzigjährige alle Kraft zuſammengenommen und einen Roman gewagt. Und ſiehe da: „Welch ſeltſam Wunder!" wie es im „Lohengrin" ſo packend heißt. Die Erfüllung naht. „Irrungen, Wirrungen" erſcheinen; und Fontane, der wenig bekannte, der halb ſchon vergeſſene, der Greis im Silberhaar mit einer zwar ausgeſuchten, doch winzigen Gemeinde, erlebt ſeinen erſten durchſchlagenden Erfolg, kommt in die vorderſte Reihe, ſteht in dicken Literaturgeſchichten abgebildet als Zierde der Nation, hat eine große Partei und Parteigänger, die unermüdlich ſeinen Ruhm verkünden.

Freilich hatte vieles geſchehn müſſen, um dies Wunder zu wirken. Die literariſchen Zeiten hatten ſich geändert, in Berlin war die „Freie Bühne" erſtanden, und ſeit Jahrzehnten ſtritten ſich wieder einmal die Gebildeten ernſthaft um Stoff und Form. Fontane aber, an der mächtigen Voſſiſchen Zeitung, war ein Führer in dieſem Streit und nahm die richtige Seite. Es hat dem Dichter nichts ſo genützt wie ſeine friſchen und ſympathiſchen Berichte in der Voſſiſchen über Hauptmann, Holz und Schlaf, Hartleben e tutti quanti. Jetzt ſpottete man nicht mehr: die Buchſtaben Th. F. bedeuteten „Theater-Fremdling". Man jauchzte ihm zu. „Irrungen, Wirrungen" waren eine Tat, waren in jedermanns Mund, auf jedermanns Leſetiſch.

Und dieſer Erfolg war ſachlich wohl verdient.

Zwar wenn man ſogleich das Wort „Naturalismus" bei der Hand hatte, um ihn zu erklären, und eine „naturaliſtiſche" Kunſtweiſe als höchſte Dichtertugend pries, muß daran erinnert werden: Leſſing hat nie behauptet: „Natur und Kunſt iſt eines nur," er hat lediglich den frommen Wunſch geäußert, daß es ſo ſei, weshalb es auch am beſten bei Schillers berühmtem Apophthegma bleibt:

„Der Schein darf nie die Wirklichkeit erreichen,
Und ſiegt Natur, ſo muß die Kunſt entweichen."

Im hergebrachten Sinne sind „Irrungen, Wirrungen“ ganz und garnicht naturalistisch; sie sind nur etwa so lebenstreu wie „Wallensteins Lager“ und genau so stilisiert. Es liegt ein Schleier über den Dingen; das Gröbste wird verschwiegen. Keck und neu wirkte der Roman durch die unbefangene Verwertung von Motiven, die bisher von der deutschen Prüderie verboten worden waren; gerade wie ein Jahr später Sudermann in seiner „Ehre“ das wagte, was die Franzosen schon seit Jahrzehnten gewagt hatten: die Konvention zu verlassen und sich um einen Stoff direkt ans großstädtische Leben zu wenden. Humor und Stimmungszauber taten bei Fontane ein Übriges.

Unter diesen Umständen gestaltete sich der siebzigste Geburtstag des Dichters am 30. Dezember 1889 zu einer Huldigung, an der selbst das preußische Kultusministerium teilnahm, übrigens mit leeren Händen. Die Nationalspende, die, wenn irgendein Staatsdichter, Theodor Fontane verdient haben würde, tröpfelte aus der Vossischen Zeitung, die ihrem fleißigen Mitarbeiter 2100 Mark jährlich auswarf, ohne die Verpflichtung fernerer Beiträge.

Im gleichen Jahr war eine vermehrte Auflage von Fontanes gesammelten Gedichten erschienen und hatte die Leser durch Hinzufügung von ein paar Dutzend Sprüchen und Genrebildchen hingerissen. Hier zeigte sich abgeklärte Weisheit gewürzt mit einer boshaften Drolligkeit, die im „Sommer- und Wintergeheimrat“ und ähnlichen Perlen ferne Geschlechter noch erheitern wird. Wie vortrefflich der Vernachlässigte sich seine Genugtuung zu holen verstand, verriet noch deutlicher kurz nach dem fünfundsiebzigsten Geburtstag sein Rückblick auf die Gratulanten:

„— — — — — — — —
Ich dachte, von Eitelkeit eingesungen:
Du bist der Mann der ‚Wanderungen‘,
Du bist der Mann der märk'schen Geschichte,
Du bist der Mann der märk'schen Gedichte,
Du bist der Mann des Alten Fritzen
Und derer, die mit ihm bei Tafel sitzen,
Einige plaudernd, andere stumm,
Erst in Sanssouci, dann im Elysium;
Du bist der Mann der Jagow und Lochow,
Der Stechow und Bredow, der Quitzow und Rochow,
Du kanntest keine größern Meriten
Als die von Schwerin und vom alten Zieten,

Du fandſt in der Welt nichts ſo zu rühmen,
Als Oppen und Gröben und Kracht und Thümen,
An der Schlachten und meiner Begeiſterung Spitze
Marſchierten die Pfuhls und Itzenplitze,
Marſchierten aus Uckermarck, Havelland, Barnim
Die Ribbecks, die Kattes, die Bülow und Arnim,
Marſchierten die Treſkow, die Schlieffen und Schlieben
— Und über alle hab' ich geſchrieben.
Aber die zum Jubeltag kamen,
Das waren doch ſehr andere Namen,
Auch „sans peur et reproche", ohne Furcht und Tadel,
Aber ſchon faſt von prähiſtoriſchem Adel:
Die auf „berg" und „heim" ſind garnicht zu faſſen,
Sie ſtürmen ein in ganzen Maſſen,
Meyers kommen in Batallionen,
Auch Pollacks und die noch öſtlicher wohnen:
Abram, Iſack, Iſrael,
Alle Patriarchen ſind zur Stell',
Stellen mich freundlich an die Spitze
Was ſollen mir da noch die Itzenplitze?
Jedem bin ich was geweſen,
Alle haben ſie mich geleſen,
Alle kannten mich lange ſchon,
Und das iſt die Hauptſache .. Kommen Sie, Cohn!"

Fontane war klug genug, dem Stoffgebiete treu zu bleiben, durch das er in Mode gekommen, und nicht etwa nach Flauberts Art auf „Madame Bovary" einen altkarthagiſchen „Salambo" folgen zu laſſen. Es entſtanden dem Unermüdlichen in kurzen Abſtänden „Stine", „Quitt", „Unwiederbringlich", „Jenny Treibel" (1892), „Effi Brieſt" (1895), „Die Poggenpuhls", „Der Stechlin" (1898), und im ſelben Jahre erſchien ein dicker Band Lebenserinnerungen, die für das literariſche Berlin der vierziger Jahre von einzigem Wert ſind.

Es war des Dichters Todesjahr. Er ſtarb wenige Monate nach Bismarck, dem einige ſeiner ſchönſten und letzten Verſe gegolten hatten.

In der Tat, wir werden ſo bald nicht ſeinesgleichen ſehn. Es wehte ein Hauch von Freiheit um dieſen Mann, von furchtloſer, unbändiger Oppoſition gegen dumme Feierlichkeit und offizielle Blähſucht, eine naive Vornehmheit war ihm eigen und, wo er eine Spur von Verdienſt ſah, eine ſo warm aufgeſchloſſene Herzensfreundlichkeit, daß es begreiflich erſcheint, warum er im

Rudolf von Bennigsen
1824–1902

Zu den Männern, die in den ersten Jahren des Norddeutschen Bundes wie des jungen Reiches im Vordergrunde der Politik standen und am öftesten genannt wurden, gehört Rudolf von Bennigsen. Einmal ist gar die Rede davon gewesen, daß er den Kanzler Caprivi von seinem Posten ablösen solle. Aber obschon er seine Laufbahn in bescheidnerem Ausmaß, als Oberpräsident der Provinz Hannover, beschlossen hat, steht er doch als ein Eigener unter den Besten vor uns Rückschauenden da.

Aus einem alten niedersächsischen Adelsgeschlecht hervorgegangen, ward er am 10. Juli 1824 zu Lüneburg in der Klosterabtei, jetzt einer Dienstwohnung seines Onkels, geboren. Sein Vater, ein höherer hannöverscher Offizier, lag dort in Garnison.

Mit achtzehn Jahren bezieht Rudolf die Universität Göttingen als Jurist, geht dann nach Heidelberg und wird gleich vielen andern jungen Deutschen jener Tage trotz adliger Herkunft von den liberalen Ideen der Zeit ergriffen. In der konstitutionellen Monarchie sieht er nur den Übergang zur unvermeidlichen Republik. Am 5. März 1848, also kurz nach der pariser und kurz vor dem Ausbruch der berliner Revolution, schreibt er dem Vater: „Sind doch die Stimmen der Reaktion, jene frommen Klänge vom göttlichen Rechte der Könige, mit einem Male verstummt, sind aber auch *verstummt jene Verräter, die Deutschlands Freiheit mit fremder Hilfe erkämpfen wollen.*“ Diese Note eines besonnenen Patriotismus blieb seine stärkste und sympathischste.

Er hat im hannöverschen Staate zu Lüchow, Osnabrück, Aurich und Hannover, zuletzt als Richter am göttinger Obergericht amtiert. Da ihn die Auricher 1855 in die zweite Kammer wählen, der Minister ihm aber die Erlaubnis zur Ausübung des Mandates verweigert, scheidet er aus dem Dienst und entschließt sich, nachdem in jenem Jahr die hannöversche Verfassung wieder einmal gestürzt und 1856 die Kammer aufgelöst worden war, ins öffentliche politische Leben einzutreten. In Göttingen gewählt, wird er schnell zum Führer der liberalen Opposition gegen das reaktionäre Ministerium v. Borries, bekämpft es mit Zähigkeit und Schärfe.

Diese Parteiführereigenschaften bildeten wohl seine hervorstechendste Be-

gabung. Bennigsen flößte Vertrauen ein, denn er war großdenkend und ehrlich, dabei taktvoll und zurückhaltend. Wie durch Instinkt wußte er, vor wem zu schweigen, vor wem zu reden sei; man brauchte sich keiner impulsiven Stümpereien von ihm zu versehn. Und er hatte Geist genug, um bei schwierigen Situationen diesen mehr formalen Tugenden auch Inhalt zu verleihen.

Es kam das aufgeregte Jahr 1859, das den Krieg zwischen Frankreich-Sardinien und Österreich brachte. Nur ganz wenige Realpolitiker wie Bismarck, Lassalle, Konstantin Rößler traten damals schon dem Gedanken näher, die Verlegenheit Österreichs zu benützen, um es aus dem Deutschen Bunde zu werfen. Alle Sentimentalen waren dafür, daß Preußen an die Seite Österreichs treten und ihm die Kastanien aus dem Feuer holen sollte.

Aus diesen Wehen wurde der sogenannte Nationalverein geboren. In einer hannöverschen Erklärung vom 19. Juli 1859 heißt es, nun sei für Deutschland „ein kräftiger Aufschwung des nationalen Geistes und eine rasche Entwickelung seiner politischen Kräfte dringend erforderlich.“ Es folgte schon im August eine Tagung in Eisenach, im September eine in Frankfurt a. M. Bennigsen trat an die Spitze dieser großartigen Agitationsanstalt, die an sich etwas ähnliches wie einst der Handelsverein für die Zolleinigung bedeutete und ausgezeichnete Dienste leisten sollte, um sich nach getaner Arbeit, d. h. nach Gründung des Norddeutschen Bundes, 1867 aufzulösen.

Der Grundgedanke war der gleiche, den schon die früheren „Kleindeutschen“ gehegt hatten: Bundesreform, Einigung des gesamten Vaterlandes und Errichtung einer kräftigen Zentrale durch Preußen. Was aber den Nationalverein fundamental von den Schwärmern der Paulskirche unterschied, war, daß er ausreichendes Tastgefühl für das Schwergewicht der Dynastien und genügende Achtung vor dem historisch Gewordenen besaß. Er wollte also nicht gleich den alten „Unitariern“ mit dem Kopf durch die Wand rennen und alles mögliche abschaffen, was — leider — noch sehr lebenskräftig war und im Bundestag mitzureden hatte, sondern föderalistisch vorgehn, unter Schonung der Kleinstaaten, so wie das neue Reich dann von Bismarck eingerichtet worden ist.

Da Bismarcks Politik in der schleswig-holsteinischen Frage auch von Bennigsen nicht verstanden wurde, geschah 1863 einmal noch ein heftiger

Rückschlag des Nationalvereins gegen das „freiheitsfeindliche“ Preußen. Endlich im Jahr 1866, kurz vor Ausbruch des Krieges, bekam Bennigsen in Berlin seinen großen Stammverwandten von Angesicht zu sehen und seine wirklichen Pläne zu hören. Er nahm einen tiefen Eindruck mit hinweg, empfahl in der hannöverschen Kammer dringend Neutralität, aber die Verblendung arbeitete dort prompter und für Deutschland auf die Dauer zweckmäßiger, als es die beste Diplomatie hätte tun können. Der König ließ gegen Preußen mobilmachen.

Im Jahr 1867 ward Bennigsen für den heimischen Wahlkreis Geestemünde-Otterndorf in den Norddeutschen Reichstag gewählt und hat den gleichen Wahlkreis dann auch im Preußischen Abgeordnetenhaus und im Deutschen Reichstag als Führer der Nationalliberalen vertreten.

Sie bildeten im neuen Hause bekanntlich die stärkste Partei, mit 155 Mitgliedern nach der Wahl von 1874, vereinigten aber in sich sehr disparate Elemente, die besonders wirtschaftlich auseinanderdrängten. Immer noch gab es hier außer nüchternen Opportunisten — und wer könnte gegen einen zeitweiligen Freihandel unter gewissen Umständen etwas haben? — extreme oder „entschiedene“ Freihändler, die sich, wie ich das schon im List-Kapitel S. 267 und bei Bismarck auf S. 301 hervorhob, an ein Prinzip klammerten, statt sich durch das Gedeihen oder Nichtgedeihen der industriellen Bevölkerung leiten zu lassen. Gerade diese Bamberger und Lasker machten aber auch auf andern Gebieten, wo sie besser im Recht waren, Bismarck das Leben sauer, durch ihr Hinarbeiten auf Ministerverantwortlichkeit, auf Kautelen gegen Polizeiwillkür, auf Ausgestaltung der Gesetze in parlamentarischem, nicht autokratischem, Sinn und Umwandlung des alten Untertanenbegriffs in die selbstachtungsvollere Reichsbürgerschaft. Bismarck trieb eben, um freie Hand zu haben, eine ganz anders orientierte Politik und wollte seine Geschäfte mit der gestärkten Autorität des Hohenzollernhauses machen. Trotz allen Kompromissen, die der rechte Flügel der Nationalliberalen unter Bennigsen den linken Flügel bewog mit der Regierung einzugehn, wurde der Kanzler dennoch auf die Dauer warm von dieser unaufhörlichen Reibung, ja lernte schließlich die Partei hassen, die ihm jede Vorlage „verschlechterte“ und mit ihrem ewigen Ruf nach konstitutionellen Garantien lästig war. Er wollte sie loswerden, brechen, zerspalten. Und das Schicksal arbeitete seinem Plan wunderbar in die Hand. Am 11. Mai 1878 war das Attentat Hödels auf Kaiser

Wilhelm geschehn. Bismarck in seiner gewalttätigen Weise brachte sofort im Reichstag ein Sozialistengesetz ein, das am 24. Mai mit 241 gegen 57 Stimmen zurückgewiesen wurde, was des Hünen Gemütsstimmung nicht verbesserte. Darum rief er, als ihm am 2. Juni Nobilings Attentat auf den Kaiser gemeldet wurde: „Jetzt hab ich die Kerle!“ — nämlich die Nationalliberalen.

Er ließ noch im Lauf des Juni den Reichstag durch den Bundesrat auflösen. Seine Direktiven für den Wahlkampf lauteten so, als ob die Liberalen die Autorität im Lande untergraben hätten. Sie verloren bei den Neuwahlen vom 30. Juli 1878 dreißig Sitze, der Fortschritt elf, während die Konservativen siebenunddreißig gewannen. Ein Ruck nach rechts war durch die Nation gegangen, und Bismarck verschärfte diese für ihn günstige Situation in meisterhafter Weise durch Ankündigung seiner wirtschaftlichen Ideen.

Das neue Sozialistengesetz, das dem frisch zusammentretenden Reichstag sofort vorgelegt wurde, erforderte endlose Verhandlungen. Als am 19. September die Kommissionsberatungen begannen, amendierte Lasker die Vorlage sogleich durch die drei wohlmotivierten Anträge: es sollte die Definition der zu bekämpfenden „umstürzlerischen“ Bestrebungen so genau sein, daß sie keinen Zweifel zuließe; es sollte eine von den Verwaltungsbehörden unabhängige Berufungsinstanz eingerichtet und drittens die Geltungsdauer des für immer (!) verlangten Ausnahmegesetzes beschränkt werden.

In diesem letzten Punkt siegten auch die Nationalliberalen; das Gesetz kam nur für zweieinhalb Jahre zustande. In der Hauptsache aber mußten sie ihre eignen Worte vom 24. Mai zurückschlucken, weil sie alle gegen die Strömung im Lande nicht aufkommen zu können und sonst jedes Vertrauen bei den Wählern zu verlieren fürchteten.

Am 19. Oktober 1878 wurde das Sozialistengesetz angenommen; am gleichen Tag konsolidierte sich, aus verschiedenen Fraktionen zusammengesetzt, im Reichstag eine „freie wirtschaftliche Vereinigung“ von im ganzen 204 Mitgliedern als schutzzöllnerische Gruppe. Bismarcks Ideen hatten also fortan die Majorität für sich.

Es war das nationalliberale Totenglöcklein; und es erscholl dieser Partei nicht unverdient. Denn noch anderthalb Jahre vorher, am 27. April 1877, war der Vorschlag, der notorisch bedrängten deutschen Eisenindustrie durch

einen Vergeltungszoll auf fremdes Eisen zu Hilfe zu kommen, mit 212 gegen 111 Stimmen, hauptsächlich durch die Liberalen, abgelehnt worden. Bennigsen teilte diese Gesinnung nicht, welche die Mehrheit um ihn „für eine Quelle großen Segens" hielt. Solche Denkart war nur möglich durch den Mangel an sozialem Gewissen, durch Betrachtung der Industrie ohne Ansehung der Arbeiterschaft, die ohne jede Intervention allen Unbilden der „freien Konkurrenz" ausgeliefert bleiben sollte, weil es „die Lehre" so verlangte. Das war ja so weit gegangen, daß im Jahr 1844, als das Leineweberelend im Eulengebirge ruchbar wurde, nur mit Mühe in Breslau ein Hilfskomitee zusammenzutrommeln war, weil in der Leineweberei „Konkurrenz" zu beobachten gewesen sei, alle Dinge sich also von selbst zum Besten kehren müßten. Sie kehrten sich aber zum blutigen Aufstand.

Solange der „Kampf um die Futterplätze", das Wettringen der Nationen auf dem Weltmarkt noch toben, ist entschiedener Freihandel eben nichts weiter als Verzicht auf nationale Selbstbestimmung und grausame Preisgabe brauchbarer Landsleute. Die Bamberger und Lasker aber, die unter den Nationalliberalen den entschiedenen Freihandel vertraten, erblickten in ihm nicht sowohl eine mögliche Folge vollendeter Kultur, sondern umgekehrt ein Mittel, eine Etappe zur Entnationalisierung der Völker. Und hieran recht eigentlich ist nun jene große Partei zerscheitert.

Am 16. Mai 1879, als die Schutzzöllner ihren ersten entscheidenden Sieg erfochten und die Eisenzölle wiederhergestellt wurden, hatte Bennigsen mit nur vierunddreißig Parteigenossen für den Tarifsatz gestimmt. Bald kam es zutage, daß er dem Kanzler auf die Dauer nicht soviele Stimmen garantieren konnte, wie hingereicht hätten, um die Reform ohne das Zentrum zu machen. Das Zentrum aber war wieder ohne die sogenannte Frankensteinsche Klausel nicht zu haben. Diese verlangte aus den Zolleinnahmen Rückzahlungen an die Bundesstaaten, hiermit eine Festlegung der sogenannten „Matrikularumlagen", mit denen die Einzelstaaten das Reich bisher subventioniert hatten. Es war die Verewigung der finanziellen Unselbständigkeit des Reiches, angeblich ein Ausfluß „föderalistischer" Tendenz, in Wahrheit ein Beweis der ultramontanen Feindschaft gegen die Reichsidee an sich.

Bismarck nahm sie sehr ungern in den Kauf; was mag erst Bennigsen, der verantwortliche Führer, unter der Unbelehrbarkeit seiner Freunde aus-

gestanden haben, die das Reich so teuer bezahlen sollte! Die Nemesis blieb nicht aus. Es folgte zunächst, nach Annahme des neuen Zolltarifs am 12. Juli 1879 mit 217 Stimmen gegen 117, ein Austritt von neunzehn Männern aus der nationalliberalen Fraktion; Heinrich v. Treitschke, dazu die treuen Bayern Völk und Schauß, die den Tarif gebilligt hatten, seien hier genannt. Im Jahr 1880, nachdem die Verhältnisse im Innern der Partei sich immer ungemütlicher gestaltet hatten, geschah dann die bekannte noch größere „Sezession". Lasker und Bamberger mit den Ihrigen schieden hinweg; die einst so mächtigen Nationalliberalen sanken auf ein Häuflein von fünfzig herab.

In der Nähe Bennigsens übernahm fortan Miquel die Stelle des intimen Beraters, ein weit praktischerer und klügerer Politiker, als es Lasker gewesen war. Miquel hatte am 13. Februar 1879 brieflich den Freund gewarnt: „In der Eisenindustrie sind wirkliche Notstände — die Arbeit ist am Ausgehn, und die Engländer werfen aus den Zwangsauktionen massenhaft ihr Eisen herüber. Ähnlich ist es mit der selbst von vielen Freihändlern nicht bestrittenen Lage der Leinenindustrie. Wenn unsre Freihändler scharf vorgehn, müßtest Du sie ebenso scharf abweisen. Die Aufhebung unsrer Eisenzölle hat bei den Nachbarn garkeine Gegenliebe gefunden, und selbst Delbrück erklärte dies doch für die Voraussetzung der Dauer der Zollfreiheit." Aber auch Rudolf Delbrück hatte, der Doktrin zuliebe, leider unterlassen, sich nach jener Eventualität zu richten. Bismarck mußte kommen, um das Steuerruder unsrer Wirtschaftspolitik herumzureißen. Bennigsen hatte den besten Willen, blieb aber durch Aufsässigkeit im eignen Hause gelähmt. Aus der sehr verständigen Weisung, die er noch am 6. Mai 1879 zu geben versuchte: „die Tatsachen und Bedürfnisse zu erkennen, zu fixieren und danach die gesetzlichen Normen zu treffen," kann man entnehmen, wiesehr ihm Friedrich Lists Gedankenkreis vertraut war. Er wünschte, daß Regierung und Gesetzgebung nach Prüfung der einheimischen wie der Verhältnisse solcher Länder, mit denen Deutschland verkehrte, ihren Standpunkt wählen und wechseln sollten.

Wohl weil er die größeren Zeiten nicht vergessen konnte und sich im kleinlichen Parteihader nicht völlig aufreiben wollte, legte Bennigsen 1883 seine Mandate für Reichstag und Abgeordnetenhaus nieder.

Es hatte sich schon 1877 einmal darum gehandelt, daß er ins preußische

Miniſterium eintreten und, ſeinem Wunſch gemäß, die Finanzen übernehmen ſollte. Aber die Verhandlungen mit Bismarck waren damals geſcheitert, weil Bennigſen im Einklang mit ſeiner Partei und deren Tendenz: daß die Miniſter aus der Parlamentsmehrheit genommen werden ſollten, auch ſeine Fraktionsgenoſſen Forckenbeck und von Stauffenberg hatte mithinüberziehn wollen. Bismarck nahm dieſen Andrang übel und lehnte die Mitläufer ab, von denen ihm, wie man ſpäter hörte, der eine „zu eitel", der zweite „zu dumm" geweſen war. Forckenbeck hat es bei der Trennung im Jahr 1880 dann Bennigſen offen zugeſtanden, daß er den Kahn abſichtlich ſo ſchwer befrachtet habe, damit er nicht ankäme; im Intereſſe des Liberalismus.

Bennigſen würde zweifellos als Miniſter ein tüchtiger und ſorgſamer Geſchäftsmann geworden ſein. Die Treue gegen ſeine Partei hat ihn daran gehindert, dieſe Genugtuung zu erlangen. Den Poſten eines Oberpräſidenten von Hannover hat er dann von 1888—97 muſterhaft ausgefüllt. Am 7. Auguſt 1902 entſchlief er auf ſeinem Stammgut Bennigſen am Deiſterberg.

Der große Nationalliberale war ſeiner Zeit ein ſehr wirkſamer und ſympathiſcher Sprecher geweſen. Seine glücklichſten Momente hatte er, ſobald er die Reichsidee verteidigte. Nach dem Verfliegen des jugendlichen Radikalismus vermochte doch ſelbſt Bismarcks Nähe nicht, ihn von ſeiner Vorliebe für Bürgerfreiheit zu bekehren. Unvergeſſen ſoll ihm das Kernwort bleiben: „Der deutſche Kaiſer und der deutſche Reichstag ſind an dem gleichen Tage geboren worden."

Auf dieſer Linie ſich noch größere Verdienſte als einſt im Nationalverein zu erwerben, beſaß er alle nötigen ſtaatsmänniſchen Eigenſchaften. Die Tragik des ausgezeichneten Mannes lag in der wirtſchaftlichen Befangenheit ſeiner Parteifreunde, die ihm den Boden der Macht unter den Füßen wegzogen, um ihren politiſchen Gegnern das Heft in die Hand zu drücken.

Man ſage nicht: er hätte ſie alle zwingen müſſen, wenn er genialer geweſen wäre. Denn wer weiß heute, weſſen deutſche Doktrinäre noch vor einem Menſchenalter fähig waren? Auch Bismarck hat nicht immer geſiegt; einige ſeiner beſten Pläne, wie das Tabaksmonopol, das uns den ganzen ſpäteren Reichsfinanzjammer hätte ſparen können, ſind an dem Dünkel derſelben „Unentwegten" geſcheitert, die auch die nationalliberale Partei zermürbt haben.

Doch war es eine Zeit von unaussprechlichem Zauber, da Bennigsen als die Verkörperung gesunden Menschenverstandes und patriotischer Vornehmheit jene einst gewaltige Schlachtreihe in den Reichstag einführte und länger als ein Jahrzehnt, von 1867—1878, alles mit Hoffnung auf eine kraftweckende Entwickelung erfüllte. Diese Hoffnungen wurden vertagt, nicht begraben. Erstarken aber können sie nur, wenn man die Politik Rudolfs von Bennigsen wieder aufnimmt, nach seinen eigenen Worten:

„Mitunter müssen die Forderungen der Ordnung die der Freiheit überwiegen, mitunter umgekehrt."

Friedrich Kapp
1824–1884

Seit zwei Jahrhunderten schon hatte sich ein fast ununterbrochener Strom deutscher Auswanderer nach Amerika ergossen. Bald war es religiöse Unduldsamkeit gewesen, — wie gegenüber den glaubensstarken Herrenhutern, die sich unter ihrem Hirten Pastorius in der Wildnis Pennsylvaniens eine neue Wohnstatt suchten, — bald waren es unerträgliche Kriegsgreuel, — wie bei den erbarmungswürdigen Pfälzern, die sich vor den Mordbanden Ludwigs XIV. zu bergen wünschten, — was die Deutschen aus der Heimat hinwegtrieb. Selten vorerst mischte sich das Motiv industriellen Gewinnes ein, eher schon Steuerdruck und Soldatenschacher deutscher Kleinpotentaten oder, wie bei den siebenhundert Württembergern von 1817, unerträgliche Beamtenwillkür.

Im ganzen waren jene Immigranten ein Heer ohne Offiziere gewesen und, mit Ausnahme von Pennsylvanien, wo es numerisch zusehr überwog, das Deutschtum überall willig und restlos in einem selbstbewußteren, höher kultivierten Volkstum aufgegangen. Selbst wo sich unter den Einwanderern administrative Talente befunden hatten, die ihren Weg machten, kam unserm Volkstum nichts davon zugut. Peter Minnewit aus Wesel, der am 4. Mai 1626 von Holland her als Direktor der niederländisch-westindischen Kompanie im damaligen Neu-Amsterdam, dem heutigen Neuyork, eingetroffen war und den Indianern für 60 Gulden (24 Dollars) die Insel Manhattan, auf der heute der Broadway läuft, abgekauft hatte, figuriert in den Annalen als Pierre Menuit. Niemand würde auf den Gedanken gekommen sein, in ihm einen Deutschen zu vermuten, falls nicht um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Mann aufgetreten wäre, der diese Tatsache, nebst hundert andern interessanten aufdeckte und in einer systematischen Lebensarbeit an Stelle gedankenloser, legendärer Überschätzung der „neuen Welt" kritische Beobachtung und planvolles Selbstgefühl anbahnte.

Dieser Mann hieß Friedrich Kapp. Er wanderte aus, als zu den oben schon genannten Motiven auch noch Verzweiflung über die trostlose politische Stagnation der Heimat hinzugetreten war, und stieg aus einem der ersten jener Schiffe, die in den drei Jahren 1849, 50 und 51 an drei-

viertel Millionen diesmal überwiegend gebildeter Deutscher hinüberschafften, ans Land.

Kapp war geboren am 13. April 1824 zu Hamm in Westfalen, als Sohn des dortigen Gymnasialdirektors. Er bezog als Jurist die heidelberger Hochschule, war 1845 Auskultator und auf dem besten Wege zum Staatsexamen, als ihn die Bewegung von 1848 aus der Bahn warf. Er wurde in Frankfurt a. M. Journalist und in die gährenden süddeutschen Unruhen verwickelt, floh nach Brüssel, wo er den Winter als Hofmeister in der Familie des bekannten Russen Alexander Herzen zubrachte, beteiligte sich im Frühjahr 1849 am pfälzischen Aufstand und beschloß dann, dieses Treibens müde, kurzerhand nach Nordamerika zu flüchten. Seine Braut, ein tapfres und hochherziges Mädchen, die Tochter des Kommandanten von Köln, willigte ein. So nahm das junge Paar, wenn auch mit kargen Mitteln, doch unverzagt und energisch den Kampf mit dem Schicksal auf.

Sofort wurde Kapp zum erfolgreichen Vermittler zwischen zwei damals noch grundverschiedenen Nationalitäten, zwischen der anglo-amerikanischen und deutschen Anschauungsweise, sowohl durch seine repräsentative, vertrauenweckende Persönlichkeit, wie durch die ganze Art seiner geistigen Richtung. Er war hochgewachsen, ein echter blondlockiger, blauäugiger Hüne von offnem Gesichtsausdruck und gewinnendem Wesen. Seine Neigungen aber führten ihn mehr und mehr der Völkerpsychologie und historischen Betrachtung zu, während die juristische Ausbildung, die er daheim genossen hatte, es ihm ermöglichte, aus der Regulierung von Erbschaften, — zumal von amerikanischen Erblassern an deutsche Hinterbliebene, — einen Lebensberuf zu machen. Dieser gestaltete sich recht lukrativ, seit der Flüchtling 1855 amerikanischer Bürger und ein Jahr darauf in die Advokatur der Vereinigten Staaten aufgenommen worden war. Aus den Nachrufen, die ihm seine neuen Landsleute im Oktober und November 1884 widmeten, geht es hervor, wie stark er gerade durch seine deutsche Eigenart auf sie gewirkt hatte. So brachte die in Boston erscheinende „Nation“ folgenden hübschen Zug. Kapp ging niemals aus, ohne sich am Riemen über die Schulter ein ledernes Besteck zu hängen, das auf den ersten Blick ein Krimstecher zu sein schien, aber keiner war. Es enthielt eine mit Rheinwein gefüllte Kristallflasche, dazu zwei kleine Gläser, und ermöglichte seinem Träger jederzeit, sobald er, was in jenen Tagen oft geschah, einen frischen Einwanderer traf, der ihm empfohlen oder gar noch aus dem „alten

Lande" bekannt war, das Wohl der Heimat in ihrem goldigen Rebensafte zu trinken.

Nachdem er sich auf ausgedehnten Reisen mit Land und Leuten auch der Südstaaten vertraut gemacht hatte, begann Kapp, angeregt durch den Sezessionskrieg, 1861 seine „Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten", schrieb eine Biographie des Generals von Kalb, — eine solche Steubens war schon vorangegangen, — und machte sich 1864 an den „Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika".

Der bildet ein ganz besonders ärgerliches Kapitel. Deutsche Landesväter hatten im achtzehnten Jahrhundert nicht genug daran, ihren bedauernswerten Untertanen die alte Heimat zur Hölle zu machen, sondern vergifteten ihnen sorgfältig auch die neue dadurch, daß der Unabhängigkeitskampf, der 1775—83 das Gemeinwesen der heutigen United States begründete, hauptsächlich gegen hessische, braunschweigische, ansbachische Söldner in englischen Diensten gewonnen wurde. Damals hatte Mirabeau gemahnt: „Deutsche, wer hat euch diese Kampfeswut, diese barbarische Mordlust, diese abscheuliche Hingebung an die Tyrannei eingeflößt? .. Diese Gewohnheit zu gehorchen, ohne zu bedenken, daß es Pflichten gibt, die heiliger sind als der Gehorsam! .. Diese Leichtgläubigkeit!" und Seume seinem Ingrimm in den Versen Luft gemacht:

„Trennung, Eigennutz und Knechtschaft haben
Allen öffentlichen Sinn begraben,
Daß der Deutsche nur in Horden lebt,
Und daß dummheitstrunken diese Horden
Um die Wette sich für Fremde morden,
Daß die mildre Menschheit weint und bebt."

Denn da die Angloamerikaner sich nie besonders kampflustig zeigten und lieber ihr „business" wahrnahmen, die Abkömmlinge der deutschen Einwandrer dagegen in Scharen zum Sternenbanner strömten, so hatten auch hier wieder Deutsche gegen Deutsche gestanden. Die Yankees aber frugen sich mit Recht: „Was haben diese Hessen, diese Braunschweiger davon, unsere Freiheit erdrosseln zu wollen?" und erwiderten diese vermeintliche Gesinnung mit aufrichtiger Feindschaft. Es hat nichts einer Schätzung der deutschen Ansiedler, der Kapital- und Produktivkräfte, die sie der neuen Heimat zuführten, sosehr im Wege gestanden wie die Erinnerung an die „hessischen Bajonette".

Kapp führt uns nicht nur an die Quelle jenes Elends, in die lüderliche Sultanswirtschaft deutscher Duodezfürsten, die ihre Landeskinder vermieteten, weckt nicht nur unser Verständnis für den Wert einer höhern politischen Selbstachtung auf Grund gemeinfreier Institutionen; sondern er hat auch drüben, was in seinen Kräften stand, getan, um den Amerikanern die Augen zu öffnen. Die Yankees wurden doch stutzig bei der Rechnung, daß im Lauf zweier Jahrhunderte dem Amerikanertum von Deutschland her, in Gestalt kostenfrei fertiggestellter, erzogener, gesättigter und bekleideter Kulturarbeiter, die Kleinigkeit von sechs bis sieben Milliarden Dollars in den Schoß gefallen sei. Wie Karl Postl, genannt Sealsfield, einst durch seine enthusiastisch rosigen „Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre", sein „Kajütenbuch" und andre Schriften hunderttausende gebildeter Deutscher trunken gemacht und zur Fahrt nach dem Dorado angespornt hatte, so begann mit Kapp die Ernüchterung, die Klarheit.

Von einer groß angelegten Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika vollendete er 1868 den ersten Band, welcher die Deutschen im Staat Neuyork behandelt. Im selben Jahr ward er Ehrendoktor der Universität Bonn.

Aber nun folgt etwas höchst Charakteristisches. Nach Aufrichtung des Norddeutschen Bundes leidet es den Flüchtling nicht länger drüben. Er gibt eine gewinnreiche Lebensstellung auf, um wieder Deutscher in Deutschland zu sein.

Es ist das, was ihn von Karl Schurz für uns unterscheidet. Karl Schurz, der Befreier Kinkels aus dem Zuchthause, mag an sich, leiblich wie geistig, der größere gewesen sein. Er brachte es zum Divisionsgeneral, Senator, Minister, Gesandten. Er genoß als Redner und Literat eine unbegrenzte Popularität, seine Lebensgeschichte Henry Clays in vorzüglichem Englisch gilt auf den Hochschulen der Union für klassisch, für ein „standard work". Kein Zweifel, Karl Schurz ist einer der besten Amerikaner gewesen, die jemals lebten. Konnte er nebenbei noch einer der besten Deutschen sein?

Er selbst hat diese Frage aufs entschiedenste verneint, hat niemals mehr sein wollen als ein „Führer der Amerikaner deutschen Namens", hat stets betont, daß eine deutsche politische Partei in den United States ein Unding sei.

Nur ein Tor freilich wird erwarten, daß es je hätte möglich sein können, mit amerikanischen Mitteln im Lande selbst etwa preußische Politik zu treiben. Auch lag unsern Auswanderern im allgemeinen nichts ferner; sie wünschten Geschäfte zu machen und in Ruhe gelassen zu werden. Doch sie, die abgesehn von Pennsylvanien und Neuyork besonders an den großen Seen, am Ohio, Missouri und obern Mississippi bald in hellen Haufen saßen und, wenn gesammelt, gar manches nach ihrem Sinn hätten lenken und beherrschen können, verzichteten seltsamerweise auch für amerikanische Politik auf das große Machtmittel gemeinsamer Muttersprache. Friedrich List hatte gewarnt: „Was hülf es Dir, wenn Du die ganze Welt gewännest und nähmest Schaden an Deiner Nationalität?" Karl Schurz dachte nicht so. Trotz dem gewaltigen Einfluß, den das „irish vote" bei den Wahlen dem Irländertum verschaffte, lehnte er es grundsätzlich ab, aus diesem Beispiel die Nutzanwendung zu ziehen und schlechte irische Politik für Amerika durch gute deutsche wettzumachen. „Es ist zuweilen davon die Rede gewesen," hat er einmal in Cincinnati gesagt, „eine deutsche politische Partei zu gründen. Ich kenne keinen Plan, der unstatthafter (!) und sinnloser (!) wäre, und ich freue mich herzlich, daß ein solcher Plan bei der Masse der Deutschamerikaner niemals Gehör gefunden hat." Kein Wunder, daß erst nach seinem Tode jener deutsche Verein unter Hexamers Führung sich ausbreitete, der zwar nicht sofort gegen die von Schurz geschaffene und aufrechterhaltene Überlieferung Front machen konnte, doch mehrfach schon bei den Wahlen den Ausschlag gegeben hat und es hoffentlich oft noch tun wird.

Schurz war ein lauterer Charakter, von hohem Seelenschwung, von glänzenden Gaben. Er hätte drüben Präsident sein können, falls er nicht in Deutschland zur Welt gekommen wäre. Und seien wir gerecht: das war zugleich die Ursache, weshalb er nie den Wunsch gehegt hat, die Deutschen als solche in den Vereinigten Staaten zum Siege zu führen. Er kam aus einem unfertigen, der straffen Selbstachtung entbehrenden Volkstum; die Heimat hatte ihm nicht zu imponieren vermocht, es war dort 1848 noch kein Platz für diesen Feuergeist gewesen. Das schöne Gefühl, persönlich gehoben zu werden, genoß er als Bürger „of the great republic". Für das, was er unsrer Kultur verdankte, hat er sich durch seine deutsch geschriebenen Lebenserinnerungen erkenntlich gezeigt. Indessen blieb er drüben, auch nachdem die Schuld von 1848 längst gesühnt war.

Und Friedrich Kapp kehrte zurück, am 30. April 1870, wenige Monate vor dem französischen Kriege. Er hat es nicht zu bereuen gehabt. Welch eine Sättigung von Sehnsucht, welch eine Erfüllung nach dem trostlosen Wirrwarr der Revolutionsjahre! Berthold Auerbach feierte ihn in einem Roman als den „Bürger zweier Welten"; Berlin machte den verlorenen Sohn zum Stadtverordneten. In den Jahren 1872—77 und 1881—84 hat er dem Reichstag angehört, zuerst als Nationalliberaler, dann, nach der Sezession, als Deutschfreisinniger.

Es ist möglich, daß man in einem ultraprotektionistischen Lande, wie es die Vereinigten Staaten damals waren und auch geblieben sind, Schutzzölle nicht lieben lernt. Jedenfalls war Friedrich Kapp ohnehin kein Schüler von Friedrich List; noch weniger empfand er sozial. Er war eingeschworen auf Selbsthilfe nach Amerikanerart, will sagen auf die Freiheit des Stärksten, alle andern zu unterdrücken, und im übrigen auf die, von den Engländern selbst unbeherzigte, „Lehre" des Adam Smith vom „freien Spiel der Kräfte". Darum zeigen seine Versuche, uns agrarisch aufzuklären und an die Versorgung durch amerikanischen Weizen zu gewöhnen, wohl ein ehrliches Wollen. Indessen werden wir in ihm einen weit zuverlässigeren Berater auf jenem Felde finden, für das ihn die Vorsehung gebildet zu haben schien: im Auswandererfach. Seine Geschichte des deutschen Buchhandels, von der er den ersten Band noch Zeit hatte seinen leipziger Auftraggebern zu liefern, in allen Ehren! Doch sie hätte schlimmstenfalls auch ein andrer deutscher Gelehrter übernehmen können. Einzig und unersetzlich, ein Bahnbrecher, bleibt Kapp uns für die Versprengten, für den wichtigsten Teil der deutschen Diaspora, für jenes Volkstum, das auch in Amerika noch Bein von unserm Bein, Blut von unserm Blut ist. Mit seinen vielleicht fünfzehn Millionen Köpfen, in seiner Zwangslage sollte es für uns, solang es noch kämpft, noch Heimweh hat, an deutscher Sprache, deutschen Kulturgütern festhält, ein Gegenstand steter Aufmerksamkeit sein.

Im Jahre 1867 nun war Kapp zum Einwanderungskommissar ernannt worden, und damit begann tatsächlich eine neue Epoche für dieses wichtige soziale Gebiet überhaupt. Seitdem erst interessierte man sich am neuyorker Hafen für Statistik, Gesundheitsverhältnisse, Bemittelung, Herkunft, neuen Wohnsitz der Ankömmlinge, für die Art, wie sie sich im Lande verteilten und gediehen. Seitdem erst lernten auch deutsche Behörden, die bis dahin solche Pilger ärgerlich abgeschoben hatten, diese wertvollen Bindeglieder

mit fremden Kulturen verständnisvoll zu begleiten, um ihnen nach dem Abschied noch heimisches Wesen in gutem Andenken zu erhalten.

Wer sich von Kapp schnell ein Bild machen will, der nehme sein Buch „Aus und über Amerika" zur Hand. Es ist, mit seinen bunten, zumteil tragikomischen Kulturskizzen aus der deutsch-amerikanischen Welt auch heute noch frisch und farbig für den Leser, unsrer Entwickelung zur nationalen Reife jedoch unentbehrlich gewesen.

Er wurde von einer schleichenden Krankheit, die man ihm wenig angemerkt hatte, hinweggerafft, zu Berlin am 27. Oktober 1884.

Ein Sohn von ihm, durch unsern Verwaltungsdienst geschult, leistet Vorbildliches als Direktor der ostpreußischen „Landschaft".* Und so ist Kapp uns auch familiär ein Muster geworden, wie Deutsche — gleich den Engländern, die für ein paar Jahrzehnte nach Indien oder nach dem Kap gehn, oder gleich den Italienern, die fast sämtlich nur auswandern, um heimzukehren, — solche Trennung auffassen sollten. Gewiß, unsre Handwerker, die aus der Überfüllung herkamen und erst in Amerika zur Selbständigkeit gelangten, werden ihr Geschäft nicht aufgeben wollen; hunderttausende von Farmern, die in Illinois, Jowa, Wiskonsin, Minnesota, Nebraska usw. bodenständig wurden, können es garnicht. Aber wie, wenn auch Friedrich List „drüben" hängen geblieben wäre? List kehrte zurück in ein Deutschland, aus welchem Karl Schurz entfloh. Darum bedeutet der Name Schurz eine Mahnung: unser nationales Leben so zu läutern,

daß es auch Geistern, die sich draußen freier bewegt hatten,
wiederum reizvoll ist. — Friedrich Kapp erbrachte den
lebendigen Beweis dieser Möglichkeit.

* [illegible] 1870 [illegible]

Albrecht von Gräfe
1828–1870

Die wenigſten von denen, die heute mit den Leiſtungen ihrer Ärzte unzufrieden ſind, haben eine Vorſtellung davon, was alles ſie hergeben müßten, um die Medizin auf den Stand vor hundert Jahren zurückzuführen, als der berühmte Dr. Heim in Berlin auf Praxis ritt. Um nur die Chirurgie zu nennen: man nehme ihr die Möglichkeit der Narkoſe; man nehme ihr die modernen Methoden der Bluterſparnis beim Einſchnitt; man nehme ihr die Kenntnis der Wundkrankheiten und ihrer Verhütung, und man würde ſich entſetzen. Erſtens vor der Beſchränkung der Operationsmöglichkeiten an ſich, denn allein ſchon die Bauchhöhle als Betriebsfeld würde ſo gut wie ganz ausfallen; zweitens vor dem Schmerzgeſtöhn der Leidenden; endlich vor der unſagbaren, ſtinkenden Sudelei der fauligen Eiterungen, die durch „Lazarettfieber“ (Sepſis) an manchem Ort und zu manchen Zeiten den größern Teil auch der glücklich Operierten dennoch hinwegrafften.

Der Aufſchwung der Naturwiſſenſchaften hat hier wie überall den fundamentalen Wandel zum Beſſern eingeleitet, und zwar mit Entdeckung des Chloroforms durch Juſtus Liebig in Gießen 1831. Es dauerte zwar noch volle ſechzehn Jahre, bis der ſchottiſche Frauenarzt Simpſon den erſten Verſuch machte, das neue Betäubungsmittel für Operationszwecke zu verwenden. Seither aber hat ſich aus jenem heſſiſchen Laboratorium ein Strom des Segens über alle Leidenden wie auch über die Wiſſenſchaft ſelbſt ergoſſen; denn nicht nur zum Schneiden oder Einrenken, ſondern ganz beſonders auch zum Unterſuchen behufs einer genauen Diagnoſe wird heute chloroformiert.

Neben den Frauenkrankheiten, die durch Eröffnung der Bauchhöhle (Laparotomie) operabel wurden, hat kein Spezialgebiet ſo ausgiebigen und entſcheidenden Nutzen aus der Erfindung des Chloroforms gezogen, wie die Augenheilkunde. Sie exiſtierte vor hundert Jahren überhaupt noch garnicht als ein eigner Wiſſenszweig. In Preußen wie im ſonſtigen Deutſchland mit Ausnahme von Wien war ſie der Chirurgie angehängt, und wiederum die Chirurgen intereſſierten ſich für dieſe Filiale ihres Handwerks faſt nur aus techniſchen Gründen. Denn was verſtand man viel

vom Auge? Man kannte ungefähr seine Anatomie, behandelte ein paar äußere Augenentzündungen mit brutalen Beizmitteln, unterschied schwarzen Star (Netzhautablösung) von grünem und grauem und behandelte den letztgenannten, der in einer Trübung der Linse besteht, die dem Sehloch (der Pupille) vorgelagert ist, mit einem Lappenschnitt in die Hornhaut, den glänzenden durchsichtigen Buckel des Augenschildes, um dann aus dieser groben Bresche die entartete Linse herauszudrücken oder -zuziehen. Der ganze, im Vergleich zu dem, was außen flächenartig sichtbar wird, weit mächtigere Innenraum des eigentlichen Augapfels jedoch blieb dem Arzt verborgen, blieb undurchdringlich mit allen seinen Veränderungen und Leiden, blieb so schwarz wie die Pupille selbst.

Allein wie zuweilen, an seltenen Kulminationspunkten der Menschheitsgeschichte, verschiedene, von langer Hand her vorbereitete, Umstände zusammentreffen, um ein glückliches Resultat zu zeitigen, so war es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch hier. Es stand ein Genius auf, das Schicksal aber, das ihn mit persönlichen Gaben verschwenderisch ausgerüstet hatte, tat ein Übriges und drückte dem Künstler ein Werkzeug in die Hand, eine Waffe gegen die bösen Mächte der physikalischen Finsternis, die den geplagten Erdenpilger bisher fast straflos angefallen hatten. Der Held hieß Albrecht von Gräfe; sein Werkzeug hieß der Augenspiegel.

Dieser wurde (1851) fast gleichzeitig von Helmholtz und von dem deutschen Arzt Liebreich in Paris entdeckt. Der von Helmholtz beleuchtet ein kleineres Gesichtsfeld (im Augeninnern) besser vergrößert; der von Liebreich bestreicht ein größeres Gebiet bei minderer Deutlichkeit im Einzelnen.

Galilei, nachdem er sich das in Holland entdeckte Fernrohr selbst konstruiert hatte, kann nicht mit frömmerem Schauer in die bis dahin so rätselhafte Sternenwelt geblickt haben, sobald Gräfe, der geborene und berufene Augenarzt, ihn empfand, als er die ersten Lichtgarben in das bisher verschlossene Dunkel der Augenkammer warf. Indessen werfen auch wir einen Blick auf seine bisherige Laufbahn, um diesen Forscher besser zu verstehn.

Albrecht von Gräfe wurde am 22. Mai 1828 auf dem Finkenherde bei Berlin geboren, als ein Sohn des einst hochgeschätzten Chirurgen und Generalarztes Karl Ferdinand von Gräfe, dessen Ruhm nur durch die Leistungen seines Sprößlings in Vergessenheit geraten ist. Der Vater hatte als noch junger Mann während der Freiheitskriege das preußische Militär-

lazarettwesen unter sich gehabt, hatte 1814 bei der verheerenden Typhusepidemie von Torgau neue Bahnen gewiesen, dann an der Charité gewirkt und starb 1840, als Albrecht erst zwölfjährig war.

Dieser, bei liebenswürdigstem Naturell durch große Verstandesschärfe und ein phänomenales Gedächtnis ausgezeichnet, hätte schon mit vierzehn das Gymnasium als Maturus verlassen sollen und wurde lediglich seiner großen Jugend wegen zurückbehalten. Man erzählt, daß der für Mathematik ganz besonders Begabte einmal eine schwere Aufgabe von einem leeren Blatt scheinbar abgelesen habe, worauf er von weiterem Unterricht dispensiert wurde, weil ihm die Schule nichts mehr beizubringen hatte. Er hat auch später auf der Hochschule, die er mit fünfzehn Jahren bezog, niemals Kollegienhefte nachgeschrieben, da er alles ohnehin im Kopf behielt. Seine Kapazität war so gewaltig, daß er Nächte hindurch ohne Ermüdung die schwersten wissenschaftlichen Sachen zu bewältigen vermochte.

Was Wunder, wenn dieser Mediziner, kaum zwanzigjährig, die Staatsprüfung (1848) mit „vorzüglich gut" bestand. Um jene Zeit hatte Virchow schon seine Tätigkeit als Prosektor an der Charité begonnen. Von älteren akademischen Lehrern Gräfes in Berlin seien der Physiolog Johannes Müller und der Chirurg Dieffenbach genannt. Vor die rechte Schmiede aber kam Gräfe erst in Prag als Schüler des damals führenden Ophthalmologen Arlt, dem er viel gesunde Anregung und recht eigentlich die Entschließung zum Augenarzt verdankte.

Aus Paris schrieb der dann auf Studienreisen Gegangene: „Abends lese ich ununterbrochen und glaube jetzt die französische medizinische Literatur ziemlich vollständig zu kennen." Welch ein Geständnis! Doch da Gräfe, die Bescheidenheit und Sachlichkeit selbst, so garnichts von einem Prahler an sich hatte, darf man es nicht anzweifeln. Nachdem er auch in London und Wien mit den ersten Augenärzten seiner Zeit in Beziehung getreten und im Oktober 1850 nach Berlin zurückgekehrt war, mietete er sich in der Johannisstraße bei einem Schneider zwei einfache Zimmer, um hier seine ersten Operierten hinter grünen Vorhängen zu betten. Zwar diskreditierte ein dem Trunk ergebener Drehorgelspieler sogleich den Ruf des jungen Institutes, indem er sich in nächtlichem Delirium den Verband abriß, mit rohen Fäusten auf das Gesicht seines Leidensgefährten losschlug, umfiel und starb. Der so Mißhandelte, ein alter blinder Pauper, dem Gräfe auf einem Auge glücklich den Star gestochen hatte, war infolge des

ausgestandenen Schreckens nicht zu bewegen, die Operation auf dem andern Auge wiederholen zu lassen. Doch bald triumphierte Gräfes Persönlichkeit über diesen tückischen Widerstand Fortunens, zumal da seine Privatmittel dem Begeisterten freie Hand schufen. Die „Klinik" wurde nach der Karlstraße verlegt und hier schnell zu einer europäischen Größe, die den bisherigen Ruhm Wiens überstrahlte, zu einem Mekka, das nicht nur von armen und reichen Patienten naher und ferner Länder, sondern auch von wissensdurstigen Jüngern in Scharen aufgesucht wurde. Im Sturm, ein Fünfundzwanzigjähriger, hatte er bereits die anerkannte Führerschaft sämtlicher Ophthalmologen erobert. Die meisten ordneten sich dankbar und freiwillig unter.

Um die Totalwirkung zuerst zu geben: Gräfe verstand es in den ihm vom Schicksal bewilligten zwei Jahrzehnten von 1850—1870, aus einem Aschenbrödel, der offiziellen Unbelehrbarkeit zum Trotz, die glänzendste, auf sichern Erfolgen ruhende Vertreterin der Gesamtmedizin zu machen. Er war nicht durchweg Neuschöpfer; doch auch das allmählich Entstandene und von ihm brauchbar Vorgefundene hat er umgebildet und auf eine rationellere Basis gestellt. Das Feld erscheint wohl eng im Vergleich zu dem riesenhaften Gebiet der sogenannten inneren Krankheiten. Aber wenn man auf das Resultat sieht, auf die zweifellos durch ärzliche Kunst — nicht durch fälschlichen Übertrag aus den Heilwirkungen der Natur eingeheimste Ernte, so kommt die Augenheilkunde seit Gräfes Epoche dem Ideal der Genauigkeit fast näher noch als die Chirurgie, von der sie früher nur im Winkel, zur Übung des Handgelenks, geduldet worden war.

Im Speziellen stehn unter des Meisters Neuerungen folgende vier Punkte obenan:

Er erfand eine Methode, das Schielen operativ zu beseitigen, durch ein besseres Verständnis der Augenmuskeln, die den Apfel bewegen.

Er setzte an Stelle des alten groben Lappenschnittes zur Beseitigung des grauen (Linsen-) Stars den sogenannten Linearschnitt, der am Hornhautrand die vordere Augenkammer wie eine Reisetasche aufklappt, doch keine so störende Narbe hinterläßt und 94—96 Prozent aller Operierten ein gutes Sehvermögen wiedergibt.

Er lehrte uns, das kurzsichtige (myopische) Auge als an sich krankes Auge aufzufassen, mit einer Tendenz, die Längsachse des Apfels immer noch weiter auszudehnen, und ergründete im Anschluß das Geheimnis des

früher ſogenannten „grünen Stars“, eines noli me tangere, vor welchem bis dahin nur über die völlige Ohnmacht des Arztes Einigkeit geherrſcht hatte. Gräfe durchſchaute dieſes „Glaukom“ als durch Steigerung des Druckes im Innern, durch prallere Füllung des Auges mit Flüſſigkeit hervorgegangen und beſeitigte den Druck in genialer Weiſe durch einen Ausſchnitt aus der Regenbogenhaut (Iridektomie), wodurch zwiſchen vordrer und hintrer Augenkammer eine offne Schleuſe, eine Möglichkeit des Ausweichens, geſchaffen wird.

Vor allem aber führte Gräfe den Augenſpiegel in den praktiſchen Gebrauch zu Zwecken der Diagnoſtik ein, moderniſierte mit ſeinem glücklichen mathematiſchen Inſtinkt die Anſchauungen über „Akkommodation“ (die Spannungsverhältniſſe der bekanntlich konvexen Augenlinſe) und „Refraktion“ (Strahlenbrechung), — worauf dann der Niederländer Donders dieſe Geſetze der phyſiologiſchen Optik in klaſſiſcher Weiſe feſtgelegt hat, — und eröffnete als Neuland unſrer Therapie die wichtigen Augenhintergrundskrankheiten, ſodaß heute vielfach aus gewiſſen Veränderungen an der Netzhaut auch andre ſchwere konſtitutionelle Leiden wie ſchleichende Nierenentzündung mit Sicherheit erkannt werden.

Aber während Gräfe ſich mit der Paſſion eines Unerſetzlichen dem Ausbau dieſer neuen Disziplin widmete, vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein tätig, in freien Augenblicken ſtets einen Schreiber, dem er diktierte, neben ſich, zerrieb er ganz wie Schinkel, an den er auch in manchen andren Charakterzügen erinnert, durch Entziehung der auffriſchenden Ruhe nur [illegible] ſeines ſchuldigen Körper. Kaum verlobt mit der däniſchen Grä[illegible] er ſich in ſeiner Klinik gewonnen hatte, erlitt er [illegible] Lungenſchwindſucht. Er genas von dieſer Attacke ſo[illegible] zu können. Doch ſeine Kinder waren nicht [illegible] überlebendes Mädchen litt lang und ſchwer — [illegible] übel.

[illegible] ſeines Berufes am 19. Juli 1870, vier [illegible] geserklärung. Sonſt würde ſein Hinſchei[illegible] Widerhall in Europa geweckt haben.

[illegible] die Schattenſeite. Siegreich in der Sache [illegible]t, die er in hunderten von originellen Bei[illegible]almologie“ befeſtigt hatte, konnte nie wieder [illegible]räfe weniger begünſtigt in Anbetracht ſtaat-

licher Anerkennung. Erſt 1866, als ſein Ruf längſt die bewohnte Welt erfüllte, ward er „ordentlicher Profeſſor“ in Berlin; erſt kurz vor ſeinem Tode erhielt er eine Abteilung in der Charité zugewieſen. Darum klagte ſein Lieblingsſchüler, der Oſtpreuße Julius Jacobſohn, ſpäter einem Freunde: „Solange Gräfe gelebt hat, haben ſie ihn, wie ich aus ſeinen Briefen nachweiſen kann, nichtswürdig behandelt und in all' ſeinen Unterrichtsbeſtrebungen gehemmt; als ſie ihn aber mit Pomp begraben hatten und glücklich losgeworden waren, da mußte ihm auch noch das Ordinariat ins Grab nachgeworfen werden, ſeine beſten Schüler ignorierte man und ſetzte auf ſeinen Lehrſtuhl einen Extraordinarius.“

Dieſem bürokratiſchen Verſuch, der Antipathie gegen den Seltenen, Allzuſelbſtändigen Ausdruck zugeben, die Augenheilkunde ſelbſt aber auf ihren früheren untergeordneten Platz herabzudrücken, entſprach leider die Haltung des deutſchen Publikums. Keine Stiftung entſtand, um das denkwürdige Haus in der Karlſtraße ſeiner urſprünglichen Beſtimmung zu erhalten; Gräfes „Privatklinik“ ward einfach geſchloſſen, die dazugehörigen Gebäude wurden verkauft, als ob hier niemals ein Genius am Werk geweſen wäre.

Dafür hatte ſich Albrecht von Gräfe in den Herzen ſeiner Schüler ein deſto dauerhafteres Denkmal errichtet. Ihre Zahl war groß genug, um an jeder deutſchen Hochſchule die Augenheilkunde fortan in ſeinem Geiſt und getreu ſeiner Überlieferung zu pflegen. Dann endlich, da ihren Begründer längſt der grüne Raſen deckte, wurde dieſes Fach Prüfungsgegenſtand im deutſchen Staatsexamen der Mediziner.

Aus der Feder eines der kongenialen Jünger aber ſtammt folgende Schilderung von Gräfes Perſon, die ſoviel dazu beigetragen hatte, ihn als Lehrer und Arzt, wie als Freund und Mitmenſchen, ohnegleichen erſcheinen zu laſſen: „Die vornehme Geſtalt, das ſchöne Geſicht, das durchdringende geiſtreiche Auge und die hohe Denkerſtirne, von ſchwarzen, allerdings bald gebleichten Haaren beſchattet, der mächtig wallende Bart, dazu die weltmänniſch leichte und doch ſo edle Bewegung gaben ſeiner Perſönlichkeit einen romantiſchen Zauber. Jeder Kranke, der Gräfe überhaupt noch ſehen konnte, gewann unendliches Zutrauen zu ihm, und wer ihn nicht mehr ſah, wenn er nur ſeine treue Stimme hörte, . . . verlor nie die Hoffnung.“

Gustav Nachtigal
1834–1885

Wer sich erinnert, wie Friedrich List, unser großer wirtschaftlicher Wecker, den Völkern das Fahren über See anpries als ein Mittel, den Blick zu weiten und die Tatkraft zu stählen, der wird sich nicht mehr für ein phäakisches Hindämmern als höchstes Lebensziel gewinnen lassen. Einmal freilich ist gar ein Reichskanzler dieser Stimmung weit entgegenkommen durch sein geflügeltes Wort: „Man könnte uns keinen übleren Gefallen tun, als wenn man uns ganz Afrika schenkte!“ Die heimlichen Briten deutscher Zunge hätten so gern auch das gesamte Weltmeer weggegeben, weil es die Engländer ja ohnehin schon besäßen. Wie haben diese Großgesinnten Karl Peters in den achtziger Jahren so witzig verspottet, weil er am Tanganjika sein ganzes Flaggentuch „verhißt“ hätte!

Und doch ist dem Deutschtum selten eine fruchtbarere, lohnendere Aufgabe zugefallen als die Leitung und Versorgung der mehr als zwölf Millionen Menschen, die in unserm heutigen Kolonialreich leben. Wer aus Kolonien sofort immer nur eine Stärkung der heimischen Finanzen erwartet, wer in ihnen weiter nichts erblicken kann als die Vermehrung der Plätze für gute Vettern, den freilich kann gerade jene Aufgabe nicht locken. Allein welch eine Fülle von Segen, positiver wie negativer Art, ist uns trotz ihnen aus jenem Horn schon ausgeschüttet worden! Die Kolonien, so hieß es einmal im „Tag“, haben in unsern binnenländisch vermauerten Horizont eine Bresche gelegt, aus der wir in die weite Welt sehen können. Tausende von überraschenden, aufrüttelnden Erfahrungen, Richtigstellungen und sonstigen Meldungen sind uns durch diese Bresche bereits zugeströmt. Wir sind auf neue Gedanken gekommen, die uns vor dem Einschlafen, dem Erstarren behütet haben. Die Jugend, die sich nicht ewig am Alten Fritz, an Blücher und Moltke berauschen kann, hat neue Vorbilder von Ausdauer, Tapferkeit, Anpassung, Unternehmersinn gewonnen. Welch ein Reichtum an frischen wissenschaftlichen, militärischen, literarischen Persönlichkeiten! Nehmt uns ihre Taten, ihre Abenteuer, ihren Ruhm und ihr Beispiel, nehmt uns allein ihre Reiseberichte in der Geographischen Gesellschaft und merkt, welch eine Verarmung an modernen Ideen eintreten würde! . . An unsern Kolonien ist offenbar geworden, daß gewisse nationale

Bildungsfaktoren, auf die wir uns Erkleckliches zugutegetan hatten, sich in der Fremde schlecht bewähren. Wir zweifeln mit Recht an dem ewigen Wert unsrer Bürokratie, seit sie draußen so häufig zu kurz gesprungen ist. Wir sehen, daß die standesgemäßen Verzäunungen, in denen unsre gebildete Jugend größtenteils hinlebt, ihre Sicherheit nicht vermehrt, sondern vermindert haben, sodaß draußen, wohin sie diese Verzäunungen nicht mitschleppen kann, so viele leicht allen Halt verlieren. Die Kolonien haben aber auch an den Tag gebracht, welch einen gräßlichen Vorrat engherziger Spießbürgerei Deutschland beherbergt, als der Klatsch, infolge von Schiefsichtigkeit für neue Verhältnisse, das meistbegehrte Kolonialprodukt bei uns geworden war. So haben uns die Kolonien auch den Feind im eignen Hause gezeigt.

Lange bevor die nationale Einigung gelungen war, hatten sich kühne deutsche Forscher zur Entschleiernng des dunkeln Erdteils aufgemacht, hatte Barth 1845—47 den Nordrand von Tanger her bis zur Halbinsel Sinai mit manchen gewagten Vorstößen ins Innere, 1850—55 von Tripolis her die Sahara bis zum Tschadsee, von da bis Timbuktu und wieder rückwärts durchzogen, hatten Overweg und Eduard Vogel, dieser 1856 in Wadai, ihre Kühnheit mit dem Tode zu büßen gehabt. Dann explorierte Gerhard Rohlfs 1862—66 die gewaltige Nordwestecke, Schweinfurth 1869/70 nicht minder erfolgreich die Küstengebiete des Roten Meeres bis zum Blauen Nil. Rohlfs hatte am Tschadsee vom wohlwollenden Sultan Omar in Bornu ein silbernes Pferdegeschirr als Geschenk für König Wilhelm erhalten und schlug 1868 zum Überbringen der Gegengeschenke den jungen Arzt Gustav Nachtigal vor, der seit sechs Jahren in Tunis praktizierte.

Nachtigal war am 23. Februar 1834 zu Eichstedt in der Altmark als der Sohn eines Pfarrers geboren, hatte in Halle, Würzburg und Greifswald studiert, war Militärarzt geworden und würde, da er durch seine wissenschaftliche Begabung wie durch Takt und Besonnenheit früh schon als für höhere Stellungen geeignet galt, unter gewöhnlichen Umständen einen glatten Weg zum Generalarzt gemacht haben; da warf den kaum Achtundzwanzigjährigen ein tückisches Lungenleiden aus der beschrittenen Bahn, doch zugleich in seine eigentliche hinein. Er ging zur Kur zunächst nach Algier, bald nach Tunis und wurde so gezwungen, Arabisch zu lernen, d. h. sich die unerläßliche Qualifikation zum afrikanischen Reisenden anzueignen.

In Tunis als Vertrauensarzt des dortigen Bey wohlbestallt und auch leidlich genesen nahm Nachtigal den ehrenvollen Auftrag an, belud im Januar 1869 in Tripolis acht Kamele mit den Geschenken König Wilhelms, brach auf und erreichte südlich ziehend am 29. März Mursuk, die Hauptstadt von Fezzan.

Eine wegen schlechter Verkehrsverhältnisse bevorstehende, vielleicht einjährige Muße wollte Nachtigal nicht ungenützt verstreichen lassen und unternahm am 6. Juni 1869, keiner Warnung achtend, seinen Zug zu dem Raubgesindel der im Süden von Fezzan wohnenden Tebesti. Nachtigal selbst berichtet von ihnen: „Ich sah nie ein Volk mit weniger natürlicher Gutmütigkeit begabt.“ Selbst Kinder haben den Wehrlosen dort zu steinigen versucht; geheilte Kranke spieen ihm ins Angesicht. Völlig ausgeplündert mußte er seinen Rückweg antreten und gab später von diesem Unglücksmarsch folgende Schilderung: „Ich hatte die Freude, alle meine schwärzlichen Begleiter, unglückliche Opfer geographischer Gelüste, wieder nach Mursuk zurückführen zu können .. Trotz unsern unsäglichen Leiden mußte ich, als die Hoffnung auf Rettung wuchs, zuweilen über den Anblick unsrer Fußkarawane lachen. Ali und Jaad, zwei meiner Diener, in adamitischer Einfachheit gekleidet, .. mit Wasserschläuchen auf den Schultern; der ernste würdige Gatroni, mein ganzes Gepäck auf dem Rücken und, seinem Alter und seiner höheren Stellung entsprechend, sich eines langen, wenn auch lückenhaften Hemdes erfreuend; Giuseppe Valpreda, mein piemontesischer Diener, mit kranken Füßen sich mühsam dahinschleppend und den Mangel der notwendigsten Kleidungsstücke durch ein paar Wasserstiefel ersetzend, die vergeblich sich einem kurzen Flanellhemde zu nähern bemüht schienen, endlich ich selbst barfuß, die Beine mit einigen leinenen Fetzen umwickelt, die obere Körperhälfte in einen pariser Sommermantel gehüllt und das Haupt bedeckt mit einem pilzartigen Gebäude, das die Engländer für ihre indischen Offiziere gegen den Sonnenstich erfunden haben. So wankten wir dahin, bei nächtlicher Weile, da unsre Schwäche und der geringe Wasservorrat uns verhinderten, uns dem Feinde des Wüstenwanderers, der Sonne, auszusetzen. Spätestens morgens neun Uhr krochen wir in den Schatten einiger Steine, jede unnütze Bewegung, also jede unnütze Verdunstung vermeidend, um ungefähr um 5 Uhr nachmittags unsern sauern Weg fortzusetzen. Als am fernen Horizont endlich nach wochenlangen Leiden eine grüne Linie, die Palmen Fedzerris, erschien, füllten sich meine Augen mit Tränen.“

Am 8. Oktober des Jahres traf Nachtigal wieder in Murſuk ein. Die Frage, warum eigentlich er auf jene Reiſe gegangen ſei, hat er eines Tages in der für ihn charakteriſtiſchen Beſcheidenheit alſo beantwortet: „Ich meinte, damit eine Lücke in der Geographie ausfüllen zu können.“

Im Frühjahr 1870 machte ſich dann der Unbezwingbare, diesmal wohlberitten, mit neun Kamelen und einer marokkaniſchen Begleitung von Murſuk auf und erreichte am 6. Juli ohne Unfall Kuka, die Hauptſtadt von Bornu, wo Sultan Omar ihn freundlich aufnahm.

Im Frühjahr 1871 ging es nach Kanem und Borku. Der im Januar 1872 nach Kuka Zurückgekehrte findet Zeitungen und Briefe vor, die ihm vom franzöſiſchen Krieg und von der Aufrichtung des Deutſchen Reiches Kunde bringen. Das ſchwellt ſeinen Mut. Nachdem von Februar bis September 1872 das unwirtliche Bagirmi noch erledigt war, läßt es ihn nicht ruhen, er muß nach Wadai, dorthin wo Eduard Vogel ſeinen Tod fand.

Vogel hatte freilich ſein Schickſal ſelbſt verſchuldet, indem er ſich über gewiſſe Sitten und Vorurteile der arabiſchen Kultur hinwegſetzte und, wie Brugſch Paſcha dem Schreiber dieſer Zeilen zu berichten wußte, die Eingeborenen beſonders dadurch empörte, daß er zum Grüßen auch die linke Hand benutzte, die dem Araber aus gewiſſen Gründen für unrein gilt.

Wo aber Vogel ſeine Schwäche, hatte Nachtigal ſeine Stärke. Takt, im Grunde wohl ein eingeborenes Gefühl von Achtung für die Rechte der Mitmenſchen, war die ſchon gerühmte Tugend Nachtigals und bei ihm noch geſchmückt mit der poetiſchen Gabe ſchneller Ahnung, ſchnellen Verſtändniſſes für die Eigenart Fremder.

Dies hat ihn in Wadai gerettet, wohin ſein Gaſtfreund Omar ihn tränenden Auges, als einen verlorenen Mann, im Frühjahr 1873 entließ.

Der dort herrſchende Sultan Ali war als blutiger Wüterich verſchrieen. Nachtigal mußte knieend und barfuß, um in ſeine Nähe zu gelangen, unter einem aufgeſpannten Teppich hervorkriechen und ſprach, ſobald er die ſchwarze Majeſtät ihm gegenüber erblickte, kurz und gut: „In meinem Lande kniet man nur vor Gott, nicht vor Menſchen.“ Der Sultan aber ſtatt ſeine Henker zu rufen, erwiderte: „So ſteh' auf und ſetze dich zu mir.“

Nachtigal fand in ihm einen ganz umgänglichen, aufgeweckten Kameraden, bei dem er neun Monate blieb, um erſt im Februar 1874 Abſchied zu nehmen. Oſtwärts ziehend langte er am 22. November 1874 in Kairo an und wurde vom Khedive mit höchſter Auszeichnung empfangen.

Die geographischen wie zivilisatorischen Ergebnisse seiner fast sechsjährigen Reise hat er in dem groß angelegten Werk „Sahara und Sudan", — leider unvollendet, — beschrieben. Am wichtigsten für die Gesittung der gesamten Erde war vielleicht der Widerwille, den er durch seine Schilderung der entsetzlichen Sklavenjagden im Innern Afrikas gegen die ausbeuterische Rotte der arabischen Sklavenhändler zu wecken verstand. Wie durch ganz Europa der Hochadel, einschließlich fast sämtlicher Fürstenhäuser, germanischen Ursprunges, ist in Afrika die Oberklasse fast durchweg arabisch. Die Araber, durch Schönheit, Kraft, Mut und Stolz äußerlich angenehm auffallend, sowie im Besitz einer unleugbaren, wenn uns auch schwer verständlichen Kultur, repräsentieren in Afrika ein Überbleibsel jenes waffenklirrenden Feudalismus, der sich rein parasitär, unter Knechtung und Schindung friedlich harmloser Bevölkerungen auslebt, der einst unsern gräßlichen Bauernkrieg verschuldet hat und, bis Nachtigal ihn brandmarkte, fast jeden Fortschritt der Negerstämme im Innern Afrikas hintanhielt. Die Feldzüge, die Wißmann anfangs der neunziger Jahre gegen Buschiri und Konsorten gewann, führten das aus, was Nachtigal am liebsten selbst schon unternommen haben würde: sie brachen die Herrschaft der arabischen Sklavenhändler.

Nachtigal hatte ein Gebiet durchzogen, zehnmal so geräumig wie Deutschland, und man sagt ihm nach: er habe während jener ganzen sechs Jahre keinen Schuß abgefeuert. Dies dürfte wohl dahin zu ergänzen sein: „keinen Schuß auf Menschen." Denn Jäger war er, mußte er sein schon wegen des Proviantes; wenn er auch einem Pavian, auf den er angelegt hatte, das Leben schenkte, weil das Tier ihn wie aus Menschenaugen ansah. Aber soviel ist gewiß, daß Klugheit und imponierende Ruhe ihm reichlich das leisteten, was andre nur durch Waffengebrauch und Gewalt gewinnen konnten.

In der Heimat und auch im Auslande nach Verdienst gefeiert erregte er natürlich auch die Aufmerksamkeit unsrer Regierung, die ihn 1882 zum Generalkonsul in Tunis machte, gerade zu der schwierigen Zeit, als Frankreich von jenem Lande Besitz nahm. So ist Nachtigal drei Jahre lang noch eine politische Persönlichkeit gewesen und hat nur ungern 1884 Tunis mit dem Westen Afrikas vertauscht. Einem Freunde schrieb er damals: „Es ist mir, als ginge ich meiner Verurteilung entgegen." Seine Ahnung trog ihn nicht; aber wir verdanken ihm unsre westafrikanischen Kolonien.

Er bestieg die „Möve", hißte am 5. Juli unsre Flagge in Lome, am 11. Juli in Kamerun und fuhr dann nach Lagos zurück. Am 28. August zum zweitenmal vor Kamerun angelangt ergriff er Besitz von Hickory Town und ließ, um südwärts gehn zu können, seinen Adlatus Dr. Max Buchner als Vertreter zurück.

Diesem ausgezeichneten Forscher, einem geborenen Bayern, gebührt ein eignes Ruhmesblatt in unsrer Kolonialgeschichte. Er hatte sich, ein langjähriger Afrikakenner, schon anderwärts hervorgetan, ist nur durch eine chronische Malaria daran verhindert worden, seine großartige Energie sowie seine sonstigen Geistesgaben zum vollen Ertrag zu bringen, und hat als würdiger Vertreter Nachtigals durch seine Kaltblütigkeit unter den schwierigsten Umständen auch in Kamerun Bewundernswertes geleistet.

Nachtigal wandte sich zum Kongo, dann zu unserm jetzigen „Südwest", hißte am 29. Oktober 1884 die Flagge in Bethanien, kam am 31. Dezember 1884 zum drittenmal nach Kamerun und holte sich leider auf einem Zug von Gogoro über Land nach Mahin bei glühendem Sonnenbrand durch unangenehmes Sumpfgebiet ein böses Fieber.

Er gesundete nur anscheinend. Als er am 11. April 1885 sich auf der „Möve" zur Heimreise eingeschifft hatte, brachte die Seekrankheit das Fieber verschärft zurück. Er starb an Bord am 20. April und wurde auf Kap Palmas begraben, wo heute sein Denkmal steht. Eine Bestallung zum Ministerresidenten in Tanger hatte ihn nicht mehr erreicht.

F. Ratzel hat uns in kurzen kräftigen Strichen folgendes anziehende Bild von seiner Person entworfen: „Nachtigal war von Bau gedrungen und nicht groß. Sein Haar war dunkel und gelockt, sein Auge blau, sein Antlitz verwittert. Es sprach aus seiner ungezwungenen Haltung Bescheidenheit und Einfachheit, aus den blitzenden Augen Lebensmut und Kühnheit, auf den festen Lippen zeigte sich Entschlossenheit, und in der schmucklosen Rede wohnten Klarheit, Sicherheit, überlegener Geist, Stoffbeherrschung."

Ratzel nennt ihn an andrer Stelle eine „echte Odysseusnatur, voller Klugheit, Zähigkeit und Willenskraft". Allein wie hoch hat diesen schlichten

Sohn der Mark seine selbstlose, aufopferude Sachlichkeit
über den listenreichen homerischen
Helden hinausgehoben!

Heinrich Stephan
1831-1897

Nur die Briefmarkenſammler pflegen ſich heute noch der Poſt von Thurn und Taxis, — welches Grafenhaus im Weſtfäliſchen Frieden ſich ein Monopol ausgewirkt hatte, — dankbar zu erinnern. Und doch kommandierte jenes Privatinſtitut auf der Höhe ſeines Glanzes im Herzen von Deutſchland 502 Poſtanſtalten mit 3100 Beamten. Die thüringiſchen Staaten, Anhalt, Lippe, Waldeck, alle drei Heſſen, Naſſau, Frankfurt a. M. gehörten dazu. Aber ſelbſt in den Hanſeſtädten gab es dazumal däniſche Poſtämter, als wäre die deutſche Beförderung ungefähr ſo zuverläſſig wie heute die türkiſche oder marokkaniſche. In den Poſtverträgen mit dem Auslande ſtanden tauſende von Tarifſätzen, jeder zweite Fernbrief, vollends jedes Fernpaket, verurſachte das Zuſammenſtecken von Köpfen und endloſes Blättern in abgegriffenen Heften. Das Publikum hatte ſich in Geduld zu faſſen oder wurde angeſchrieen. Gerade die Poſtbeamten galten für maßlos grob, die Benutzer und Ernährer der Poſt wurden gleich Untergebenen behandelt. Die Oberbehörden waren dementſprechend eingebildet. Wenn Preußen mit ſeinem Eiſenbahnbau in den dreißiger Jahren hinter verſchiedenen Kleinſtaaten zurückblieb, hatte das hauptſächlich an dem fanatiſchen Einſpruch des Oberpoſtmeiſters Nagler gelegen, der ſich etwas Vorzüglicheres und Schnelleres als das eigne Inſtitut überhaupt garnicht vorzuſtellen vermochte. Heinrich von Treitſchke hat uns die noch früheren weſt-öſtlichen Fuhrwerke beſchrieben, die in dem großen Loch vor Henningsleben, das die Reiſenden kannten und fürchteten, regelmäßig umwarfen, und Baumbach hat dem Lobe ſolchen überſtürzten Verkehres jene köſtlichen Verſe gewidmet, die alſo beginnen:

„Es melden Bücher und Sagen
So manches Wunderding
Von einem gelben Wagen,
Der durch die Lande ging.
Der Kutſcher fuhr, man denke,
Des Tags drei Meilen weit
Und hielt vor jeder Schenke —
O gute alte Zeit!“

Der radikale Umschwung dieses trotz manchem stillen Fortschritt immer noch verknöcherten Wesens, so radikal, daß Deutschland wirklich kurze Zeit an diesem einen Punkt „in der Welt voran" zu sein schien, geht auf den Namen Heinrich Stephan.

Er war ein Hinterpommer und am 7. Januar 1831 von sehr einfachen Eltern des Handwerkerstandes in Stolp geboren; ein Musterschüler, aus dem gleichwohl etwas Originelles und Vorzügliches wurde.

Nach erlangter Maturität 1847 noch zu jung für den Dienst, tritt er 1848 als Postschreiber ein. Die Wirren jenes Frühjahres gehn an ihm vorüber, obschon sein Landsmann Lothar Bucher, der spätere Geheimsekretär Bismarcks, damals ein Demokrat, von den Stolpern für das frankfurter Nationalparlament gewählt wird.

Im September 1850 begibt sich Stephan ins Postassistentenexamen und setzt mit einem lustigen Quiproquo die Prüfungskommission einigermaßen in Verlegenheit durch die Wahl der beiden fremden Fächer: Spanisch und Italienisch, während man höchstens auf Englisch und Französisch eingerichtet war.

Man scheint früh auf diesen begabten Polyglotten aufmerksam geworden zu sein, da er nur noch an bevorzugten Plätzen beschäftigt wurde. Schon im September 1851 war er vorübergehend auf dem Generalpostamt in Berlin tätig. Die entscheidenden Eindrücke aber empfing er in den folgenden Jahren zu Köln, einer wichtigen Umschlagstelle für den Auslandverkehr, mit der Bahnpost nach Verviers. Das Ideal der Betriebsvereinfachung entschleierte sich ihm hier; der Vorsatz zu Reformen keimte. Von der elastischen Beweglichkeit seines Geistes zeugt seine, trotz oft vierzehnstündigem Dienst, begonnene Publizistik. Seine Theater- und Musikreferate wurden viel bemerkt. Im allgemeinen zwar beruhigte sich dieses Interesse bei der Auskunft eines biedern Thebaners: „He schrif am Pohß" (er schreibt bei der Post). Indessen scheint Stephan auf diesen Wegen seine schöne Braut errungen zu haben, eine ungarische Sängerin mit Namen Anna Tomala, die er noch 1855 heiratete. Ein alter Postbürokrat aber gab ihm zum Abschied, ohne Verständnis für des Novizen eigenstes Fach, den wohlwollenden Rat, er möge sich der Kölnischen Zeitung zuwenden; „da können Sie noch 'mal reicher werden als der Oppenheim."

Die Anekdote von Stephans rein zufälliger Berufung ins Generalpostamt ist eine bloße Fabel der dichtenden Volksseele, die den Lebenslauf

ihrer Lieblinge mit allerlei Rankenwerk verziert. Generalpoſtmeiſter Schmückert, ſelbſt ein Pommer, hatte den „kommenden Mann“ längſt gewittert und ihn auch perſönlich auf einer Dienſtreiſe kennen gelernt. Am 1. Mai 1856 wird Stephan expedierender Geheimſekretär in Berlin. Sogleich bekommt er für den Verkehr mit Öſterreich einen neuen Fahrpoſtentarif auszuarbeiten, der ſchon 1857 angenommen wird.

In die nächſte Zeit fällt Stephans „Geſchichte der preußiſchen Poſt“, ein gutes Quellenwerk, bei dem er frohlockend unſers großen Organiſators Friedrich Wilhelms I. lapidare Sprüche zitiert: „Ich will haben ein landt, das kultiviert ſein ſoll, höret Poſt dazu,“ und: „Die Poſt iſt das Öl vor die ganze Staatsmaſchine.“ Auch Luther wird in gewiſſem Sinn Poſtkollege, weil er die Verletzung des Briefgeheimniſſes den Todſünden zugerechnet hat.

Das Jahr 1862 raubt unſerm Helden ſeinen Gönner Schmückert und auch ſeine erſte Frau nach kurzer glücklicher Ehe. Doch in das gleiche Jahr fällt das vielleicht wichtigſte Ereignis ſeines ganzen Lebens: Bismarck wird preußiſcher Miniſterpräſident. Hierdurch erſt öffnet ſich freie Bahn für Stephans ſtarkes Talent. Bismarck, der fachmänniſche Begabung ohne politiſchen Ehrgeiz ungemein zu ſchätzen wußte, warf auf dieſen Jünger Merkurs, der ſein Reſſort ſo gewandt und ſchlagfertig zu vertreten wußte, bald ſein Augenmerk, und bereits 1866 nach dem Siege der deutſchen Waffen erhielt Stephan den verantwortungsreichen Auftrag, die Thurn und Taxis-Poſt aufzulöſen, abzufinden und einzuverleiben, einen Auftrag, den er mit glücklicher Hand binnen kurzem durchführte. Zu den Küchlein, die ſich unter die Flügel jener alten Poſthenne geborgen hatten, gehörte auch Koburg-Gotha, deſſen Delegierter Samwar nach den Verhandlungen ſtöhnte: „Es iſt mir, als ob zehntauſend Poſtwagen in meinem Kopf herumführen.“ Stephan mit ſeiner eiſernen Arbeitskraft, ſeinem ſchnellen Überblick erledigte das Vielfache davon ſpielend.

Kein Wunder, daß der Neunundreißigjährige am 26. April 1870 vom Norddeutſchen Bund an die Spitze des geſamten Poſtweſens berufen wurde. Bismarck hatte in der Eingabe an König Wilhelm ausdrücklich „die geiſtige Friſche“ ſowie „die perſönliche Gewandtheit“ des Mannes betont.

Stephan rechtfertigte dies Vertrauen, ſchon ſeine beiden Erſtlingstaten waren durchſchlagende Erfolge. Am 25. Juni 1870 ſchuf er die „Korreſpondenzkarte“, und im nächſten Monat ſchon organiſierte er die Feldpoſt,

die während des französischen Krieges für die gesamte Nation ein Quell des Trostes werden sollte. Sie hat mit etwa 2000 Beamten an 90 Millionen Karten und Briefe hin und her befördert, abgesehn von den Paketen mit „Liebesgaben" und den Geldsendungen.

Das ganze Reichspostgebiet merkte bald einen neuen Geist. Alles wurde zeitgemäß, bequem, auf die Bedürfnisse des Publikums berechnet. Und Stephan griff aus. Schon im November 1868 hatte er Bismarck eine Denkschrift wegen eines Weltpostvereins unterbreitet, gleich der Korrespondenzkarte, dem „Postblatt", eine längst aufgetauchte Idee. Doch er benützte das Ansehn, das Deutschland damals in der Welt genoß, um die Führung zu nehmen, und lud 1874 nach Bern zu einem Postkongreß ein. Mit der Unterzeichnung des Postvereinsvertrages vom 9. Oktober 1874 trat jenes Institut ins Leben, das heut alle zivilisierten Länder der Erde umfaßt und mit seinem Einheitstarif nicht nur eine große Annehmlichkeit für den Korrespondierenden, sondern ganz besonders eine enorme Entlastung für das gesamte Postpersonal in der Welt bedeutet.

Unter Stephans Leitung stieg die Zahl der Reichspostanstalten von 4000 auf 30000. Am 25. Dezember 1875 ließ er seinem Ressort die Telegraphen angliedern, deren Linienlänge er von 120000 Kilometern auf 450000 steigerte, griff auf die unterirdischen Kabel zurück, mit denen Werner Siemens einst begonnen hatte, eröffnete am 13. März 1876 die erste solche Linie zwischen Halle und Berlin und rief im nämlichen Jahr die berliner Rohrpost ins Leben. 1877 übernahm er auch noch die Reichsdruckerei, die er zu einer Musteranstalt erhob.

Ich weiß nicht, ob Stephan jemals der Scharnhorst der preußischen Post genannt worden ist. Aber wenn man Kleineres mit Großem überhaupt vergleichen darf, so gingen seine Reformen jedenfalls in der nämlichen Richtung: auf Geschmeidigkeit und Modernität. Schon im Jahr 1875 hatte er einen Wust von sechshundertfünfzig technischen Fremdworten aus der Postsprache herausdekretiert und, was noch mehr besagen will, in geschmackvoller, sinngemäßer Weise, nicht gewaltsam puristisch, aus dem deutschen Wortvorrat Ersatz geschaffen. Den größten Einfluß aber übte er in seinem gewaltigen Postheer auf die Beamten selbst.

Hier liegt vielleicht das Hauptverdienst des Mannes in nationaler Hinsicht. Es hat weniges dem Reichsgedanken solchen Vorschub geleistet, wie diese schlechthin einwandfreie Postverwaltung, die zwar durch und

durch preußisch, prompt, wachsam, zuverlässig, und gleichwohl nicht von abstoßender Härte war. Sein Amt wurde im ganzen Reich so populär, daß — welcher kleine Mann weiß denn sonst einen Ministernamen? — die Briefträger „Stephansboten" zu heißen begannen. Ja die Studenten, die bekanntlich immer etwas mehr Zeit als andre Menschen haben, gewöhnten sich damals daran, die Vorderseite der Postkarten in folgender Weise zu ergänzen: „Liebe gute Deutsche Reichspost, besorge doch diese Postkarte an" usw. Die „findige Post" wurde zum Sprichwort. Weil aber der Reichspostmeister nichts weniger als ein Fiskaliker war, der nur möglichst hohe Gewinne hätte erzielen wollen, stand ihm außer der lückenlosen Erfüllung des Zweckes, für den überhaupt Posten eingerichtet werden, auch eine gewisse Noblesse sehr wohl an. Daher die „Postpaläste", die nur eine kleinliche Gesinnung ernsthaft bespöttelt, während sie ein Ausdruck der Selbstachtung sind, ein Sporn für die Insassen, die Lebensäußerung eines Volkes, das etwas auf sich hält.

Stephan starb, wie Bismarck vergebens gehofft hatte, „in den Sielen". Schon 1895 hatte er über zu wenig freie Zeit geklagt. An der Spitze eines Betriebes, der zumteil infolge seiner persönlichen Anstrengungen so mächtig angeschwollen war, verfolgten ihn nun die Mappen „wie die Furien des Orestes". Er erlag der Zuckerkrankheit, nachdem sie zu mehrfachen Operationen an den Zehen und am rechten Unterschenkel geführt hatte, am 8. April 1897.

Man hätte auf seinen Grabstein setzen können, daß er der beste Beamte und doch kein Bürokrat gewesen sei. Das Herabsehn des Eingeweihten, dem alle Schubfächer offenstehn, auf das Publikum war ihm wesensfremd. Was wir an ihm gehabt haben, dessen wird man vielleicht erst innesein, wenn es ganz, ganz anders und ein Verkehrsinstitut wieder zur bloßen Behörde geworden ist. Stephan teilte ganz im Gegenteil mit dem Norddeutschen Lloyd von Bremen den Hauptgedanken: daß um den Betrieb auf der Höhe der Anforderung, der technischen Leistungsmöglichkeit zu halten, jedes Opfer gebracht und vor allem St. Bürokratius vor die Tür gesetzt werden müsse.

Hierin, indem die Beamten zu dem erzogen werden, wozu sie gedacht sind: zu Dienern der Allgemeinheit, doch zugleich auch gehoben durch den Ehrgeiz vollendeter Betriebstechnik und gemeinsamen Ruhm,

wird Stephan uns Deutschen ein hoffentlich unvergeßbares Muster bleiben.

Franz Lenbach
1836–1904

Etwa halbwegs zwischen Augsburg und Ingolstadt liegt, heute an der Bahn, das Dörfchen Schrobenhausen. Hier hat, am 13. Dezember 1836 geboren, Franz Lenbach bis zum Jahr 1848 eine sehr glückliche und bekömmliche Jugend verlebt.

Doch eben deshalb nur, weil er ein Genius war. Von den allmählich siebzehn Geschwistern, die mit ihm heranwuchsen, und von einer zahlreichen Dorfjugend, die jene fröhliche Ungebundenheit und Selbständigkeit an Bach, Wald und Hügel, Sommers und Winters ohne Aufsicht, ohne Büttel und Bakel, teilen durfte, hat niemand außer Franz Lenbach in der Welt von sich reden gemacht. Bei ihm allein haben sich gewisse vortreffliche Charakteranlagen, seine Einfachheit, sein Stolz, sein scharfer Blick, sein aufrechtes Wesen, seine treue Kameradschaft, sein Hang zur Natürlichkeit in jenen Jugendjahren gefestigt, da er sich unter kräftigen Spielgefährten behaupten und nach seinem eignen Geständnis in der guten Jahreszeit „ein wahres Räuberleben" führen durfte.

Sein Vater, ein aus Tirol zugewanderter, fleißiger und geschickter Maurer, der aber nach den damaligen Dorfpreisen für jeden entworfenen Bauplan nur einen Gulden erhielt, schickte den aufgeweckten, elfjährigen Knaben endlich nach Landshut auf die Gewerbeschule. Hier sind die ersten drei „echten Lenbachs" entstanden, drei Esel in ganzer Figur, abgeklatscht durch Ausschneiden in Tuch, Sättigen der Bildseite mit Kreide und schnelles, dreimaliges Auflegen dieses Musters auf den schwarzen Rock des Religionslehrers, — eine Leistung, die noch einigermaßen der psychologischen Vertiefung entbehrte, die man später dem Meister nachgerühmt hat.

Mit vierzehn Jahren schwingt Franz daheim Kelle und Mörtel, und nicht einmal ungern. Nur das Plänezeichnen fällt ihm schwer wegen schwacher Augen.

Der Vater gibt ihn nach München, wo er ein halbes Jahr lang in einer Bildhauerwerkstatt das Modellieren und Schnitzen von Figuren erlernt. Ein älterer Landsmann mit Namen Hafner weiht ihn in die Malgeheimnisse ein, soweit er selbst ihrer kundig, und bald, mit sechzehn Jahren schon, ist Lenbach fest entschlossen, Maler zu werden, um womöglich einen

Gulden pro Tag zu verdienen. Nicht wählerisch in den Aufträgen verwirklicht er dieses Ideal.

Um es auch an Systematik nicht fehlen zu lassen, bezieht er noch im selben Jahr 1852 das Polytechnikum in Augsburg, faßt aber bei der Art des Betriebes, — es wurde fast ausschließlich gezeichnet, und zwar nach französischen Lithographien, also *nicht* gemalt, — einen Widerwillen gegen alle solche Akademien, als die Verderberinnen jeder natürlichen Begabung.

Schnell macht er sich los und verlebt die nächsten fünf Jahre teils in Schrobenhausen, teils unweit davon in Aresing bei Freund Hafner, der dort in einem ererbten kleinen Häuschen der Malerei nach der Natur obliegt.

Er wird hier immer vertrauter mit Pinsel und Leinwand und merkt zweierlei, daß ihn das koloristische Element seines Berufes hauptsächlich, daneben das physiognomische interessiert. Er geht also noch einmal nach München, zum Hofmaler Gräfle, dem damaligen Mode-Porträtisten, hat aber, wenn er auch technisch manches lernt, nach zwei Monaten schon die süßliche Verlogenheit jener Schule durchschaut und zieht sich wiederum nach Schrobenhausen-Aresing zurück.

Doch immer häufiger werden jetzt seine Pilgerungen zur Kunstmetropole. Meistens legt er, bei schlechten Fahrgelegenheiten, den sechs Meilen langen Weg über Dachau zu Fuß in zehn Stunden zurück, um sich an den alten Meistern zu erquicken, irgend ein Bild zu kopieren, Neues zu hören und zu sehn. Einmal nimmt er eigne Skizzen mit, die dem zu jener Zeit berühmtesten deutschen Koloristen Piloty so gut gefallen, daß ihn der zum Eintritt in seine Schule auffordert.

Hier bleibt Lenbach zwei Winter, 1857 zu 58 und 1858 zu 59; denn Sommers ist er nicht in der Stadt zu halten. Doch brachte jene Schule die entscheidende Wendung für den Einundzwanzigjährigen. Gleich sein erstes Bild: „Landleute bei nahendem Gewitter zu einer Kapelle flüchtend," erregte auf der Ausstellung durch eine — nach Friedrich Pecht — „fast abstoßende Kühnheit und Ursprünglichkeit naturalistischer Mache" Aufsehn.

Es ist das, was den Maler von uns gewöhnlichen Sterblichen unterscheidet: daß er Farben empfindet, die für uns garnicht vorhanden sind, und uns an unsrer Stirn oder Nase grüne und violette Lichter zeigt, von denen wir keine Ahnung gehabt hatten. Aber Lenbach zeigte Töne in der Natur, die auch kein münchener Maler bis dahin wahrgenommen hatte; etwa so, wie Richard Wagner unser Ohr an Klänge gewöhnt hat, die

wir heut als ergreifend oder ſchön empfinden, während ſie vor ihm als häßlich, als unmöglich galten und in Vorausſicht entſtehender Unluſtgefühle überhaupt von weiter niemandem komponiert wurden.

Für Lenbach findet ſich ein Käufer, der ganze vierhundertfünfzig Gulden für jenes Gemälde zahlt. Da der Glückliche zugleich ein Staatsſtipendium von fünfhundert Gulden erhält, heißt es: „Nach Rom!“ In Begleitung von Piloty zieht er 1859 dorthin.

Er gerät, vom ſüdlichen Licht gebadet, zunächſt in einen „Sonnenfanatismus“ hinein, merkt aber auch bald die Gefahr, „alles Augenmaß zu verlieren,“ wenn er ſich dem Zauber unvorſichtig hingäbe. Er ſchwelgt ſich ſatt an Giorgione, Tizian, Velaſquez, — vermutlich an deſſen Porträt von Papſt Innozenz X., — hält ſich ſelbſt böſen Gewiſſens für einen „Naturaliſten“, lobt aber die Alten, weil ſie ſtets „die Natur beherrſcht“ hätten und nie deren Sklaven geworden ſeien.

Gleichwohl bringt er von Rom den Plan eines Bildes heim, das wiederum beſtimmt iſt, „ein wahres Erdbeben“ in der zeitgenöſſiſchen münchener Künſtlerſchaft hervorzurufen: den Titusbogen. Er gewinnt mit Geldgeſchenken die ſchrobenhäuſer Buben dazu, ſolange in der Sonne zu liegen, bis ihre Beine den richtigen braunen römiſchen Ton haben. Die Buben ſind nur zu gern zu dieſem Geſchäft bereit. Das Bild ſelbſt aber, mit ſeinem ſengenden Brand vom bleiern ſich auf unſer Herz legenden Scirocco, mit ſeinen grell ſich abhebenden Schatten, welch eine ganz andre Sprache redet es als die bunten, zierlichen Fluß-, Wieſen- und Ruinenbilder jener Tage voll ſüßduftender zahmer Färbungen! Man warf dem Künſtler vor, er habe die Schatten mit ſchwarzer Tinte nachgeholt, und alle Landſchafter zitterten vor dieſem regelwidrigen, waghalſigen Konkurrenten. Der hatte jedoch ſchon erkannt, daß hier ſeine Zukunft garnicht lag. Die landſchaftliche Natur hatte ihn angezogen ihrer Farben wegen; die ihr abgelauſchten Farben jedoch anwenden wollte er für Porträts, weil er nach ſeinem Ausdruck „nur für dieſen Zweig der Kunſt Talent beſäße“. Durch ſeine ſcharfe Selbſtkritik war es ihm klar geworden, daß es ihm an Phantaſie gebrach, um Hiſtorien- oder Genremaler zu werden; daß er dieſen Mangel jedoch im Porträtfach durch tiefes Eindringen in das Seelenleben bedeutender Individualitäten mehr als wettzumachen vermöchte.

Es wäre auch nicht verſtändlich geweſen, warum die Natur jemanden mit einem ſo durchdringenden Blick für das Pſychologiſche ſollte begabt

haben, um dieſe Sehſchärfe nur an Gegenden, richtiger gar nicht zu verbrauchen; warum ſie dieſen Maler als einen ſo feſten, ſtolzen, wahrhaften Charakter hingeſtellt und ihn mit höchſter Intelligenz ausgerüſtet hätte, falls Heroen des Geiſtes wie der Tat auch von ſüßlichen Malern angezogen würden und ihr innerſtes Geheimnis auch bloßen Technikern zu enthüllen bereit wären.

Nein, die Sache lag ſo: das Schickſal hatte den Deutſchen eine heroiſche Epoche beſchieden und ſchenkte ihnen zugleich einen Hiſtoriographen, um jene Helden kongenial in Farben auf die Nachwelt zu bringen.

Den erſten Probeſchritt auf dieſem Wege tat Lenbach 1860 durch das Bildnis eines münchener Arztes. Ein Sturm der Entrüſtung folgte. Bildnismalerei war damals nicht viel mehr als Schönfärberei, eine Art ſchwächlicher Idealiſierung, im gleichen Stil mit den damaligen Landſchaften. Lenbachs Realismus wirkte da ſofort als frech. Was half es, daß die Perſönlichkeit jenes Bildes „mit einer unerhörten plaſtiſchen Energie und ſtofflichen Wahrheit“ wiedergegeben war; ſie erſchien ſo nüchtern. Man konzedierte in der üblichen Malerſprache: „Der Kerl *kann* was!“ Aber es hieß auch, er male doch zu abſcheulich. Seine Zeit war eben noch nicht gekommen.

Damals hat den Dreiundzwanzigjährigen der Kunſtkritiker Pecht kennen gelernt und folgende Schilderung von Franz Lenbach gegeben: Bei nichts weniger als zuvorkommenden Manieren machte dieſer geiſtvolle braune Mephiſtofeles von ſchlanker elaſtiſcher Figur mit dem ſeltſam unter zwei ungeheuren Brillengläſern hervorblitzenden, durchdringenden und doch ſo nachdenklichen Blick einen ſofortigen ſtarken Eindruck. Die Haltung war ſchlicht, unſcheinbar, ſtolzbeſcheiden, ablehnend; ſein kühnes, ſelbſtbewußtes Weſen merkte man jedoch an der ganzen, gleichgültig wegwerfenden Art der Dialektik des Mannes. „Man ſah, daß er weder an ſich, noch an der Gegenwart irgend ein Genügen fand, es war die vollſte Unbefriedigung einer idealen, das Höchſte von ſich und der Welt verlangenden Natur in ihm; arm wie eine Kirchenmaus, hätte er doch das Geſchenk eines Königreichs mit demſelben Gleichmut angenommen wie abgelehnt. Der faszinierende Einfluß dieſes entſchiedenen Charakters, jener natürlichen Vornehmheit, die mit ſeltener Selbſtbeherrſchung immer kühl und gelaſſen, niemals aufgeregt oder leidenſchaftlich erſchien und der man dennoch die innere Glut bei der äußeren Kälte anfühlte, empfanden andre ſogar mehr als ich. So Paul Heyſe.“

Paul Heyse wurde und blieb einer von Lenbachs Intimen. Dazu brachte das Jahr 1860 noch einen Gast nach München, dessen Name heut einen volleren Klang hat: Arnold Böcklin, der nach manchen Irrfahrten für kurze Zeit am Isarufer landete und mit dem vereint Lenbach im selben Frühjahr nach Weimar als Lehrer an die vom Großherzog Alexander neugegründete Kunstschule zog.

Der Plan war einigermaßen ins Blaue hinein gefaßt worden. Es fehlte für die bedeutenden und schöpferischen Künstler, die sich dort zusammenfanden, das Nötigste: ein Markt mit Käufern. Lenbach und Böcklin trösteten sich einigermaßen durch den anregenden Verein mit Reinhold Begas, doch nicht lange. Lenbach brach am frühesten von den dreien auf und ging schon im Herbst 1861 nach München zurück. In unerschöpflichen Debatten mit Böcklin, meist bei der Flasche, hatten sich seine malerischen Grundsätze befestigt. Von Weimar datiert in seinen Bildern Rembrandts goldigbraune Art.

Böcklin hat bekanntlich sein Leben lang zwischen einer mehr symbolischen und einer mehr individuellen Auffassung geschwankt. Lenbach rettete sich energisch und für immer zu dieser zweiten mit Hilfe von Rubens, den er, wo immer dieser „wundertätige Magier" überhaupt Bildnisse gemalt hatte, stets nur die allereinfachsten Mittel und eine taktvolle Lokalität anwenden sah.

Rubens gab auch den Anlaß zu einer schicksalvollen Beziehung für Lenbach. Der hatte das Bild von des Meisters zweiter Frau, Helene Fourment, mit dem nackten Söhnchen auf dem Schoß, kopiert. Graf Schack sah diese Kopie, hielt sie für unübertrefflich und wünschte für seine Galerie mehr dergleichen. So ging Lenbach 1863 im Auftrage des Grafen zunächst nach Rom, von da nach Florenz. Er kehrte 1866 nach München zurück und brachte außer jenen Lohnarbeiten von der Reise besonders ein Selbstbildnis mit, bei dem sein Prinzip, „alle Nebendinge im dämmernden Halbdunkel verschwinden zu lassen," dagegen den Kopf und zumal die Augen durch eine Flut von Licht zu erhellen, vollständig durchgeführt erschien.

Im Spätsommer 1867 ging Lenbach nach Madrid; im April 68 folgte Graf Schack. Eine gemeinsame Reise führte sie nach Südspanien und nach Tanger. In Granada ist auch die letzte Landschaft entstanden, die Lenbach ausgeführt hat. Auf der Heimreise besuchte er Freund Böcklin

in der Schweiz und war dann die nächsten Jahre in München außerordentlich fleißig.

Hier hatte sich inzwischen die Wagnerkrise abgespielt. Die Münchener liefen zwar in dessen Opern, konnten ihn aber persönlich nicht leiden; und noch weniger vielleicht seinen Propheten, den genialen Kapellmeister Hans von Bülow. Wagner hatte, wie schon erzählt worden, Ende 1865 weichen müssen. Doch die Uraufführung der „Meistersinger" am 21. Juni 1868 brachte ihn nach München zurück. Bei dieser Gelegenheit haben sich die beiden stärksten Charakterköpfe der damaligen deutschen Künstlerwelt schätzen gelernt und eine Freundschaft geschlossen, die für beide Teile gleich ehrenvoll ist.

Sie war für Lenbach außerdem auch vorteilhaft, weil seine ausgezeichneten Wagnerbildnisse ihn in den Kreisen der Wagnerianer populär machten. Wer von diesen etwas auf sich hielt, wollte nun ebenfalls von Lenbach gemalt sein. So wuchs fortan der Ruhm der beiden Meister zugleich.

1878 übersiedelte Lenbach nach Wien und bezog in derselben Lokalität mit Makart ein Atelier. Ein Rückschlag erfolgte hier 1872 durch Aufstellung zweier Kaiserbildnisse, Franz Josephs von Österreich und Wilhelms I. Sie bewiesen aufs neue, daß Lenbach das Dekorative, Repräsentative, Höfische *nicht* lag. Wie er an Damenbildnissen allen Tand und Schmuck wegließ, würde er am liebsten bei Feldherren und Fürsten die Orden weggelassen haben. Das psychologische Element seiner Malerei, das Erfassen des belebtesten Augenblickes wurden so mächtig in ihm, daß er kaum noch Hände malte, sondern sie nur andeutete. Von Frau von Poschinger existiert eines der wenigen Bilder in ganzer Figur, mit liebevoller Ausführung der modischen Kleidung; vom Prinzregenten Luitpold eines, wo die linke, auf der Hüfte ruhende Hand mitspricht. Sonst pflegt ein mehr oder minder brauner Schatten die Außendinge zu verdecken; dafür springt, oft geradezu plastisch, ein Kopf hervor. Aber was für Köpfe sind es auch! Lenbach hatte sich an den größten bisherigen Porträtisten, an Tizian, Rubens, Rembrandt und Velasquez geschult; aber in dieser einen Hinsicht hat er sie alle übertroffen. Er ist *der klassische Maler des Menschenauges* geworden.

In Wien seit etwa 1875 durchgedrungen, machte sich der Meister noch im selben Jahr nach Ägypten auf, wo er den Winter in Kairo verlebte und malte. Im Jahr 1879 trat endlich Bismarcks Hünengestalt in seinen Sehkreis und er in seine recht eigentliche Aufgabe ein.

Die persönliche Bekanntschaft, natürlich vorbereitet, erfolgte in Kissingen, wo Bismarck zur Kur weilte, auf der Treppe eines Gasthofes. Lenbach war nach Tisch. Bismarck frägt, ob er gespeist habe; der Bayer, sehr charakteristisch, antwortet schlagfertig: „Nein." Worauf er zu Mittag eingeladen wird und, schon gesättigt, seinen Helden aus nächster Nähe studieren darf. Er hat ihn während der noch kommenden neunzehn Jahre unendlich oft, im Waffenrock und in Zivil, skizziert und gemalt. Niemand hat besonders das Dämonische in Bismarcks Natur so auszudrücken verstanden. Er ward ein ständiger Hausfreund in Friedrichsruh, unentbehrlich zur Neujahrsfeier und stand dem Fürsten persönlich nahe.

Den Winter 1882 zu 83 malte Lenbach in Rom, im Palazzo Borghese, wo sich um ihn bald eine internationale Gesellschaft sammelte. In jenem Winter hat ihm auch Leo XIII. gesessen, hat Lenbach zu den beiden berühmtesten Papstbildnissen, die die Welt besaß: zu Leo X. von Raffael und Innozenz X. von Velasquez, ein drittes hinzufügen dürfen.

Um die Mitte der achtziger Jahre begann sich unser Held in München jene Villa zu bauen, die heute noch — in der Luisenstraße, unweit von den Propyläen — steht und einen Schmuck der Stadt bildet. Hier zog bald nach der Vollendung auch eine junge Hausfrau ein, Lena von Moltke, eine Nichte des, ebenfalls von Lenbach gemalten und mit ihm befreundeten, greisen Feldmarschalls.

Dieser Bund verschaffte dem Künstler das Einzige, was ihm noch gefehlt hatte: Einblick in und Interesse für die Kinderseele. Ihm verdanken wir die köstlichen Bildnisse der kleinen und heranblühenden Marion.

Die Ehe ging 1896 auseinander. Damals schrieb Lenbach in seiner hochherzigen und vornehmen Weise einer Freundin, er werde trotz der Scheidung seine Frau, zumal gegen ihre eignen Verwandten, in Schutz nehmen. „Ich kann es um so leichter, als ich ihre guten Eigenschaften am besten kennen gelernt habe."

Inzwischen war Lenbach in München längst eine führende Persönlichkeit geworden, auf deren Namen sich sogar spinnefeindliche Parteien vereinigten, sodaß er nicht nur am 21. Dezember 1896 von 316 Stimmen gegen 206 zum Präsidenten der dortigen Künstlergesellschaft gewählt wurde, sondern diese sich im nächsten Jahr tatsächlich mit den Sezessionisten zu einer gemeinsamen Ausstellung vereinigte, mit Lenbach als erstem Vorsitzenden des Zentralkomitees.

Als ſolcher brachte er ſeine originellen Ideen über das Aufhängen von Bildern, wie über die jedem Kunſtwerk verſtändnisvoll zu ſchaffende Umgebung zur Geltung. Dieſe Reform war höchſt wohltätig; das frühere gräßliche Durcheinander von Bildern hörte faſt überall auf.

Aber Lenbach war damit auch auf andern ſehr wichtigen Gebieten in den Streit der Meinungen gezogen worden und hatte nicht verfehlt, Partei zu nehmen.

Es handelte ſich um eine Kontroverſe, die in der Dramatik, einer gleichfalls plaſtiſchen Kunſt, ſchon ſeit ein paar Jahrhunderten mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit, ſpäteſtens in der zweiteſten Generation, wiederkehrt und ſich diesmal ganz unzweideutig aus literariſchen Kreiſen auf die der bildenden Künſte fortgepflanzt hatte, um den ſogenannten „Naturalismus“.

Seine Hauptfragen lauten bekanntlich: Darf ein Künſtler Abſichten haben oder nicht? Darf er irgend ein Stück Natur oder ſonſtwie Beobachtetes ohne Idee darſtellen, ſo wie es zufällig vorhanden iſt?

Dieſe Fragen gelten für die Dramatik wie für die Malerei. Augenſcheinlich hilft es jedoch wenig, ſie zu verneinen; denn unſre feinſten und klügſten Köpfe, ein Leſſing, ein Goethe, ein Schiller, haben es wiederholt und nachdrücklich getan.

Leſſing iſt, wie ſchon hervorgehoben wurde, in ſeiner „Hamburgiſchen Dramaturgie“ ſehr ſcharf gegen die Bühnendichter geweſen, die „ohne Abſicht dichten“, die nur von dem Gebrauch gewiſſer Darſtellungsfertigkeiten zehren, dieſe Mittel ſchließlich zu ihrer ganzen Abſicht machen und von uns fordern, daß auch wir uns mit dem geringen Vergnügen beſcheiden ſollten, das aus dem Anblick des Gebrauches jener Mittel entſpringt. An einer andern Stelle heißt es bei ihm: „Nicht das bloße Erdichten, ſondern das zweckmäßige Erdichten beweiſt einen ſchöpferiſchen Geiſt.“

Goethe ſagte lapidar: „Ich ſchreibe nicht, euch zu gefallen, ihr ſollt was lernen.“ Sein ganzes bekümmertes Herz hat er ausgeſchüttet in dem herrlichen Gedichte „Deutſcher Parnaß“. Er war wohl gegen didaktiſche „Zwecke“, doch keineswegs für Ideenloſigkeit.

Am weiteſten ging Schiller, als er von „ſerviler Naturnachahmung“ ſprach und ſich vornahm, Poeſie und Kunſt nicht durch den „gemeinen Begriff des Natürlichen“ vernichten zu laſſen. Aber auch von ihm ſoll man wiſſen, wie gern er jeden aufgeben wollte, von dem er merkte, „daß

ihm in poetiſchen Darſtellungen irgendetwas näher anliegt als innere Notwendigkeit und Wahrheit."

Allein, was kann die beſte Äſthetik nützen, wo Leidenſchaften, alſo Begierden, ſprechen? Ihnen hat ja Gutzkow, der auch einmal zur „jungen Generation" gehörte, vor dem Standbilde der Dioskuren in Weimar die groteſken Worte geliehen: „Da ſtehn die Kerle und nehmen unſereinem Licht und Luft weg, und keiner von ihnen hat einen neunbändigen Roman geſchrieben wie ich."

Etwas Ähnliches deutete Lenbach Ende September 1893 an, als er in einer Kongreßrede vor der „Geſellſchaft zur Beförderung rationeller Malverfahren" ausrief: „Ein junges Geſchlecht iſt herangewachſen, das in pietätloſem Dünkel den großen Vorfahren nichts verdanken, aller Tradition den Rücken kehren, die Kunſt von vorn anfangen will." Dieſe Leutchen wollten nicht malen *lernen*, wollten ohne Fleiß, ohne Studium, ohne Ehrfurcht vor den alten Meiſtern, ohne Selbſtkritik drauflos tünchen und gleichwohl ihre Bilder verkaufen. Seine Grundſätze dagegen faßte Lenbach in den Worten zuſammen, daß die Technik niemals Selbſtzweck ſein, ſondern nur die Mittel zu den Zwecken der eigentlichen Kunſt bieten könnte.

Es war, als ob man Leſſing ſelber hörte. Trotzdem iſt der „Impreſſionismus" entſtanden, alſo die Richtung, ſogenannte „Bilder" als altmodiſch zu verachten. Eine Leinwand ſoll dadurch allein intereſſant werden, daß ſie Farben trägt. Es mag ein Stück Wieſe, ein Stück Haus, ein Stück Pferd ſein; der Gegenſtand bleibt gleichgültig, es kommt nur darauf an, *wie* er gemalt iſt.

Es ſteht uns nicht zu, dieſen Streit, an dem ſich große Talente ſchöpferiſch beteiligen, entſcheiden zu wollen. Die geiſtvollen Dispute zwiſchen Böcklin und Lenbach kannten den Impreſſionismus noch nicht. Behauptet er das Feld, ſo werden für immer die Zweifel überflüſſig, welcher Linie man im Porträtfach folgen ſolle; ob der, die von Jan van Eyck zu Velaſquez führte, mit der Tendenz: objektiv zu malen, was *da* iſt und den Künſtler hinter dem Werk verſchwinden zu laſſen; oder der Linie von Lionardo da Vinci über Tizian und Rembrandt zu Lenbach, mit der Tendenz: das Werk durch die Individualität des Künſtlers zu beſeelen und zu adeln.

Bernard Shaw hat einmal das Kunſtwerk dahin definiert: es bedeute den Sieg eines großen Menſchen über ſeine große Phantaſie. Hieran erinnert, was Lenbach als „künſtleriſchen Takt" bezeichnete; ein Ausgleich

also zwischen Absicht, gewaltigem Können, durchdringender Seelenkunde für den Gegenstand und feinstem Tastgefühl für das Bestreben, die Natur bei der Darstellung aus sich selber herauszulocken.

Als er am 6. Mai 1904, von einer zweiten Gattin und von Verehrern in allen Weltteilen betrauert, starb, hatte er viele hunderte, zumteil große und geheimnisvolle, Persönlichkeiten unserm Blick erschlossen, und es ist ein ungemein tröstlicher Gedanke, daß gerad ein Bayer aufstehn mußte, um uns den Niedersachsen zu verdeutlichen, der uns das neue Reich erschuf.

Sooft uns aus gewissen helldunkeln Bildern zwei dämonische Augen anfunkeln, sodaß es uns heiß überläuft, wollen wir dessen eingedenk bleiben: es war eines ebenbürtigen Mannes Hand, die uns diese unvergeßliche Sensation bereitet hat.

Friedrich von Bodelschwingh
1831–1910

Wer die entsetzliche Bedeutung des Wortes „arbeitslos“ voll zu würdigen weiß, wird solchen Männern, die sich die Lösung dieses Problems zur Lebensaufgabe gesetzt haben, eine besondre Hochachtung entgegenbringen.

Zwei Namen leuchten hier, wenn wir von den mehr statistischen Arbeitsnachweisen der Organisierten und der städtischen Magistrate absehn, vor allen andern: Booth und Bodelschwingh. Jener lebt noch hochbetagt als General der bekannten Heilsarmee; dieser starb unlängst in seinem westfälischen Wirkungskreise Bethel. Beide ähneln sich in der Tiefe ihres sozialen Mitleides, in der Kraft ihrer altruistischen Instinkte, in der zähen Energie, mit der sie zum Werk riefen, harte Hände öffneten, agitierten, organisierten und „kollektierten“; hat ja der eine wie der andre sich den Ehrentitel errungen, „der größte Bettler der Welt“ zu sein. Doch ihr Los war nicht das gleiche.

London allein buchte schon um 1880 für organisierte Wohltätigkeit (charity) einen regelmäßigen Aufwand von über fünfzig Millionen Mark jährlich, etwa soviel wie das damalige Königreich Württemberg im staatlichen Gesamthaushalt. Booth hat diese Wohltätigkeit nicht erfunden, wenn auch sehr verdienstlich mit dem Gedanken der Duldung anzuwärmen und durch das Kostüm der Heilsarmee der Phantasie näherzubringen gewußt. Sein heißestes Bemühen aber, zu dessen Bestem er sein Buch „Durchs dunkelste London“ recht eigentlich verfaßt hat: die stellenlosen londoner Herumtreiber in vollwertige Mitbürger umzuwandeln, ist ihm zu seinem großen Schmerz mißlungen, während Bodelschwingh in Deutschland einen schönen Erfolg erzielte.

Dies lag freilich an gewissen sozialen Verschiedenheiten der beiden Kulturländer; das Wort „Arbeitslosigkeit“ bedeutet hier nicht das Nämliche wie dort, es hat in England einen viel schärferen, unheilvolleren Klang. Die londoner Arbeitslosen sind nicht etwa nur zufällig ohne Arbeit; das mag vorkommen, aber es ist eine Ausnahme. Die Regel ist, daß sie dauernd, infolge ihrer ganzen entarteten Konstitution, *unfähig* und *unlustig* zur Arbeit sind. Es hat sich eben in der englischen Industrie ein Bodensatz abdestilliert, mit dem schlechterdings nichts mehr anzufangen ist. Auf ihm

laſtet der Fluch einer früh begonnenen kapitaliſtiſchen Produktionsweiſe, die ſich lange Zeit rückſichtslos, ohne jede ſoziale Milderung und ohne Gewiſſensregung, an hungernden Proletarierſcharen und zumal an den Kindern ausraſen durfte. Es iſt bekannt, wie die Öffentlichkeit erſt aufmerkſam wurde, als die Arbeiterbevölkerung von Mancheſter überhaupt keine Militärtauglichen mehr ſtellte. Die Enkel und Urenkel jener ſo ſchmählich ausgenutzten Raſſe, auf die in London auch die ſchauderhaften Wohnungsverhältniſſe noch preſſen, haben natürlich verdorbene Körper, verdorbenes Denken und Fühlen, verdorbene Gewohnheiten. In England rechnet man eine halbe Million ſolcher Arbeitsloſer, denen durch keine Arbeit mehr zu helfen wäre. Booth hat verſucht, aus dem „dunkelſten London" tauſende nach irgendwelchen Kolonien abzuſchieben; man hat ſie dort nirgend gebrauchen können und ſich jeden Nachſchub verbeten. Sein Bemühen hat jedenfalls aber das eine Gute gezeitigt, die britiſche Welt zum wirklichen Erfaſſen des Problemes zu zwingen.

In Deutſchland war man vor einigen Jahrzehnten zwar nicht minder naiv, doch die Dinge lagen nicht ſo ſchlimm, weil wir verhältnismäßig ſpät zur Großinduſtrie übergegangen waren. Man ſagte „Vagabund" als ein Scheltwort, mit dem gleichen Hochmut, der Jahrhunderte hindurch alle „Fahrenden" unehrlich gemacht, ſie in den Städten der Obhut des Henkers unterſtellt und herumſchikaniert hatte. Wer auf der Landſtraße lag, galt als Landſtreicher; wenn er um ein Stück Brod anklopfte, war er den Behörden ein verdächtiger Bettler. Niemand fragte ſich, ob nicht hier ein fleißiger Arbeitswilliger unverſchuldet obdachlos im Elend herumwanderte.

Hierin hat Paſtor Friedrich von Bodelſchwingh Wandel geſchaffen. Und das Schickſal ſchien ihn eigens für dieſen hohen ſozialen Zweck vorgebildet zu haben.

Geboren am 6. März 1831 in Haus Mark bei Tecklenburg in Weſtfalen als Sohn eines preußiſchen Landrats und ſpäteren Staatsminiſters, als Knabe auf berliner Gymnaſien, in Potsdam Spielkamerad des gleichaltrigen Prinzen Friedrich Wilhelm, des nachherigen Kaiſers Friedrich, war er mit den Seinigen vor der Märzrevolution von 1848 zu Fuß aus der Stadt geflüchtet und hatte ein Jahr darauf in Dortmund ſein Abiturientenexamen gemacht.

Zum Bergfach eignete ſich der Freiluftmenſch nicht; eher ſchien ihm die Landwirtſchaft zuzuſagen. Tatſächlich hat er ſie, nach kurzem Studien-

versuch, beim berühmten Ökonomierat Koppe zu Kienitz im Oderbruch erlernt und von 1852—54 zu Gramenz in Pommern Gutsverwaltung betrieben. Dann aber ist aus innerm Drang der schon Dreiundzwanzigjährige noch einmal als Theologe zur Universität gegangen, hat in Basel, Erlangen und Berlin studiert und 1858 seine erste Fachprüfung bestanden.

Er geht als Hilfsprediger von Pastor Meyer nach Paris, an die Außengemeinde La Villette, und nimmt sich besonders der deutschen Gassenkehrerkinder an, die bekanntlich von einer als Gilde organisierten hessischen Einwanderung herstammen. Hier bleibt er, seit 1861 mit seiner Base Ida von Bodelschwingh verheiratet, bis zum Jahr 1864, wo er, einem Ruf der Gemeinde Dellwig bei Unna folgt und nach Westfalen heimkehrt.

In den Jahren 1866 und 70 zieht er als unerschrockener Feldprediger mit den westfälischen Truppen in den Krieg, anfangs 1872 wird er Prediger in Bethel, einer Anstalt für Epileptische bei Bielefeld, und recht eigentlich die Seele dieses Unternehmens, das unter seinen Händen sich rasch erweitert, sodaß im Jahre 1912 mehr als 2000 Leidende dort eine behagliche Heimat gefunden haben. Das ganze Anwesen mit seinen Diakonissenhäusern und Verwaltungsgebäuden füllt zwei liebliche Waldtäler. Die Bäckerei hat jeden Tag 5000 Menschen zu versorgen. Nahezu 1300 Schwestern des bielefelder Musterhauses arbeiten heute auf etwa 400 verschiedenen Stationen.

So enormen Bedürfnissen dauernd und regelmäßig vorzusorgen, gelang in der Tat nur der „erfinderischen Liebesglut“ jenes einen Mannes. Wer kennt nicht das Wort „Brockensammlung?“ Ihren Anfang bildete ein bekritzelter Zettel von Bodelschwinghs Hand. Heut entleeren sich täglich hunderte von Rumpelkammern; ihre „Brocken“ füllen zu Bethel ganze Speicher, werden dort von fleißigen Händen gesichtet und für den Gebrauch noch einmal zurechtgestutzt.

Das zündende Wort aber fiel 1882 von den Lippen eines unglücklichen Arbeitslosen, der Winters eine Zeitlang in Bethel beschäftigt worden war, aber nun entlassen werden mußte, weil er doch eben nicht epileptisch sei. Er erwiderte: „Auch wir sind fallsüchtig.“ Seither stand es Bodelschwingh fest: „Arbeit statt Almosen für ehrliche Leute, und womöglich nicht nur vorübergehend!“

Jetzt kamen plötzlich ganz neue soziale Begriffe in Schwung; man hörte von „Fürsorgearbeit“; es hieß nicht mehr „Vagabund“, es gab jetzt

„Wanderarme". Schon 1882 entstand die erste „Arbeiterkolonie" Wilhelmsdorf, — sie zählt heute 34 Tochterkolonien; — „Verpflegungsstationen" an den Landstraßen wurden angelegt, wo „Wanderarbeiter" sich ihr Essen und ihr Nachtlager verdienen konnten; es bildete sich 1886 der Deutsche Herbergsverein.

1890 erweiterte sich Wilhelmsdorf zum Eckardtsheim, das heut über ein Areal von 2000 Morgen verfügt; 1899 kam in Hannover die Kolonie Freistatt mit 6000 Morgen hinzu. Zuletzt griff Bielefeld nach Berlin über; es entstand für Obdachlose wenige Meilen vor seinen Toren, beim Hussitenstädtchen Bernau, 1905 die Kolonie Hoffnungstal mit ihren Schwesteranstalten Lobe- und Gnadental.

Bodelschwingh besaß jedoch überhaupt einen zu offenen Verstand, ein zu gesundes Fühlen, um in der Sorge für Verwahrloste und, im hygienischen Sinn, Untaugliche die Höchstform der Nächstenliebe zu erblicken. Es rüttelte ihn wohl auch auf, daß infolge der unter dem Druck des Sozialistengesetzes um sich fressenden Verbitterung der deutschen Arbeiterschaft im Jahre 1885 zwei Anstaltshäuser von Bethel angezündet wurden und in Flammen aufgingen. Da hatte der Haß eben gesprochen: „Wer es in Deutschland gut haben will, muß epileptisch oder Säufer sein. Um uns, die wir fleißig und nüchtern sind, aber unsre Kinder nicht so hübsch im Freien wohnen lassen können, kümmert sich kein Mensch." Pastor von Bodelschwingh kümmerte sich sofort und gründete den Verein „Arbeiterheim", der an Einfamilienhäusern bei Bielefeld etwa zweihundert, im ganzen aber an tausend bisher hingestellt hat.

Im Jahr 1895 war ein Gesetzentwurf zur Regelung der Verpflegungsstationen im preußischen Landtag abgelehnt worden. Da ließ 1906 der Fünfundsiebzigjährige sich die Mühe nicht verdrießen, selber ein Mandat für den Landtag anzunehmen, um seine Sache wirksamer vertreten zu können. Er genoß 1908 die Genugtuung, das Wanderarbeitsstättengesetz zur Annahme gelangen zu sehn. Sein frisches, immer noch wie Jugendfeuer loderndes Auftreten im Parlament, wo er Abgeordnete und Minister zuweilen ganz wie seine Diakonissen und Epileptischen in Bethel mit Du ansprach, entbehrte freilich der Schlauheit nicht, brachte aber auch das goldne Herz dieses Mannes zum Vorschein. Einige Proben aus seiner Rede vom 5. Mai 1907 zeugen für sich selbst und seien hier wiedergegeben:

„Bitte, lassen Sie einmal aufschlagen, Herr Minister, das Aktenstück:

Eiſenbahnbau Kreuztal-Erndtebrück. Da würden Sie eine Rubrik finden: Landrat Keil. Dazumal war an dieſer Bahn ſolch ein Menſchenſchinder von Unternehmer tätig; der machte es ſo, wie es viele machen. Der hatte zu gleicher Zeit den Gewinn pro Kubikmeter Erdbewegung und andrerſeits den Profit von ſeinen armen Arbeitern, und die hat er ausgeſchunden in ſchändlicher Weiſe. Er hatte eine Baracke, und da hielt er die armen Kerle beſtändig in Schnapsſchulden feſt. Es blieb ihnen nichts übrig. Im harten Winter ſind ſie zu mir gekommen, nach Wilhelmsdorf, ich habe die Sache genau geprüft. Da wandte ſich der Landrat Keil an mich um einen Hausvater und bat den Miniſter, ob er nicht die Verpflegung der Leute von Seiten des Kreiſes übernehmen könnte, daß die Leute nicht weiter geſchunden würden. Es wurde geantwortet: unmöglich, es wäre der Kontrakt gemacht, — und der Kerl hat weiter geſchunden.

Schlagen Sie einmal auf das Aktenſtück Unna-Fröndenberg und fragen Sie 'mal die Krankenſchweſtern am letztern Ort, in was für einem Loch die Leute wohnten. Kaum einen Kubikmeter Luft pro Kopf hatten die armen Arbeiter. Es brach Typhus aus — und in welchem Zuſtande wurden ſie hineingetragen in das Krankenhaus! Ich habe die ſchlechte Baracke perſönlich ausmeſſen laſſen, habe auch ein Privatiſſimum dem Herrn Unterſtaatsſekretär gehalten, er hat mich freundlich aufgenommen und verſprochen, daß man ſich beſſern wollte.

Aber nun etwas Schlimmeres: der Nordoſtſeekanal. Da haben Sie es zunächſt ganz richtig gemacht; da hat der Staat hübſch geteilt: die Unternehmer kriegten ihre Kubikmeter bezahlt, und der Staat übernahm den Barackenbau und die Verpflegung der Arbeiter in den Baracken. Das iſt recht. Aber was weiter? Sie finden ein Aktenſtück „Direktor Wichern und Konſorten"; Direktor Wichern hat mit mir korreſpondiert, und wir haben uns ſtark gemacht, dem Staat für ſeine Arbeiterbaracken erfahrene Verwalter aus allen deutſchen Brüderhäuſern zu ſetzen, die auch wiſſen, mit ſolchen Leuten umzugehen. Da kam von Berlin der Beſcheid — wir hatten die Bedingung geſetzt: wir brauchen in den Baracken keinen Schnaps zu ſchenken, — und unſer Geſuch wurde wegen dieſes Paſſus abgelehnt. Ohne Schnaps kann man keine Kanäle bauen!" (Hört, hört! und ſtürmiſche Heiterkeit.) „Und der Schnaps iſt der ſtärkſte Menſchenſchinder, den ich kenne, ein Menſchenmörder ohnegleichen ... Kurz und gut, wenn ſolch ein Kerl kommt, Herr Miniſter, und ſagt Ihnen, er könne es nicht unter-

nehmen, ohne Schnaps Kanäle zu bauen, dann schmeißen Sie ihn die Treppe 'runter!" (Bravo! Stürmische Heiterkeit.) „Es geht nämlich, meine Herren; es geht alles besser ohne Branntwein. Ich rede nicht vom grünen Tisch. Wir bauen jetzt seit dreiunddreißig Jahren in unsern Anstalten Häuser, inklusive von Arbeiterhäusern sind zwischen dreihundert und vierhundert fertig; wir lassen aber keinen Tropfen Schnaps hinein in unsre Bauten. (Bravo!) Nie! Aber — dafür geben wir allen Bauarbeitern umsonst Kaffee, seit dreiunddreißig Jahren — und es geht! ... Ich habe also die dringende Bitte, daß unser Abgeordnetenhaus dem Herrn Minister den Rücken stärken möge im Kampf gegen den Schnaps bei den Kanalbauten — und er hat mir die Hand bereits zu gemeinsamem Kampf gereicht; er will uns helfen und steht entschlossen auf unsrer Seite, das hat mir große Freude gemacht; ich bin außerordentlich dankbar dafür.

Ich habe aber noch eine Bitte an den Herrn Minister: ich möchte auch nicht, daß nun von den vierhundert Millionen zuviel außer Landes geht, daß wir diese große Arbeit allein mit Italienern und Polen ausführen. Sie müssen bedenken, daß ich diesen letzten Winter gegen sechshundert arme Arbeitslose bei uns in unsern Kolonien gehabt habe. Es ist garnicht nötig, daß diese Leute alle so stramm arbeiten können, wenn wir sie nur in Verpflegung haben. Der Unternehmer kriegt seine Kubikmeter gerade so gut, wenn er mit schwachen oder starken Leuten seine Arbeit tut, und Kost und Kleidung verdienen auch die schwachen Leute noch, sodaß der Staat keinen Schaden hat. Ich glaube, daß wir auf der Landstraße hunderttausend Leute im Winter herumlaufen lassen, in der Meinung, die können nicht Karren schieben. Das ist falsch! Wir arbeiten ja mit epileptischen Kranken, und das letzte, was diese können, ist: eine Karre schieben. Das können also auch schwache Leute, und solche alternden schwachen Leute, die sonst niemand mehr nimmt, möchte ich nicht vor die Tür gestoßen haben. Das würde aber nur gehen, lieber Herr Minister, wenn Sie unsre Hand ergreifen inbezug auf die Barackenverwalter; denn einem beliebigen Unternehmer kann ich solche Schwachen nimmer hingeben."

Bodelschwingh stand bei seiner sozialen Arbeit zumteil schon auf den Schultern andrer; Johann Hinrich Wichern und Adolf Stöcker seien hier genannt. Aber er war ein ganzer Mann, dessen reiche, saftstrotzende Natur, gepaart mit höchster persönlicher Anspruchlosigkeit, allein so große Wunder

zu wirken vermocht hat. Seine Liebe hatte nichts Weichliches; er verlangte viel von andern, weil er ſein eignes Leben jederzeit in die Schanze ſchlug. Seine Heiterkeit floß aus einem ſchuldloſen Gemüt, dem jede Überhebung ſelbſt im Schoß des Erfolges fremd war. Darum lautete auch das höchſte Lob, das er ſeiner vor ihm geſchiedenen Gattin nachrief: daß ſie ihm nie geſchmeichelt habe.

Und was alles hatten die beiden gemeinſam getragen! In Dellwig verloren ſie ihre vier blühenden und begabten Kinder kurz nach einander an Diphtherie, ihr Haus ſtand plötzlich leer. Doch ſie tröſteten ſich: „Die mit Tränen ſäen, werden mit Freuden ernten," und gingen unverzagt in Bethel an die Arbeit. Ein Optimiſt iſt Friedrich von Bodelſchwingh zuweilen genannt worden, und gewiß hatte er davon gerade genug, um andre mit Zuverſicht erfüllen zu können. Allein er war es ganz und garnicht in jenem leichten Sinn, dem das Bewußtwerden der eigenen Niederlage mangelt. — Er ſtarb am 2. April 1910. Ein Feldherr im Streit gegen menſchliches Elend war mit ihm dahingeſchieden. Doch ein unbeſchreiblich friedvoller Ausdruck auf ſeinem Angeſicht ſoll die Spuren des Todes faſt verwiſcht haben.

Schlußwort

Wie gerne würde ich meinem Kranz noch dieſes oder jenes Blatt eingeflochten, noch manchen großen Gelehrten, manchen Künſtler, manchen Staatsmann, manchen tüchtigen Bürger meiner Ausleſe hinzugefügt haben! Schwer genug iſt ohnehin manchmal die Wahl unter Gleichberechtigten auf demſelben Gebiet geworden, ſo zwiſchen Beethoven und Mozart, Schleiermacher und Fichte. Allein der falſche Anſchein von Zurückſetzung kann höchſtens dort entſtehen, wo man den beſchränkten Raum vergißt, der mir zugebilligt war.

Um nur eines zu erwähnen: fünf große Ärzte führt mein Regiſter auf, Schiller, Thaer, Mayer, Nachtigal und Gräfe. Würde mir der Vorwurf der Parteilichkeit erſpart geblieben ſein, wenn ich meinen fünfzig etwa noch Kußmaul, Virchow, Langenbeck hinzugefügt und ihnen zulieb andre preisgegeben hätte? Auch von einem Schachbrett ſollte niemand fünfundſiebzig Felder verlangen, wenn es doch nur vierundſechzig hat.

So will ich mich denn getröſten in dem Bewußtſein, für jeden meiner Helden mit guten Gewiſſen eintreten zu können. Nicht wer außerdem noch würdig, ſoll mir nachgewieſen werden, ſondern wer von dieſen fünfzig Beſten eines Platzes im deutſchen Ehrenſaal an ſich unwürdig war. Und ſolchen Angriffen wird ſich begegnen laſſen.

Der Hiſtoriker von Fach wieder mag in den älteren Zeiten manchen Namen vermiſſen. Doch der Zweck dieſes Buches durfte nicht ſein: wenig bekannte Männer archaiſtiſch ans Licht zu ziehen, ſondern ſolche, die zumal der Jugend heute noch *leben*, in moderner Auffaſſung zu zeigen. Gern hätte ich die Lücke zwiſchen der Hohenſtaufen- und der Reformationszeit mit dem Erquicker des kleinen Mannes, Till Eulenſpiegel, ausgefüllt. Aber da keine Urkunden über ihn vorliegen, die dem kritiſchen Gelehrten genügen könnten, hab ich auf ihn verzichten müſſen.

Bei Prüfung der Namen wird man die gute Meinung von der gediegenen Leiſtungsfähigkeit deutſchen Bürgertums bekräftigt finden. Nehme ich die Kaiſer, Könige und Fürſten aus, dazu Hermann von Salza, der ſich im Stande der unfreien Miniſterialen dieſe mehr geographiſche Bezeichnung beigelegt hatte, ſo ſind nicht weniger als dreißig Bürger- und Bauernſöhne vertreten. Zwar auch der Geburtsadel iſt mit Stein, Blücher, Kleiſt, Weber, Bismarck, Moltke, Bennigſen, Gräfe und Bodelſchwingh, im ganzen neun-

mal, beteiligt; das ist im Verhältnis zu der Kleinheit seiner Kopfzahl viel und nur dadurch zu erklären, daß in seinen Kreisen Unterricht und Kultur zugänglicher, die Bedingungen zum Aufstieg, die guten Gelegenheiten günstiger sind, während unbemittelte Bürgerliche oft ein bis zwei Jahrzehnte allein daran wenden müssen, sich die Beziehungen erst zu schaffen, über die der Adlige von vonherein verfügt.

Von meinen Bürgern sind folgende zehn: Goethe, Mozart, Schiller, Thaer, Scharnhorst, Simson, Siemens, Mayer, Stephan und Lenbach nachträglich, einige kurz vor ihrem Tode, geadelt worden. Ich halte es für eine Geschichtsfälschung, sie auf Grund dieser für ihr Lebenswerk ganz unwichtigen Tatsache dem Adel zuzuzählen und es dadurch späteren Byzantinern zu ermöglichen, das Bürgertum um diese seine Söhne zu prellen, als ob die Privilegierten eben doch das Meiste und Wichtigste zur deutschen Gesittung beigesteuert hätten.

Für diejenigen, die auf solche Daten um der Exaktheit willen Wert legen, sei nachgeholt, daß Bismarck am 15. September 1865 Graf und nach dem französischen Kriege Fürst, daß Stephan 1885, Siemens und Simson durch Kaiser Friedrich nobilitiert wurden. Bekanntlich hat nur Einer von den Hochgestiegenen des vorigen Jahrhunderts jede Versuchung abgewiesen, sich dem Stande, der ihn geboren und getragen hatte, entfremden zu lassen: Friedrich Krupp in Essen. Er hat als Bürger gelebt und ist als Bürger gestorben.

Auffallen wird es dem Leser, um wieviel konturenreicher die Schicksale der Männer sind, die im achtzehnten Jahrhundert zur Welt kamen; weshalb sie im Vergleich mit den Epigonen leicht als die stärkeren, interessanteren erscheinen. Doch da sprechen vor allem die unsicheren politischen Verhältnisse früherer Zeit gewaltig mit. Wenn die bloße Tatsache, die napoleonischen Wirren erlebt zu haben, einen Menschen schon erhöbe, wieviele Schwachköpfe würden den stillen Arbeitern des neunzehnten Jahrhunderts vorzuziehen sein! Aber wahr bleibt es: geordnete Verhältnisse, die nicht, gleich Zusammenbruch und Fremdherrschaft, alle Hilfsmittel der angeborenen Energie wachrufen, dämpfen das Originale leicht zur Alltäglichkeit. Welch ein geistiger Riese war Justus Liebig! Doch was hat er viel erlebt? Er ist von Erfolg zu Erfolg geschritten. Der tragische Zwischenfall seines Lebens bestand darin, daß er kurz vor dem Aufstieg eine Einladung zum allmächtigen Humboldt in Paris, mangels der Adresse, nicht

wahrnehmen konnte. Und auch dieser Fehler wurde noch repariert. Den großen Kampf hat er um ein Laboratorium in Gießen gekämpft. Aber nachdem es eingerichtet worden war, ist ihm eigentlich nur das nicht nach Wunsch gegangen, was er sich durch seine leidenschaftliche Polemik *selber* eingebrockt hatte.

Prüft man das Landsmannschaftliche, so begreift es sich, warum die Mark „die Wiege großer Männer" genannt worden ist. Nicht weniger als elf Märker sind hier vertreten, d. h. neben den vier Königen und Kaisern Kleist, Jahn, Schinkel, Bismarck, Fontane, Gräfe und Nachtigal. Dabei fehlen die zwei Brüder Humboldt. Am nächsten kommt Schwaben mit sechs: Barbarossa, Reuchlin, Kepler, Schiller, List, Robert Mayer. Die Franken schenkten uns außer drei Kaisern Goethe und Stein, die Hannoveraner Scharnhorst, Thaer, Siemens und Bennigsen, die Westfalen Kapp und Bodelschwingh, die Bremer H. H. Meier, die Mecklenburger Blücher, Moltke und Reuter, die Obersachsen, außer dem weisen Kurfürsten, Lessing, Fichte und Richard Wagner, die Ostpreußen Kant und Simson, die Pommern Nettelbeck und Stephan; auch fast alle andern Stämme stellten ihren Mann.

Was hatte mancher von ihnen für eine harte Jugend; noch andre traf das Härteste gegen Ende ihres Lebens. Scharnhorst und Fichte haben als Knaben Vieh gehütet, Lenbach hat Mörtel rühren und die Kelle schwingen müssen. Er wie Blücher machen es klar, bis zu welchem Grade das wirkliche Genie des scharfen Unterrichts in der Jugend entbehren kann. Reuter und Robert Mayer waren schlechte Schüler. Schuldummheit beweist also nichts gegen die Gabe: anders als andre zu *sehen*; was eben ein Genie macht. Umgekehrt findet man bei Musterknaben gerade diese Gabe nur äußerst selten. Alljährlich treten hunderte von ihnen ins deutsche Leben, die auf ihrer Mittelschule primus omnium gewesen waren, — und verschwinden. Kant, Jakob Grimm, Simson, Stephan, von Bodelschwingh gehören zu den wenigen, die trotzdem sich fruchtbar bewiesen.

Manche haben ein patriarchalisches Alter erreicht, Kaiser Wilhelm und Moltke mit 90 Jahren, H. H. Meier mit 89, Simson mit 88, Nettelbeck mit 85, Bismarck mit 83, Goethe mit 82, Kant, Fontane, Bodelschwingh mit 79, Grimm und Freytag mit 78, Bennigsen mit 77, Thaer und Blücher mit 76, Siemens mit 75, Friedrich der Große und Jahn mit 74,

Stein mit 73, Theoderich der Große mit 72, Karl der Große mit 71, Richard Wagner mit 69 Jahren.

Am beneidenswertesten von allen aber wollen Karl der Große und Werner Siemens erscheinen, unbrechbare Vollnaturen, bei denen sich darum auch Erfolg und Verdienst am reinsten entsprachen. Andre, denen die hohen Gaben fast zum Fluch wurden, sind unter der Last ihrer Verantwortung zu keinem Glücksgefühl mehr gelangt oder haben sich an den Widerständen der Welt aufgerieben. Am frühesten starb Kleist hinweg mit 34, die nächsten sind Mozart mit 36, Armin mit 37, Weber mit 39, Gräfe mit 42, Schiller mit 45 Jahren.

Bisweilen fragt man sich: Wenn Friedrich List heut unter uns lebte, wo alles maschinenglatt zu gehen scheint, was würde seinen Blick gereizt, was sein Urteil angestoßen, was ihn auf neue, grundstürzende wie grundlegende Gedanken gebracht, was die in ihm schlummernden Kräfte geweckt haben? Würde er nicht ein gewandter, satter, dekorierter Verwaltungsbeamter geworden sein? Sicher findet ein Ordner mehr Arbeit im Chaos, wo alles erst aus dem Gröbsten herausgeschält werden soll. Aber wie tiefsinnig sagt Goethe: „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage!“ Während wir wunderwas geschaffen zu haben glauben, bemerken wir die Keime des Verderbens nicht, die jedem Menschenwerk von Hause aus anhaften und, ins Kraut geschossen, uns die Freude an der einstigen Schöpfung vergällen. Da sagen die ganz Klugen: „Entwicklung, stehe still zu Gibeon!“ und erst recht bedarf es neuer Genien, um gegen Quietisten und Reaktionäre die Nation aufzurufen und zum Kampf zu sammeln.

Die Natur aber wird karg und welk, wo man ihre Forderungen mißachtet. Wilhelm Ostwalds besorgte Frage: „Wie erkennt, wie züchtet man Genies?“ kann eines Tages zu sehr wenig schmeichelhaften Ergebnissen führen. Die wirklich fruchtbaren Genien erwuchsen niemals in dem Brodem städtischer Überfeinerung, auf die wir doch so emsig hinarbeiten.

Denn die Hauptsache ist nicht sowohl Begabung; die ist verschwenderisch ausgestreut gleich den Milliarden von Frühlingsblüten, die taub zu Boden fallen; als vielmehr gesundes Reifen. Anfressende, verbrauchende Reize müssen fernbleiben; die beste Begleitschaft aber für hohe Fähigkeiten bildet ein fester Wille, der die Selbstvergeudung an falsche Tendenzen verhindert. So wird man immer finden, daß mittelmäßige Begabung, von dieser letzten Eigenschaft gestützt, einer höheren vorankommt, die dieser Eigenschaft ent-

behrte. Die Bedingungen jedoch für jugendfriſches, robuſtes Aufwachſen werden von der Hochkultur untergraben.

Eben deshalb mag es in Zeiten der Verdroſſenheit frommen, ſich der deutſchen Heroen zu erinnern, die dem Wahlſpruch „arbeiten und nicht verzweifeln" vorangeleuchtet haben; mag es frommen, während man rundumher Gedankenarmut ihr ſelbſtgefälliges Werk hinleiern ſieht, ſich aufzurichten am Anblick der tapfern und ſchöpferiſchen Bahnbrecher, die einſt unter uns gewaltet haben.

„... Ihre Edleren, ach, es bedeckt
Eure Male ſchon ernſtes Moos! ..."

Doch Schande dem Enkel, der jemals eurer vergäße, der aus eurem ſtolzen
Andenken nicht Kraft gewönne zu einem Gelübde
treuen Durchhaltens für unſer
deutſches Volk.

Anzeigen

Anzeigen

Freundschaft

Eine psychologische Forschungsreise

Von A. von Gleichen-Rußwurm

Die Freundschaft, das Höchste, was die Besten erlebt, das Süßeste, was die Dichter besungen und etwas vom Geheimnisvollsten, was die Denker je zu ergründen versucht haben, ist doch ein so allgemeines Gut des menschlichen Herzens, daß es keine menschliche Gemeinschaft und keinen Kulturzustand gegeben hat, denen sie fremd geblieben wäre. Zuerst zeigt uns der Verfasser die Freundschaft als Schwester der Liebe, zwei Bilder, die in ihrer Ähnlichkeit und Verschiedenheit von unerschöpflichem Reize sind. Wir sehen die Weisen aller Zeiten mit den Rätseln beschäftigt, die in diesen verschiedenen Äußerungen der menschlichen Seele enthalten sind. Dann zieht die ganze Geschichte der Freundschaft in reichen, wechselvollen Bildern an uns vorüber: wir sehen, wie sich ihr Gehalt und ihre äußeren Formen unter verschiedenen Verhältnissen wandeln, und diese Wandlungen selbst bieten ein Spiegelbild menschlicher Sitten und Kultur. In der Art und Weise, wie sie von den Denkern aufgefaßt, erklärt, hochgeschätzt wurde, lassen sich die jeweiligen Richtungen des menschlichen Geistes erkennen. Die reichen Beziehungen, welche zwischen Freundschaft und Poesie stets bestanden, werden aufgedeckt; zahlreiche poetische Motive aus den Literaturen aller Völker gehen auf den Grundakkord der Freundschaft zurück; alte Legenden, die uns fremd und tot anmuteten, sehen wir durch eine feinsinnige Deutung erfüllt von tiefem, warmem Leben. Ein liebevolles Verständnis für die feinsten menschlichen Lebensäußerungen geht aus diesen Betrachtungen hervor; wir wandeln auf einsamen, geweihten Pfaden und treffen zusammen mit der zartesten Glückssehnsucht, mit dem stillen Suchen edler Seelen. Aber auch manche seltsame, bisher vielleicht unfreundlich beurteilte Erscheinung der Kulturgeschichte, rückt in das milde Licht des Verstehens. Wir lernen die Freundschaft nicht nur als lieben Gast des Herzens kennen, sondern auch als den mächtigen Begründer gesellschaftlicher und staatlicher Ordnungen, dessen Bande stärker fesseln als der Zwang der geschriebenen Gesetze.

Der Preis des gegen 500 Seiten umfassenden Werkes beträgt geheftet Mark 8.50, in Leinwand 10 Mark, in Pergament 12 Mark. Eine Luxusausgabe auf Kaiserl. Japanpapier ist in 35 Exemplaren hergestellt worden; sie kostet in Leder gebunden 35 Mark

Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart

Das galante Europa

Geſelligkeit der großen Welt 1600—1789

Von A. von Gleichen-Rußwurm

Wie eine prächtige, teppichgeſchmückte Barke mit fröhlichen, lachenden, glücklichen Menſchen in beſtändiger rhythmiſcher Bewegung, aber ſicher und geſchickt gelenkt auf dem in den Strahlen der Sonne golden glitzernden Strome dahingleitet, ſo zieht mit der glänzenden Darſtellungskunſt Alexanders von Gleichen-Rußwurm die ganze reiche und berückende Geſelligkeit der höfiſchen Welt des 17. und 18. Jahrhunderts in wechſelreichen, lebenswahren, beſtrickenden Bildern an unſerem inneren Auge vorüber. Die Darſtellungsgabe dieſes Meiſters geiſtvoller und eleganter Schilderung iſt ſo groß, ſeine künſtleriſche Imagination und ſeine zwingende Suggeſtivkraft ſo machtvoll, daß wir beim Leſen ſeiner koſtbaren Bücher mitten in das Treiben dieſer gefälligen und graziöſen Welt hineingeriſſen werden und uns als Mithandelnde in Pracht und Glanz, als Mitfühlende bei Freud und Leid wiederfinden. Wir lernen das entzückende, blendende Leben der Höfe europäiſcher Fürſten in ſeinen tiefſten und geheimſten Regungen kennen. Das Liebesſpiel der Menſchen einer Zeit, die durch höfiſche Galanterie und würdevollen Prunk ausgezeichnet war, wie keine andere, tritt uns hier mit einer reizenden Naivität und Grazie entgegen. Die geniale Brutalität eines Peter des Großen, die vom franzöſiſchen Einfluß gemilderten Sitten ſeines noch barbariſchen Hofes, die Intrige, die Kabale, der Haß und die Liebe der ſlawiſchen Ariſtokratie, das Leben und Treiben am Hofe Karls I., ſein tragiſches Geſchick, die Sitten und Gebräuche des engliſchen Adels, die Ränke und Schliche der römiſchen und ſpaniſchen Diplomaten, die Feſte, Spiele und Tierkämpfe in Madrid, die urbaneren Zuſtände am Wiener Hofe, in Dresden und Berlin, die gediegene Eleganz und weltmänniſche Würde der holländiſchen Geſellſchaft jener Jahrhunderte, die Salons geiſtreicher Frauen und Männer des Zeitalters Ludwigs XV. ziehen an uns in einer verlockenden Schilderung vorüber. Wir ſchauen in die Werkſtatt der Diplomatie und erfahren, wie die Geſchicke der Völker von rauher und ſehr oft auch von zarter Hand gelenkt und geleitet werden. Wir werden mitten in den Strudel des frivolen Lebens am Hofe des letzten franzöſiſchen Königs im 18. Jahrhundert hineingeriſſen und glauben in der Ferne ſchon den unheilverkündenden Schritt, das verhängnisvolle Nahen der franzöſiſchen Revolution zu vernehmen. Im Geiſte ſehen wir das ſpiegelblanke Meſſer der Guillotine im Strahl der frühen Morgenſonne aufleuchten, hören in ziſchendem Ton den das Leben mit Blitzesſchnelle vernichtenden Stahlkeil herniederſauſen, von deſſen haarſcharfer Schneide die unendlichen Ströme Blutes zur Erde rannen, in denen ſchließlich die geſamte lebensluſtige, geiſtſprühende, frivole, elegante Geſellſchaft Frankreichs und mit ihr das ganze galante Europa unterging.

Kaſſeler Tageblatt und Anzeiger.

Preis geheftet Mk. 8.50; in Leinwand 10 Mk.; in Pergament 12 Mk.

Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart

Das galante Europa

Geſelligkeit der großen Welt 1600—1789

Von A. von Gleichen-Rußwurm

Wie eine prächtige, teppichgeſchmückte Barke mit fröhlichen, lachenden, glücklichen Menſchen in beſtändiger rhythmiſcher Bewegung, aber ſicher und geſchickt gelenkt auf dem in den Strahlen der Sonne golden glitzernden Strome dahingleitet, ſo zieht mit der glänzenden Darſtellungskunſt Alexanders von Gleichen-Rußwurm die ganze reiche und berückende Geſelligkeit der höfiſchen Welt des 17. und 18. Jahrhunderts in wechſelreichen, lebenswahren, beſtrickenden Bildern an unſerem inneren Auge vorüber. Die Darſtellungsgabe dieſes Meiſters geiſtvoller und eleganter Schilderung iſt ſo groß, ſeine künſtleriſche Imagination und ſeine zwingende Suggeſtivkraft ſo machtvoll, daß wir beim Leſen ſeiner koſtbaren Bücher mitten in das Treiben dieſer gefälligen und graziöſen Welt hineingeriſſen werden und uns als Mithandelnde in Pracht und Glanz, als Mitfühlende bei Freud und Leid wiederfinden. Wir lernen das entzückende, blendende Leben der Höfe europäiſcher Fürſten in ſeinen tiefſten und geheimſten Regungen kennen. Das Liebesſpiel der Menſchen einer Zeit, die durch höfiſche Galanterie und würdevollen Prunk ausgezeichnet war, wie keine andere, tritt uns hier mit einer reizenden Naivität und Grazie entgegen. Die geniale Brutalität eines Peter des Großen, die vom franzöſiſchen Einfluß gemilderten Sitten ſeines noch barbariſchen Hofes, die Intrige, die Kabale, der Haß und die Liebe der ſlawiſchen Ariſtokratie, das Leben und Treiben am Hofe Karls I., ſein tragiſches Geſchick, die Sitten und Gebräuche des engliſchen Adels, die Ränke und Schliche der römiſchen und ſpaniſchen Diplomaten, die Feſte, Spiele und Tierkämpfe in Madrid, die urbaneren Zuſtände am Wiener Hofe, in Dresden und Berlin, die gediegene Eleganz und weltmänniſche Würde der holländiſchen Geſellſchaft jener Jahrhunderte, die Salons geiſtreicher Frauen und Männer des Zeitalters Ludwigs XV. ziehen an uns in einer verlockenden Schilderung vorüber. Wir ſchauen in die Werkſtatt der Diplomatie und erfahren, wie die Geſchicke der Völker von rauher und ſehr oft auch von zarter Hand gelenkt und geleitet werden. Wir werden mitten in den Strudel des frivolen Lebens am Hofe des letzten franzöſiſchen Königs im 18. Jahrhundert hineingeriſſen und glauben in der Ferne ſchon den unheilverkündenden Schritt, das verhängnisvolle Nahen der franzöſiſchen Revolution zu vernehmen. Im Geiſte ſehen wir das ſpiegelblanke Meſſer der Guillotine im Strahl der frühen Morgenſonne aufleuchten, hören in ziſchendem Ton den das Leben mit Blitzesſchnelle vernichtenden Stahlkeil herniederſauſen, von deſſen haarſcharfer Schneide die unendlichen Ströme Blutes zur Erde rannen, in denen ſchließlich die geſamte lebensluſtige, geiſtſprühende, frivole, elegante Geſellſchaft Frankreichs und mit ihr das ganze galante Europa unterging.

Kaſſeler Tageblatt und Anzeiger.

Preis geheftet Mk. 8.50; in Leinwand 10 Mk.; in Pergament 12 Mk.

Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart

Geſelligkeit

Sitten und Gebräuche der europäiſchen Welt 1789—1900

Von A. von Gleichen-Rußwurm

Ungeheuer viel Material ſteckt in dieſem köſtlichen Buche: die großen Fäden der Politik, die Zentren der Kongreſſe wechſeln mit den Intrigen der Boudoirs, mit dem Kriſtallglanz der geſchmückten Tafeln, mit den Jagden und den literariſchen Zirkeln, und alles ſpiegelt ſich zuſammen wider auf den wirklichen Brettern des Theaters. Es iſt der vornehme Jahrmarkt des Lebens, der uns hier ergötzt, in dem das Fallbeil der Place de la Bastille ebenſowenig fehlt, wie der Bienenkorb des Wiener Kongreſſes oder die ſpäteren Weltausſtellungen. Der Hauch von Deutſchlands klaſſiſcher Literatur, die Romantiker Berlins und die Salons des alten Wiens werden wach. Die Harmonie des engliſchen Lebens, das Dandytum Brummels und die ganzen Zeiten der Queen Victoria ſind ebenſowenig vergeſſen, wie die ſeltſamen geſelligen Gegenſätze des ewigen Roms. So umzieht uns von Rußland bis Spanien ein internationales Band und einigt uns dem Zirkel der großen Welt und jenem manchmal etwas kosmopolitiſchen Durcheinanderfluten der kulturellen Welle Europas. Allgemeine Zeitung, München.

Hier ſpricht ein vornehmer, edeldenkender Menſch in einer wundervollen, vornehmen Sprache mit einer Eindringlichkeit und Klarheit, mit einer inneren hinreißenden Begeiſterung und einem tiefen Ernſt, daß wir uns ſofort in ſeinem feſſelnden Banne befinden und uns gern von ihm überzeugen und führen laſſen. Kaſſeler Allgemeine Zeitung, Kaſſel.

Preis geheftet Mark 8.50, gebunden in Leinwand 10 Mark, in Pergament 12 Mark

Sieg der Freude

Eine Aeſthetik des praktiſchen Lebens

Von A. von Gleichen-Rußwurm

Selten hat uns ein Buch einen ſo hohen geiſtigen Genuß bereitet, eine ſolche Fülle von Anregung und Belehrung gewährt wie das vorliegende. Es iſt das äſthetiſche Glaubensbekenntnis eines feinſinnigen Geiſtes, der mit gediegener philoſophiſcher Bildung, klarem Urteil und ſtaunenswerter Beleſenheit künſtleriſche, ſoziale und ethiſche Probleme unſerer Zeit behandelt und in einer beſtrickenden Darſtellung zu löſen ſucht ... Wir wünſchen im Intereſſe einer Geſundung unſerer ſozialen und künſtleriſchen Zuſtände, daß dieſes populär geſchriebene und gediegene Buch die weiteſte Verbreitung finde, und wollen nicht unterlaſſen, unſern Leſern dieſe Erſcheinung zu empfehlen. Der Bund, Bern.

Wie in einem blumengeſchmückten Garten wandelt unſer Geiſt in Gleichen-Rußwurms anmutigem Buch dahin. Eine ſolche Aeſthetik des praktiſchen Lebens konnte von keinem weltfremden Gelehrten in der Studierſtube bei der Oellampe erſonnen werden: ein Weltmann mußte ſie ſchreiben, einer, der Menſchen und menſchliche Geſellſchaft im Glanz des elektriſchen Lichtes zu ſehen gewohnt iſt, ohne die Fähigkeit zu verlieren, zwiſchen echt und unecht zu unterſcheiden. Neue Zürcher Zeitung.

Preis geheftet 6 Mark, gebunden in Leinwand Mark 7.50, in Pergament 9 Mark

Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart

Die Werte des Lebens

Von St. B. Stanton

Die Werte des Lebens werden uns hier nicht in Moralſentenzen oder ſogenannten Sonntagsepiſteln aufgedrängt, ſondern abſichtslos mit melodiſchen, dichteriſchen Worten aus dem Bergwerke unſeres Innern zu heben verſucht. Ueber Zeit und Raum hinausſtrahlend und doch ſtets zu unſerem Ich, zu dem Göttlichen in uns zurückführend, ſcheinen die zündenden und wärmenden Worte uns Schätze zu verraten, die uns zu den reichſten Menſchen der Welt zu machen vermöchten. Aus ihnen heraus werden wir zu ſehenden und lauſchenden Seelen, zu mitfühlenden Geſchöpfen, ja, zu erkennenden Weſen, denen überall die Grenzen ſchwinden. Welche Fülle von ſtarkem Empfinden und prophetiſcher Klugheit ſpricht uns aus den knappen Sätzen an, welcher hohe Glanz irdiſcher Schönheit umſchmeichelt uns in dieſen Wahrheiten eines von Schlacken und irdiſchem Ballaſt freigewordenem Menſchen, Denkers und Dichters. Er ſelbſt wird uns damit zu einem Pharus durch das ſcheinbare Oedland des Lebens, zu einem Lichtträger, zu einem Hineinleuchter in die Winkel und Falten unſeres grübleriſchen und zagenden Weſens. Aus dem reichen Inhalte ſtrömt uns der Hauch des Weltſabbats entgegen, uns zu innerer Feſtigung zwingend und Friede und Glück verheißend, uns unſerem Gotte ſo nahe bringend, wie es Religion allein nicht vermag. Wer irgend eines beſonderen Seelenweckers und Schatzhebers bedarf, der greife frohen Herzens nach dieſem goldreichen Buche: es ſchafft lachende Kämpfer und Selbſtüberwinder. Otto Schulze-Elberfeld.

Preis geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark, Luxusausgabe in Leder gebunden 20 Mark

Die Lehre vom Glück

Von Jean Finot

Hier ſpricht ein vornehmer, edeldenkender Menſch in einer wundervollen vornehmen Sprache zu uns eigentlich über Selbſtverſtändlichkeiten und längſt bekannte Wahrheiten, aber mit einer Eindringlichkeit und Klarheit, mit einer inneren hinreißenden Begeiſterung und einem tiefen Ernſt, daß wir uns ſofort in ſeinem feſſelnden Banne befinden und uns gern von ihm überzeugen und die ſteilen, aber doch ſicheren Wege führen laſſen, an deren Ende das wahre Glück des Menſchen unſer harrt. Das Buch bringt eine innere Befreiung allen denen, die es mit Ernſt und Andacht leſen werden, es will allen jenen Menſchen, die ſtrebend ſich bemühen in jener Tätigkeit, die nie ermattet, die Fülle von Liebe und Güte in die Herzen ſenken, die allein zum wahren Erdenglück den Menſchen führen können. Kaſſeler Allgemeine Zeitung, Kaſſel.

Seine Lehre vom Glück, ſo trocken auch der Titel klingen mag, iſt ein wundervoll erfriſchendes Buch, das man freilich nicht in einem Atemzuge ausleſen wird; aber wer einmal den Hauch dieſes reifen, milden Geiſtes verſpürt hat, wird es in dunklen und frohen Stunden immer wieder zur Hand nehmen. Denn eine Güte und Klarheit, eine Kraft und Tiefe ſtrömt uns daraus entgegen, wie ſie nur ein hochherziger Freund mit reicher Welterfahrung ſpenden kann. Generalanzeiger, Düſſeldorf.

Preis geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark, Luxusausgabe in Leder gebunden 20 Mark

Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart

Vom frohgemuten Leben

Von O. S. Marden

Man könnte auf den Gedanken kommen, das Lachen sei polizeilich verboten worden, wenn man die Gesichter der Geschäftsleute und Angestellten in unseren großen Städten studiert. Sogar wenn sie im Restaurant sitzen und ihr Mahl einnehmen, können die Leute von der ernsten Seite des Lebens nicht wegkommen. Sie essen mit finsteren Gesichtern. Viele Menschen haben das Lachen völlig verlernt, ihr Gemüt ist starr und kalt geworden, und sie behaupten, das Leben sei kein Spaß. Pah! Die heiteren, frohgemuten Menschen sind nicht nur die glücklichsten, sondern auch die brauchbarsten, denen alles am besten gelingt und denen das längste Leben beschieden ist. Es ist eine wahre Sünde, wenn man bei der Jugend die Freude am Lachen ertötet. Man sollte sie nur mit Heiterkeit umgeben, sie lachend erziehen. Die Gabe, froh zu sein, ist uns ebenso verliehen worden, wie die Fähigkeit, unser Brot zu verdienen, und man sollte diese Gabe in jedem pflegen und entwickeln. Sie ist das Allheilmittel der Seele, das uns jung und frisch erhält. Eine heitere Gemütsart ist im praktischen Leben wichtiger als eine Gymnasialbildung ohne sie, und am ärmsten wird immer der sein, der ohne Frohsinn ist, besäße er auch Millionen. Ich selbst möchte lieber an Frohsinn und Sonnenschein Millionär heißen können als an Geld ... Mit solchen und ähnlichen Sätzen, die ich hier zu einem Ganzen vereinigt habe, finde ich ein englisches Buch eingeleitet, das zu jener Gruppe herzstärkender und erbaulicher Schriften zählt, die im Leben des Engländers eine so große Rolle spielen. Was vor mehr als hundert Jahren Lord Chesterfield in den Briefen an seinen Sohn an praktischer Weltweisheit niedergelegt hat, was Samuel Smiles vor Jahrzehnten in seinen Büchern über die Bildung des Charakters und den Weg zum Erfolg uns lehrte, was der feine John Lubbock über die Bedeutung der Freude im menschlichen Leben erzählte, was St. B. Stanton und andere englische Schriftsteller von den Werten dieses Lebens überhaupt zu sagen wußten, das alles hat sich in diesem neuen Buche zum Evangelium verdichtet, und sein Verfasser, O. S. Marden, trägt es mit einem starken Temperament und sehr viel Wärme vor. Schlicht und volkstümlich weiß er zu reden, es muß ein jeder verstehen. Welche Tüchtigkeit, welche Stärke, welches Selbstgefühl lebt in diesen Druckseiten! Sie sind kein Buch für müßige Leser, die jeden Tag einen Band verschlingen und wieder vergessen. Dieses kleine Büchlein ist ein Lexikon der praktischen Weltweisheit, aus dem Menschen jeden Standes, jeden Alters, jeden religiösen Bekenntnisses sich täglich ein Kapitelchen zur Stärkung vorlesen sollten.

A. Müller-Guttenbrunn.

Preis geheftet 3 Mark, in Leinenband gebunden 4 Mark

Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart

Wege zum Erfolg

Von O. S. Marden

Marden hat sich in Amerika eine große, begeisterte Gemeinde erworben; Leute aus allen Kreisen der Gesellschaft, von allen Alters- und Bildungsstufen gehören zu seinen Lesern und Verehrern und verdanken ihm wertvolle Anregungen und Aufmunterungen. Auch in Deutschland haben seine Schriften schon die weiteste Verbreitung gefunden; wer ihn kennen gelernt hat, hält ihn fest wie einen teuren Freund und freut sich jedes neuen Buches von ihm als einer wertvollen Erwerbung. Tausende, die ein gedrücktes, hoffnungsloses Dasein hinschleppten, hat er aufgerichtet; es ist, als ob von seinen Schriften eine eigentümliche Macht ausginge, dem Leser den Weg zu weisen, wie er seine Persönlichkeit kräftig und froh behaupten und sie zur Grundlage beglückenden Schaffens zu machen vermag ... In dem vorliegenden Buche lehrt Marden, in welchem Geiste ein freier, selbstbewußter, energischer Mensch seinem Berufe und dessen täglichen Geschäften gegenübertritt, sie anfaßt, beherrscht, ordnet, erledigt und den größten Erfolg aus ihnen zieht. Die frische, logische, eindringliche Art des Verfassers, seine anschauliche, unterhaltende und humoristisch gewürzte Darstellung geben seinen Worten einen hohen Reiz und eine Ueberzeugungskraft, die ihrer Wirkung auf den Leser jeden Standes und Alters sicher sein kann. In unserer Zeit, wo der harte Konkurrenzkampf erhöhte Kraft und Tüchtigkeit verlangt, ist ein derartiger Mentor besonders auch für die ins praktische Leben eintretende Jungmannschaft von hohem Wert, denn er bietet ihr Hilfe und guten Rat, zeigt ihr, daß die Aussichten, in der Welt voranzukommen, heute nicht schlechter sind als früher, wenn man sich zielbewußt mit Ausdauer und Willensstärke einem Vorhaben widmet. An der Hand vieler lehrreicher Beispiele zeigt Marden, wie Männer und Frauen von kleinen Anfängen zu großem Erfolg durchgedrungen sind. Schwache, Zaudernde, Enttäuschte finden goldene Worte in den „Wegen zum Erfolg", die Zuversicht geben, daß sie sich weder durch Brüten über vergangenes Mißgeschick noch durch Bangen vor einer ungewissen Zukunft abhalten lassen dürfen, den kostbaren Augenblick zu nützen.

Preis geheftet 3 Mark, in Leinwand gebunden 4 Mark

Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart

Größe und Niedergang Roms

Von Guglielmo Ferrero

Erſter Band	Wie Rom Weltreich wurde
Zweiter Band	Julius Cäſar
Dritter Band	Das Ende des alten Freiſtaats
Vierter Band	Antonius und Kleopatra
Fünfter Band	Der neue Freiſtaat des Auguſtus
Sechſter Band	Das Weltreich unter Auguſtus

Ferreros Darſtellung lieſt ſich — im beſten Sinne — wie ein Roman; es iſt ein hiſtoriſches Feuilleton, das man als literariſcher Feinſchmecker wie als Hiſtoriker wahrhaft genießt. Wir möchten ſeine Lektüre jedem ausnahmslos empfehlen, der noch einige Erinnerungen an die römiſche Geſchichte aus der Gymnaſiaſtenzeit in einem verborgenen Winkel ſeines Gedächtniſſes bewahrt. Er wird ſich wundern, wie an der Hand dieſes Zauberers alle die toten Zahlen und Daten, alle die halbverſtandenen Geſetze und die ſcheinbar zuſammenhangloſen Feldzüge Leben, Geſtalt, Bedeutung und Zuſammenhang gewinnen. Das Buch iſt mit großer Liebe zur Heimat geſchrieben, und wer ſich nur irgendwie für Italien und ſeine Vergangenheit intereſſiert, dem ſei dies Werk empfohlen, dem er ſicher reiche geiſtige Anregung und mannigfachen Gewinn verdanken wird. Leipziger Neueſte Nachrichten.

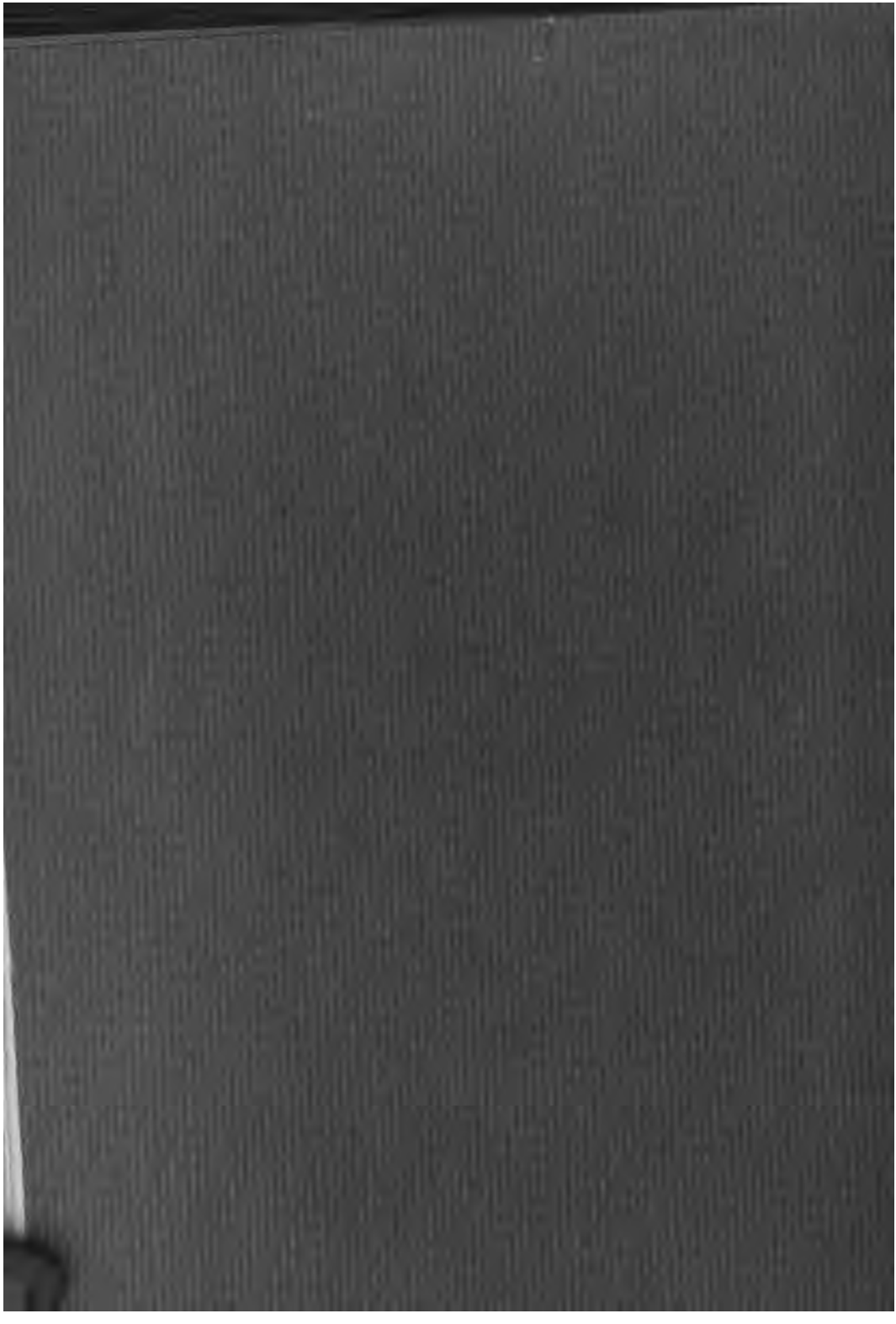
Wir möchten dieſe Bände allen denen aufs lebhafteſte empfehlen, die gerne ein ernſthaftes, aber durch ſeine Diktion jedem Gebildeten leicht zugängliches und zugleich durch die Höhe und Weite ſeiner Auffaſſung mächtig anregendes Geſchichtswerk in die Hand nehmen und den Geiſt der großen Hiſtorie zu ſich ſprechen laſſen. Ferrero iſt ein Meiſter in der Kunſt, den Rieſenſtoff zuſammenzufaſſen, wie ihn in lichtvoller, nach allen Seiten Ausſichten eröffnender Detailſchilderung auszubreiten. Neue Zürcher Zeitung.

Daß Ferrero ein moderner Menſch iſt und auch die Geſchichte Roms nicht ausſchließlich auf das Wollen und Vollbringen etlicher Helden begründet, ſondern ſie aus wirtſchaftlichen und ſozialen Urſachen erklärt, ſcheint uns ein beſonderer Vorzug ſeines Werkes zu ſein. Deutſche Tages-Zeitung.

Was aber unmittelbar den Leſer in ſeinen Bann zwingt, das iſt die eindringliche Wucht des Empfindens und der Enthuſiasmus der Reflexion, ſowie die ſchlichte Schönheit der Sprache, die uns überall entgegentreten. Staatsanzeiger für Württemberg.

Die deutſche Ausgabe hat vor der italieniſchen, engliſchen und franzöſiſchen den Vorzug voraus, das ſie am Schluß ein ſorgfältig ausgearbeitetes Namen- und Sachregiſter aller ſechs Bände bietet, das ihre Brauchbarkeit als Nachſchlagewerk erhöht. Band 3 und 4 enthalten die von Mommſen nicht behandelte Epoche. Jeder Band bildet ein abgeſchloſſenes Ganzes und wird einzeln zum Preiſe von je 4 Mark broſchiert und je 5 Mark elegant gebunden abgegeben. Das Werk kann durch jede Buchhandlung bezogen werden. Wo eine ſolche nicht am Platze iſt, wende man ſich direkt an den

Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart



UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02646 2401